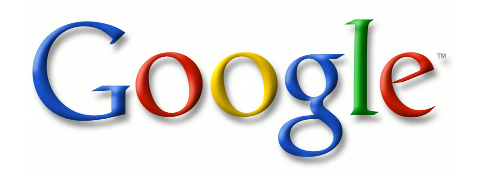
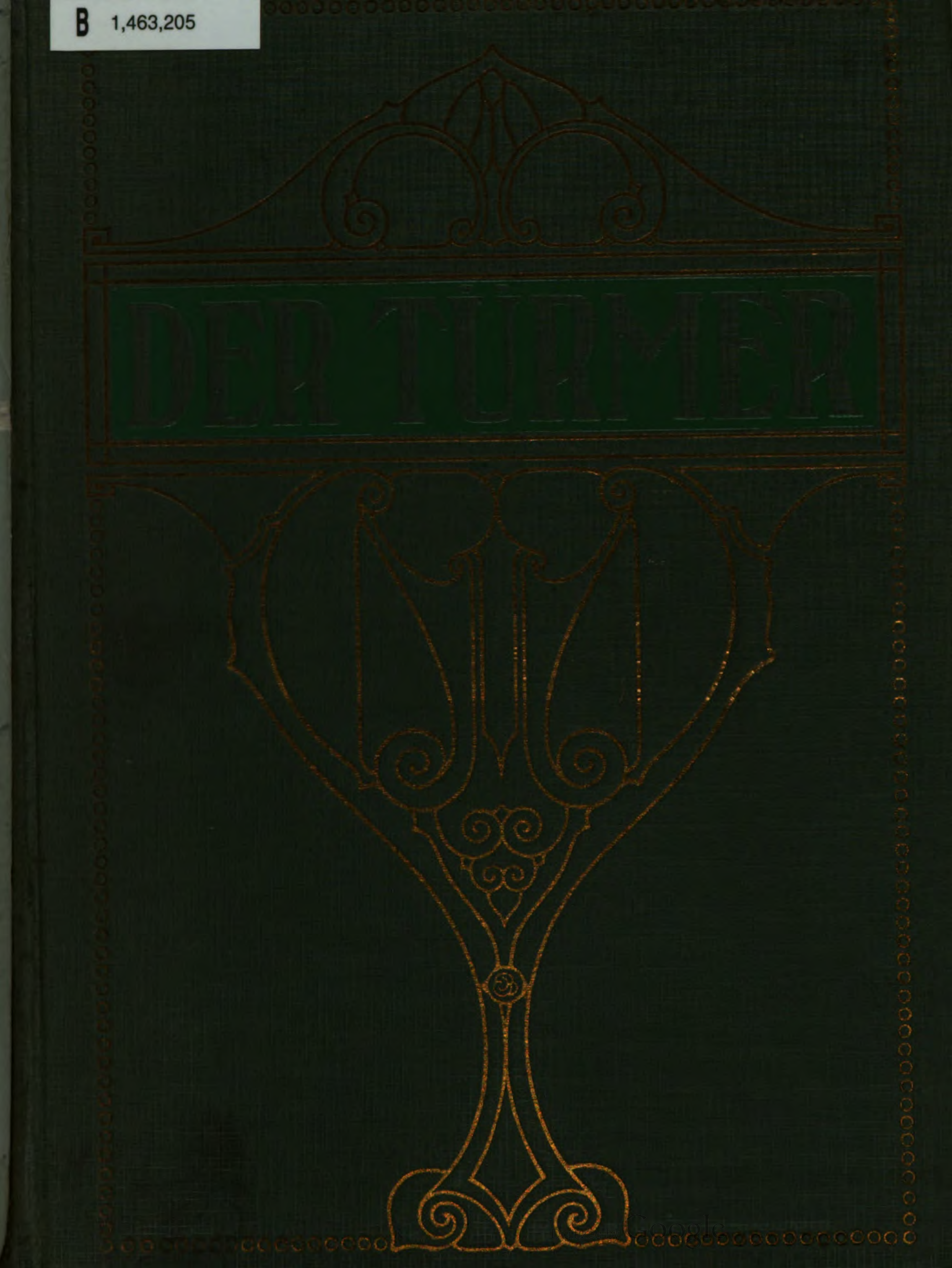



DER TÜRMER




G. REINHARDT.
GADEBUSCH
Ex LIBRIS

Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Professor D. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard

Neunundzwanzigster Jahrgang

(April bis September 1927)



Stuttgart

Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer

Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze



Besprochene Schriften

Offene Halle

Literatur



Bildende Kunst

Musik

Türmers Tagebuch

Auf der Warte



Kunstbeilagen und Illustrationen

Notenbeilage

Eingesandte neue Schriftwerke und Briefe

Auf den Beilagen.



Das Abendmahl Ernst Kreidolf



Monatsschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h.c. Friedrich Lienhard
Gründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

29. Jahrg. | April 1927 | Heft 7

**Ein Innesein
und Anhaften und Einssein mit Gott,
das ist Gnade . . .**

Es sprechen manche: sie hätten's nicht! Da erwidere ich: Das ist mir leid! Ersehnst du es aber auch nicht, das ist mir noch leider. Könnt ihr es denn nicht haben, so habt doch ein Sehnen danach! Mag man aber auch das Sehnen nicht haben, so sehne man sich doch wenigstens nach einer Sehnsucht!

Meister Eckehart

Die Stillen im Lande

Von Friedrich Lienhard

Im Jahre 1911, also mehrere Jahre vor dem Weltkriege, schrieb ich eine Art Weissagung über Deutschlands drohendes Schicksal. Es war ein gereimter Spruch. Jemand aus meinem Leserkreise ließ nach Ausbruch des Krieges diese Worte in großen Buchstaben drucken, unter Glas und Rahmen bringen und in den Lazaretten der Westfront an die Wände hängen. Ich erfuhr erst später davon; der Spruch hängt heute noch in meinem Arbeitszimmer in Weimar. Er lautet:

> Wenn Deutschland seine Sendung vergißt,
> Wenn Deutschland, nachdem es die Meere befahren,
> Den Völkern nicht mehr Führer ist
> Zum Innenlande des Unsichtbaren,
> Zu Gott und Geist —
> Wenn Deutschland versäumt seine heilige Sendung
> Und nicht mehr vorangeht im Drang nach Vollendung,
> Wenn es vom Haß, der in Spannung hält
> Die eiserne Welt,
> Zu neuer Liebe den Weg nicht weist —
> So wisse: dein Glück und dein Reich zerschellt!

Vielleicht darf ich auch in diesem Zusammenhange an meinen Roman „Der Spielmann" (1912) erinnern, worin von der für ganz Europa drohenden Titanic-Katastrophe und dem bevorstehenden Krieg deutlich die Rede ist. Man sagt manchmal, kein deutscher Dichter oder Denker hätte die kommende Weltkatastrophe vorausgesehen oder vorausgesagt; das ist ein Irrtum. Von mir wenigstens kann ich sagen, daß ich viele Jahre hindurch das Unheil vorausgefühlt und in niedergeschriebenen Träumen geahnt habe. Man könnte ein Buch damit füllen. Es mag belanglos erscheinen, diese Dinge zu erwähnen; aber es stärkt vielleicht das Vertrauen auf das, was ich von der künftigen Entwicklung Deutschlands weiterhin zu sagen habe.

Sind wir nun wirklich als Abendland zum Untergang verurteilt? Hat Spenglers vielgenanntes Buch recht? Wir antworten kurz und klar: Nein. Es geht allerdings etwas unter: nämlich der materialistische und mechanistische Lebensbegriff der gesamten letzten Jahrzehnte. Wir Deutsche haben durch Namen wie Vogt, Büchner, Moleschott, Haeckel die Wissenschaft geschändet; denn diese und ähnliche Forscher haben gewagt, auf das Gebiet der Philosophie und der Religion hinüber zu greifen, um Grundsäulen des religiösen Lebens im Namen der Wissenschaft zu erschüttern. Eine dieser Grundsäulen ist die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, während jene Leute den Menschen zum vergänglichen Säugetier erniedrigten. Des Menschen Erden-Schicksal, das für kosmisch eingestellte Betrachter eine Prüfung ist, wurde in Übersteigerung des Engländers Darwin zum „Kampf ums Dasein" entwürdigt, also zum Raufen um die Futterkrippe. Im Zusammenhang damit entstand die Lehre des materialistischen Marxismus, der heute noch große Kreise unter der Faust und Fuchtel hält, während die viel größere Lehre von

der gegenseitigen Hilfe aus brüderlicher Gesinnung vollständig im Empfinden des Volkes in den Hintergrund gedrängt wurde. Jene dumpfe, triebhafte Lebensanschauung ist im Weltkrieg donnernd zusammengebrochen. Im Bankerott dieser Lebenslehre sehe ich den „Untergang des Abendlandes“.

Im übrigen aber darf man getrost von einem Übergang zu einer höheren Stufe sprechen: nämlich Übergang zu einem edleren Lebensbegriff mit kosmischem Hintergrunde. Wir ahnen heute wieder, daß die Seele schlechthin das Wichtigste auf der Welt, daß der Sinn des Erdendaseins Entfaltung und Vollendung der unsterblichen Seele ist. Es ist bezeichnend, daß heute wieder wissenschaftlich ernst zu nehmende Forscher wie Edgar Dacqué und die Vertreter des Unbewußten möglich sind. Wir können unsererseits mit schlichtem Stolz sagen, daß uns lebenslang die Weltanschauung des Irrationalen begleitet hat. Auf den verschiedensten Stufen unseres Schaffens hat sich immer derselbe Grundton ausgewirkt. Wenn ich von Heimatkunst sprach, so schwang immer im Hintergrund das Ewige mit, nicht nur die Scholle. Und wenn ich auf die Meister von Weimar oder der Wartburg hinwies, so war dies niemals Epigonentum, sondern ein Aufblick zu der Weltanschauung der großen Meister.

Für diese große und neue Weltanschauung — ich nenne sie in meinem Roman „Meisters Vermächtnis“ gelegentlich Kosmosophie — erwacht jetzt wieder das Verständnis. Es ist mir dafür — wobei ich an Goethes Gedichtbruchstück „Die Geheimnisse“ anknüpfte — das Sinnbild des Rosenkreuzes aufgegangen. Ich möchte natürlich niemand verletzen, der auf das uralt-heidnische Symbol des Hakenkreuzes oder des Swastika eingestellt ist. Auch hier sind ja vaterländische Kräfte am Werk. Aber wir wollen doch nicht übersehen, daß in das Zeichen des Rosenkreuzes ganz entscheidend die Wirkung eingeflossen ist, die einst von Christus und dem Mysterium von Golgatha ausging. Dort hat die Menschheit zuerst den unsterblichen Wert der menschlichen Seele gelernt und die gewaltige Tatsache, daß die Seele durch das tragische Erdendasein als durch ein Prüfungsland hindurchgehen muß, um sich an den Erschütterungen des Erdenlebens zu Gott emporzuläutern. Insofern ist die Tatsache des Christentums — wie es auch H. St. Chamberlain hervorhebt — die schlechthin gewaltigste Tatsache der Weltgeschichte. Ich pflege nie dogmatisch zu sprechen, sondern mich als Dichter symbolischer Gleichnisse zu bedienen, um der Anschauung nachzuhelfen. Aber es ist meine feste Überzeugung, daß Deutschland nur dann gerettet und zu neuem Aufstieg befähigt wird, wenn die Weltanschauung des Rosenkreuzes über den Seelen dieses Landes leuchtet. Dies ist für Rechts und für Links gesprochen. Es ficht mich wenig an, wenn Parteipolitiker den Verkünder dieser Dinge angreifen. Die Wahrheit geht ihren unbeirrbaren Gang. Es wird hier den Deutschen keine Privatmeinung eines Einzelnen verkündet, sondern schlechthin die deutsche Zukunft. Übrigens geht es mich persönlich auch gar nichts an, wie sich Deutschland entscheiden werde. Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen; das andere ist Gottes Sache. Aber mit Spannung beobachte ich die Tatsache, ob sich in Deutschland (denn für andere Länder habe ich nicht zu sprechen) eine vornehme Minderheit und Auslese ausbilden wird, die jener Weltanschauung zu folgen entschlossen ist. Die Weltanschauung des Rosenkreuzes

oder des heiligen Gral will keine Massen oder Mehrheiten gewinnen oder überzeugen; diese mögen ihrer Triebnatur folgen und im Wirrwesen der Welt verstrickt bleiben, bis ihre Stunde kommt; wir können in ihr Schicksal nicht eingreifen, wenn sie uns nicht hören. Wohl aber wenden wir uns an jene vornehme Minderheit, an jene Menschen der Stille und der beherrschten Kraft, die zugleich ihre Besinnlichkeit fest und edel entwickeln und ihre Herzensglut rein und gesammelt erhalten. Sie sind das Salz, das die Erde vor Fäulnis schützt; sie sind das Licht der Welt, das die Menschheit davor bewahrt, in die Sümpfe zu geraten; sie sind der Sauerteig, der dem Brot den Antrieb verleiht; und endlich sind sie durch Jahrtausende hindurch immer wieder die heimlichen Meister oder die Stimme des Gewissens, die niemals ganz in der Menschheit verstummen darf. Was ich zu sagen habe, ist immer wieder eine Einladung, sich dieser Kette der Meister oder der Guten einzureihen auf der großen Heerfahrt der Menschheit nach dem Ziel ihrer Vollendung.

Das sind die Stillen im Lande,
Die Schar der gesammelen Glut:
Sie hegen das heilige Feuer
Mit ihrer Hände Hut.

Sie schreiten und schirmen die Flamme
Mit ihrer behütenden Hand;
Es fließt von ihrem Wandel
Ein feines Leuchten ins Land.

Sie wissen geduldig zu warten,
Bis ihre Stunde kommt,
Dann spenden sie besonnen,
Was ihrem Volke frommt.

Und schritten sie nicht am Zuge
Der Menschheit leuchtend entlang —
Die Menschen wären verloren,
In Sümpfe ginge der Gang.

Sie aber leiten zur Höhe
Mit Liebe, Licht und Mut — —
Das sind die Stillen im Lande,
Die Schar der gesammelten Glut.

Diese sogenannten „Stillen im Lande“, die den üblichen Lebenslärm nicht mitmachen, die Menschen der gesammelten Seelenkräfte, der beherrschten Lebensglut, wissen in dem Augenblick, in dem sie sich ihrer Wesenheit und Sendung bewußt werden, daß sie zu der Mehrheit oder den Massen ihres Volkes in tragischem Gegensatz stehen. Die Erkenntnis dieses dynamischen Gesetzes ist wichtig; denn in dieser Polarität oder Gegensätzlichkeit zur Masse beruht ihre Wertbedeutung. In diesem tragischen und vereinsamenden Gegensatz entfaltet sich eine heroische

Gegenkraft. Diese stärkt und vertieft ihre Innenwelt, so daß man eben mit Recht sagen kann: diese Stillen sind auch die Starken. Und dieser Sonderwert kommt dann in der Rückwirkung doch wieder dem Volksganzen zu gut — ein wundervolles Bewegungsspiel, vergleichbar dem dynamischen Spiel zwischen Genie und Volk. Dieser wichtige Lebensvorgang läßt sich mit dem Gewitter vergleichen: die Wetterwolke löst sich aufsteigend aus den Dünsten des Erdbodens, verdichtet sich oben im Gegensatz zur Erdfläche in Blitz und Donner — und strömt als befruchtender Regen wieder wohltätig auf die Erde nieder.

Ich verstehe demnach unter den Stillen im Lande nicht etwa pietistische Weichlichkeit oder Sektiererei, sondern jene vornehme Minderheit, die jedes Volk durchaus braucht, wenn es nicht verblöden soll. Diese Auslese ist das ewige Deutschland, das seine Sendung nie ganz vergißt; in ihren Reihen wird die führende Idee einer Volkheit wach gehalten und durch die Jahrhunderte getragen. Für diese Stillen im Lande schreiben wir unsre Bücher. Man hat einmal mit Recht gesagt, Sodom sei untergegangen, weil die „fünf Gerechten" fehlten, d. h. die edle Minderheit, die vor Fäulnis bewahrt.

Nach all dem Gesagten ist das Erdenleben ein Spannungszustand: vornehme Minderheit und durchschnittliche Masse stehen einander wie zwei elektrische Pole gegenüber und halten das Leben in einer zwei-einigen Spannung. In solchem Sinne ist das Leben, wie ich immer wieder vertrete, einem Flammenspiel vergleichbar und zuckt im Spiel der Kräfte über den Erdball. Auch das Rosenkreuz verdeutlicht diesen Spannungszustand: die sieben Rosen sind wie sieben Strahlen, die aus dem Stamm des Kreuzes (des tragischen Zustandes) herauszucken und dann als freudige Blüten den schwarzen Stamm siegreich umkränzen.

Der Materialismus ist eine dumpfe und enge, weil nur erdhafte Weltanschauung, die alles aus dem Trieb erklärt; aber der dynamische Lebensbegriff ist kosmisch und hat das Strahlenspiel des Geistes und des Herzens als die allbeherrschende, weltbewegende Kraft erfaßt. Und von der seelischen Seite her betonen wir dabei ganz besonders die Kraft der Liebe im Sinne fördernder Güte und Hilfsbereitschaft. Die Meister der Weisheit sind auch die Meister der Liebe und wissen, daß auch das Herz bei jeder Weltanschauung oder bei jeder Lebensauffassung ganz entscheidend mitwirken muß. Leben ist Wärme; und als Trägerin der Lebenswärme bezeichnen wir das Herz. Bloß geistreich zu sein und nicht auch herzreich, bedeutet keine Ausgeglichenheit der Kräfte.

So betrachten wir denn die Erde, wie gesagt, als Prüfungsland, wo die unsterblichen Seelen auf ihrer kosmischen Laufbahn eine Aufgabe zu lösen haben, eingeengt in die Bedingungen der Materie. Wir nehmen diese Aufgabe sehr ernst, ja heroisch, und predigen durchaus keine „Weltflucht". Wohl aber wissen wir, daß wir kosmischer, d. h. geistig-göttlicher Natur sind und daß der Tod eine Sprengung der Körperhülle bedeutet, eine Befreiung. Das Weltall ist durchströmt von jener Gottesliebe, die — wie Dante in der letzten Zeile seines großen Gedichtes sagt — „die Sonne und die andren Sterne bewegt". Man könnte den kühnen Gedanken aussprechen: „Äther" möge wohl das physische All durchwogen, aber das geistige All ist erfüllt von Gottes gewaltig schwingender Liebe. Leben großen Stils, wie es

sich in den Genies offenbart, ist erhöhter Schwingungszustand und Rhythmus von bedeutendem Ausmaß.

Es ist ungefähr das Dümmste, was uns unreife Leute nachreden können, wir seien „bürgerliche“ Dichter! Hier ist nicht Bürgertum noch Adel, sondern kosmischer Lebensimpuls der unsterblichen Seele. Und es gibt für Deutschland nichts Wichtigeres, als daß es sich seines tragischen Zustandes und der notwendigen Entfaltung seiner heroischen Gegenkräfte bewußt werde. Sonst kommt es nicht etwa einst auf den Düngerhaufen — sondern liegt bereits würdelos auf dem Dung, hat seine Seele und Sendung verloren und front in gegenseitiger Kläfferei den amerikanischen Kapitalisten.

Diese Sätze mögen für heute genügen. Wir kommen gelegentlich auf den großen Gegenstand zurück.

Ostern

Von Maurice Reinhold von Stern

Blauer Himmel. Weiße Wölkchen schwimmen
Selig gleißend in den hellen Tag.
Von verträumten, süßen Vogelstimmen
Klingen festlich Wald und Busch und Hag.
Überperlt von Knospen, steh'n die Birken.
Von den Weiden weht der goldne Staub.
Und die zarten Märzenveilchen wirken
Blaue Wunder in das dürre Laub.

Gelt du, Herz, du wolltest nicht mehr glauben,
Daß es wieder einmal Frühling wird? ...
Flieg' empor nun mit dem Schwarm von Tauben,
Der wie trunken durch die Helle schwirrt!
Schwing' zum Licht dich mit dem Drosselschlage,
Der so selig in den Morgen schlägt
Und wie eine halbvergeßne Sage
Aus der Kindheit Heimat dich bewegt!

Bunte Ostereier, Weidenpalmen,
Kinderjubel, festlich, traut und nah,
Und der Drossel glückberauschte Psalmen —
Alles, alles, Herz, ist wieder da!
Und die Quellen kichern durch die Auen,
Frühe Falter taumeln in das Licht,
Watte-Wölkchen schweben hoch im Blauen,
Und die Sonne küßt dein Angesicht.

Auferstehung von des Winters Grabe,
Holdes Wunder, wir begrüßen dich!
Frühling, komm' mit deinem Zauberstabe
Und berühr' das Leben, das erblich!
Alle Farben, alle Düfte werden
Wieder wach, wie in der Kinderzeit,
Und ein sel'ger Friede weilt auf Erden —
Oster-Sonne, sei gebenedeit!



Der Welterlöser

Lucas Cranach

Meisters Vermächtnis

Ein Roman vom heimlichen König. Von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Drittes Kapitel: Die Sündenburg

Die Sinterburg hieß im Volksmund seit alten Zeiten die Sündenburg. Es hatten daselbst vor Jahrhunderten Raubritter die Fahrstraßen belauert; man munkelte von Schandtaten, die den Berg verunziert und Dämonen angezogen hatten. Auch seien, raunte man, umfangreiche Höhlen unter dem Gebirge, wo einst die Ritter ihre Gefangenen zu martern oder Schätze zu häufen pflegten. Inzwischen war Wald über das grauweiße Gestein gewachsen. Und auf den spärlichen Trümmern der Räuberburg erhob sich in fremdartigen Formen das abenteuerliche Erziehungsheim der Frau von Traunitz.

Der Bau hatte Schmiß. Er war mit drei Gebäuden quer über den Berghang geworfen, fußend auf einer hohen, breiten, mit Zinnen geschmückten Mauer, aus der die drei Häuser, in der Mitte und an beiden Enden, steil emporschossen. Der Mittelbau über der einzigen Torwölbung, die ins Innere führte, war mit einer phantastisch wirkenden Kuppel gekrönt. Die Gebäude an den Ecken endeten mit je einem dünnen, hohen Turm: es sah aus, als ob zwei Minarette den Gesamtbau abschlössen. Dazu die mächtige, dunkle Torwölbung und zahlreiche schmale Fensteröffnungen, die wie schwarze Schießscharten aus der Mauer glotzten — ein unheimlicher Eindruck. Man mochte an eine orientalische Festung denken. Doch die weiße Grundfarbe und die bunt bemalten Fensterläden zauberten zugleich eine geisterhafte Lebendigkeit hinein. Das Gebäude links war die Musikschule, das entsprechende Haus in der rechten Ecke die Haushaltungsschule. Jungmänner und Jungmädchen waren durch die Breite des Berghangs züchtig getrennt. Im Hauptbau der Mitte, wo sich auch der Festsaal wölbte, hauste und herrschte über links und rechts Frau von Traunitz, genannt Frau Satana, mit ihren Freunden und Gästen. Tief hinten im Waldpark, unter Baumwipfeln, verbarg sich schamhaft das Mütterheim.

Die breite Landstraße, die aus der Ebene herauf in das Torgewölbe mündete, schwang sich in einem Bogen um einen Springbrunnen, der vor dem Eingang seine Künste spielen ließ und viele Meter hoch seine Wasser warf. Von rechts war die Zufahrt; die linke Schleife war zur Abfahrt bestimmt. Weiß und weit lief die Straße ins Land hinaus und verlor sich ganz in der Ferne in einem kleinen Luxusbad, das bei Lebemännern beliebt war.

Den Torgang schloß ein Gitter ab, an dem Tag und Nacht ein Pförtner Wache hielt. Auch durch die kleine Tür für Fußgänger durfte niemand hindurch, ohne daß die Aufsicht darum wußte.

Felix wanderte die letzte halbe Tagereise zu Fuß heran, Ränzel auf dem Rücken und Stock in der Hand. Sein Lodenanzug war wasserdicht; er fürchtete nicht die Unbilden der Witterung.

Im Modebad hatte er erfahren, daß dessen kapitalistische Gäste mit dem Erziehungsheim freundlichen Verkehr pflegten. Da mochten wohl auch die Geldgeber

und Gönner des Unternehmens zu suchen sein. Ein Bauer freilich, den er über die Sinterburg befragte, meinte achselzuckend: „Ach ja, da haust die Frau von Taugnix!" und ließ sich auf Näheres nicht ein. Als Felix Friedrich vor dieser wachsbleichen, beinern schimmernden, künstlich übermalten Zauberburg stand, vernahm er Musik aus dem Innern. Der ganze Bau schien zu tönen. War dies vielleicht doch ein Venusberg und wirklich unterhöhlt, wie das Gerücht ging? Nein doch, es waren Übungen der Schüler.

Über dem Torbogen standen in großen Goldbuchstaben die Worte:

Lerne leben,
Genießen und sterben,
Eros erhält jung.

Er verständigte sich mit dem Pförtner: dieser wußte bereits, daß man ihn erwartete. Die kleinere Pforte öffnete sich; elektrische Lichter im Torgewölbe blitzten auf, und er wanderte langsam bergan in den Hof, wo ihn wieder Tageshelle empfing. Kastanien standen in diesem weiten Hofraum, die ihre weißen und roten Blüten auf den Boden gestreut hatten, so daß man wie über Blumen schritt.

Der musikalische Lärm ward ungestümer, näher und vielfarbiger. „Sehr moderne, grelle, aufreizende Musik," dachte Felix; „tanzen dazu Affen oder Nigger oder Totengerippe mit Knochengeklapper?" Doch ehe er noch Blick und Gehör genauer sammeln und einstellen konnte, stand vor ihm ein hübsches junges Mädchen mit zierlichem Häubchen und weißer Schürze. Der Pförtner hatte durch den Fernsprecher nach oben berichtet.

„Herr Doktor Meister?" fragte sie mit liebenswürdigem Knix. „Ich bin zu Ihren Diensten beauftragt und soll Sie auf Ihr Zimmer bringen."

Einige barhäuptige, leicht bekleidete junge Menschen, die vorbeiliefen, schauten neugierig herüber; Mädchenköpfe streckten sich aus der Haushaltungsschule. Er sah, bevor er mit seiner Begleiterin in das Mittelgebäude eintrat, daß der ganze Bezirk von einer hohen Mauer auch nach den Flanken hin abgeschlossen sei. Und der Gedanke schoß ihm durch den Kopf: Du bist hier in einer Falle — zumal da er beim Heraufschreiten vernommen hatte, wie hinter ihm das Torgitter klirrend wieder zugefallen.

Felix hatte nicht nur fein ausgebildeten Geruchssinn, sondern auch einen ausgeprägten, medizinisch geübten Blick für gesunde Gesichtsfarbe. Er bemerkte sofort: Schminke! Und etwas von Graumanns kühler Ironie sagte in ihm: „Aha, Eros erhält jung — mit Stift und Schminke!" Unter höflichen Verkehrsformen verhüllte die hübsche Kleine eine gewisse Dreistigkeit der Blicke. Sie erinnerte, zumal in ihrem sehr kurzen Röckchen, an die Wesensart einer gewandten und etwas verlebten Tänzerin. Schon standen sie in einem weltmännisch ausgestatteten Zimmer mit ziemlich freien Wandmalereien im pompejanischen Stil.

„Hier ist Ihr Zimmer, Herr Doktor! Falls Sie nebenan ein Bad wünschen — bitte zu befehlen. Ich bin immer in der Nähe. Frau von Traunitz wird sofort selber kommen, sie hat nur — ach, da ist sie schon."

Und schon rauschte Frau Satana eiligen Schrittes heran und herein. Die schöne Dame in ihrem geschmackvoll gearbeiteten gelben Seidenkleid überschüttete den Gast

mit einem Unmaß von liebenswürdigen Redensarten und Händedrücken. Das Mädchen zog sich in die Tür zurück.

„Entschuldigen Sie tausendmal, mein lieber Herr Doktor, daß ich Sie nicht selber an der Pforte empfangen habe, wie es meine Absicht war und wie sich das bei einem so ungewöhnlich willkommenen Besuch geschickt hätte. Ich hatte kurz vorher — das Auto der Herren muß Sie ja wohl überholt haben? — zwei Gäste aus dem Mineralbad begrüßt und auf ihre Zimmer geleitet. Wir verplauderten uns dabei. Allerliebst, aber wirklich allerliebst, daß Sie da sind! Ich habe selten einen Gast mit so viel Ungeduld erwartet, wie gerade Sie, den Sohn meines einstigen Freundes — meines einst liebsten Freundes, kann ich wohl sagen, wenn er auch einen ganz anderen Weg gegangen ist. Sie sollen hier verwöhnt werden, verwöhnt, sag' ich Ihnen" — jäh und mit scharf verändertem Gesichtsausdruck schaute sie nach dem Mädchen zurück, doch sofort wieder liebenswürdig — „Susanne, Sie werden diesen liebwerten Gast so aufmerksam wie möglich behandeln, nicht wahr! — Ich habe Ihnen, Herr Doktor, meine hübscheste Helferin ausgesucht, eine Schmeichelkatze, ein Genie in der Kunst der Männerbehandlung. Sie kennen meinen Grundsatz, den ich mit der pädagogischen Provinz gemeinsam habe: Dienstmädchen gibt's hier nicht, meine Helferinnen sind freiwillig mitarbeitende Freundinnen, die mir den Alltag verklären helfen."

So plauderte sie, half ihm ablegen, führte ihn ans Fenster und zeigte ihm die überraschend weite Aussicht auf die Reiche der Welt. Dann rauschte sie davon, nachdem sie ihn zum Abendessen auf ihr Zimmer eingeladen hatte. Ihr Kleid war reizend knapp und ließ die ganze geschmeidige Schlankheit ihrer sinnlich schönen Gestalt hervortreten. Als sich aber die Tür hinter ihr und dem Mädchen geschlossen hatte, vernahm des Jünglings scharfes Ohr, wie sie die Helferin anzischte: „Was stehen Sie denn dabei, wenn ich Gäste empfange?"

Aha, so sieht die Kehrseite dieser Freundschaft aus, dachte Felix. Diese Frau hat Krallen! Er wusch sich, zog sich um und legte sich einen Augenblick auf den Diwan. Es war eine tiefe Stille um ihn her; fast wäre er eingeschlafen. Was tue ich eigentlich an dieser Stätte? fragte er sich. War's nicht unnütze Tapferkeit, diesem Ort nicht auszuweichen? Oder Neugier? Oder Eitelkeit, weil man auf meinen Besuch Wert legte? Bis jetzt ist ja alles recht nett und freundlich zu mir ... Da war es ihm plötzlich, als hörte er sehr nahe und deutlich, hart neben seinem Ohr, Graumanns scharf ausgeprägte, unverkennbare Stimme, die in gemütlicher Ironie sagte: „Aufgepaßt, mein junger Freund!" Er fuhr empor. Was war das?! Klang es nicht, als ob es aus der Wand dränge? War da vielleicht eine Tür? Sollte ihn Graumann im Auto überholt haben und bereits sein Stubennachbar sein? Er trat an die Wand und pochte mit dem Finger; es klang hohl. Aber er lachte auf und schalt sich selber. Ihn umspann offenbar schon die Magie dieses Ortes, von dem er noch im Mineralbad gehört hatte, daß es spuke.

Er zog seinen dunklen Rock an und stand in seiner ragenden Schönheit im Zimmer, als es anklopfte und das Mädchen sein hübsches, von schwarzem Haar wirr umranktes Gesicht durch die halbgeöffnete Tür streckte, mit dem schelmischen Lächeln einer verliebten Kammerkatze im Lustspiel: „Herr Doktor, Sie wissen, ich soll sehr gefällig sein, hat mir Frau von Traunitz eingeschärft. Was befehlen Sie? Haben

Sie mehr Hunger nach dem Nachtessen oder den Aufmerksamkeiten eines unbedeutenden jungen Mädchens? Das Abendessen wartet, die beiden vorhin angekommenen Herren und Herr Doktor Anatol sind schon drüben — darf ich auch Sie hinübergeleiten? Ich wohne ja ganz nahe und habe keine andere Aufgabe, als mich Ihnen zu widmen."

Deutlicher kann man sich nicht gut anbieten als diese geschminkte Fratze, dachte Felix. Er betrachtete sie in kühlem Abstand und sagte: „Führen Sie mich zum Nachtessen, schönes Kind, ich bin hungrig und müde."

Sie blieb aber stehen, verzog ihr Gesichtchen sofort ins Schmollen und sprach trutzig wie ein unartiges Kind: „Ich weiß schon, daß sich Frau von Traunitz persönlich um Sie bemüht — da kann ich kleine Kreatur Platz machen. So geht's immer, wenn ein hübscher Herr kommt." Und plötzlich flog sie mit jäher Leidenschaft auf ihn zu, packte ihn an beiden Armen und flüsterte heiß zu ihm herauf: „Ich will aber auch ein bißchen Liebe haben, ich auch, bitte, bitte!"

Felix war von diesem unvermuteten Anfall einer kindisch ausbrechenden Eifersucht so überrascht, daß er zunächst keine Worte fand. Er spürte nur an seinem Herzen dieses heftige stoßweise Atmen und die Wärme einer stark entwickelten Frauenbrust, ein fast weinendes Andringen, sehr viel Parfüm — und löste nach kurzer Verblüffung die Arme des Mädchens: „Keine Torheiten, Fräulein, wenn ich bitten darf!" Er überragte sie um Haupteslänge. „Was fällt Ihnen überhaupt ein? Ist das die Art, wie man hierorts um Liebe wirbt?"

Sie strich das Schürzchen zurecht, senkte den Blick und versetzte bescheiden: „Verzeihen Sie!" Und schweigend ging sie voran durch den Korridor nach dem Speisezimmer ihrer Herrin.

„Es ist diesmal ein ganz kleiner Kreis", sagte Frau von Traunitz. „Morgen haben wir ein Musikfest, da wird es ein artiges Gewimmel geben; die Lehrer haben noch drüben zu tun; Sie werden die Übungen gehört haben. Darf ich vorstellen? Hier, meine Freundin, die Leiterin der Haushaltungsschule, und hier die Leiterin des Mütterheims." Sie nannte belanglose Namen. „Dies ist Herr Doktor Anatol, unser sehr geschätzter Anstaltsarzt und nicht minder geschätzter Dichter. Und hier zwei liebe Gäste, die soeben gekommen sind, Freunde unserer Bestrebungen." Abermals belanglose Namen zweier schmalziger Herren, die wahrscheinlich im Mineralbad eine Entfettungskur durchmachten.

Eine etwas bleiche Helferin trug die Suppe auf. Man nahm in dem sehr luxuriös überfüllten Speisezimmer am runden Tisch Platz. Der Abend war schwül; durch die geöffneten Fenster vernahm man noch Musik, die sich nach und nach ins Abendrot verflüchtigte. Dann hörte man laute, lachende Scharen von Schülern und Schülerinnen über den Hof in den unteren Speisesaal strömen.

Felix wandte sich sofort an seinen Kollegen Anatol, der zu seiner Rechten saß. Es war ein etwa fünfzigjähriger Herr mit langem Spitzbart und wirkte zunächst wie ein bejahrter Magier, entpuppte sich aber im Gespräch rasch genug in seiner wahren Wesenheit.

„Sie kommen aus der Stadt, Herr Doktor Meister? Und kennen ohne Zweifel meinen Freund Kaliber?"

„Ich habe ihn von fern gesehen, auf einem offenen Abend bei Doktor Graumann."

„Ein eminent gescheiter Kopf, dieser Kaliber, einer der gescheitesten Köpfe Europas! Und ein glänzender Stilist! Sehen Sie, die Dichtung als solche hat ihre Herrschaft eingebüßt: sie hat ihren Zauberstab dem Feuilletonisten übergeben. Wer macht heute die öffentliche Meinung? Der Feuilletonist! Wer beeinflußt Tag um Tag das Publikum? Nicht mehr der Bücherschreiber, sondern die Tageszeitung. In Kaliber steckt ein ganz großer Dichter. Seine Kunstform ist das Feuilleton, die Theaterkritik, die geistreiche Randglosse."

Aus dieser Ecke pfeift also hier der Wind, sagte sich Felix. Doch er schwieg.

„Graumann?" fuhr der andere fort. „Hm, Kollege, da wecken Sie mir unangenehme Erinnerungen. Mit dem hatte ja wohl mein alter Vater zu tun im Prozeß mit dem Oberst?" Er sprach es gedämpft, mit einem Blick auf Frau von Traunitz hinüber, die sich aber lebhaft mit den beiden Kapitalisten unterhielt.

„Ihr Herr Vater? Der Justizrat, der bei uns war?"

„Just der. Er hat noch einen altertümlichen Namen, ich führe aber meinen Schriftstellernamen. Dieser Graumann — ein sehr reaktionärer Herr, ein verkappter Jesuit — —"

„Ich habe ihn als scharfsinnigen Juristen achten gelernt", sprach Felix mit gewohnter Offenheit.

„Mag sein."

„Ich sah dort auch den Dichter Leander."

„Kenn' ihn nur dem Namen nach. Unbedeutend, hausbacken, muffig!"

Das Gespräch stockte. Frau von Traunitz, die mit halbem Ohr herübergehorcht hatte, griff sofort ein. Sie war ausgiebig dekolletiert und sah bei Lampenlicht blendend schön aus.

„Wie gefällt Ihnen die Anlage unserer Gebäude?" wandte sie sich an Felix. „Sie werden sich morgen alles genau ansehen, lieber Doktor. Denn ich muß Sie und Ihren Vater von einem Vorurteil heilen. Sehen Sie, meine Herren" — sie wandte sich an die Gesamtheit — „bei uns ist oberste Regel der gute Geschmack und das vernünftige Maß. Ich bin mir der Gefahr bewußt, junge Leute beiderlei Geschlechts hier in diesem Bezirk versammelt zu haben. Und ich begegne ihr von vornherein, indem ich jeden jungen Mann zum Beschützer oder Kameraden eines jungen Mädchens ernenne. Sie sitzen bei Tisch zusammen, immer bunte Reihe, sie gehen in Freistunden miteinander in den nahen Waldungen spazieren, alle baden miteinander dahinten im Waldteich — Nacktkultur, Turnübungen —, kurz, wer etwa moralisierend und prüde in meinen Bezirk kommt, der ist fehl am Ort. Wir sind hier bewußt amoralisch. Freundschaft und Liebe haben ihre volle Freiheit, aber freilich ihre Geschmacksgesetze."

„Wenn sich nun aber ein anderer in die Freundin eines anderen vergafft?" warf einer der Herren blinzelnd ein.

Die Hausherrin lächelte überlegen. „Da eben fängt die Kunst der Leitung an. Ich benutze dieses Spiel der Eifersucht und lasse hierbei das Gesetz der Freiheit sich glänzend bewähren. Eben diese Gefahr wird jeden anfeuern, möglichst alle seine Fähigkeiten zu entfalten, um den anderen zu überflügeln. Freier Wettbewerb der

Kräfte! Wie im Turnier des Mittelalters, verstehen Sie? Aber mit Gesetzen des guten Geschmacks. Eros ist die Losung. Nicht die Gewalt darf siegen. Ich bekenne freimütig, daß ich — im Unterschied von der pädagogischen Provinz — keine Führer erziehen will, sondern Verführer. Nämlich Verführer zu gesteigertem Leben und Lebensgenuß."

„Wenn nun aber etwas wie Leidenschaft oder Eifersucht herausbricht?" fragte Felix und dachte an sein Stubenmädchen.

„Verstehen Sie mich wohl", meinte Frau von Traunitz und bewegte die schöne Hand, als ob sie Klavier spielte. „Die Lebenskunst verlangt Gesetz und Rhythmus. Leidenschaft — ja, die ist selbstverständlich gestattet, der dämonische Rausch, vorausgesetzt, daß zwei miteinander einig sind, den Rausch zu erleben. Wenn aber ein einziger meiner fünfzig Musikschüler mit plumper Gewalt dazwischen führe — und etwa eines dieser jungen Geschöpfe gewaltsam sich zu Willen zwänge — auf der Stelle hinaus! Ich halte strenge Zucht. Darin kann der papierene Wismann nicht strenger sein, der ja vom lebendigen Eros keine Ahnung hat."

„Ich las den Spruch über dem Torbogen", bemerkte Felix.

„Nun, was sagen Sie dazu? Sie können ihn auch von oben nach unten lesen, nämlich: ‚Lerne genießen Eros!' Und die hinteren Worte: ‚Leben, sterben jung!' Jung bleiben ist das Geheimnis. Und dazu führen die feinen sinnlichen Reizungen des Nervensystems, die zwischen Mann und Frau schwingen. Das Schöpferische wird im Menschen durch diese Schwingungen wach, wird von zarter Verliebtheit bis zum Höhepunkt der innigsten Vereinigung planmäßig entwickelt. Die Griechen wußten wohl, warum sie die dämonischen Orgien als die letzte und höchste Lebenssteigerung achteten. Dieser Unterricht der Lebenskunde unter dem Stern des Eros ist die feinste pädagogische Arbeit, die ich selber übernommen habe. Sie verlangt ungemein stilistische Geschicklichkeit, oft auch, bei der verlogenen Prüderie der Welt, nach außen hin Verschleierungen. Lebenskunst ist Liebeskunst. Die Entwicklung der Liebe ist der Sinn der Welt. Dieses System habe ich planmäßig zum erstenmal durchgearbeitet und praktisch erprobt. Ich werde Ihnen mein Lehrbuch ‚Arkana der Liebeskunst' mit aufs Zimmer geben."

„Und die Helferinnen?" fragte einer der Gäste, als das bedienende Mädchen eben das Zimmer verlassen hatte. Er hatte an diese etwas blasse, doch üppige Helferin viele Blicke verschwendet, die Felix unangenehm aufgefallen waren.

„Das ist ein ganz besonders delikates Kapitel", sagte Frau von Traunitz. „Hier kommt alles auf den Takt meiner Gäste an. Jedes Weib ist empfänglich für Geschenke; aber wohlbemerkt für ein taktvolles Schenken. Ist übrigens die Kleine, die uns bedient, nicht reizend, fast üppig zu nennen, wenn sie auch heute etwas blaß ist?"

„Und die Geldgrundlage des Ganzen?" fragte Felix einfältig und unbequem.

„Das ist zum Teil schon im soeben Gesagten angedeutet", bemerkte Frau von Traunitz kurz und gehalten. „Wir haben reiche Gönner, Freunde meiner Lebensanschauung. Schüler und Schülerinnen zahlen übrigens ein verhältnismäßig geringes Honorar, aber sie werden sorgfältig ausgewählt."

Als man sich vom Nachtessen erhob, zog Anatol seinen Nachbar wieder ins Gespräch.

„Gehen wir ein wenig im Hof spazieren? Die Zöglinge sitzen noch beim Essen und bei der daran anschließenden Vorlesung."

„Gern, ich habe noch allerlei Fragen auf dem Herzen."

„Eine geniale Frau", sprach Anatol im Hinuntergehen bewundernd zu Felix, dem Frau von Traunitz zugerufen hatte, daß sie ihn nachher noch sehen werde. „Ich habe so etwas noch nie erlebt und bin mit Haut und Haaren in ihrem Bann. Sie sollten mal mit anhören, mit welcher diabolischen Ironie sie Spießbürger und Tugendbolde zu behandeln pflegt! Sie ist mit allen Listen und Liebeskünsten gesegnet. Ich gönne es Ihnen neidlos, wenn Sie diese Semiramis auch von dieser Seite her kennen lernen. Das Buch, von dem sie sprach, ist übrigens nur für Eingeweihte gedruckt."

Als sie die Treppe hinunter waren und in die Nähe des großen Speisesaals kamen, trat aus der Tür in leidenschaftlicher Erregung ein rotblonder junger Mann, den buschigen Musikerkopf zornig schüttelnd.

„Herr Doktor Anatol," sprach er und hielt den Arzt stürmisch am Ärmel gepackt, „kann ich sofort Frau Baronin sprechen?"

„Was gibt's, Federigo?"

„Es ist wegen Hilde. Ich kann das nicht mehr mitansehen. Sie war meine erklärte Freundin — und nun muß ich wie ein Narr hinter ihr herlaufen, denn sie hält's mit Kasimir!"

„Oho, Eifersucht?"

„Kurz, ich will wissen, wie ich mit ihr dran bin!"

„Erlisten Sie sich doch Ihrerseits Kasimirs Freundin!"

„Die mag ich nicht!"

„Hm, hm, so, so! Hat es nicht Zeit bis morgen früh?"

„Nein, er wird sie mir heut' Abend noch abspannen, sie haben sich Zeichen gemacht, ich sah's ihren Blicken deutlich an — — Schändlich!"

„Ich werde mit Kasimir reden. Verweilen Sie ein wenig bei meinem Kollegen Doktor Meister!"

Anatol ging anscheinend zwanglos in den Saal, wo man nach vollendeter Mahlzeit eine Vorlesung anhörte und läßlich durcheinander saß. Die gleichmäßige Stimme des Vorlesers klang in die rauchende Gesellschaft.

„Sie lesen etwas aus Wielands Oberon", bemerkte der erregte junge Mann, nur um etwas zu sagen. „Ich mag nicht mehr hineingehen. Sie sind wohl neu hier? Es ist alles in allem eine nichtsnutzige Wirtschaft. Woran soll man sich denn halten, wenn uns jeder listige Bursche unsere anvertraute Kameradin abspannen darf?"

„Sind Sie schon lange hier?" fragte Felix, der nur einen flüchtigen Blick in den Saal warf und sich über die lockere Kleidung der jungen Damen wunderte.

„Fast ein halbes Jahr. Aber ich habe genug. Ihnen rate ich auch: meiden Sie dieses Institut der List und Lust! Wir werden feierlich verpflichtet, über gewisse Einzelheiten nicht zu sprechen draußen in der Welt; auch bin ich noch lange nicht in alles eingeweiht. Ich glaube, die Schüler, die schon länger hier sind, haben geheime Mittel, die Mädchen anzulocken, die ihnen gefallen. Entweder tun sie etwas Betäubendes in den Wein oder gar in die Zigaretten oder haben sonstwie Künste — kurz, ich bleibe nicht hier. Ich hätte Hilde gern mitgenommen, hinaus, in anständige

Verhältnisse. Denn ich sage Ihnen: hier wird mit dem Feuer gespielt. Und das fade Ende vom Lied ist das Mütterheim — was übrigens noch nicht einmal das Schlimmste ist. Die meisten tragen die Zersetzung — auch politisch, merken Sie wohl! — hinaus in die Welt. Hier ist die Parole: Auflösung aller Tugend, alles Eigentums — auch der Ehe und der Treue! Verführer, Bazillen des Satans!"

„Ein bißchen Denunziation?" rollte es plötzlich mit der Stimme des Großinquisitors an sein Ohr. „Ihr Streitfall wird morgen vor die Baronin kommen. Guten Abend!"

Anatol hatte gesprochen, ließ den Verdutzten stehen und ging mit Felix in den Kastanienpark hinaus.

„Einer der Fälle," sprach er gelassen zu seinem Begleiter, „wo ein Schwächling seine mitgebrachte kleinbürgerliche Sentimentalität nicht meistern kann. Wenn er elastisch wäre, der Kerl, nähme er sich irgend eine andere, aber er hat veraltete Begriffe von Treue. Ein leidenschaftlicher Gefühlsfanatiker! Zum Ehemann und Spießer geeignet, nicht zum freien Künstler! Ja, solche Fälle von Rückständigkeit kommen auch hier vor!"

In Felix hatte sich ein Unmut angestaut. Er hatte bisher meist zugehört, nun hielt er es für geboten, mit seiner gänzlich anderen Einstellung nicht mehr hinter dem Berg zu halten.

„Ich habe den Eindruck, Herr Doktor Anatol," sprach er fest und betont, „man räumt hier dem Eros zu viel Rechte ein. Erziehen Sie diese jungen Leute nicht, als beherrschte nur Erotik die ganze Welt?"

„Tut sie auch, ob geheim oder offen. Alle psychologischen Motive lassen sich auf Erotik zurückführen, auf die Geschlechtsnerven."

„Das muß ich denn doch bezweifeln."

„Bezweifeln Sie, aber es ist so. Sie haben diese Dinge noch nicht erforscht, weder wissenschaftlich noch praktisch. Lesen Sie meine ‚Philosophie der Wollust'! Mein Drama ‚Geschlechtertanz' werden Sie ja wohl kennen? Kaliber hat glänzend darüber geschrieben. Die Geschlechtsnerven sind nun einmal das Hauptnervensystem des Menschen, bei Mann und Weib!"

„Aber wir haben doch auch Gemüt, Seele, Geist!"

„Nu ja, was man so nennt. Im Grunde ist's nur verfeinerte Sinnlichkeit. Nerven, alles nur Nerven! Und die Nerven leben von einem klugen Wechsel zwischen Reizung und Ermattung."

„Also Reize ersetzen Ihnen Ideen und Ideale?"

„Wenn Sie so wollen — warum nicht? Hinter Ideen und Idealen duftet es nach Weihrauch, Kirche, Christentum — e tutti quanti. Man benutzt sie, um das Eigentliche zu kaschieren, zu maskieren, verstehen Sie: den sinnlichen Reiz. Ebenso wie die Worte Moral, Anstand, Tugend ausgezeichnete Mittel sind, um Vögel ins Garn zu fangen."

Felix blieb stehen.

„Also bewußt gepflegter Materialismus?!"

„Materialismus? Hm, auch das klingt nach Moral oder Dogma. Wir nennen es Lebenskunst und Geschmackskultur. Religion brauchen wir nicht; als Religions-Ersatz

haben wir die Kunst. Es kommen manche hier herauf, die mit gefühlsmäßigen Vorurteilen noch vollgepfropft sind — aber wir haben Mittel, sie nach und nach in einen Zustand zu bringen, der dann auch für unsere Lebenskunst empfänglich macht. Aus dem Körperzustand fließt die Philosophie."

„Also Erregung der Sinnlichkeit ist Ihr Ziel?"

„Oder unser Mittel. Wir nennen es Lockerung und Befreiung der Zentralnerven. Das Ziel ist die Liebe."

„Welche Liebe?"

„Darüber besteht ja wohl kein Zweifel."

Felix stampfte zornig auf und blieb stehen.

„Aber, Mensch, Ihre Lebenslehre ist ja scheußlich! Sie mißbrauchen ja das Wort Liebe in einer unerhörten Weise. Nennen Sie's doch Wollust, Herr Kollege!"

Auch Anatol hemmte seine Schritte.

„Guck mal an, Sie werden auf einmal heftig. Ich hielt Sie für einen Freund der Baronin und damit auch unserer Lebensanschauung. Irre ich darin?"

„Grober Irrtum! Weder dies noch jenes! Ich hasse und verachte Ihre Brunstphilosophie. Das ist ja nur mit Redensarten umkleidetes, ganz gemeines Triebleben, während alle gute Erziehung dahin geht, den Geist über den Trieb erstarken zu lassen. Sie zerstören ja die edelste Kraft, den Geist, schon indem Sie ihn leugnen. In Ihrem Bereich wird ja der Mensch zum Homunkulus der Lüsternheit!"

„Sie werden der reine Bußprediger, Herr Kollege Meister! Hm, merkwürdig! Wie kommen Sie denn eigentlich hieher? Sie sprechen übrigens als Außenstehender, der die dionysische Sprache der Sinne nie erlebt hat!"

„Ich habe auch nie gemordet und gestohlen und verachte doch Mord und Diebstahl!"

„Sagen Sie mal: Sie entpuppen sich demnach als Gegner. Ich hielt Sie für einen Gesinnungsgenossen —"

„Triebgenossen, wollen Sie wohl sagen? Ich danke."

„Zigarre gefällig?"

„Eine von denen, die betäuben sollen, wie Federigo ausgeplaudert hat? Geben Sie sich mit mir keine Mühe!"

„Nun", murmelte Herr Anatol sehr gelassen, ohne sich anscheinend viel aufzuregen, und steckte seine Zigarrentasche wieder ein. „Dann habe ich also mit meiner Philosophie des Eros einen Reinfall erlebt. Kommt vor. Es gibt allerlei Formen der Liebe; manche Menschen sind unempfindlich. Ich selber bin verbraucht und stehe darüber; aber es genügt mir die Freude an den schönen Körpern, die ich zu untersuchen habe."

Felix unterbrach den Zyniker abermals schroff.

„Wie können Sie es verantworten, diese jungen, Ihnen anvertrauten Menschen an Leib und Seele zu zerrütten?! Fühlen Sie denn wirklich nicht den schrecklichen Mißbrauch, den Sie mit dem heiligen Lebensfeuer treiben?! Sie verderben ja unsere Jugend!"

„Wenn dem so wäre — so würde ich nur fortsetzen, was einst an dieser Stätte die Raubritter getan haben. Ich bin milder. Ich lehre die Jugend das einzige Glück, was es überhaupt gibt: den sinnlichen Lebensgenuß in all seinen Abstufungen!"

„Furchtbar! Das einzige Glück, das —?"

„Ja wohl, das einzige Glück ist der Reiz. Auch in der Kunst und Dichtung. Sogar in der Religion. Machen Sie in der Kirche Jazzbandmusik und Sie haben volle Häuser. Reiz ist der Sinn des Lebens. Wenn uns nichts mehr reizt und anzieht, nun — so — verschwinden wir halt."

„Wohin?"

„Vermutlich ins Nichts."

„Sehr gut, Herr Doktor Anatol, ich danke für Ihre Offenheit. Sie haben mir in einer kurzen halben Stunde die Mysterien dieser Stätte verraten."

„Meinen Sie?" schmunzelte Anatol und lachte kurz auf. „Oho, noch lange nicht! Sie hörten erst vom äußersten Vorhof; bis zu den dionysischen Orgien ist noch ein langer Weg. Das ist dann erst die volle Lebenserhöhung. Ich sage Ihnen: göttlich!"

„Göttlich? Also doch metaphysische Hintergründe?"

„Warum sollen wir nicht, um mit den Griechen oder Asiaten zu reden, die Göttin Kybele anbeten oder Astarte? Warum soll uns nicht der lebensdurstige Judas Ischarioth interessanter sein als der weltverleugnende blasse Nazarener?"

„Sie unterhöhlen ja alles, was jemals edlen Menschen heilig war!"

„Unterhöhlen? Nicht übel gesagt. Wir wandeln über Abgründen. Warum sich nicht zu einer orgiastischen Lebensbejahung bekennen? Heuchler werden Sie mich jedenfalls nicht heißen — aber auch bekehren werden Sie mich schwerlich!"

„Allerdings nicht. Brechen wir das Gespräch ab. Ich weiß genug. Aber Sie irren: Reiz ist nicht Ihr Ziel, sondern nur Mittel. Ziel und Ende aber ist — Vernichtung. Das Chaos! Ich weiß jetzt, daß ich hier in Luzifers Reich bin — jenes Luzifer, der aus dem Himmel geschleudert wurde, weil er das heilige Lebens- und Schöpfungsfeuer, das auch Sie zur Fratze verzerren, mißbraucht hat. Mich drängt eine innere Stimme, Ihnen zuzurufen: Sie haben Dynamit unter dieser Brutstätte! Hüten Sie sich, daß es nicht eines Tages Ihren Bau in die Luft sprenge!"

„Bis dahin haben wir die Welt mit unseren Gesinnungsgenossen erfüllt — und unsere Macht wird feststehen, selbst wenn diese Keimzelle in die Luft fliegt!"

Anatol war anzusehen wie ein Dämon, als er dies deutlich und hohnlächelnd aussprach. Felix starrte ihn an; sie standen einen Augenblick Auge in Auge. Dann verbeugte sich der Jüngling, gab dem andern keine Hand und ging durch die mondhell heraufsteigende, von fernen Blitzen durchfunkelte Nacht auf sein Zimmer.

Anatol schaute ihm lange nach, strich bedenklich seinen spitzen Bart und beschloß, die Baronin zu warnen. Leise durch die Zähne pfeifend, sprach er: „Ich war unvorsichtig. Wir haben einen Feind im Hause, mindestens einen Spion . . ."

* * *

Inzwischen hatten sich aus dem Speisesaal immer mehr Pärchen gelöst und lustwandelten im sanft ansteigenden Hof, traten auch wohl durch die beiden Hinterpförtchen in den Wald hinaus. Überall war Lautenklang; auch der Maultrommel weich zerfließende Töne begleiteten diese Liebesgänge; eine Flöte schluchzte aus dem Wald wie eine Nachtigall. Der mondhelle Berg war musikalisch belebt, eine südländische Nachtstimmung. Ganz fern in der Ebene, wo sich der Fluß schlängelte, sprangen am Horizont Blitze auf, warfen das Land einen Augenblick in fahle Helle

und verschwanden wieder. Kein Donner war hörbar; kein Blatt bewegte sich. Unheimlich wirkte dieses ferne Wetterleuchten, während hier junge Leute kosten, lachten und musizierten.

Der Schüler Federigo — er hieß ganz einfach Fritz — hatte seine Kräfte zu einem letzten Versuch zusammengerafft, die eigentlich harmlose Hilde für sich zu gewinnen, und hatte sie zu einem Spaziergang beredet. Der rotblonde Jüngling verwandte seine letzten Kampfmittel aus dem älteren Zeitalter, das noch an Lieb' und Treue glaubte: küssend und weinend bot er ihr regelrecht die Ehe an. Er habe ein schönes Vermögen in Aussicht, versicherte der gute Junge; ob sie nicht mit ihm fliehen wolle aus dieser Stätte der Untreue. Er berief Gott und die Welt; er legte dem neuangekommenen jungen Doktor, der ein anständiger Mensch sei, mahnende Worte in den Mund, die dieser nie gesagt hatte. Wohl war es schwer, aus dieser Festung des Lasters loszukommen, aber sie beschlossen endlich doch, den Pförtner zu bestechen, daß er sie in aller Frühe des nächsten Morgens durchlassen möge: sie wollten auf dem Rad nach dem Mineralbad fahren und nicht mehr zurückkehren ...

Auf das ferne Schauspiel der Blitze schaute auch Felix, der in seinem Zimmer saß. Er hatte den dunklen Rock abgeworfen, war eine Weile tief empört im Zimmer auf- und abgegangen, ohne Licht zu machen, und hatte sich dann einen Stuhl in das Mondlicht-Viereck am Fenster gerückt. Finster in sich versunken, dachte er an seine Eltern und an Nata mit ihrem festen rhythmischen Gefüge. „Wenn ich nur eine Form oder einen Vorwand fände," sagte er sich, „plötzlich Abschied zu nehmen, oder wenn ich einen Ausweg entdeckte aus diesem Käfig! Hier brodelt eine unerträgliche Schwüle aus dem Boden empor. Diese verliebten Pärchen haben sich in den Wald verstreut — man könnte sich an Musik und Lachen erfreuen, wenn man nicht die Untergründe wüßte. Auch unsere Wandervögel-Ideale sind hier ins Teuflische umgebogen. Ich habe mit Ekelgefühl zu kämpfen, ich möchte irgend etwas Unsauberes abschütteln, das mich umkrallt ..."

So saß er lange oder lief hin und her; und zuletzt fielen ihm die Augen zu. Er träumte, Frau Satana stände vor ihm, umfunkelt von Blitzen, mit katzengrün phosphoreszierenden Augen, nur in einen Bademantel gehüllt; auch diese letzte Hülle warf sie ab — stand nun in ihrer ganzen weißen Nacktheit, ein Götterbild, und befahl ihm: „Bete mich an!"

Da vernahm er ein leises Pochen und fuhr aus dem Halbschlummer empor. Er glaubte, sich getäuscht zu haben; dann dachte er: die schwarzhaarige Helferin! Noch blieb er sitzen. Es klopfte abermals. Nun sprang er auf und stellte fest, daß dieses Pochen nicht von der Türe kam, sondern aus der entgegengesetzten Wand. Und ehe er sich recht zusammengerafft hatte, klopfte es zum drittenmal — und gleichzeitig schob sich fast geräuschlos die Wand auseinander — und in einem leichten Nachtgewand stand lächelnd vor ihm Frau von Traunitz!

„Habe ich Sie erschreckt, lieber Freund?" begann sie, lachte leise und hielt mit der linken Hand das Kleid an der Brust, während sie ihm die Rechte mit dem nackten Arm zum Gruß oder Handkuß entgegenstreckte. „Es ist eine so aufreizend unruhige Nachtstimmung — Mond und Wetterleuchten — und alle Nerven so elektrisch geladen — daß ich keinen Schlaf finde. Da ist mir der Gedanke gekommen, diesen

ungewöhnlichen Weg zu wählen, um Sie in aller Stille zu beschleichen und um Verzeihung zu bitten. Ja, mein Teurer, geradezu um Verzeihung! Diese unerwarteten Gäste aus dem Kurbad haben mir das Abendgespräch beim Essen gründlich verdorben. Ich bin ärgerlich. Aber Sie verstehen — es sind reiche Freunde unseres Instituts! Sie kennen meine Vorliebe für Kunst und Dichtung, ich hatte mir das Gespräch mit Ihnen schon seit Wochen ganz anders ausgemalt. Darf ich's nun ein bißchen nachholen?"

Felix wollte zunächst, nachdem er aus seinem Erstaunen erwacht war, in den Rock schlüpfen. Aber sie hinderte ihn daran.

„Bitte, bleiben Sie, wie Sie sind! Die Nacht ist warm. Die jungen Leute treiben sich gleichfalls in Hemdärmeln im Park oder Wald herum, die andern schlafen — es sieht und hört uns kein Mensch. Mich aber ließ es nicht ruhen. Ich möchte bei Ihnen, gerade wegen der Gefährlichkeit meiner erzieherischen Versuche, nicht in falsches Licht kommen. Womit ich immer zu kämpfen habe, das ist das Unmaß, die Frechheit, die Geschmacklosigkeit — oder andererseits die alberne Prüderie. Auch Doktor Anatol, unter uns gesagt, ist nicht mehr der richtige Mann; er ist zu blasiert; er ist vollkommener Materialist. Und, lieber Freund, um gleich auf den eigentlichen Zweck meines geheimen Besuches zu kommen: hätten Sie nicht Lust, an seine Stelle zu treten?"

Sie hatte gedämpft gesprochen. Nun rückte sie den zweiten Korbstuhl heran und setzte sich hart neben ihn in das Licht der Blitze und des Mondscheins. Mit bittender Stimme legte sie ihren Arm auf den seinen und schaute ihn wahrhaft bestrickend an. Ihre Augen — so schien es Felix, als er einen Blick seitwärts warf — funkelten tatsächlich in grünem Licht. Von Mondlicht und Wetterleuchten war die Stube manchmal taghell.

„Helfen Sie mir, mein lieber, junger Freund, meinen verleumdeten Namen wieder zu Ehren bringen! Helfen Sie mir im Ausbau meiner Ideen! Anatol ist der Sache nicht gewachsen. Sehen Sie, ich bin im Grunde eine sehr einsame und unverstandene Frau, so viele Menschen auch hier oben verkehren. Was die Welt über mich sagt — Verleumdung! Nur Verleumdung!"

„Aber, gnädige Frau — —"

„Lieber Felix, für Sie bin ich nicht gnädige Frau, sondern Frau Salome, wenn mich auch die Welt unter anderem Namen schlecht macht."

„Ihr Antrag kommt mir außerordentlich überraschend — —"

Sie streichelte ihm immerzu die Hand und suchte von unten her in seine nahen Augen zu sehen, die er hartnäckig in die Ferne richtete. Ihr Körperduft umspann ihn mächtiger als damals, bei ihrem Besuch im Vaterhause, noch schärfer, noch schwüler — —

„Auch bin ich heut' Abend," fuhr er fort, „ein wenig müde von der immerhin beträchtlichen Fußwanderung — —"

Sie strich ihm leise über den Kopf.

„Ja wohl, mein lieber Junge, das begreife ich und werde Sie auch sofort verlassen. Sie sollen Ihre Ruhe haben. Ich wollte Ihnen nur den Gedanken ins Herz pflanzen: bleiben Sie längere Zeit in meinem Heim! Betrachten Sie mich wie eine unerlöste

Prinzessin: erlösen Sie mich von Anatols Materialismus! Auch wollte ich, wie gesagt, den unangenehmen Eindruck dieses Tischgesprächs verwischen. Sie ahnen ja nicht, wie wertvoll mir ein Mensch ist, der endlich einmal wirkliche Reinheit aus der verrohten Welt zu mir bringt. Auf diesen Prinzen habe ich ja immer gewartet. Auch gleichen Sie in manchen Zügen so sehr Ihrem Vater, der mir einst so lieb war; ich schaute wie zu einem väterlichen Freunde zu ihm auf. Ich war ja bedeutend jünger — aber wenn ich einen solchen Mann gefunden hätte, mein Leben wäre wohl anders verlaufen. Ich brauche Sie, liebster Felix! Mir fehlt der vornehme Mann, der den Wert der Frau zu achten weiß."

Sie bedeckte einen Augenblick die Augen mit der Hand und seufzte, während sie die andere immerzu am Busen hielt. Dann aber sprach sie, wie aufgeheitert, und legte ihm den Arm um die Schulter: „Aber, mein Junge, ich will Sie nicht betrüben, wahrlich nicht, mein guter Felix! Laß mich auf eine Minute Du zu dir sagen und mir einbilden, ich säße bei meinem Bräutigam, der mir diesmal keine Enttäuschung bringt. Sie sind — verzeih — du bist wirklich der einzige Mensch unter diesen Leuten um mich her. Ich mußte dir das noch heute Nacht sagen, lieber Felix — und nun geh ich wieder ganz still davon." Sie preßte den Kopf an seine Brust, wieder umschlang ihn ihr nackter Arm. „Denn eigentlich," setzte sie kichernd hinzu, „bin ich schon für die Nacht eingerichtet und habe meinen Schlafgenossen bereits bei mir. Erschrickst du? Nicht wahr, wie das klingt! Da würde die Welt gleich wieder eine Verleumdung daraus machen. Es ist aber die einfachste Sache. Fürchtest du dich vor Schlangen?"

Sie schaute auf ihren Busen nieder, Felix folgte dem Blick. Den Arm von seiner Schulter lösend, öffnete sie behutsam das Nachtgewand, und die langen fahlen Flächenblitze beleuchteten ein ungewöhnliches Bild. „Du kennst das Sprichwort von der Schlange am Busen. Auch die Schlange ist verleumdet. Es ist nämlich das alleranschmiegsamste Geschöpf von der Welt. Guck her, wie wohl sie sich an meinem Busen fühlt! Fürchtest du dich? Wahrhaftig, er fürchtet sich!"

Sie hatte ihren weißen Busen ganz entblößt — und auf der Hohlkugel der Hand lag darunter wahrhaftig eine schimmernde Schlange! Felix sprang jäh auf.

„Wagst du das Tierchen nicht anzufassen? Für so furchtsam hätte ich dich nicht gehalten!"

Sie lachte ein gurrendes Lachen, spielte mit der Schlange — und aus ihrem unheimlich zu ihm aufsteigenden Lächeln brach nun die unverhohlene Lüsternheit.

„Mir sind solche Tiere verhaßt!" rief Felix laut. Er zitterte vor Erregung und Unbehagen; und den Jüngling überrieselte etwas wie Furcht und Grauen, wie er es auf jenem Gang in die Keller der Burg Hohendorneck nicht empfunden hatte. Ihn entsetzte die Lüsternheit einer Frau, die er insgeheim bisher verkannt glaubte. In demselben Augenblick ward an der Tür ein Geräusch laut, als ob jemand lauschte oder sich räusperte. Frau von Traunitz sprang plötzlich empor, schoß an die Türe, riß sie auf und rief: „Susanne! Was tun Sie hier? Wollen Sie sich zu Bett scheren?!" Und schmetterte heftig wieder zu, warf wild und wütend die Schlange oder Blindschleiche durchs Fenster und rief, selber zischend: „So viel mach' ich mir aus der Schlange — aber dich will ich, dich!" Und packte ihn, suchte den sich Sträubenden

zu küssen, stieß ihn zurück und fauchte in äußerster Leidenschaft: „Du entgehst mir nicht — und sollt' es mein Leben kosten!" Und schon war sie durch die Geheimtür verschwunden, zuschmeißend, mit einem grimmen Laut, wie ein Raubtier, dem der Sprung auf die Beute mißglückt ist.

Felix stand betäubt im Zimmer. Der Vorgang war so unglaublich, so wider alles bisher Erlebte, daß er sich ordentlich betastete, ob er denn überhaupt wach sei. Er spürte auf seinem Herzen den Schlüssel — und mit der Kraft eines Amuletts durchdrang ihn diese Empfindung und schlug die Brücke zu seinem besten Lebensgehalt. Nata, Kästchen, pädagogische Provinz, Wismann — das alles schoß ihm in Kopf und Herz. Körper gestrafft, Arme gereckt — und auf der Stelle die Sachen gepackt! „Nun also hab' ich euch ganz erkannt!"

Rasch trat er an die Wand, wo Frau Satana verschwunden war: sie hatte so flüchtig zugeschmettert, daß diese Geheimtür unmöglich fest verschlossen sein konnte. Wahrhaftig, da klaffte ein Spalt — mit dem Messer konnte man ihn leicht erweitern — die Tür ging auf! Irgendwie mußte sie wohl auch ins Freie führen, nicht nur in die fernen Gemächer der dämonischen Sirene. Einstweilen rasch die paar Gepäckstücke ordnen und abmarschbereit eine spätere Stunde abwarten! Halt, hab' ich mein Taschenlaternchen? Ja, da steckt es. Alles still? Totenstill. Auch die ferne Gewitterschlacht war flußabwärts verzogen. Das Stubenmädchen mochte erschrocken auf ihr Zimmer geflüchtet sein; Frau von Traunitz mochte über ihre Niederlage schäumen. Er saß vollkommen gerüstet im Sessel und suchte sich zu beruhigen. Die Uhr schlug zwölf. Nun auf!

Ränzel auf dem Rücken, Stock in der Linken, Laternchen in der Rechten — so trat er leise durch die Geheimtür in einen sehr engen Gang hinaus. Wohin nun? Links oder rechts? Er ging rechts. Ein langer gewundener Gang — und endlich eine mit einem Riegel verschlossene Tür. Hier also konnte die Dame nicht hindurchgegangen sein. Er öffnete den Riegel und sah sich vor einer schmalen Treppe, die in die Tiefe führte. Schon einmal war er durch ein Labyrinth gegangen, um seine Lebensaufgabe zu finden — also ohne Zögern hinab! Sein Laternchen blitzte voran; er folgte.

Nach vielen Stufen sah er sich zu ebner Erde in einer Höhle, die sich tief ins Innere zu dehnen schien. Er setzte den Weg fort und stieß bald auf deutliche Spuren, daß diese Grotten — denn rechts und links öffneten sich andere — belebt, besucht, benutzt wurden. Da hingen farbige Laternen tot an den Decken und in den Nischen; überhaupt zog sich ein Netz von Leitungsdrähten und elektrischen Lämpchen durch diese ganze Unterwelt. Dort glaubte er zuerst zurückprallend eine ihm entgegenkommende Gestalt zu erblicken, bis er entdeckte, daß ihn Spiegelscheiben täuschten, die hier in belebten Nächten ein Vielerlei von Licht und Menschen widerspiegeln mochten; dort waren Vorhänge vor Seitenhöhlen, dort Moos und Felle und auf dem Boden verwelkte Blumen, an Zacken der grauweißen Steine und unter spitzgewölbten Bogen Kranzgewinde und Lampions von verrauschten Festen — und immer wieder Ruhelager — da sogar ein Podium, wohl für Musik, und davor eine saalartige Erweiterung der Grottengebilde. Endlich gar ein kleiner See mit einem Nachen! Das war ja das reine Zauberland! Wahrlich, dieser ganze Berg war unterhöhlt.

Er tappte in dieser sorgfältig ausgebauten unterirdischen Welt weiter, geriet einmal an eine Treppe, die nach oben führte, aber an einer von der anderen Seite verschlossenen Tür endete — und mußte wieder umkehren. Stundenlang suchte er unermüdlich einen Ausweg. Endlich, einen unscheinbaren, sehr langen und engen, etwas feuchten Gang aufwärts verfolgend, gelangte er an ein Pförtchen, das von innen verriegelt war. Riegel zurück — und Gott sei Dank! Da stand er zwischen Gebüsch und Felsen im freien Wald! Ein geheimer Ausgang hatte ihn also aus dem Gelände der Sündenburg in diese Felsennische geführt! Auf der rechten Seite glotzte ein auffallend geformter Stein herüber wie das Profil einer steinernen Riesenfigur, eine Sphinx, die diesen Ausgang bewachte. Daneben eine zerborstene Fichte.

Der Flüchtling arbeitete sich durch dichtes Unterholz hindurch und stand aufatmend im Hochwald. Durch Buchen schimmerte das Morgenrot. Ein früher Kuckuck rief — und da sang auch schon eine erste Amsel. Nun weiter bergan, bis sich ein Pfad findet! Er hatte sich bei seinem Anwandern an die Sündenburg das gesamte Gebirgsgelände ungefähr eingeprägt und wußte, daß sein Weg jenseits der Burg immer bergan stieg, über die letzte Kuppe hinüber, in die rauh-gesunde Hochebene, wo der Oberst hauste.

Viertes Kapitel: Der Spartanerbund

Der Morgendampf des Gebirges zerfloß unter wuchtigen Speerstößen der Sonne. Nachtspuk verflog. Himmelsbläue überwölbte die Bergmatte.

Dreimal scholl ein Hornruf. Die Blockhäuser am Rande der Grasfläche wurden lebendig. Nackte Jünglingsgestalten sprangen heraus. Lachend und jauchzend überquerten sie die Hochebene. Ihre gebräunten Leiber eilten in den Gebirgsbach, der die Wiesen durchrann, oder tauchten in die wassergefüllten Zementbecken zu beiden Seiten. Hinein zum Bad! Abgewaschen! Und prustend wieder heraus zu Wettlauf, Kampfspiel und Gerwurf!

Bald war die Hochfläche weithin von der nackten Schar belebt. Abermals ein dreimaliges Hornsignal. Und die Vielzahl der jungen Leute war im Nu zum gemeinsamen Turnen angetreten. Es war ein stählender Anblick, wie sie nun alle, in regelmäßigen Linien weithin aufgestellt, unter eines Turnmeisters Leitung übten. Auf Befehlswort ging ein Ruck und Zuck, ein Beugen und Heben rhythmisch durch die ganze morgenfrische, sonnbeglänzte Mannschaft.

Zum drittenmal ein Hornruf. Und schon zerstreuten sich die Jünglinge in die Blockhäuser und kamen nach kurzer Pause bekleidet zurück, angetan mit Windjacke, Kniehosen und Bergschuhen. Man zog zum quer oben lagernden mächtigen Blockhaus, das nach Schweizerart mit einem Altan umgeben war. Im oberen Stockwerk wohnte der Oberst, unten umfaßte ein Speisesaal die Gesamtheit der Siedler. Dort wurde gefrühstückt: Hirsebrei und Roggenbrot. Eine Weile war der Platz leer. Dann kamen sie wieder herausgeflutet, um sich abermals in die Holzhäuser zu zerstreuen. Und endlich, mit Spaten und Hacken bewaffnet, erschienen sie wieder, stellten sich in Ordnung und zogen in singenden Reihen nach einem Seitental, wo Land urbar gemacht wurde.

Das Ganze, aus der Ferne betrachtet, bot ein erhebendes Bild von frisch und stark entfalteter Jugendkraft.

Einer versäumte nie, sich an diesem Schauspiel schon in aller Frühe zu laben. Weit abseits auf einem kegelförmigen Felsen, durch ein scharfes Doppelglas mit dem Bild verbunden, saß ein weißbärtiger Greis, den bemoosten Filzhut mit der Auerhahnfeder im Genick. Er lachte manchmal auf, nickte oder brummte in Bewunderung oder Tadel — und wenn sich die Schar der Siedler singend entfernt hatte, machte auch er Anstalt, seinen hohen Aussichtspunkt zu verlassen. Diesmal verweilte er etwas länger. Er suchte mit seinem Glas die Horizonte ab und blieb an einem winzigen Etwas haften, das aus der Gegend der Sündenburg über eine Waldblöße bergan strebte. Er betrachtete den Schreitenden lange mit mißtrauischer Verwunderung; dann beschloß er, ihm entgegen zu gehen.

So geschah es an jenem Morgen, daß Felix Friedrich, von der Sinterburg her bergwärts sich emporarbeitend, an der Grenze des weitläufigen Waldreviers, wo der Oberst mit seinen Siedlern zu finden war, mit einem Mal vor einem uralten Greis stand. Der Alte, vom langen, weißen Bart umbuscht, auf seinen Knotenstock gestützt, war zwischen den Fichten wie der Waldgeist Rübezahl anzuschauen, der grimmig also anhub:

„Kommt da nicht ein gottvergessener Bube aus dem Revier der Sündenburg? Halt! Wohin?"

Der todmüde Felix blieb stehen und betrachtete den sonderbaren Frager.

„Wer sind Sie?" sprach er. „Und mit welchem Recht fragen Sie mich?"

„Wenn du mit mir sprichst, junger Mensch, und du willst dem Alter Ehrfurcht erweisen, wie sich das ziemt, so magst du mich mit Ihr anreden. Das alberne Sie stammt aus Welschland. Ich erlaube mir als achtzigjähriger Altmeister Du zu sagen. Kommst du nicht aus dem Revier der Schlange Satana?"

„Allerdings!"

„Gehörst du zu dem Pack dort unten? Du siehst mir nicht danach aus. Wenn aber doch — merk' dir: jeder, der mir von dort in die Hände läuft, wird in aller Stille abgetan und verscharrt. Denn er ist ein Spion."

Der menschenfreundliche Alte zog einen Revolver. Felix, der so viel Abenteuerliches überstanden hatte, behielt seine Fassung.

„Ihr seht mir nicht nach einem Meuchelmörder aus," sagte er, ohne sich zu bewegen, „auch gehöre ich nicht zu jenem Pack, wie Ihr mit Recht sagt. Ich hatte eine Einladung dorthin angenommen, um nicht feig zu erscheinen, bin aber nach einem einzigen Abend unterirdisch entwichen, weil mich der Ekel gepackt hat."

Der Alte steckte die Waffe ein. „Das klingt anders und besser. Unterirdisch? Das läßt mich aufhorchen. Sag' mir deinen Namen, Jungmann, setz dich und erzähle! Rauh ist das Land hier, aber tüchtig seine Männer. Ich bin der abgesetzte Forstmeister Michael — leider ein hebräischer Name, man sagt mir, er heiße Gotteskämpfer, lieber wäre mir Eckart oder Walter und Wächter. Doch vernimm wohl: Michael heiß ich, kein Michel mit der Schlafmütze bin ich! Und du? Die sogenannte neue Regierung hat mich abgesetzt, weil ich einmal einem neumodischen Hetzer mit einem Henkelkrug den Schädel entzwei geschlagen habe. Das nebenbei. Ich habe mir dann

in einem Waldwinkel, auf diesem Gelände meines Freundes Wulffen, selber ein Häuslein gezimmert und geteert. Da wohn' ich. Also: und wer bist du?"

Felix nannte den Namen des Geheimrats und fügte hinzu, daß sein Vater Leibarzt beim ehemaligen König gewesen.

„Beim ehemaligen?" unterbrach der Alte. „Er ist, sollt' ich meinen, noch heute unser König. Bricht man einem Manne den Eid, den man ihm geschworen hat? Ich jedenfalls nicht. Im übrigen habe ich von dir gehört; der Oberst erzählt mir manches, wenn er mich besucht."

„Er ist mein Pate."

„Und nebenbei ein gutmeinender Narr."

„Warum?"

„Er züchtet seine Spartaner zum Frontangriff; aber das Volk, das er bekämpfen will, ist mächtig durch List und Lüge. Es wird sich zerstreuen, wenn diese vortrefflichen Mannen anrücken, und wird aus dem Hinterhalt mit vergifteten Pfeilen schießen. Darum, junger Meister, nenn' ich ihn einen Hansnarren. Auch droht ihm durch den Stänker Düwell Zersplitterung in den eigenen Reihen. Darum ist sein Kampf unnütz. Was mich betrifft, ich bin ein Wild, das sich in den Busch zurückgezogen hat, um hier in der Stille zu verenden. Ich glaube nicht mehr an dieses Landes Rettung."

„Haltet Ihr so wenig von der Arbeit an dieser Jugend?"

Aber der Greis antwortete nicht. Seine Jägerpfeife entzündend, sprach er murmelnd: „Unterirdische Gänge ... Du hast da etwas von unterirdisch geraunt ..." Er klappte den Deckel zu, paffte und fuhr fort, sich in eine Rauchwolke hüllend: „Wie war das? Wie kamst du aus dem verfluchten Fuchsbau heraus?"

Felix erzählte, daß er auf wunderliche Weise ein ganzes Netz von unterirdischen Grotten unter der Sündenburg entdeckt habe und zuletzt einen Ausgang nach dem Walde — — —

„Einen Ausgang?" rief der Alte funkelnden Blickes und rückte mit einem Sprung neben den Jüngling auf das Waldmoos. Er packte Felix am Arm und rief heiser: „So etwas wittern wir schon lange. Du bringst die allerwichtigste Zeitung, die sich je auf diesen Berg fand! Wo ist der Ausgang? Wo hat der Fuchs seine Notröhre?"

Müde, ins Moos gesunken, mit zufallenden Augen, murmelte Felix, es sei da ein auffallender Felsen — von der Seite einem Gesicht ähnlich, daneben ein geborstener Fichtenstamm — dort — in den Hecken der Nische — und schon fiel er in Schlaf. Er war unmäßig müde.

„So, so, so!" blinzelte der Alte und atmete in starken Stößen, wobei er wie ein Vulkan Dampf ausstieß, „ein auffallender Felsen — von der Seite wie ein Gesicht — zerborstene Fichte — Nische — Buschwerk — sehr gut!" Er stand auf und zischte durch die Zähne: „Jetzt haben wir das Gesindel!"

Er zauderte einen Augenblick, schaute auf des Jünglings Fuß — und unvermerkt war er im Walde verschwunden, wie ein Schweißhund den Sandspuren folgend. Und als ihn einmal der Wald aufgenommen hatte, beschloß er, den ganzen Weg des Flüchtlings zurückzulegen und jenen Felsen sofort zu suchen. Seine Augen blitzten, seine Nüstern witterten ... Hinter ihm lag Felix in festem Schlaf.

Weitum kein Laut in den endlosen Wäldern. Nur dann und wann eine vorübersausende Hummel, ein hämmernder Specht, ein ganz leises Windgeschaukel in einigen Glockenblumen — und dann wieder Waldstille, weitum Wald und Morgenstille.

* * *

Dieses Tages reine Bläue gebar einen ungeheuren Entschluß, an dem Felix Friedrich unbewußt mitgewirkt hatte. Der greise Forstmeister Michael, eine hünenhafte, wenn auch vom Alter gebeugte Gestalt tappte unentwegt durch die Waldung nach jener fernen Gesteingruppe, wo er den auffallenden Felsen mit dem Menschengesicht vermutete. Er fand ihn, fand auch die zerborstene Fichte, die Nische und die noch angelehnte kleine Pforte, die in die Eingeweide der Sündenburg führte. Und händereibend, zitternd vor Erregung, laut mit sich selber redend, trollte der verwilderte Waldgänger in sein Revier zurück ...

Felix war inzwischen erwacht, hatte sich verwundert nach dem Alten umgeschaut, ein Weilchen ungewiß, ob er nicht geträumt habe. Dann setzte er seine Wanderung bergan fort, fand endlich die Siedlung und im großen Blockhaus eine betagte Magd mit einem nicht minder betagten Knecht, die ihm Milch und Brot vorsetzten. Gleich darauf erschien, abmarschbereit, ein großer, knochiger Herr mit einem rassigen Gesicht, der sich ein paar Minuten zu ihm setzte, nachdem er sich als Herr von Wildenhain vorgestellt hatte.

„Mein Freund, der Oberst," sprach er, „ist bei seinen Siedlern. Ich habe ein paar Tage mit ihm Rehböcke geschossen. Heute geh' ich wieder heim."

„Herr von Wildenhain? Ich habe in der Stadt Ihre Frau Gemahlin kennen gelernt." Und Felix erzählte von Graumann und dem Dichter Leander, der mit Frau von Wildenhain befreundet sei.

„Leander? Ich habe den Namen nie gehört. Bücher schreibt er? Was denn für Bücher?"

„Nun, so allerlei. Seine letzte kleine Schrift ist kein dichterisches Werk, sondern ein grimmiger Angriff auf den Adel und die vaterländischen Verbände."

„Oho! Was will er denn? Steht er links?"

„Weder links noch rechts, sondern im Herzen des Volkes, wie er zu sagen pflegt. Aus ergrimmter Liebe macht er der Rechten den Vorwurf, daß sie sich zu wenig um die Dichter und Denker, überhaupt um Geistesgüter kümmere und zu viel um soldatische Dinge: Sport und Paraden und dergleichen, was er jetzt als Spielerei empfindet. Derweil werde das Schrifttum von der feindlichen Presse besetzt und zersetzt."

„So, so, na, da paßt er allerdings nicht hier herauf. Mit weibischen Dingen wie mit Versemachen und dergleichen schönen Künsten kann sich unsereins nicht abgeben. Politik und Jagd sind Männerwerk. Und mit diesem Schriftsteller hat sich also meine Frau angefreundet?"

„Sie schienen sich in der Tat sehr nahe zu stehen."

„So, so! Wie heißt er? Lehmann? Ich komme nämlich nicht zum Bücherlesen. Meine Frau besorgt das."

Er warf seinen Rucksack um und verabschiedete sich von Felix in Formen, die den früheren Offizier verrieten, indem er die Hacken zusammenschlagend beteuerte,

daß es ihm eine „außerordentliche Ehre“ gewesen sei, das Patenkind seines Freundes usw. Dann marschierte er talwärts. Er war ein schön gebauter Mann mit gut geformtem Langkopf, aber knochig und hart, und hatte von Worten und Werten wie „Seele“ oder „Kultur“ keine Ahnung.

Felix schaute ihm mit einer Mischung von Wohlgefallen und Bedauern nach. Dann schritt er über den leeren Platz und nahm, rasch entschlossen, ein Bad im klaren, kalten Gebirgswasser. Kaum war er wieder angezogen, so erschien, schon von fern winkend, der Oberst und preßte mit Freuden des Jünglings Rechte in beide schwielige Hände.

„Willkommen, mein Junge, willkommen! Das ist ja herrlich! Also du kommst nun doch! Zu rechter Zeit, wahrhaftig, ich warte auf dich, ich brauche dich! Hast du gefrühstückt? Komm, wir sind noch eine volle Stunde allein, ehe die Siedler zum Mittagessen heimkehren. Komm auf den Altan!“

Als sie oben saßen, ließ er sich ausführlich erzählen: von Graumann, von Leander und Frau von Wildenhain, von der Nelkenkultur und vor allem vom Besuch bei Frau Satana und Anatol. „Himmeldonnerwetter, Junge! Bei diesem Satansweib bist du gewesen?!“ Er wollte jede Kleinigkeit, jedes gesprochene Wort wissen. Und nicht zuletzt fesselte, ja erregte ihn auf's heftigste die Flucht durch die unterirdischen Höhlen.

„Höhlen? Also doch Höhlen?!“

Felix erzählte noch von seinem Zusammentreffen mit dem alten Michael; und dann packte der kernige Soldat selber seinen Unmut aus.

„Du siehst diese Blockhäuser,“ sprach er, „aus starkem Eichenholz und wetterfest. So sind auch meine Jungmannen. Auch der verruchte Halbnarr Düwell wird sie nicht sprengen; der macht uns nur Schwächlinge abspenstig ... Bald beginnen die Sommer-Sportfeste; da wimmelt diese Hochfläche von Tausenden. Es ist keine großstädtische Sensation; kein Zuschauer wird geduldet außer den Angehörigen meiner Leute. Wir treiben nicht nur Sport und Turnen aller Art, sondern auch soldatische Übungen. Körperliche Ertüchtigung ist das erste, was wir brauchen. Wir bauen für die jungen Männer, die hier hausen, unsere Kartoffeln selber — auch ein paar andere Dinge, z. B. Hafer und Hirse. Höhlen? sagtest du vorhin. Wir haben auch unsere Verstecke und Grotten, aber nicht zu Orgien, sondern zu anderen Zwecken. Es sind chemische Laboratorien. Jawohl, mein Junge! Den Sprengstoffen und Giftgasen gehört die Zukunft. Außer fünf bis sechs verschwiegenen Menschen weiß keine Seele davon, auch nicht meine jungen Leute. Man muß auf einen Schlag eine ganze Stadt in die Luft sprengen können. Verstehst du? Daran arbeiten meine Chemiker Tag und Nacht.“

„Chemiker?“ fragte Felix verdutzt.

Über Wulffens Züge zuckte ein Lächeln wie ein aufflammendes Geheimnis, das sonst unter Gewölken schlief. „Ja, mein Junge, davon ahnst du nichts. Wir haben auch unsere Höhlen, sag' ich dir, aber Höhlen des Hasses, nicht der Wollust. Mit diesem Geheimnis will ich dich nicht belasten. Aber sage mir ein anderes: wie steht's mit dem Schlüssel?“

Felix faßte unwillkürlich nach seiner Brust.

„Was weißt du von meinem Schlüssel, Pate?“



„Laß mich vielmehr dich fragen: was weißt du davon?"

„Nun, wenn du in diese Sache, über die ich schweigen soll, eingeweiht bist, so wirst du auch vom Kästchen wissen?"

Und er sprach vom Domprediger Doktor Kirkhan und dessen sonderbar weissagenden oder vielmehr andeutenden Worten.

„Was will der Domprediger damit sagen, Onkel?"

Der Oberst senkte den Blick, legte die Ellenbogen auf beide Kniee und schaute auf seine braunen Stiefel, nachdenklich die Hände ineinanderreibend.

„Mein wackerer Junge, ich halte die Stunde für gekommen, endlich dein Geheimnis zu lüften. Hier oben in der reinen Bergluft ist vielleicht der rechte Ort dazu. Meine ganze Lebensarbeit geht unmittelbar dich an — ja dich, mein Lieber. Laß dir sagen" — und es sprach aus seiner Stimme eine fast zarte Feierlichkeit — „als königstreuer Mann achte ich die Entschlüsse meines verbannten Königs auch heute noch, auch wenn ich seine Gründe nicht billigen kann. Er hat entsagt: er will nur in ein geläutertes Volk zurückkehren. Und niemand von uns kann ihm guten Gewissens versichern, daß unser Volk wirklich geläutert sei. Der Materialismus rast nach wie vor. Die lüsterne Lebensanschauung, die dir jener unvorsichtige Anatol da unten ausgeplaudert hat, sitzt tief in unserm Volk. Unser König selber ist seinerseits gereift und geklärt; er hat auch innerlich entsagt. Wir Soldaten können ihm bei dem Geisteskampf, der jetzt durch die Welt geht, leider nichts mehr sein. Das ist für mich ungeschulten Kopf bitter, aber es ist Tatsache."

„Was hat das mit mir zu tun, Onkel Wulffen?"

Der Oberst stand auf und ging schweren Schrittes auf dem Altan hin und her. Dann blieb er vor Felix stehen.

„Wie weit hat dich mein Freund Meister über deine Geburt aufgeklärt?"

„Gar nicht. Was ist's endlich damit? Dieses Gespenst verfolgt mich seit Jahr und Tag. Nata, die Weihnachten bei uns verbrachte, ist vorzeitig abgereist — und ich vermute, es hängt mit dieser Geschichte zusammen. Grad' heraus, Pate, du bist kein Mann von Umwegen: bin ich etwa — nicht der Sohn der Menschen, die ich als meine Eltern liebe und achte?"

Sie standen voreinander. Der Oberst legte beide Hände auf die Schultern des Jünglings.

„Nein, lieber Felix. Bei den Verhältnissen, die wir durchgemacht haben, war es lebensgefährlich, sich zu dem wirklichen Sachverhalt zu bekennen. Du konntest bei niemandem besser aufgehoben sein als bei dem verschwiegensten aller Menschen und seiner ebenbürtigen Frau — nicht zu sprechen von dem Engel Nata, meinem besonderen Liebling. Hast du jemals Anlaß gehabt, sie nicht wie Eltern zu empfinden und zu lieben?"

„Niemals! Es sind mir die liebsten Menschen auf der Welt, diese drei. Aber sprich weiter, Onkel Wulffen — ich brenne ja darauf — was für ein Geheimnis steckt denn da?"

„Mein lieber, guter Junge, ängstige dich nicht! Es wird eine große Stunde sein, wenn dir einmal dieses Geheimnis offenbart wird. Es wird dann eine Macht in deine Hände gelegt. Das Geheimnis steckt im Kästchen. Reine Hände sollen das

Kästchen mit dir öffnen. Ich wüßte wahrlich niemand auf der Welt, der so blank und rein an Körper und Seele wäre, wie unsere unvergleichliche Nata."

Und wahrlich, seine Augen wurden feucht. Der sonst so rauhe und harte Mann wandte sich ab.

„Wenn man selber so furchtbare Erfahrungen mit einer Frau durchgemacht hat, wie ich mit der meinen," sprach er in grimmiger Wehmut, „dann hat man vor reiner und zugleich schöner Weiblichkeit eine fast göttliche Ehrfurcht."

„Ja, was ist's denn nun, Pate? Bin ich also nicht Meisters Sohn?"

„Nein, mein Felix. So viel glaube ich dir sagen zu dürfen. Das andere wirst du im Kästchen finden."

„Kennst du den Inhalt?"

„Ja, es sind zweierlei Dokumente darin. Das eine Bündel ist uraltes Erbgut; das andere wichtige Dokument ist in der Zeit des Umsturzes hinzugekommen. Bereite dich vor, mit würdigen Händen das Kästchen zu öffnen und Beides zu empfangen. Du ganz allein sollst dann entscheiden."

„Aber wessen Sohn bin ich denn?" rief der Jüngling in höchster Erregung.

„Lerne warten, Felix Friedrich, wie du bisher das Schweigen geübt hast!"

In diesem Augenblick tauchte am tiefer liegenden Waldrand der alte Forstmeister auf, spähte mit der Hand vor den Augen nach dem Blockhaus herauf und winkte heftig. Der Oberst ersah ihn mit scharfem Jägerauge, warf seinen Filz auf den Kopf und entfernte sich, indem er absichtlich den Jüngling mit seiner Erregung allein ließ.

Bald stand er bei dem fuchtelnd auf ihn einredenden Greis in leidenschaftlich bewegter Unterhaltung, wobei der Forstmeister bald lachte, bald tobte und von fern einem grimmen Waldteufel nicht unähnlich sah. Immer wieder deutete er nach der Gegend der Sündenburg, ballte die Fäuste und glich mitunter in seiner donnernd den Bergbach übertosenden Rede einem alten Racheprophenten, der des Himmels Zornflammen mit magischer Kraft auf ein verrottetes Geschlecht herabbeschwor.

Der Oberst stand gefaßter, mit gepreßten Lippen und gekreuzten Armen. Ein finster-großer Entschluß ward in jenem Augenblick auf der Bergmatte geboren.

„Wenn uns diese Tat gelingt, alter Erzengel Michael," sprach Wulffen zuletzt, „dann will ich gern sterben. Dann war ich Gottes Werkzeug — und also doch noch zu etwas nütze."

(Fortsetzung folgt)

Golgatha

Von H. F. Christians

O leih mir deine Flügel,
Du Geist, der sonnwärts trägt!
Sieh dort auf spitzem Hügel
Das Kreuz, an dem des Einen
Gotttraurig Herze schlägt!
Das will ich still umkreisen,
Dann geht hinauf die Bahn.
Und alle Strahlen weisen
Den Weg zu Ihm hinan.

Gefühlskraft und Charakter

Von Emma Böhmer

Wie arm unsere Zeit an großen Gefühlen geworden ist! Verlassen und innerlich einsamer denn je geht der Mensch unserer Zeit unter harten Geschicken. Wo ist das Herz, das ihn begreift? Die Seele, die ihm Freude bringen möchte? Kalt blicken die Augen der Leute in seine sehnsuchtsvoll suchenden. Er hört die Stimme in der Welt sagen: „Wir leiden doch alle. Jeder hat es heute schwer. Warum klagst du da noch?" Ach, der inbrünstig Verlangende will ja nicht klagen, nur von Mensch zu Mensch sprechen und dadurch Entlastung empfinden. Und so wendet der nach Herzen heiß Verlangende sich schweigend ab. Ihn schaudert vor der Herzenskälte der Gegenwart.

Gibt es kein eigenes persönliches Schicksal mehr, das andere mitergreift? Hat keiner den Wunsch, mitzutragen, ein gutes verstehendes Wort zu sprechen und damit Erlösung zu geben? Kann sich auch keiner mehr für den andern aufrichtig freuen, wenn dieser einmal Gutes von sich berichtet? Liest er nicht oft die Unfähigkeit zur Mitfreude auf dem Gesichte des andern?

Man spottet heute über Gefühle. Sie sind veraltert. Man hält sie für sentimental; „schwache Menschen" besitzen sie nur noch. Die wenigsten wissen von jener wunderbaren Macht, die Güte bedeutet! *Echte Güte ist Kraft.*

Jeder wahrhaft gebildete Mensch weiß, daß Gutmütigkeit nichts mit Güte gemeinsam hat, sondern Schwäche bedeutet. Gefühlskraft aber ist das Genialste im Menschen, das Edelste, wodurch er erst geadelt wird. Nur Charaktere besitzen Gefühlskraft. Bloße Verstandesmenschen können bei aller kalten Berechnung sehr charakterlos sein.

So traurig es klingt, so wahr ist es: Wir leben in einer Zeit der Charakterlosen. Wo sind sie — jene zuverlässigen Menschen, die Versprechungen inne halten und bindend gesprochene Worte in die Tat umsetzen? Wo ist der Treue, auf dessen Wort man Felsen bauen kann? Charakter besitzen bedeutet auch geistigen Mut haben. Man bitte nur einmal den lieben Nächsten um Hilfe, die geistigen Mut verlangt. Wer springt da ein? Wer sagt ein herzliches „Ja" auf unsere Anfrage? Wo findet man die erforderliche Energie und liebevolle Bereitwilligkeit, durch die Tat geistigen Mut zu beweisen? Ja, ein bloßer Rat, der zu nichts verpflichtet, wird gern gegeben, oft ist er auch hinfällig in unseren Augen durch übergroße Vorsicht und Menschenfurcht, die der Zeitmensch nie außer Acht läßt. Viele von uns begegnen Ausnahmenaturen auf ihren Wegen und finden dadurch ein befreiendes Aufatmen, für das sie Gott auf den Knien danken. Da sind aber auch zahllose Vereinsamte, die verlassen dastehen in des Lebens grausamer Not und verzweifelt einen Gott um Gerechtigkeit anflehen.

Gefühlskraft ist die Kraft, eine *große Liebe* in sich tragen zu können und sie groß zu geben. Die Kraft, eine *große Freundschaft* zu leben, nicht durch Worte, sondern durch Taten. Ein Mensch, mit Gefühlskraft begabt, führt ein innerlich reiches Leben, das ihm die Stärke verleiht, sich durch schwerste Geschicke hindurchzuringen und sich dennoch ein junges Herz zu bewahren. Menschen mit großen Gefühlen sind immer geistig stark begabte, sehr oft geniale Menschen. Der bloße Verstandesmensch besitzt eine Klugheit nur auf begrenztem Gebiete. Er kann sogar ein beschränkter Mensch sein trotz seiner berechnenden Gehirntätigkeit.

Große Menschen haben große Herzen. Einer der größten Menschen auf Erden war Beethoven. Wie kam es, daß ihm, dem Einsamen aller Einsamsten, Melodien geschenkt wurden von einer Eindringlichkeit und Erhabenheit, daß sie zu einem dauernden Quell der Kraft, zu einem ewigen Jungbrunnen für die Menschen wurden? Beethovens Gefühlskraft gab uns allen diese erhebende Erlösung aus seelischer Not! „Was ich auf dem Herzen habe, muß heraus, und darum schreibe ich," sagt er in dem erschütternden Heiligenstädter Testament. In der Finsternis seiner unmenschlichen Leiden schuf er sein unsterbliches Lied an die Freude, an die Menschenliebe.

O gewaltige, unerhört reiche Gefühlskraft, die du Wunder schaffst und überwältigend in müde Seelen greifst, daß sie neuen Mut fassen und wieder glauben lernen an Großes auf Erden!

Steht der innerlich Glühende nicht am einsamsten und verlassensten da in unserer Zeit? Muß seine hingebungsvolle Seele nicht verschmachten in einer Gegenwart, die sich mehr und mehr an Äußerlichkeiten verliert? Die fiebernde Sucht nach dem Gelde ist es, die zerstörend alles Große im Menschen vernichtet. Der Götze „Mode" beherrscht die Frauen. Nicht die denkenden und vornehm gesinnten, die noch ein Innenleben führen und heute die Sorgenvollen und Schwerarbeiterinnen genannt werden können. Meist sind es die an Jahren reifen und selbst die ehrwürdigen Alten, die über ihre Kraft arbeiten müssen und zermürbende Sorgen mit Heroismus tragen. Aber die Allgemeinheit der Frauen und Mädchen in der Gegenwart ist in der Hauptsache darauf bedacht, sich durch Maniküren, und Pediküren, durch Schminken des Gesichts und Färben der Haare schön und jung zu erhalten. Mit dem Spiegel vor dem Gesicht begegnet man jungen Damen auf der Straße — es ist ihnen schon gleichgültig geworden, ob die Vorübergehenden ihre Schwäche bemerken. Bescheid wissen alle über erotische Romane, perverse Verbrechergeschichten und nervenprickelnde Kinovorführungen. Schöne Ausnahmen bestätigen die Regel. Das ist ein altes Wort. Somit gibt es auch unter den Bubiköpfen tüchtige Mädchen mit ernstem Streben. Gewiß ist es sehr zu begrüßen, daß die Menschen begonnen haben, ihren Körper mehr zu pflegen und zu stählen. Auch der Tanz ist etwas sehr Schönes, vor allem der beschwingte, mitreißende, der reine, innerliche Freude gibt, die Jugend in sich fühlen soll. Aber jede Übertreibung von Sport und Tanz und Modetorheiten führt zur Verflachung. Diese Übertreibung haben wir jetzt. Wo begegnet man noch jungen Gesichtern mit vor Begeisterung sprühenden Augen, mit individuellen Zügen, die von der Seele des jugendlichen Menschen erzählen?

Und lernt man einen Menschen nicht oft erst lieben, wenn man aus seinen Zügen das Leid seines Lebens herausliest? Die sprechenden, ausdrucksvollen Gesichter greifen in unsere Herzen und lassen jenes große Gefühl in uns aufkommen, das in unserer Zeit nur noch die Besten empfinden: Ehrfurcht.

Was unserer Zeit fehlt, ist Charakter. Es ist, als ob der Einzelne keine innere Festigkeit mehr besäße, jedem neuen Einflusse ist er zugänglich. Er erlebt die Ereignisse um sich her nicht innerlich und verarbeitet sie in der eigenen Seele nicht stark genug, um aus sich selber zu einem festen Entschlusse zu gelangen. Ein Charakter wahrt Treue, bleibt ehrlich selbst im Konflikt mit einem geliebten Menschen gegen ihn und sich selbst. Charakter haftet Persönlichkeiten an, die in unserer Zeit mehr und

mehr dahinsterben. Religion kann einer Persönlichkeit nie beigebracht werden. Das Leid weist ihr den Weg zu ihren eigenen Entdeckungen. Heute aber wird Religiosität in geschlossenen Gesellschaften gelehrt. Der Meister gibt die Wege an, wie man religiös werden soll, fanatische Gemeinschaften blicken herablassend auf Andersgläubige. Kühle Verstandeslehrer greifen in die Herzen durch eine Art Hypnose ein, die willfährig macht. Darum gehen die eigenen und Gefühlsstarken ihre einsamen Wege in einer Zeit, die keine großen Gefühlsströmungen kennt.

Wie kommt es, daß der aus den Tiefsten der Seele quellende Humor verloren gegangen ist? Er brachte Vergessen und Befreiung durch sein sonniges Lächeln, das voll von Wehmut und Verstehen war. In unserer Zeit herrscht der Verstand und damit der scharfe Witz, das sarkastische Wort, das nicht erlöst.

Wir brauchen ein Genie der Liebe, Herolde unserer Sehnsucht nach Verinnerlichung. Wo das rein Kaufmännische in einem Volke vorherrscht, sterben alle aristokratischen Instinkte. Das Heldentum, das auf Erden lebt — und ach! wie viele solcher Helden und Heldinnen gibt es — vollzieht sich stumm und einsam. Den Gehirnmenschen der Gegenwart ist es unbequem, vom Martyrium edler Seelen zu hören, haben sie doch am Ende nur Verachtung für die, welche dem Mammon nicht nachzujagen verstanden haben.

Man kann nicht predigen: Gebt Euch mehr Liebe untereinander! Wer sie nicht fühlt, vermag sie nicht zu geben. Man gebe sich auch nicht dem schönen Glauben hin, daß die Gesamtheit beseelt werden könnte. Immer waren es die Einzelnen, die ihre hohe Melodie nur denen schenken konnten, in deren Brust die gleiche Weise ertönte.

Dennoch hat es Zeiten gegeben, in denen das Volk rein und herzensgut fühlte und ein Schlechter mit Abscheu angesehen wurde; Zeiten, in denen große Gefühlsströmungen Andacht auslösten und außerordentliche Eigenschaften des Charakters Bewunderung einflößten. Heute bewundert die Masse den kalten Verstand, der sich materielle Vorteile zu sichern weiß. Sie betrachtet die Menschen auf ihre „Aufmachung" hin und vergißt, daß sie auch ein Herz in der Brust haben sollten. Mußte es darum nicht kommen, daß in solcher Zeit der kurzen und oberflächlichen Eindrücke auch echte Liebe und Freundschaft versunken sind? Daß die Liebenden nur dem Sinnengenuß folgen und ihre Seelen tot sind?

Gefühlskraft und Charakter! Untrennbar gehören die beiden zusammen. Der einfachste Mensch kann sie besitzen und dadurch groß sein. Man würde nicht mehr leben, wenn man nicht an Großes glaubte und es nicht immer wieder erlebte. Dank allen, die solchen Glauben wiedererwecken!

Vorfrühling

Von L. Josy

Geht ein Rufen, so hell und mild:
Und in den Lüften — welch' neues Weben —
Ein Süßes, Unnennbares schwillt,
Will dich innig zart umgeben.

Und du spürst am Herzen nun
Seltsam-wonnevolles Wundertun —
Sinnst und weißt nicht, was das soll,
Hoher heimlicher Freude voll.



Die heilige Dreieinigkeit F. Haß

Rundschau

Deutsche Mystik als Kraft

Durch unsere Zeit, die von Gegensätzen zerrissen scheint, geht doch verbrüdernd eine unendliche Sehnsucht. Ein Brand ist es, der plötzlich die Herzen überfällt und sie nicht freigibt, bis die Flamme rein und stark aus dem ganzen Menschen zu den Sternen steigen darf oder, gequält und vergewaltigt, Leib und Seele in Rauch und düsterer Glut ersticken läßt. Es ist der Drang zum Irrationalen, zum Glaubenwollen, ja zum Wunderwollen. Durchaus nicht die Not und das alltägliche Elend allein, auch nicht bloß verzweifelndes Spielen mit Weltuntergang und Abendlandsmüdigkeit sind die Quellen dieser Erscheinung. Bewußt oder unbewußt sucht heute der Geist wieder (und zwar in allen Teilgebieten von Religionswissenschaft, Naturerkenntnis, Philosophie und Kunst) nach Synthese, nach Symbolen des Einen und Ganzen, nach erlösender Schau in Urtiefe und Urgeheimnis. Nach der jahrzehntelangen Allmacht der Analyse, die uns äußerlich bereicherte und innerlich völlig bankerott zu machen drohte, schallt allen Verirrten, die kaum mehr die Sprache der nächsten Verwandten verstehen, der große Sammelruf neuer Frömmigkeit. Und daß die Rettung aus aller Vereinzelung und Verelendung nur durch Zusammenfassung aller menschlichen Geistes- und Gemütskräfte zu kraftvoller Einheit, nur durch ihren Anschluß an die geheime Urkraft alles Lebens zu erzielen ist, fühlt heute Hirt und Herde auf allen Gefilden des Lebens.

Das aber ist immer das Morgenrot einer neuen Mystik. Denn Mystik ist ein Verhältnis zum Unendlichen, und zwar eine ganz besondere Art, sich mit dem Ewigen auseinanderzusetzen. Jedes Klügeln und begriffliche Formulieren tritt zurück, keine Dogmatik und Lehrmeinung ist ausschlaggebend; sehnend und verlangend öffnet sich die Seele der erschauernd gefühlten Nähe der ewigen Macht, für die kein begrenzender Name gewählt wird, und beseligt sich durch das Erleben innigster Vereinigung mit dem Liebesreichtum dieser abgrundtiefen Geheimnisse. Darum ist Mystik an keine geschichtliche Religionsform gebunden, wenngleich sie von ihnen Gewand und begriffliche Zeichen entlehnt und in ihrer Entwicklungsfähigkeit von der Höhe der Glaubensgestaltung abhängen kann. Bei primitiven Völkern, Chinesen, Indern und Persern, im Dionysoskult und der orphischen Lehre der Griechen, in Platons Liebesweisheit ist sie bereits zu finden, bald durch gewaltsame Ekstase, durch wilde Musik und Tänze, Dämpfe und Gifte, Haschisch und Opium, Fasten und Askese, bald nur durch Stille, Warten und Einhorchen schweigend erlangt. Ihre höchste Vollendung fand und findet sie aber auf dem Boden des deutschen Christentums, in den Formen der christlichen Gedankenwelt, die sie ohne Ängstlichkeit gebraucht und mit neuem Inhalt füllt, in der Welt deutscher Innigkeit und Gemütstiefe.

Und nur solche Mystik, die aus der großen Tradition unseres Volksgeistes aufsteigt und von den unsterblichen Meistern deutscher Vergangenheit Glut und Atem weitergibt, kann der Gegenwart Genesung reichen. Wir brauchen eine Mystik der Kraft, wir brauchen die deutsche Mystik.

Es kann und soll nicht meine Aufgabe sein, hier die Entwicklung und die Vorkämpfer deutscher Mystik zu beleuchten. Wer zu ihnen ein lebendiges Verhältnis erlangen will und durch ihre Vermittlung zur Mystik selbst, der muß zu den Quellen einkehren und selbst schöpfen. Das ist heute nicht mehr so schwer wie ehedem, da der Verlag Eugen Diederichs in Jena, der seit Jahrzehnten mit vorbildlicher Opferfreudigkeit dem neuen Geistsuchen der Gegenwart seine ganze Hilfe bietet, mustergültige Ausgaben mit guten Erläuterungen geschaffen hat. Nur die größten Namen seien genannt: Meister Eckehart (um 1300), der die Einheit von Gott und Seele als höchstes Erlebnis beflügelnder Freude und Kraft preist, alles Äußere wie Bekenntnis und

Werke geringer achtet und auf das geschlossene ganze Sein, die Gestalt der Persönlichkeit den Hauptwert legt: „Die Menschen sollen nicht so sehr daran denken, was sie tun, als wie sie sind. Wären nur die Menschen gut, so würden ihre Werke herrlich leuchten. Bist du gerecht, so sind auch deine Werke gerecht. Denn die Werke heiligen uns nicht, sondern wir heiligen die Werke." Dann Heinrich Seuse oder Suso, der Minnesänger der Christusliebe, der ruhige Gelassenheit der Seele predigt und in seiner Christusminne nur die christlich gewandete Liebe zur ewigen Weisheit lehrt. Als besonders tatkräftiger Vertreter der Mystik tritt uns Johannes Tauler entgegen, der den Gottesdienst der Arbeit betont und von aller stillen Versenkung immer den Weg zurück ins praktische Leben findet. Viel zu wenig bekannt ist der Frankfurter Deutschherr, der in seiner „Deutschen Theologie" unter Beibehaltung der alten kirchlichen Bezeichnungen die Gottheit als etwas ewig Werdendes erklärt und die Aufgabe des Gottmenschen darin sieht, wie Christus an Gottesstatt zu leiden und die Sünde der Welt zu tragen. Aber dies Leid ist gleichzeitig höchste Seligkeit und ein Maß der Vergottung des Menschen. Also Leidbejahung, aber auch äußerste Weltbejahung. Wenn Artur Bonus heute „Religion als Schöpfung" lehrt und Jatho „Vom ewig kommenden Gotte" spricht, so folgen sie den gleichen Bahnen. In den beiden Schlesiern Angelus Silesius und Jakob Böhme, im Liedersänger Gerhard Tersteegen, in der Romantik eines Fichte und Novalis setzt sich der stille Glanz mystischer Weisheit fort, kulminiert in Goethe, seinem Gleichnis des Vergänglichen, seinem „ewigen Geheimnis unsichtbar neben dir", seinem irrationalen, gefühlsmäßigen Faustbekenntnis, und leuchtet in modernen Suchern und Wegbereitern wie Paul de Lagarde beseligend nach.

Gemeinsam ist all diesen Zeugen deutscher Frömmigkeit ungefähr folgende Grundlage:

1. Der Glaube an eine Welttiefe, an die Unendlichkeit eines überpersönlichen Urgrundes alles Lebens.
2. Unmeßbarkeit, Unvorstellbarkeit dieses Urgrundes, Versagen des Verstandes vor seiner Majestät.
3. Sehnsucht des Herzens nach dieser Unendlichkeit, Flügelspannen der Seele, Heimweh.
4. Unmittelbares inniges Ergriffenwerden und Einströmen der Seele und in die Seele.
5. Belanglosigkeit aller äußeren Formen, Dogmen und Erlösungslehren, die, ohne ausdrücklich bekämpft zu werden, meist mit neuem, tieferem Inhalt erfüllt werden.
6. Belanglosigkeit der Werke und Einzeltaten gegenüber dem Wesen geschlossener Persönlichkeit; Verwerfung von Lohn und Strafe als Motiven des Handelns, Wirkfreude an sich.
7. Innerweltlichkeit und Gottnatur; wir sind nicht Knechte, sondern Teile des Ewigen, Gedanken, Atemzüge, Herzschläge Gottes, mit ihm leidend, werdend, wirkselig.
8. Ohne Leugnung einer jenseitigen Welt doch Bekenntnis zu dieser irdischen Welt trotz aller Härten und Schrecken.
9. Die Religion keine Zuflucht für Schwache, sondern Kraftfülle aus der Berührung mit der Unendlichkeit.

Wenn wir aus dem unerschöpflichen Schatze der ersten deutschen Mystiker einige Proben hervorholen sollen, die ihre Weisheit wirklich als Quelle der Kraft, neuer Lebensenergie und Schaffensfreude dartun können, so sei zunächst auf die köstliche Macht verwiesen, aus aller Angst und Trübsal der Seele zu erlösen, die Macht des Gemütes, mit der wir alles bezwingen können. Denn so lehrt Johannes Tauler: „Nun müssen wir hier bedenken, was das Gemüt ist. Es ist viel höher und innerlicher als die Kräfte. Denn die Kräfte nehmen all ihr Vermögen aus ihm, sind in ihm und sind ihm entflossen, und doch steht es unermeßlich über allem. Es ist ganz einfältig und wesentlich." Darum predigt er die Erhebung des Gemütes, die selbsttätige Befreiung aus der Not des Tages durch die Kraft des Willens und der Sammlung: „Da wird dem Menschen Freiheit des Geistes gegeben und überwesentliche Gnade in einem Erheben des Gemütes über alle Bilder und Formen, in einem Hinschwingen über alle geschaffenen Dinge." Und wie ein Wort an unsere Zeit und den Ernst unserer Tage klingt es, wenn Tauler sagt: „Wer in dem

furchtbaren Meer nicht verderben und ertrinken will, dessen Gemüt muß notwendig erhoben sein über alle Kreaturen." Und immer wieder warnen die Mystiker vor Schwermut: „Laß niemals Schwermut über dich kommen, denn sie hindert dich an allem Guten." Und ähnlich ein andermal (Tauler): „Betrübnis ist ein großes Hindernis. Sie erstickt das Leben, verdüstert das Licht und verlöscht das Feuer der Liebe."

Wenn aber die Mystik bestrebt ist, uns aus Trauer und lähmender Schwermut wieder zu lebendiger Kraft zu erlösen, so mißachtet sie dabei nicht die Macht des Leids. Nicht ein Ausweichen vor Leid und Kümmernis rettet, auch kein Betäuben und Vergessenwollen, sondern Überwinden des Leids. So wird der Mensch reif, reich und vollkommen. Meister Eckehart sagt darüber: „Merket wohl, alle nachdenklichen Gemüter: das schnellste Roß, das euch zur Vollkommenheit trägt, ist Leiden. Nichts ist so gallebitter wie Leiden und nichts so honigsüß wie Gelittenhaben." Darum findet Tauler den demütig-schlichten Gruß voll tröstlicher Kraft: „Gott grüße dich, bittere Bitterkeit, aller Gnaden voll!" Und für Herzen, die sich verlassen und vereinsamt fühlen, kann Trost erblühen aus der stillen Erkenntnis: „Keine Vernunft kann das begreifen, was in dieser rechten wahren Verlassenheit liegt. Wenn es gänzlich Winter ist und dürre, drückende, quälende Finsternis und Verlassenheit — das geht über alles genießende Empfinden, wenn man sich darin in vollkommener Gleichmäßigkeit hielte."

Also vollkommene Gleichmäßigkeit, errungen auf dem Wege des Leids, aber durch Loslösung von Schwermut und Verzagtheit und durch die stille Ergebung in den göttlichen Willen. Doch dabei bleibt deutsche Mystik nicht stehen. Gerade aus dieser unbedingten Hingabe an die höhere leitende Kraft wachsen ihren Jüngern positive Kräfte und Werte. Mit der Überwindung des persönlichen Ich, die keine Selbstvernichtung darstellt, sondern eine Selbsterhöhung, wächst und erweitert sich das allgemeine Lebensgefühl, kommt Begeisterung und Opfermut und eine ganz unirdische Freudigkeit über den Menschen. Vor allem bringt gerade das Gefühl völliger, aber alleiniger Abhängigkeit von der göttlichen Macht das stolze Bewußtsein der Unabhängigkeit von allem Irdischen zur Blüte. Wie stolz bekennt Angelus Silesius:

„Schleuß mich, so streng du willst, in tausend Eisen ein,
Ich werde doch ganz frei und ungefesselt sein!"
„Du edle Freiheit du, wer sich dir nicht ergibt,
Der weiß nicht, was ein Mensch, der Freiheit liebet, liebt."

Ebenso hebt sich aus diesem Lebensgefühl der drängende Wille nach Vervollkommnung, nach Wandel und Neuwerden, nach immer tieferer Einkehr ins große Licht:

„Blüh auf, gefrorner Christ! Der Mai ist vor der Tür.
Du bleibest ewig tot, blühst du nicht jetzt und hier!"

„Freund, so du etwas bist, so bleibe ja nicht stehn!
Man muß aus einem Licht fort in das andre gehn."

„Mensch, was du liebst, in das wirst du verwandelt werden:
Gott wirst du, liebst du Gott, und Erde, liebst du Erden!"

„Gott wohnt in einem Licht, zu dem's an Bahn gebricht:
Wer es nicht selber wird, der sieht ihn ewig nicht . . ."

Damit sind wir wieder beim Kern mystischer Welterfassung angelangt: auf das Selbstwerden, Selbsterleben, Selbsterkämpfen und -erharren kommt alles an. Aus diesem Erobern innerer Welten und Seligkeiten blüht ein Glück, ein Friede, eine Kraft, wie sie dem zerfahrenen Geschlecht der Gegenwart, das seinen Stern verloren hat und sehnsuchtsvoll nach einem neuen Licht Ausschau hält, Heilung und ungeahnte Erhöhung verheißen. Das ist Mystik für deutsche Herzen.

Dr. Emil Hadina

Altnordische Königsgräber

Mit 4 Abbildungen

Im August 1903 stieß ein Landmann im Kirchspiel Slagen südwestlich Oslo beim Angraben eines Hügels auf seinem Lille Oseberg genannten Gehöft auf Holzwerk. Da er einen archäologisch wichtigen Fund vermutete, meldete er den Vorfall dem Professor Gustafson in Oslo, der nach sorgfältigster Vorbereitung von Juni bis September 1904 eine Ausgrabung vornahm, die nicht nur das bisher glänzendste Ergebnis aller nordischen Erdfunde überhaupt hatte, sondern aus begreiflichen Gründen wert wäre, mit mindestens ebenso großer Aufmerksamkeit betrachtet zu werden wie das Tut-Anch-Ammon-Grab im Nillande.



Der Hügel enthielt im wesentlichen folgendes: Ein in Nord-Süd-Richtung liegendes Schiff mit einer zeltartig eingebauten Grabkammer, in der sich zwei weibliche Skelette befunden hatten, deren Glieder aber von späteren Grabräubern (vgl. das ägyptische Grab!) regel- und pietätlos im Einbruchsgang verstreut waren. Im Fahrzeug fanden sich ferner 15 Pferdeskelette, zum Teil mit abgehackten und in einem andern Schiffsteile untergebrachten Schädeln, ein Ochsenskelett mit gleichfalls abgetrenntem Kopf und vier Hunde. Sind diese Funde vielleicht für die alten Bestattungsbräuche und den ihnen zugrunde liegenden Seelenglauben wichtig, so wurden eine Reihe kostbar geschnitzter Geräte für die Kunstgeschichte von einzigartiger Bedeutung: besonders ein uralter religiöser Zeremonialwagen, wie er aus der Rügener Herthasage längst bezeugt war, und vier herrliche Schlitten, der Gustafson-, der Schetelig-, der Einfache und der sog. Vierte Schlitten. Zu diesem für die Kunst der Nordgermanen höchst aufschlußreichen Teil des Osebergfundes gehören vor allem auch die Steven des Schiffes sowie sein allerdings nicht ganz erhaltener Drachenkopf (der erste, den man überhaupt fand!), ebenso fünf überaus schöne Tierkopf-Pfosten (von denen der „Türmer" einen im Kunstdruck wiedergibt), endlich drei zu dem 1., 2. und 4. Schlitten gehörige kunstvoll geschnitzte Deichseln. Eine dritte Sachgruppe des ganzen Fundes förderte kulturgeschichtlich belangvolle Geräte aller Art zutage: die Spaten der Grabräuber, Bettdaunen

und -Zeug, Truhen- und Webstuhlreste, Holzsättel, zwei eiserne Lampen, eine Holzkeule, eine eiserne Schere, einen Beinkamm, Pferde-Eisnägel, Küchengeräte, drei Betten, einen langen Runenstab. Aus andern mit Wildäpfeln, Kresse, Weizen, Unkraut gefüllten Geräten, sowie einer Walnußschale läßt sich schließen, daß die Bestattung Ende August oder Anfang September stattfand.

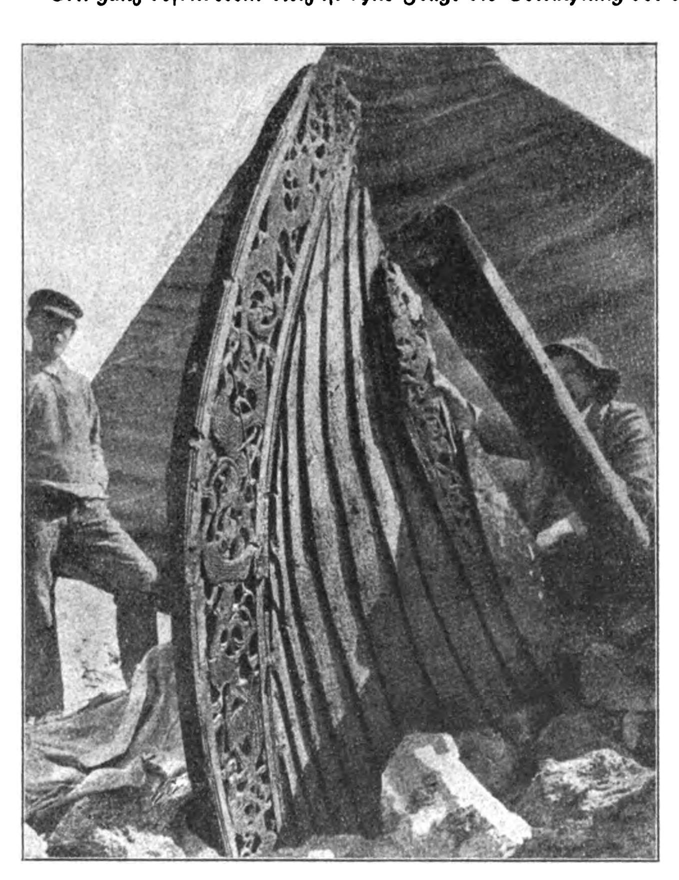
Von nicht geringer Bedeutung ist eine Betrachtung des Hügels. Trotz seines beispiellosen Schatzes war er sozusagen geschichtslos und vergessen und vor seiner Entdeckung nur unter dem Namen „Fuchshügel" bekannt. Der Hügel erhob sich in einer zur Wikingzeit feuchten Niederung und war so angelegt, daß die Toten durch den vorbeifließenden Fluß Verbindung mit dem etwa eine Stunde entfernten Oslo-Fjord hatten. Der Oseberghof kann überhaupt schon aus der Wikingzeit stammen und besaß damals wahrscheinlich einen eigenen Hafen. Der Hügel war ehemals etwa 6 m, zur Zeit seiner Entdeckung jedoch nur noch 2,5 m hoch. Über dem Schiffsgrabe war ein mächtiger Steinhaufen aufgeschüttet, um die Toten an den Hügel zu binden. Die Decke der Steinschüttung bestand aus sorgfältig geschichteten Torfstücken aus dem Boden der Umgegend. Die beträchtliche Senkung des Hügelkamms hatte die eichene Grabkammer von oben, eine vielleicht durch diesen Druck beförderte Gegenbewegung von unten den Boden des Schiffskörpers stark zusammengedrückt, doch können die erwähnten Zerstörungen des Inhalts niemals auf diese Störungen im Hügel zurückgeführt werden. Vielmehr handelt es sich meines Erachtens hier um das keineswegs ausnahmsweise übliche Totmachen der Sachen bei Wikingbestattungen.

Wer sind nun die Toten? Die eine ist eine Frau von 40—50 Jahren gewesen; die Grabräuber hatten ihr die rechte Hand, den linken Oberarm und sämtliche Finger der linken Hand, also alle Schmuckglieder, geraubt. Das zweite Skelett ist das einer Dreißigjährigen, zweifelsohne der Lieblingssklavin, die freiwillig mitstarb. Da man aus der Ornamentik der Kunstgegenstände schließen kann, daß die Bestattung um 850 n. Chr. vor sich ging, so ist es nämlich wahrscheinlich, daß es sich bei der älteren Frau um die Königin Osa, die Mutter König Halvdan Svartes, handelt, die in Oseberg ihren Witwensitz hatte und zum Geschlecht der Ynglinge gehörte. Den Grabraub, der ohne Sachkenntnis ausgeführt wurde, obgleich man noch im 13. Jahrhundert in Norwegen allgemein wußte, wer in den Hügeln begraben lag, verlegt man mit Recht in das 11. Jahrhundert. Denn im Jahre 1000 wurde überall im Norden das Christentum „eingeführt", demnach verlor das folgende Jahrhundert sehr rasch die Ehrfurcht vor den alten Gebräuchen, ohne doch schon das Christentum innerlich aufgenommen zu haben.

Das Schiff nun hat eine Länge von 21,44 m, eine Breite von 5,10 m, eine Höhe von 1,60 m und eine Kiellänge von 19,80 m. Es ist ganz von Eiche, hatte 30 Riemen und eine Besatzung von 35 Mann. Der Rumpf war mit Werg aus Schafwolle gedichtet, der ursprünglich 13 m hohe Mast sowie die Ruder aus Fichtenholz, die Schiffsnägel zum Teil aus Eibe. Auf dem Vordersteven erhob sich der spiralförmige mächtige Drachenkopf (Drekahofud), der erste Findling seiner Art. Im Schiff fand man auch zwei geräumige Zelte mit Espenholzstangen bei einer Zelthöhe von 3,80 m, deren Grundflächen aber so groß sind, daß sie nur zum Übernachten an Land benutzt

werden konnten. Es handelt sich bei dem sehr flach gebauten und daher allein im Binnenlande verwendbaren Osebergfahrzeug um ein vornehmes Privatschiff für kleinere Küstenfahrten von übrigens großer Tragfähigkeit (nord. karfi) und geringer Bemannung. Der Zustand des Holzes und die Ornamentik bezeugen, daß es beim Tode der Königinwitwe schon etwa 50 Jahre alt gewesen sein muß und vielleicht bereits längere Zeit für seinen Endzweck unter einem Schuppen verwahrt wurde, denn viele Riemen sind in aller Eile unfertig nachgeschnitzt, fehlten also offenbar.

Von ganz besonderem Reiz ist ohne Frage die Betrachtung der Kunstgegenstände, doch kann an dieser Stelle nur auf allgemeine Zusammenhänge hingewiesen werden. Das im 9. Jahrhundert aufstrebende Königsgeschlecht der Ynglinge begünstigte die Künstler der sog. Vestfold-Schule. Bedenkt man, daß allein der Osebergfund 12—15 m² Holzornamentik ans Licht brachte, so kann man sich einen Begriff von seiner Bedeutung machen. Im ganzen ergeben vielfache Vergleiche besonders auf die altgermanischen Tierornamente und den von Konturen eingefaßten Rhombenschnitt hin, daß es sich bei dem älteren Teil der Kunstwerke (Schiff, Drachenkopf, dem hier abgebildeten Tierkopf, Schetelig- und Vierten-Schlitten) um eine Verbindung des sog. älteren Osebergstils mit dem jüngeren Vendelstil, ja bei dem um 700 anzusetzenden Wagenschmuck sogar um den älteren Vendelstil handelt.

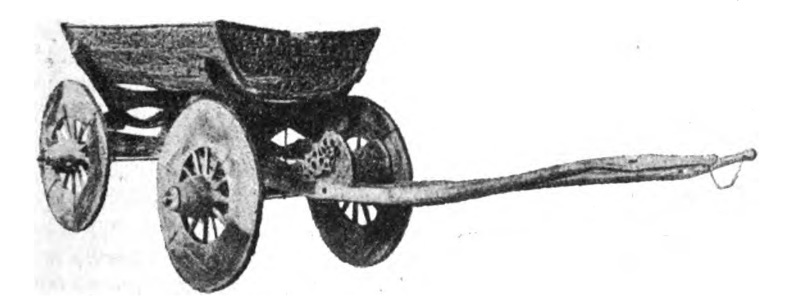


Die übrigen Funde gehören größtenteils zum jüngeren Osebergstil. Der Wikingstil folgt aber erst auf diesen und reicht etwa von 900—1100, mit welchem Zeitpunkt die nordische Eigenkunst in die allgemeineuropäische einmündet. Demnach ist zu beachten, daß der Osebergfund ein Denkmal aus dem Anfang der eigentlichen Wikingerzeit darstellt.

Die hochentwickelte Meisterschaft, das vielfach vollendete Stilgefühl, die überall zu erstaunlicher Wirkung gebändigte Phantasie lassen auf eine lange voraufgegangene Kunstübung und einen ganzen Kreis von Künstlern schließen, die sicherlich teils am Hofe der schmuckliebenden Königin Osa, teils an benachbarten Höfen Beschäftigung fanden. Hierbei ist allerdings beachtenswert, daß der Osebergfund an Pracht innerhalb der dortigen Wikingkultur völlig einsam anmutet und mit ihrer auffallenden Schlichtheit in Widerspruch steht. Dies kunstgeschichtliche Rätsel vermögen erst weitere Funde derselben Zeit zu lösen.

Der Meister des Wagens wird um 800 angesetzt, jedoch sein Stil ist um 100 Jahre älter. Betrachtet man dies seltsam-schöne Fuhrwerk, so erkennt man sofort, daß er für Beförderung von Menschen und Lasten überhaupt viel zu leicht gebaut ist und andern Zwecken gedient haben muß. Und zu jener archaisierenden Neigung der Formen stimmt nun die Tatsache seiner praktischen Unbrauchbarkeit vortrefflich, wenn man annimmt, daß wir es mit einem religiösen Festwagen zu tun haben: bekanntlich wirkt die Religion auf das ganze Leben erhaltend, zuletzt erstarrend, wenn sie bloßer Kultus geworden. Der ältere Vendelstil dieses Geräts gehört ins 7. Jahrhundert und ist stark linienhaft, er stellt im allgemeinen eine Verbindung von Bandgeflecht mit Tierformen her.

Auch der jüngere Vendelstil, der das 8. Jahrhundert erfüllt, ist linear, aber feiner, auch er kennt bandförmige Tiere, aber er ist phantasievoller und freier, unplastisch und erkennbar an seiner Pflanzenornamentik und den S- und 8-Formen seiner Tiere und Flügelzipfel. Ihm gehören der Meister des Schiffes und des Drachenkopfes sowie der Künstler des hier abgebildeten Tierkopfpfostens, die aber beide, wie betont, nur an diesen Stil anknüpfen, um aus ihm den älteren Osebergstil des 9. Jahrhunderts zu entwickeln. Es handelt sich hier um den Beginn einer kraftvollen Tierphantastik, zum erstenmal treten Vögel stark hervor: kunstgeschichtlich ist es ein noch unverbundenes Nebeneinander karolingisch-nordischer Motive und solcher des Vendelstils.



Das größte Meisterwerk des ganzen Fundes überhaupt ist vielleicht unser sog. akademischer Tierkopfpfosten. Schetelig hat seinen Meister den Akademiker genannt. Seine Weise ist stark geometrisch, nur ein Vogel im Profil mit sehr langem Hals tritt hervor. Dieser Künstler hat alles auf den Gegensatz nackter und bildnerisch geschmückter Flächen angelegt; er ist geschult, beherrscht und geschmackvoll wie kein zweiter der Schule, nur seine Zeichnung hat etwas von Miniaturen.

Der Fund von Oseberg steht aber, wenngleich er der kostbarste ist, nicht vereinzelt da. Wir haben allein in Norwegen etwa zehn sogenannter großer Schiffsfunde, d. h. solcher von Fahrzeugen mit über 15 m Länge. Sie liegen sämtlich mit dem Vordersteven nach Süden, denn nach Norden abwärts führte der Weg zur Hel, den eine Strohtods gestorbene Königin fürchten mußte, auch galt die Südrichtung überhaupt als die glücklichere. Das Schiffsgrab war die Grabform der schon erwähnten Vestfoldkönige. Solche Gräber waren natürlich überhaupt ganz an das Aufkommen mächtiger Fürstengeschlechter gebunden, nichtfürstliche Freie bestattete man in Booten. Von den zehn norwegischen Schiffsgräbern liegt die eine Gruppe an der Westseite des Oslofjords, nämlich das Oseberg-, das Borre- und das Gokstadschiff (in dem sich beiläufig 12 Pferde, 6 Hunde, 1 Pfau und 1 Häuptling von 50 Jahren fanden). Die zweite Gruppe liegt am Ostrand desselben Fjords, eine dritte (im ganzen fünf Schiffe) im Westen — in ihr ist das Myklebostad-Schiff im Nordfjord ähnlich einem großen Wikinggrab der Bretagne Stätte einer Leichenverbrennung gewesen.

Viel zahlreicher sind naturgemäß die Bootsgräber, deren man in Norwegen allein etwa 550

fand, teils Verbrennung, teils Bestattung zeigend. In einem Fall ist das ganze Boot mitverbrannt. Auch hier sollte das Boot die Reise ins Totenland vermitteln: eigentümlich widersprechend scheint demgegenüber die erwähnte Bannung des Toten an den Hügel.

Die Bootsgräber-Sitte finden wir verbreitet in Norwegen, Schweden, Finnland, Island, Gotland, Bretagne und den britischen Inseln, dagegen merkwürdigerweise nicht auf den dänischen. Südlich von Haddeby an der Schlei fand Fr. Knorr dagegen zwei Männer in viereckiger Grabkammer, darüber ein Boot mit dem Kiel nach oben, doch handelt es sich hier um schwedische Wikinger.

Auch vor der Wikingzeit gab es Bootgräber in Skandinavien, sogar von Frauen. Der Brauch ging von Schweden aus. Wir finden das älteste aus der Völkerwanderungszeit (500 n. Chr.) im Odinshügel bei Upsala in Upland; König Aun der Alte liegt dort begraben. Von da ist er erst nach 800 zu den Ynglingen nach Norwegen gedrungen. Im ganzen haben wir aber einschließlich eines angelsächsischen nur sechs solcher Bootgräber vor 600. Streng zu scheiden sind davon die Bootsfunde, von denen der im Nydamer Moor in Nordschleswig um 400 angesetzt wird und damit überhaupt der älteste germanische Fund dieser Art ist.

Wenn man nun diese Fülle der Tatsachen ins Auge faßt, so hat man das Gefühl, vor einer mächtigen alten Kultur zu stehen. Hundert Fragen steigen empor. Widersprüche harren auf Lösung. Insbesondere fesselt geheimnisvoll die Sitte, Sklaven mit ins Grab zu nehmen. War es Zwang oder Freitod? Und auf welche Weise verlor das Opfer sein Leben? Wir sind in der selten glücklichen Lage, hierüber den Bericht eines arabischen Reisenden Ibn Fadlân aus der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts anführen zu können. Dieser wohnte dem Begräbnis eines auf seinem Wolgazuge in Rußland verblichenen Warägerhäuptlings bei. Die Schilderung, noch in arabischem Spiegel, ist so unheimlich-spannend, ja herzzerreißend, daß sie ein seltsames Licht auf jene Zeit wirft und viele Fragen von vornherein einer Klärung näher bringt.

Er berichtet, wie der tote Häuptling zunächst zehn Tage in einem besonderen Grabe liegen muß, während die Vorbereitungen zur Verbrennung im Schiffe fortdauern. „Aber mit ihm hatten sie berauschende Getränke in sein Grab gelegt, Früchte und auch eine Laute. All das nahmen sie nun heraus. Der Tote hatte sich inzwischen, abgesehen von der Farbe, nicht verändert. Sie bekleideten ihn darauf mit Strümpfen, Hosen und Stiefeln ... und setzten ihm eine Kappe von zobelbesetztem Goldstoff auf. Sodann trugen sie ihn ins Zelt, das im Schiff errichtet war, setzten ihn auf die gepolsterte Bank, unterstützten ihn mit Kissen und ließen berauschende Getränke, Früchte und wohlriechende Kräuter bei ihm liegen. Dann führten sie einen Hund heran, schnitten ihn in zwei Teile und warfen ihn ins Schiff. Sie ließen ferner alle seine Waffen bei ihm liegen, führten zwei Pferde herbei, die sie so lange jagten, daß sie vor Schweiß troffen, stießen sie mit ihren Schwertern nieder und warfen ihre Körper ins Schiff. Weiter wurden zwei Ochsen vorgetrieben und ebenso niedergehauen und ins Schiff geworfen. Darnach trugen sie auch einen Hahn und ein Huhn herbei, schlachteten sie ebenso und warfen sie gleichfalls hinein."

So erstaunlich nun auch diese Beschreibung mit den Funden übereinstimmt, so führt doch die Fortsetzung des Berichts erst auf die Höhe der Spannung:

„Wenn einer von den schwedischen Häuptlingen gestorben ist, so fragt seine Familie die Sklavinnen und Sklaven: ‚Wer von euch will mit ihm sterben?' Darauf antwortet eins von ihnen: ‚Ich!' Hat er dies Wort einmal ausgesprochen, so ist er daran gebunden und kann später nicht zurück ... Aber im allgemeinen ist es eine Sklavin, die das tut. So fragte man, als der Mann, von dem ich eben erzählte, gestorben war, seine Sklavinnen: ‚Wer will mit ihm sterben?' Eine von ihnen antwortete: ‚Ich!' Da wurde sie zwei Dienerinnen überliefert, die mußten ihr aufwarten und ihr überall folgen, wohin sie ging. Ja, zuweilen wuschen sie ihr sogar die Füße. Sie trank derweil den ganzen Tag und war fröhlich und guter Dinge." An anderer Stelle wird hinzugefügt: sie glaubte sich durch ihren freiwilligen Tod das ewige Leben zu verdienen. „Als es nun Freitag Mittag war, führten sie die Sklavin an ein Gerüst, das sie zurechtgemacht hatten, gleichend den vorspringenden Gesimsen bei einer Tür. Sie setzte ihre Füße auf die Handflächen

der Männer, sah nieder auf das Gerüst und sagte etwas in ihrer Sprache, worauf man sie (auf das Gerüst) niederließ." Dies wiederholt sich dreimal. „Sodann reichten sie ihr ein Huhn, welchem sie den Kopf abschnitt, den sie wegwarf. Aber das Huhn nahm man und warf es ins Schiff. Ich fragte den Dolmetsch, was sie getan hätte. Er antwortete: „Zuerst sagte sie: Siehe, hier schaue ich meinen Vater und meine Mutter! Beim zweitenmal: Siehe, nun schaue ich alle meine gestorbenen Verwandten zusammensitzen! Aber beim drittenmal: Siehe, das ist mein Herr, er sitzt im Paradies. Das Paradies ist so schön und so grün. Bei ihm sind seine Mannen und Knappen. Er ruft mich. Laßt mich doch mit ihm vereinigt werden!" Da wurde sie zum Schiff geführt. Aber sie zog ihre beiden Armbänder ab und gab sie der Frau, die „Todesengel" genannt wurde, und sie töten sollte. Ebenso nahm sie ihre beiden Beinringe ab und reichte sie den beiden Dienerinnen, die ihr aufgewartet hatten, und die „Töchter des Todesengels" hießen. Dann hob man sie auf das Schiff, ließ sie aber nicht ins Zelt kommen. Jetzt traten ein paar Männer mit Schilden und Stäben vor. Sie gaben ihr einen Becher mit einem Rauschtrank. Sie nahm ihn, sang dabei und leerte den Becher. „Nun nimmt sie Abschied von ihren Lieben", sagte der Dolmetsch zu mir. Darauf gab man ihr einen andern Becher. Sie nahm ihn auch und stimmte nun einen langen Sang an. Da befahl die Alte ihr, sich zu beeilen, den Becher zu leeren und in das Zelt zu treten, wo ihr Herr lag. Aber nun war sie bestürzt und unentschlossen geworden. Sie wollte ins Zelt gehen, steckte aber nur den Kopf zwischen Zelt und Schiff(swand). Sofort zog nun die Alte sie am Kopf, führte sie ins Zelt und trat selbst mit ein. Die Männer begannen sogleich mit den Stäben gegen die Schilde zu schlagen, damit kein Laut von ihren Schreien gehört werden sollte, was die andern Mädchen abschrecken und sie weniger geneigt machen könnte, einmal mit ihrem Herrn in den Tod zu gehen." Dann wird erzählt, wie sechs Männer ins Zelt gehen, das Mädchen mißhandeln, die Alte legt ihr einen Strick um den Hals und stößt ihr ein breites Messer zwischen die Rippen, während zwei Männer sie würgten, „bis sie tot war".

Soweit der Mitleid und Grauen weckende Bericht. Seine Spannung zwischen blutig-allzumenschlicher Wirklichkeit und todüberbrückender Hoffnung packt in jeder Zeile. Ist es doch nur ein einziges Wörtlein, dessen Klang den Menschen selbst vernichtet; ein einziger Inhalt, dessen Preisgabe über das Leben hinaushebt. Dieser Gedanke des Opfertods überleuchtet den schauerlichen Brauch des hier nur verkleideten Menschenopfers mit banger Größe. Wenn der Araber von „Paradies" redet, so ist das freilich nur seine Sprache, aber allzu wenig noch ist die Vorstellung der alten Germanen über das Jenseits erforscht. Denn die Walhallsage scheint doch über den bloßen Volksglauben hinaus vor allem dichterische Anschauung, die Vorstellung von dem Reich der Hel andrerseits ist durch die christliche Überprägung undeutlich geworden. Im einzelnen erheben sich wieder viele Fragen. Warum mußte nur bei Fürsten ein anderer mitsterben? Warum finden wir doch auch bedeutende Häuptlingsgräber mit nur einer Leiche? Was geschah, wenn freiwillig niemand mitging? Ohne Freiwilligkeit ward offenbar der tiefere Sinn des Vorgangs nicht getroffen. Warum meldeten sich vor allem Mädchen? Ist das ein Beweis für die größere Opferwilligkeit des Weibes oder aber für ihr gedrückteres Dasein und die so vergrößerte Sehnsucht ins Jenseits — oder aber war es eine moralische Pflicht für den Niedrigsten, sich zuerst zu melden? Oder spielen hier etwa auch Kräfte des Eros mit? Ganz offenbar, daß es sich hier nur noch um Trümmer eines in Urzeiten lebendigen mächtigen Mythos handelt, dessen größere Umrisse wir nur ahnen. Dem hier Forschenden muß auch auffallen, daß nicht nur die germanische Götterkunde starke Widersprüche aufweist, Widersprüche nicht in sich (das wäre nicht anders möglich), sondern zu den Funden, den Tatsachen, der Wirklichkeit. Andrerseits muß diese Wirklichkeit allein bei den Germanen schon in ihren Äußerungen nach Gezeiten und Lebensräumen so verschieden gewesen sein, so sehr dem Gesetz der Entwicklung unterlegen haben, daß notwendig alte und neue Formen, noch so widersprechend, ein seltsam unlogisches Gemisch ergaben. So scheint mir auch die religiöse Logik der Himmelsrichtungen noch nicht genügend aufgeklärt. In welcher Beziehung etwa stehen Wanderrichtung und Totenland zueinander?



Wie dem auch sei, der Bericht Ibn Fadlâns ist für uns unschätzbar als Begleitwort zu einem Schiffsgrabe wie dem von Oseberg. Daß altnordische Quellen durch diese Funde plötzlich glänzend bestätigt werden, zeigt das Lied von Brynhilds Todesfahrt, die Olaf Tryggvason Saga, die Egils Saga und viele andere, ja, man kann die meisten Einzelheiten wie Grabraub, Schiffsbestattung, Sklaventod u. a. auch literarisch nachweisen. So stehen wir ganz gewiß vor neuen Forschungsergebnissen und Entdeckungen über Sein und Glauben unsrer Vorfahren, die schließlich einmal in aller Mannigfaltigkeit eine großartige Einheit ihres Weltgefühls an den Tag bringen müssen, nur soll man sich nicht verschweigen, daß Idealität der Nibelungenethik nicht ohne Christlichkeit möglich war und daß Leben und Edda auch eine unglaubliche Freude an roher maßloser Kraft und Grausamkeit bezeugen, deren Weise kein höchstes sittliches Empfinden verrät.

Dr. Karl Theodor Strasser (Flensburg.)

Anmerkung. Die beigegebenen Kunstblätter wurden mit besonderer Genehmigung des Verlages C. F. Schulz & Co., Plauen i. V., dem monumentalen, auf fünf Bände berechneten Werke „Osebergfundet“ entnommen, das seit 1917 in Oslo erscheint und wovon der 1. und 3. Band gedruckt sind, beide mit deutscher Zusammenfassung am Schluß. Der Preis jedes Bandes beträgt 140 ℳ.

Gleichzeitig sei besonders auf die bei Eugen Diederichs in Jena erschienene Sammlung „Thule“ hingewiesen, die in deutscher Musterübersetzung die Fülle der bedeutendsten altnordischen Biographien und Prosaromane vermittelt.

Die deutsche Kaiserfrage in amerikanischer Beleuchtung

Die amerikanische Betrachtungsweise ist rein geschäftlich, und die ganze Welt weiß das ja auch schon; gleichviel, ob es sich um Völkerbunds-, Entwaffnungs- oder andere sogenannte Menschlichkeits- und Kultur-Fragen handelt, alles wird vom Dollar aus gesehen.

So fand ich denn auch in Ostasien bei Amerikanern schon 1920 viel weniger grundsätzlich antimonarchische Einstellung als die kalte Überlegung: mit welcher deutschen Staatsform machen wir Amerikaner die besten Geschäfte? Und da ein deutscher Kaiser hierbei in manchem Sinn ein bedenkliches Hindernis war bzw. sein würde, so sammelten sich gegen das monarchische Prinzip wie gegen die fürstlichen Persönlichkeiten Gehässigkeiten in Fülle. Was die Person herabsetzte, diente dem Geschäft; und was das in Amerika, dem typischen Lande geschäftlicher Skrupellosigkeiten und seelisch unbegrenzter Hintergründe, bedeutet, kann sich auch der ausmalen, der Amerika nur aus seiner „Geschichte“ kennt.

Denn es hat ja gar keine nationale Geschichte, dieses aus allen Nationen und Rassen der Welt zusammengewürfelte „Volk“, wenn man es so nennen will. Eine politische Einheit nur durch sein dialektisch gefärbtes Englisch und sein Papiergeld mit den jeweiligen Präsidentenköpfen, kann Amerika ganz unmöglich für europäische Stammesgeschichte Interesse haben. Auch in Deutschland klettern die Amerikaner wohl auf die Bergruinen und knipsen sie als Merkwürdigkeiten ab wie daheim Riesenbäume und Wolkenkratzer; im übrigen gehn diese Spuren deutscher Vergangenheit sie nicht einmal historisch etwas an, und für den Film ist nichts mehr damit zu machen. Damit ist das Ding erledigt. Auch zur Charakteristik der Herren Lincoln und Cleveland trägt die monarchische Idee samt dem ganzen deutschen Mittelalter nichts bei. Locarno ist viel besser, weil es Hoffnung auf Abzahlung europäischer Kriegsschulden an die Vereinigten Staaten weckt, und dann hätte sich der Sturz der deutschen Monarchie glänzend bezahlt gemacht. Es

tut ihm leid, dem Yankee, wirklich, denn manches war ja schön an der Kaisersache, wenn er selbst irgendwie dabei sein und sich zu Hause damit erhöhen konnte, und es brachte auch dies und das ein; im ganzen aber stand sie doch dem freien Nehmen etwas im Wege, und am Ende: Geschäft ist Geschäft. So ist es viel besser.

Eine japanische Zeitung druckte kürzlich einen langen Artikel der amerikanischen „Contemporary Review“ in drei Fortsetzungen ab, der sich mit der Frage beschäftigte, ob die Wiederkehr eines deutschen Kaisers jemals zu erwarten sei; in absehbarer Zeit nicht, ist das Ergebnis, für eine fernere Zukunft aber lasse sich leider nichts voraussagen. Wilhelm II. scheide aus, der sei von niemand in der Welt begriffen worden, und die katholische Partei werde sich wohl auch nie wieder mit einem protestantischen „summus episcopus“ einverstanden erklären. Für die ebenfalls gegensätzlichen Stimmungen des Adels werden dann Waldersees und Zedlitz-Trützschlers Äußerungen als beruhigend angeführt. Schon im Weltkriege selbst sei Hindenburg das Symbol der kämpfenden Monarchie gewesen, und die Flucht des Kaisers nach Holland habe ihn auch in der Armee unmöglich gemacht, die das als Desertion aufgefaßt habe. Die konservative Partei als solche sei noch durch die zweite Heirat vor den Kopf gestoßen, weil ihr dadurch das Mittel genommen sei, durch die Ausmalung der Leiden und des Todes Augusta Viktorias Propaganda für den monarchischen Gedanken in breiten Volksschichten zu machen!

Der frühere Kronprinz, der laut dem amerikanischen General Morgan Stresemanns Kaiserkandidat bleibe, komme auch nicht mehr in Frage. Er sei immer nur wie ein Kind gewesen, das im Reichstag oder bei der Zabern-Frage mit dem Feuer gespielt habe. Dazu sei sein Name mit der Verdun-Katastrophe verknüpft. Die deutschen Zeitungen selbst hätten ihn als Tenniskämpfer im Weltkriege abgebildet und so völlig unpopulär gemacht. Von seiten der Hohenzollern komme nur die jüngere Linie in Betracht, die durch den ältesten Sohn des Ex-Kronprinzen gegeben sei, aber das liege selbst für die deutschen Rechtsparteien noch in unsichtbarer Ferne.

Die Wittelsbacher aber seien noch viel stärker degeneriert, die wolle man nicht einmal in Bayern wieder haben.

Ist denn Deutschland, so schließt der Artikel, nicht wie geschaffen zur Republik, wie die Beispiele Hamburg, Bremen und Lübeck zeigen? Heine habe zwar gesagt, Revolutionen in Preußen seien polizeilich verboten. Aber das liege tiefer: der deutsche Charakter sei stets auf E v o l u t i o n, nicht auf Revolution gerichtet gewesen. Die neue deutsche Reichsmark sei der beste Beweis für die freie deutsche Volkskraft. Darum lasse man am besten sentimentale Kaiserideen beiseite und halte sich an die Wirklichkeit, nämlich die des G e l d e s: „a continuance of the policy of Locarno would give foreign investors the assurance that their m o n e y would be safe in German Lands.“ Unser Kredit in Amerika kann doch nur der Sinn der ganzen Kaiserfrage sein!

Die Lektüre der Presse, die mir während meines Aufenthalts in den Vereinigten Staaten zu Gesicht kam, ließ auf eine ähnliche Betrachtungsweise schließen. Interesselosigkeit, ja betonte Gleichgültigkeit ist an die Stelle der Kriegsgehässigkeit getreten. Sollte jemals der Augenblick kommen, in dem ein deutscher Kaiser das amerikanische Geschäft zu fördern geeignet erscheinen sollte, dann würden demokratische Ideale schwerlich ein Hindernis für einen amerikanischen Stimmungs-Umschwung sein, gleichviel was das für weltkulturelle oder völkerbundliche Pläne zu bedeuten haben würde. Schlechte Geschäfte für Amerikaner mit einer deutschen Republik würden vielleicht sogar das deutsche Mittelalter im vollen Glanz des Films wiederaufleben lassen....

Wie wir Deutschen einzeln auch denken mögen, nach guter deutscher Art natürlich jeder anders: von Amerikanern dürfen wir weder Weltanschauungen noch Weltweisheiten beziehen, sondern nur — gutes Geld im Austausch der Werte.

Prof. Dr. Waldemar Oehlke

Meister Eckehart, der Deutsche

Doktor Artur Hoffmann vermittelte uns gelegentlich im „Türmer" (1923) die Einsicht, daß der deutsche Geist „an der Gestaltung seiner Sonderprägung" schon viel länger aus eigenen Kräften wirksam war, als die bisherige geschichtliche Darstellung ihm zusprechen will. Ich habe innerhalb einer kleinen Arbeitsgemeinschaft diese Einsicht als Hauptertrag der Beschäftigung mit dem Meister Eckehart zu vermitteln versucht; und ich habe mich auf ein Wort von Hans von Wolzogen („Zum deutschen Glauben", Xe ien-Verlag, Leipzig) berufen, der es nicht als Hirngespinst verachtet, wenn wir unsere deutsche Art überall suchen in Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit; es bleibt nach ihm bei aller Bildung, bei allen Einflüssen, denen der deutsche Geist ausgesetzt ist, durch Jahrhunderte hindurch doch etwas unverkennbar Beständiges: der eigentliche Zusammenhang der Art. So dürfen wir gemeinsames Blut, gemeinsames Seelenleben außerhalb des Zeitwandels stellen, eine Kette von Deutschfrommen aller Zeiten und uns an ihrer Hand fühlen. In dieser kraftvollen Schar, die uns Mut, Glauben und Zukunftswege zeigt, bedeutet Meister Eckehart ein erstes Glied.

Dominikaner-Mönch, Theologe (Meister = magister), Universitätslehrer in Paris und Inhaber des Kölner theolog. Lehrstuhls, des ersten in Deutschland: — diese Tatsachen aus Meister Eckeharts Leben bekunden den übernationalen und internationalen Geist, dem er äußerlich als treuer Lehrer und Prediger seiner Kirche gedient hat. Der deutschfromme Meister hat sich keineswegs in bewußten Gegensatz zu Rom gestellt. Wie stark muß seine Persönlichkeit gewesen sein, daß sie in jener international-christlichen Welt eine solch wuchtige deutsche Innerlichkeit darstellt und lehrt! Aus der Quell- und Triebkraft persönlichen Lebens heraus — jugendlich ihrer selbst unbewußt — bildeten sich die deutschen „Gottesfreunde" großenteils an Stoffen, die ihrer angeborenen Art fremd waren, an dem über das Arabische herübergekommene Buch eines Hellenen-Christen, das damals als ein Buch des Aristoteles galt, an scholastischen Engherzigkeiten und Spitzfindigkeiten. Aber — um mit Spengler zu sprechen —: Die faustische Seele artet das ihr fremde Material um; das, was ein starker deutscher Geist verarbeitet, wird deutsch; Eckehart erzeugt aus fremden Anregungen das Eigenartigste, was der deutsche Geist aufzuweisen hat: die deutsche Mystik, das, was man als Urzelle einer lebendigen deutschen Persönlichkeit auffassen kann.

Wenn wir im Meister Eckehart jenen dem Unsrigen gleichen Kern herausschälen wollen, so ist selbstverständlich das Eine nötig, daß man ihn der Hüllen, die andere Zeiten und Zeitstimmungen um ihn gewoben haben, zu entkleiden versucht. Es ist selbstverständlich, daß wir von ihm zunächst das scholastische Kleid abtun müssen, das uns gänzlich fremd ist. Eine andere Ablösung seiner Gedanken vom Zeitgeist ist in philosophischer Beziehung vorzunehmen: wir müssen uns klar machen, daß Eckehart in einer Zeit lebte und dachte, wo naive Übereinstimmung von Glauben und Wissen die Voraussetzung der Erkenntnis ist. Das gibt seinen Predigten oft die logische Schwerfälligkeit, die uns belasten kann und die es veranlaßt, daß wir fast mehr Freude an den neuzeitlichen Spruchbüchern aus Meister Eckehart finden. Andrerseits liegt aber auch eine besondere Kraft und Schönheit in seinen lückenlosen Gedankengängen, mag die Mühe der Durcharbeitung auch unvergleichlich größer sein. Es spricht aus des Meisters geistiger Arbeit etwas wie der Zwang von Fichte'schen Gedankenketten, wir folgen wundervoll geschlossenen Gedankengängen, die ihn gleichwie Fichte, auch in die Reihe der deutschen Philosophen stellen. Beide, Eckehart und Fichte, sind, aber — trotz wissenschaftlich-philosophischer Fehler, die zumeist in der Zeit begründet sind — kaum zu widerlegen und keinesfalls zu überwinden. Beide sind sie ganz groß; beide kommen sie der platonischen Auffassung ganz nahe, jener Auffassung, die Fichte in Kants Umwandlung anschaute, Eckehart in den Neuplatonikern. Das, was für die deutsche Frömmigkeit bei beiden grundlegend ist, das ist ihre Einsicht in die Wesenlosigkeit des Sinnlich-Wahr-

nehmbaren, wobei Meister Eckehart wohl Kant näher kommt als Fichte, der das Sinnlich-Wahrnehmbare einfach ausstreicht. Meister Eckehart nähert sich in seiner bildkräftigen, dichterischen Art mehr der Goethe-Vorstellung, daß alles Vergängliche da ist, um das Göttliche durchstrahlen zu lassen. Die geniale Einfachheit im Weltbild des Meisters ist überwältigend:

Gott ist aller Dinge Wesen und Leben. Alles, was ist, ist als Ganzes das Eine, ist Gott. Auch wir sind Gottes Wesen, sobald wir „wesentlich“ (d. i. rein wir selbst) sind, die platonische „Idee“ darstellen. Die Dinge sind zunächst in ihrem eigentlichen Sein nicht faßbar für uns, deshalb gleichen sie Gott nicht; zwischen ihrem eigentlichen Sein und uns stehen ja unsere Sinne; sie sind umkleidet. Nur in einem ist Gott ohne Umkleidung, unmittelbar gegenwärtig — im Urgrund unserer Seele. Gewiß, auch die Seele ist nicht immer wesentlich, rein in ihrem Wesen; sie ist mehr oder weniger angefüllt mit Sinnenbildern, mit Verworrenheiten und Begierden, die aus jenen erzeugt werden. Aber in jedes Menschen Seelengrund ist ein Tröpflein, ein Funke, ein Zweiglein aus der ewigen Wurzel der Göttlichkeit — das ist ein Teil Gottes. Ja, der Grund der Seele ist Gott selbst.

Damit tut die deutsche Frömmigkeit den großen Schritt über die römische Kirche hinaus; damit stellt sie sich in den großen Gegensatz zum Judentum und zu all dem, was von ihm im Christentum noch lebt; zu jener Auffassung, als bestehe eine unausfüllbare Kluft zwischen Mensch und Gott, als müßten Opfer, als müßten Werke und Bußübungen diese Kluft überbrücken. Nein, wie in Jesus, so vollzieht sich die Gottgeburt in unserer Seele, von jenem tiefen Urgrund aus, von jenem einen Tröpflein und Fünklein aus, und desto stärker und vollständiger, je einfältiger, je leerer unsere Seele ist. „Soll Gott sein Wort in der Seele sprechen, so muß sie in Friede und Ruhe stehen, dann aber spricht er sein Wort und sich selbst in der Seele, nicht eine Vorstellung von sich, sondern sich selbst.“ Alle andern Dinge füllen die Seele mit Vorstellungen und beschweren sie. Nur von zwei Dingen ist der Seele keine Vorstellung möglich, nicht von sich selbst (Kants Erkenntniskritik!) und nicht von Gott — so vereinigt sich Gott mit der Seele ganz unmittelbar, ohne Vorstellungen und Bilder. Wäre noch eine Vorstellung von ihm, so wäre keine völlige Einigung da — und in der vollen Einigung der Seele mit ihm liegt doch all ihre Seligkeit.

Freilich, der Seele Einfalt und Unwissenheit darf nicht „aus Unwissen“ kommen, sondern: „aus dem Wissen muß man in ein Unwissen kommen“, dann wird unser Unwissen „geadelt und gezieret mit dem übernatürlichen Wissen“. Wenn Gott deine Seele füllt, so kommt statt trüben und verworrenen Inhalts, der sie vorher füllte, klarstes Quellwasser in Strömen hinein und mit ihm alles Leben, alle Bewegung, alles Wirken. Leer muß die Seele sein von Sinnendingen, um solche Fülle zu erlangen. (Nietzsche: „Nacht ist es, nun reden lauter alle springenden Brunnen. Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.“) Nun „glastet und glänzt“ ein Licht in ihr und gibt ihr zu erkennen, was sie tun und lassen soll. Nun übernimmt Gott das Wirken, deshalb mußtest du dich leidend erhalten. Dein Gott-erleiden ist deine Kraft. Darum lebst du nicht etwa losgelöst von natürlichen Dingen in dir und um dich. Im Gegenteil: „Gott ist nicht ein Zerstörer der Natur, sondern er vollendet sie“ und um so mehr, je mehr du dich ihm fügst.

Daß Meister Eckehart das Christentum so stark verdeutscht, das geschieht naturnotwendig aus seiner angeborenen deutschen Art; daß er es genial vereinfacht, ist das Ergebnis seines starken Geistes; daß er es tut mit bildnerischer Kraft und in zündender Sprache, das ist das Werk des gottbegnadeten deutschen Künstlers.

Klara Boesch

Eine Begegnung Luthers in Erfurt

Im Mai 1516 reiste Luther als Distriktsvikar durch Meißen und Thüringen. Er lehrte auch in Erfurt ein und weilte hier bei seinem Freund Johann Lang. Neben den Amtsgeschäften der Visitation fand er in diesen Tagen Zeit, über das Zwiesprache zu halten, was ihn im Innersten bewegte. Johann Lang holte in einer solchen Stunde der Besinnung ein altes deutsches Predigt-

buch herbei. Er pries es als einen Schatz echter Frömmigkeit und empfahl es dem Freunde. Luther blätterte den Band auf. Das Titelblatt nannte ihm den Namen Taulers. Ein wenig regte sich nun zuerst die Ablehnung: Was soll uns Menschen einer neuen, mit ihren eigenen Nöten ringenden Zeit die alte Verkündigung des Dominikaners, dessen Gottsuchen mit seinen Fragen und Antworten doch um fast zwei Jahrhunderte zurücklag? Aber dann verweilte Luther doch im Lesen an Stellen, die Johann Lang ihm besonders hervorhob. Es berührten ihn da geistige Klänge, die Stimmen in seiner eigenen Seele wunderbar kräftig weckten. Das Buch blieb ihm nun zur Hand, so lange er noch im gastlichen Erfurter Hause war. Und beim Abschiednehmen erwies sich die Berührung mit dem alten Meister des Frommseins als so eng, daß die Lösung nun nicht gleich gelingen wollte. Luther erbat sich das Buch, um sich in Wittenberg in stillen Stunden der Einkehr weiter hinein zu versenken.

Wir sind glücklich daran, es an einigen Zeugnissen noch weiter verfolgen zu können, wie diese geistige Begegnung Luthers verlief, und wie stark sie in ihm nachwirkte. Die Ratsschulbibliothek in Zwickau verwahrt einen Band von Taulers Predigten. Der Rand ist mit vielen Bemerkungen von Luthers Hand beschrieben. Sie lassen deutlich erkennen, wie stark er im Banne der so seltsam frischen, unverbraucht lebendigen Gedanken gestanden hat, die dem alten Werke entquellen. Und noch einen weiteren ähnlichen Einblick können wir in die nachhaltige Wirkung dieser im Zeichen Taulers stehenden „Leseerlebnisse" Luthers tun. Im gleichen Jahre wurde er nämlich noch einmal durch den Fund eines alten Buches innerlich unentrinnbar gefesselt. Wann und wo diese Entdeckung geschah, wissen wir nicht. Wir können aber beobachten, wie Luther sogleich bemüht war, auch andere an den Schätzen, die er ausgegraben hatte, Anteil nehmen zu lassen. Schon im Dezember 1516 ließ er das Schriftchen drucken. Eindringliche Worte der Zustimmung und Empfehlung gab er ihm mit auf den Weg. Am 14. Dezember erwähnte er auch in einem Briefe an Spalatin, was ihn in diesen Wochen so ernst beschäftigt hatte. Er fand dabei Worte, die uns noch heute eine starke innere Bewegtheit seiner Seele spüren lassen: „Ich habe weder in lateinischer noch in unsrer Sprache eine heilsamere und mit dem Evangelium mehr übereinstimmende Theologie gesehen." Ein Vorfall aus dem Frühjahr 1518 bestätigt es, daß diese Eindrücke, die einer beglückt empfundenen geistigen Begegnung entsprungen waren, nicht etwa als Augenblickswallungen unklarer Stimmungen oder schwärmerischer Gefühle gedeutet werden dürfen. Luther fand den gleichen alten Text jetzt noch einmal in vollständigerer Form. Er bekannte sich sogleich wieder zu ihm. Auch der Titel, den er ihr jetzt mitgab, und der ihr bis heute geblieben ist, klingt wie eine warm empfehlende Zustimmung: „Ein deutsch Theologia".

Was haben aber diese späteren Ereignisse, die Luther in geistiger Nähe beim „Frankfurter, dem Priester und Custos in der Deutschherrn Haus", dem Verfasser der deutschen Theologie, zeigen, noch mit dem Erfurter Taulererlebnis zu tun, und inwiefern tragen sie dazu bei, uns dessen volle Bedeutung erkennen zu lassen? Die Einleitung des schönen ersten Bandes der „Bücher deutscher Mystik," die im Inselverlag erschienen sind, gibt uns die Antwort auf die Frage. Dort kennzeichnet Josef Bernhart die geistige Herkunft des Frankfurters mit den Worten: „Tauler beherrscht ihn, obgleich nur einmal mit Namen erwähnt, mehr als sonst ein deutscher Mystiker: taulerisch ist der kräftige Seelsorgergeist, taulerisch die Behutsamkeit der Spekulation gegenüber den Grenzen des kirchlich Möglichen, taulerisch auch, obzwar schwächer in der dichterischen Kraft und Bildlichkeit, der literarische Genius des Ganzen." Diese Feststellungen machen es deutlich, daß es sich bei allem, was über Luther und das Büchlein „Ein deutsch Theologia" berichtet werden konnte, im Grunde eben weiter um die durch die Erfurter Begegnung angebahnte enge Berührung mit Tauler handelt. Es soll hier nicht verschwiegen werden, daß der ältere Luther durch Notwendigkeiten seines über ihn so gewaltig hinauswachsenden Werkes auf Wege geführt wurde, von denen aus er die Klänge der Taulerschen Frömmigkeit nicht mehr als so nahe empfand, ja daß er in manchen späteren Augenblicken es mit Worten harter Ablehnung verleugnete, in jenen seelischen Bezirken mit soviel Hingabe an ihren Geist geweilt zu haben. Trotz dieser Wandlungen

behält das Urteil eines neueren Buches über den jungen Luther aber Recht: Dessen Begegnung mit der deutschen Mystik ist „für seine innere Entwicklung von der größten Bedeutung gewesen". In ihr trat ihm „aufs mächtigste der Urtrieb der Religion entgegen: die inbrünstige Sehnsucht, Gott zu erleben, selber zu erleben, jetzt schon zu erleben, und in Verbindung damit die Überzeugung, daß ohne absolute Reinheit des Wollens ein solches Erleben nicht möglich sei." „Diese Sehnsucht fand in seiner Seele Widerhall... Die Mystik hat sein Suchen und Sehnen beflügelt."

Die bisherige Besinnung auf die Bedeutung der Tauler-Begegnung Luthers schöpft für uns aber noch nicht den vollen Gehalt dieser mit Erfurt so eng verbundenen Erinnerungen aus. Der wichtigste Schritt unserer Erwägungen, der uns den ganzen Reichtum der heimatlichen geistesgeschichtlichen Überlieferungen erst noch zum Bewußtsein bringen wird, ist noch zu tun. Unser Blick richtet sich nun darauf, daß mit Tauler immer und überall die durch die Jahrhunderte schreitende Gestalt eines anderen Führers zu geläuterter Frömmigkeit auftaucht. Wir beachten, wie in den Taulerbänden der Lutherzeit umfangreiche Schriften verborgen mitgeführt werden, die jenem geistesgewaltigen und willensstarken Manne zugehören, als dessen Schüler sich Tauler immer in treuer Anhänglichkeit bekennt. Und wir lassen bei dieser Rückwendung zum eigentlichen Quellpunkt der taulerischen Frömmigkeit nun endlich auch noch eine wichtige Bemerkung über die „Theologia deutsch" zur Geltung kommen: Man hat von ihr zutreffend gesagt, daß „in ihr an allen Ecken und Enden der ungenannte Eckehart hervorblicke". Mit diesen Erwägungen ist nun gezeigt, wie der Einfluß Taulers und der des „Frankfurters" für Luther die Brückenbogen schlagen zum Meister der deutschen Mystik hin. Das Schrifttum, das in jenen Jahren so eindrucksvoll zu Luther sprach und seine innerste Anteilnahme so stark fesselte, dürfen wir nun mit gutem Rechte als einen Klang der Stimme Meister Eckeharts deuten. Nun erscheint uns auch die Gewalt jener Eindrücke begreiflicher, denen Luther sich bei der Lesung der Taulerpredigten und der deutschen Theologie hingeben mußte; übersehen wir doch nun, daß aus den alten Blättern heraus eben Meister Eckehart zu Luther sprach, „der Fürst unter den Geistern" (Preger), den „an hohem Sinn und Adel des Charakters, an tiefen, in das Innerste des Menschen greifenden Ideen, an Innigkeit und Kraft, sie zu verkünden, keiner seiner Zeitgenossen übertroffen hat" (Karrer).

Versuchen wir nun noch einmal nach seinem ganzen Gehalt zu erfassen, was die von uns beobachteten Zusammenhänge bedeuten. Luther ist in den Tagen seines Erfurter Aufenthaltes im Jahre 1516 aufs tiefste davon berührt, daß er durch den Hinweis seines Freundes die Spuren von Männern fand, die er ganz stark als Vorläufer seiner immer deutlicher in ihm aufsteigenden Berufung empfinden mußte. Wir übersehen es: In ihrem tieferen Sinne waren diese Ereignisse eine Begegnung mit Meister Eckehart. Und das eben will für Erfurt besonderes besagen. Eckehart ist nämlich im Boden dieser Stadt in ganz ähnlicher Weise verwurzelt wie Luther. Auch er verlebte in Erfurts Mauern wichtige Jahre seiner Entwicklung. Um 1278 ist er von Gotha her, wo das ritterliche Geschlecht seiner Vorfahren in der Nähe ansässig war, in Erfurt eingezogen. Im Predigerkloster erstieg er die ersten Stufen klösterlicher Bildung. Das Vertrauen seines Ordens eröffnete ihm dann den Weg zu den höheren Studien in Straßburg, Köln und Paris. Als reifer Mann lehrte er dann noch zweimal zu längerer Wirksamkeit an führender Stelle nach Erfurt zurück. Eine der frühesten deutschen Schriften des Eckehart-Kreises bezeugt uns das mit den Worten: „Das sind die Reden, die der Vikar von Thüringen, der Prior von Erfurt, Bruder Eckehart Predigerordens mit solchen geistlichen Kindern pflag, die ihn um viele Dinge fragten, als sie zu abendlichen Tischgesprächen beieinander saßen."

Uns packt, wenn wir auch diese Tatsachen aus Erfurts Geschichte mit in Erwägung ziehen, nun mit großer Gewalt die Vorstellung, wie die Stunden, in denen Luther im Hause Johann Langs über den Taulerband gebeugt saß, sich einem heimatgeschichtlich gelenkten Blicke beleben: Zwei der größten Geister, die Erfurt die Seinen nennen darf, schreiten in den bedeutungsvollen Augenblicken einander entgegen. Es gibt zwischen ihnen ein Grüßen der Blicke, dann ein Sich-

erkennen und ein Verweilen beieinander. Seelische Wärme durchdringt die Gruppe. Geistige Glut zündet. Was in unserem Volke an lauteren Kräften eines tief innerlichen Gottsuchertums schlummert und darauf wartet, Gestalt zu gewinnen, hat eine selten fruchtbare Erweckung und segensvolle Stärkung erfahren.

Die Grundgedanken geläuterter Frömmigkeit, zu deren Verständnis aus ihrem Werden heraus hier ein kleiner Beitrag geboten werden sollte, mögen zum Schluß auch noch mit einigen Sätzen ausgesprochen sein, wie sie in inhaltlicher Fülle und unübertrefflicher Sprachgewalt von jenen Meistern der Seelenführung uns geschenkt worden sind. Aus des Angelus Silesius „Cherubinischem Wandersmann“ werden einige Prägungen gewählt, die man mit Recht als ein feierliches Schlußgeläut der deutschen Mystik und damit eben auch als einen Nachhall dessen empfunden hat, was bei Luthers Begegnung mit Tauler das eigentlich Lebendige gewesen ist:

Je mehr Du Dich aus Dir kannst austun und entgießen,
Je mehr muß Gott in Dich mit seiner Gottheit fließen.
Soll ich mein letztes End und ersten Anfang finden,
So muß ich mich in Gott und Gott in mir ergründen,
Muß werden das, was er: Ich muß ein Schein im Schein,
Ich muß ein Wort im Wort, ein Gott im Gotte sein.

Von Meister Eckehart selber dazu ein Wort reichster und reiffster Weisheit eines religiös gestimmten Lebens: „Das Herz wird nicht rein vom äußeren Gebet, vielmehr wird das Gebet rein vom reinen Herzen... Die nicht groß von Wesen sind — was die auch wirken mögen, daraus wird nichts.“ Und im vollkommenen Gleichklang dazu Luthers Botschaft wahrhaft frommer Lebensführung: „Gute fromme Werke machen nimmermehr einen guten frommen Mann, sondern ein guter frommer Mann macht gute fromme Werke.“

Dr. Arthur Hoffmann-Erfurt



Die Versuchung Christi — Ernst Kreidolf

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Deutschland, Deutschtum und Esperanto

Vorbemerkung. Unsere Ausführungen über Esperanto (Heft 5) haben einige Zuschriften auf den Plan gerufen, die wir im Folgenden abdrucken. D. T.

In Heft 5 des „Türmers" befindet sich der Artikel: „Weltsprache und Weltgeltung", der resigniert sich mit der Tatsache abfindet, daß „Englisch" die größte Aussicht hat, die Weltsprache zu werden. Dem können viele Deutsche aus vaterländischen Gründen durchaus nicht beipflichten. Die Entwicklung und Begünstigung der Nationalsprache „Englisch" zur herrschenden Weltsprache bedeutet für alle anderen Völker, besonders für Deutschland, eine überaus große Gefahr und Schädigung seiner Lebensinteressen, und deshalb sind wir verpflichtet, dagegen anzukämpfen.

Warum? und wie?

1. Wird „Englisch" die Weltsprache, dann gewinnen die englischen Völker in kultureller, wirtschaftlicher und politischer Beziehung eine überragende Stellung gegenüber allen anderen Völkern, die es ihnen ermöglicht, mit der Weltsprache auch die Weltherrschaft zu erringen — politisch, wirtschaftlich und kulturell. In allen deutschen höheren, zum Teil auch in Volksschulen müssen jetzt schon alle Schüler Englisch und Französisch lernen, müssen soviel Kraft und Zeit darauf verwenden, daß die Gefahr besteht, die sorgsame Pflege der teuren deutschen Muttersprache kommt mehr oder weniger ins Hintertreffen, auch das deutsche Geistesleben; denn mit der englischen und französischen Literatur wird auch reichlich deren Geist eingesogen. Das beweisen unter anderem die Klagen Auslandsdeutscher, die von Deutschen oft englische oder französische Briefe erhalten. Ja, die Gefahr ist in bedenkliche Nähe gerückt, daß bei der jetzigen Sprachenpolitik der Deutschen viele ehrliche Denker und Minderbegabte ihre Muttersprache ganz aufgeben und „englisch" werden, zumal als Auslandsdeutsche. Jetzt gilt Deutsch noch als die Sprache der Wissenschaft und Kunst. Wie lange noch? Am ehesten wird Deutsch als Handelssprache verschwinden, und viele Deutsche scheinen das leider zu wünschen (? D. T.). Dann braucht man sich aber auch nicht zu wundern, wenn die Ausländer auf das Studium des Deutschen ganz verzichten, wenn sie englische Waren, englischen Geist und englische Bildung bevorzugen. Englisch wird in allem Trumpf werden. Die englische Weltpresse, das britische Imperium zeigt das ganz deutlich. Unsere Politik wird nur mit dem englischen Sprachmittel betrieben werden können, wird bei Auswahl ihrer Politiker englische Sprachkenntnisse der politischen Befähigung vorziehen. Auch der einfachste Mensch begreift, daß so die geborenen Engländer bei Verhandlungen und Verträgen, wo jedes Wort auf die Goldwage gelegt wird, gewaltig und mit Unrecht im Vorteil sind. Das Herz tut einem weh: Indem wir die Nationalsprache Englisch über Gebühr begünstigen, graben wir unserer Weltmachtstellung in politischer, wirtschaftlicher und auch kultureller Beziehung selbst das Grab. Und niemand wehrt sich! Vergessen ist das Wort des Dichterphilosophen: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre". Sie ist wie unsere Macht ernstlich bedroht.

2. Wollen wir schmählich zurückweichen, uns auch sprachlich unterjochen lassen? Alle „Türmer"-Leser werden mit mir einig sein in dem „Niemals", das zu geloben ist. Wir wollen jene deutschfeindliche Bewegung zurückdämmen, wollen jener einseitig-egoistischen Sprachpolitik mit einer allseitig gerechten begegnen. Wir wollen die Muttersprachen aller Völker, in erster Linie natürlich die unsere, zu erhalten suchen und für den Weltverkehr neben ihnen eine neutrale internationale Welthilfssprache erstreben. Deutsch muß leider von dieser Rolle absehen, aber auch

jede andere Nationalsprache; der berechtigte Neid der benachbarten Nationen würde das nicht zugeben, die bestehenden Unvollkommenheiten aller Nationalsprachen (Aussprache und orthographische Schwierigkeiten, Synonymen, U. logik, Ausnahmen!) das nicht empfehlen. Somit ist es klar, daß vom sprachlichen und nationalen Gesichtspunkte aus als zukünftiges völkerverbindendes, internationales Weltverkehrsmittel nur eine neutrale, von allen Völkern leicht erlernbare, logische und praktische Welthilfssprache in Frage kommen kann. Diese braucht nicht gesucht zu werden. Sie ist in dem bewährten, schon über die ganze Welt verbreiteten Esperanto vorhanden. Esperanto gebrauchen schon 30 internationale Organisationen als ihre Zeitungs- und Verhandlungssprache; 18 Weltkongresse, auf denen bis zu 40 Nationen einwandfrei miteinander verkehrten, haben stattgefunden. 6000 Bände wertvolle Literatur, 80 regelmäßig erscheinende Esperantozeitungen zeugen für den hohen Wert und die Brauchbarkeit des Esperanto. Deshalb braucht man sich auch nicht zu wundern, daß die meisten Weltmessen, große Geschäftshäuser und vor allem die Luftschiffer und Radiokreise sich seiner mehr und mehr bedienen.

Was soll der Deutsche aus alledem lernen? Auf der Hut zu sein, sein Deutschtum und seinen Vorteil wahren, das neutrale Esperanto — — wenigstens prüfen. Ernst Klemm

Die englische Sprachwut

Über das deutsche Volk, das immer ein merkwürdiges Geschick bewiesen hat, gerade das zu tun, was es entweder überhaupt nicht oder jedenfalls nicht in der gerade gegebenen Lage tun darf, ist neuerdings wieder ein — man kann es kaum anders nennen — Rappel gekommen: die englische Sprachwut. Überall bemüht man sich, „tausend Worte Englisch" zu lernen, werden englische Sprachklubs gegründet, in den Cafés englische Blätter und Zeitschriften als einzige des Gents und seiner Miß oder Lady würdige Lektüre gefordert und womöglich die ganze Unterhaltung in einem mehr oder minder vollkommenen Englisch geführt. Wie vor 200 Jahren das Französische, droht heute das Englische die bevorzugte Sprache weiter, wenigstens wirtschaftlich „höher stehender" Kreise und ihrer Nachahmer zu werden, und man sieht nicht nur unter Kellnern und Hotelportiers einen Menschen, der es nicht für nötig hält, bei jeder Gelegenheit sein Englisch an den Mann zu bringen, vielfach als einen rückständigen Sonderling an. Kommt es doch vor, daß in gewissen internationalen, d. h. mehrsprachigen Zeitschriften deutsche Gelehrte und Schriftsteller ihre Auffassung vom Wesen des Internationalismus dadurch bekunden, daß sie ihre Aufsätze darin in englischer Sprache erscheinen lassen, wie es auch schon vorkam, daß bei internationalen Kongressen auf deutschem Boden deutsche Gelehrte englische Vorträge hielten. Sie haben mit dieser Auffassung eigentlich nicht einmal ganz Unrecht, denn schon Bismarck hat ja einmal über den Internationalismus das wahre Wort gesprochen: „International sein heißt praktisch englisch sein".

Nun wird gewiß kein vernünftiger Mensch etwas dagegen einwenden, wenn Deutsche aus triftigem Grund oder auch nur aus der den Deutschen mehr als anderen Völkern eigenen Wißbegierde Englisch lernen und von dieser Sprache in geeigneten Fällen Gebrauch machen. Wer nach England reisen, wer englisches Schrifttum und englisches Leben näher kennen lernen will, wer geschäftlich mit Engländern zu tun hat, der muß und soll Englisch lernen, genau wie unter der gleichen Voraussetzung die Sprache eines anderen Volkes. Mit diesem vernünftigen Erlernen und Sprechen hat aber die heutige, bereits in die weitesten Kreise gedrungene „englische Sprachwut" von heute nichts mehr zu tun; sie ist vielmehr Bildungsschwindel und Modesache, aber durchaus keine harmlose, sondern eine höchst unerfreuliche und beschämende; denn sie verrät entweder Mangel an deutschem Nationalgefühl oder, wo das nicht vorliegen sollte, völligen Mangel an Einsicht in die Bedingungen deutscher Selbstbehauptung auf der Welt.

In dem von englischer Seite seit vielen Jahren vorbereiteten Kampf um politische Weltgeltung sind wir Deutsche dem zielbewußten englischen Willen nach Alleinherrschaft unterlegen; die Engländer haben sich mit den Franzosen unserer Kolonien bemächtigt und damit die deutsche Sprache von den Stellen der Erde, wo sie außerhalb Europas amtliche Geltung besaß, zugunsten des allherrschenden Englischen verdrängt. Auch da, wo ihnen das durch gegebene Umstände nicht ohne weiteres möglich ist, geht doch ihr Wille überall auf die Verdrängung des Deutschen. Als im südafrikanischen Parlament darüber abgestimmt wurde, ob in unserer früheren Kolonie Südwest das Deutsche als gesetzliche Sprache zulässig sein sollte, stimmten — leider auch mit einem Kapburen — sämtliche Engländer dagegen. Der Engländer betrachtet eben, wie den Deutschen, so auch das Deutsche überall, wo er es außerhalb des europäischen Festlandes antrifft — als seinen Feind und selbst innerhalb Europas, ja Deutschlands behandelt er es am liebsten als die Sprache eines eingeborenen Helotenvolkes, kaum anders als das Indische oder Ägyptische. Er denkt daher garnicht daran, den Eifer, den der heutige Deutsche auf die Erlernung des Englischen verwendet, seinerseits mit einem gleichen Interesse für das Deutsche zu erwidern; und wenn ihm der Deutsche, den er auf deutschem Boden englisch anspricht, dienstbeflissen eine englische Antwort gibt, so sieht er darin nicht etwa ein außerordentliches und besonderen Dankes würdiges Entgegenkommen, sondern die selbstverständliche Anerkennung der Herrenstellung des Englischen durch ein ihm untergeordnetes Volk.

Aber in der englischen „Sprachwut" offenbart sich auch unter weiterem Gesichtspunkt eine große Torheit — ja die ganze Ahnungslosigkeit, mit der der heutige Deutsche allen Fragen der Behauptung seines Volkstums in der Welt gegenübersteht. Der politische und militärische Kampf des deutschen und englischen Volkes um die Weltstellung ist vorläufig und vielleicht für immer entschieden; der geistige noch nicht. Noch gibt es ein geistiges Weltreich der Deutschen, das uns alle englische List nicht zu rauben vermochte; ob dieses bleiben oder vergehen wird, hängt vor allem davon ab, ob sich die deutsche Sprache dort, wo sie heute gesprochen und verstanden wird, behauptet oder nicht. Wir haben Hunderttausende deutscher Volksgenossen in den Vereinigten Staaten, in Kanada, in Südwest, in Brasilien, in Rußland, Rumänien und zahllosen anderen Ländern; wie können wir verlangen, daß diese sich in einer fremdsprachigen Bevölkerung behaupten, wie können wir dies vor allem von den in angelsächsischen Ländern lebenden Deutschen erwarten oder gar fordern, wenn wir selbst das Deutsche so wenig achten, selbst dem Englischen die Stellung einer Herrensprache zuweisen? Und wie können wir auch von den uns benachbarten germanischen und sonstigen Völkern, den Schweden, Norwegern, Dänen usw. erwarten, daß sie die Sprache der Deutschen als die wichtigste germanische Sprache neben der eigenen Muttersprache vor oder doch auf gleichem Fuße mit dem Englischen erlernen und pflegen, wenn diese sich sagen müssen, daß in Deutschland selbst das Englische allgemein als zweite Sprache gesprochen wird? Wie im Kampf der Völker auf der Erde der Engländer, so ist im Kampf der Sprachen das Englische der gefährlichste Feind des Deutschen, und der sprachliche Selbstbehauptungstrieb der Deutschen muß daher, gewiß nicht ausschließlich, aber doch an erster Stelle und bewußt gegen das Englische gerichtet sein. Ohne triftigen Grund im Verkehr mit Nichtdeutschen Englisch sprechen oder schreiben, nur weil dieses vermeintlich „die" Weltsprache und das Deutsche ihm gegenüber sozusagen minderen Rechtes ist, heißt die Rechte seines Volkstums mißachten und dieses selbst aufs schwerste schädigen. Deshalb nicht Englisch sprechen, wo es nicht durch besondere Umstände geboten ist, besonders nicht auf deutschem Boden mit Engländern und im Verkehr mit den uns benachbarten und verwandten Völkern im mittleren und nördlichen Europa!

Dr. Karl Schneider

Das Vorhersehen der Zukunft

Der Glaube, daß die menschliche Seele mit Gaben und Kräften ausgerüstet sei, die sie befähige, Künftiges zu schauen oder es mit göttlicher Hilfe zu erkennen, ist uralt. Die Babylonier, Assyrer, Perser, Ägypter glaubten an Ahnungen, Vorgesichte und Prophetien. Die Griechen hatten ihre Zeichen-, Spruch-, Traum- und Totenorakel zu Dodona und Delphi, die Römer ihre Sibyllen. Eine von ihnen, die Sibylle von Cumä, sah sogar das Kommen Jesu voraus und kündigte die Geburt eines Knaben an, der zur Zeit des Kaisers Augustus geboren werde und alle römischen Imperatoren an Bedeutung und Größe übertreffen würde. (Siehe des Verfassers Schrift: „Die okkulten Erscheinungen und das Wunderbare um die Person Jesu." Verlag: H. Wollermann-Braunschweig.) Den Druiden gestand man die Gabe der Prophetie zu. Tacitus erzählt von den Seherinnen der Germanen, deren berühmteste, Velleda, beim Triumphzug des Vespasian mitgeführt wurde. Auch die schwarzen und gelben Völker der geschichtlichen Vergangenheit glaubten an die Gabe zeitlichen Hellsehens.

Diese von allgemeiner Übereinstimmung getragene Überzeugung ist jedenfalls für die Beantwortung der Frage, ob es ein Voraussehen der Zukunft gibt, nicht belanglos. Hinter dem, was die Menschen zu allen Zeiten und die Vertreter aller Rassen und Nationen geglaubt haben, muß eine Realität stehen.

Aber wir kommen vielleicht weiter, wenn wir uns sogleich den Tatsachen zuwenden.

Die durch das Zukunftsfenster des inneren Sinnes geschauten Ereignisse beziehen sich entweder auf die Person des Sehers selbst, oder auf das Leben und die Schicksalsgestaltung fremder Menschen und der Völker oder der Natur überhaupt.

Von der Klarheit der Scheiben unseres nach der Zukunft gerichteten Fensters hängt natürlich die Klarheit der geschauten Zukunftsbilder ab.

Ein großer Teil (wohl der größte) der Vorahnungen bezieht sich auf den nahen Tod des Sehers oder anderer Personen. Der Mollton, das Tragische spielt in der Prophetie merkwürdigerweise eine viel größere Rolle als das Freudige und Freundliche im Leben.

Nach 2. Timoth. 4, 6 hatte Paulus eine sichere Vorahnung seines baldigen Todes. In der Mengeschen Bibel-Übersetzung lautet die Stelle: „Denn was mich betrifft, so steht mir der Opfertod nahe bevor, und die Zeit meines Abscheidens ist da."

Der 86jährige Bischof Polykarp sah drei Tage vor seiner Gefangennahme sein Kopfkissen brennen und mußte kurz darauf den Scheiterhaufen besteigen.

Der 51jährige, rüstige Konsistorialrat Bernhardi erzählte dem jüngeren Fichte eines Tages (es war im Jahre 1820), er habe in der vergangenen Nacht geträumt, es flatterten von oben herab Blätter gegen ihn, er habe eines ergriffen und seinen Namen darauf gelesen mit den Schlußworten: „Gestorben am 1. Juni 1820", einem nicht mehr fernen Tage, welcher Traum ihn nicht besonders angriff und auch auf Fichte keinen Eindruck machte. Als dieser aber, uneingedenk des Traumes, einige Tage später wieder Bernhardi aufsuchen wollte, vernahm er, daß dieser am Tage vorher, genau am 1. Juni, gestorben war. (Psych. Stud. 1879, S. 67.)

In seiner Schrift: „Vom Wiederkommen, Wiedersehen und Erscheinen der Unsrigen" (1806) erzählt Teller: Ein Prediger in Dresden sei an einem heitern Morgen mit dem Gedanken aufgestanden, heute werde ihn der Blitz erschlagen. Er bestellte sein Haus. Gegen 5 Uhr nachmittags türmt sich ein Gewitter auf. Er singt und betet mit den Seinigen. Das Gewitter verzieht sich. Er geht in sein Studierzimmer und wird in dem Augenblick, wo er eine Leiter besteigt, um ein hochstehendes Buch zu holen, vom Blitz erschlagen.

Nach Hennings: „Visionen neuerer Zeit" (S. 409) fragte Hofrat J. C. J. Walch in Jena am Abend vor dem Tage, an dem er starb: „Welche Zeit ist es?" Als man antwortete, hob er seine gefalteten Hände empor und rief: „Ach, mein Jesus! Nun muß ich noch zwölf Stunden die

Schmerzen ausstehen." Er starb tatsächlich nach zwölf Stunden, nämlich am folgenden Morgen um 7 Uhr.

Hennings erzählt weiter, daß die fromme Gattin des Predigers Dilthey in Petersburg den Tag ihres Todes richtig vorausgesagt habe. Sie behauptete, in 5 Tagen werde sie sterben, was auch in Erfüllung ging.

Einen bemerkenswerten Fall der Vorahnung von Tag und Stunde des eignen Todes erzählt der französische Gelehrte Dr. Gustave Geley in seinem sehr lesenswerten Buche: „Hellsehen und Teleplastik", das vor nicht langer Zeit bei „Union Deutsche Verlagsgesellschaft" in Stuttgart in deutscher Übersetzung erschienen ist. Geley selbst kann sich für die Wahrheit dieses Falles verbürgen, denn er war Arzt der Familie, in der sich „das Drama", wie er sagt, „abspielte".

Der Mittelpunkt des Erlebnisses war ein 76jähriger Herr Dencausse, der am 31. Oktober 1916 starb. Etwa sechs Monate vorher sagte er zu seinen Angehörigen, er werde noch vor Eintritt des Winters sterben und hörte nicht auf, täglich diese seine Überzeugung zu bekräftigen. Dr. Geley suchte ihn von seiner fixen Idee abzubringen und ihm Mut einzuflößen. Aber Dencausse blieb bei seiner Überzeugung und war allen Vorstellungen des Arztes gegenüber unbelehrbar. Am 29. Oktober vervollständigte der Herr seine Prophezeiung durch folgende überraschende Einzelheiten:

„Ich sterbe," sagte er, „an Allerheiligen, genau um Mitternacht. Ich werde nicht leiden und keinen Todeskampf durchmachen. Ich werde bis zum letzten Augenblick sprechen. Um Mitternacht werde ich scheinbar einschlafen; doch wird das nicht den Schlaf, sondern den Tod bedeuten. Nach dem Tode wird eine von euch aufschreien und von einer Nervenkrise befallen werden. Dies wird mich sehr in meiner Loslösung stören!"

Das alles erfüllte sich am 31. Oktober, dem Tage vor Allerheiligen bis in die kleinsten Einzelheiten. Um 11 Uhr fragte Dencausse seine Frau: „Wieviel Uhr ist es?" Sie wollte ihn täuschen und sagte: „2 Uhr morgens." „Nein," entgegnete der Kranke, „es ist noch nicht Mitternacht. Um Mitternacht werde ich sterben."

Um Mitternacht drehte er sich der Wand zu und schien einzuschlafen. Seine Frau näherte sich ängstlich. Da erhob Dencausse die Hand und zeigte auf die Uhr, die 12 schlug. In diesem Augenblick fiel die Hand zurück, und der Kranke starb ohne Seufzer. Als aber die Mutter schonend ihrer Tochter meldete, was geschehen war, da schrie diese auf und hatte einen heftigen Nervenanfall. Die Vorahnung erfüllte sich also Punkt für Punkt bis in kleinste Einzelheiten.

Einen weiteren Fall erzählt Geley von einer Nonne. Diese war irrsinnig und befand sich in der Irrenanstalt zu Tinos, wo sie der Arzt Dr. de Sermyn behandelte. Eines Morgens schien sie zum Erstaunen des genannten Arztes geheilt zu sein und sprach ganz vernünftig. Aber sie erklärte, sie werde in der folgenden Nacht sterben. Der Doktor untersuchte sie, fand jedoch weder Fieber noch irgend ein Symptom einer organischen Störung. Aber sie starb wirklich in der Nacht.

Nicht selten kommt es vor, daß auch Kinder schon ihren Tod vorausahnen und dessen Begleitumstände visionär voraussehen.

Baron Ritter de Vesme berichtet von einem achtjährigen Kind, dessen Eltern ein Schloß in der Umgebung von Edinburg hatten. Mitten im Spiel erklärte das Kind plötzlich: „Ich sehe ein schlafendes Kind. Es liegt in einer Samtkiste mit einer Decke aus weißer Seide, ringsherum Kränze und Blumen. Warum weinen meine Eltern? . . . Dieses Kind bin ich!" — Dann kommt das Kind wieder zu sich und spielt zum Erstaunen der Eltern weiter. Es hatte alles vergessen. Aber eine Woche später ertrank das Kind in einem Teich des Parks, und es erfüllte sich, was es visionär gesehen.

Geley bringt weiter in seinem Buche einen Bericht des italienischen Arztes Dr. Calderone, der die Todesahnung eines Kindes zum Gegenstand hat.

Herr Domenico Fleres, Appellationsrat am Appellationsgericht in Palermo, war mit Frau und Tochter sowie seiner kleinen Enkelin zur Sommerfrische in Banso. Da Tochter und Enkelin

in Messina wohnten, kehrten sie nach Schluß der Sommerfrische dorthin zurück. Beim Abschied sagte das Kind zu seiner es umarmenden Großmutter mit Nachdruck, sie würden sich nicht wiedersehen. Dem legte man jedoch keine Bedeutung bei. Am Abend des 27. Dezember machte das Kind, von seiner Mutter unterstützt, seine Abendtoilette. Als ihm die Mutter kleine Strümpfchen anzog, sagte es: „Mama, du ziehst mir die Strümpfe des Todes an." Trotz des Widerspruchs und der Niedergeschlagenheit der Mutter wiederholte das Kind die Worte, bis es eingeschlafen war. Wenige Stunden später kam das große Erdbeben, das Messina zu einem Trümmerhaufen machte. Und unter den Trümmern begraben lag auch das Kind. Seine Ahnung hatte sich erfüllt.

In dem vorher gemeldeten Falle des Baron de Vesme haben wir es mit einer Erscheinung des „Vorgesichts" oder „Zweiten Gesichts" (second sight) zu tun. Dieses zeigt sich darin, daß, wie Perty in seinem Sammelwerk: „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur" es ausdrückt, eine wirkliche, eben jetzt sich abspielende oder künftige Begebenheit in einer sehr schnell vorübergehenden Verzückung in wachem Zustande geschaut wird. „Im Augenblick des Schauens sieht und denkt der Seher nichts anderes; seine Augenlider sind erhoben, und die Augen sehen starr vor sich hin. Bei manchem kehren sich die Lider krampfhaft einwärts." Dann tritt der normale Zustand wieder ein, und es ist, als sei nichts geschehen.

Die Gabe des Zweiten Gesichts zeigt sich sporadisch bei den Hochschotten, in der Schweiz, der Dauphiné und den Cevennen, in Dänemark, in slawischen Ländern, in Lappland, Norwegen und auf den Faröinseln. Bei uns besonders auf den großen einsamen Flächen des Münsterlandes. Wie ein Kenner dieser Erscheinungen, Ludwig Schröder, in seinem Werke: „Bunte Bilder von der roten Erde", ganz richtig sagt, sind es in der Hauptsache Sterbe- und Unglücksfälle, Feuersbrünste und andere Ereignisse erschütternder Art, die durch Erscheinungen, entsprechende Geräusche und Klänge angedeutet werden.

Wer sich über Wesen und Charakter des Zweiten Gesichts unterrichten will, dem seien die Schriften des Prof. Dr. Friedr. zur Bonsen in Münster: „Das Zweite Gesicht" und „Neuere Vorgesichte" (1920) empfohlen. In der letztgenannten Schrift bringt der Verfasser außer früher mitgeteilten Fällen „weitere 73 Selbstzeugnisse" aus der Gegenwart, die von Leuten aller Bildungsgrade und aus allen möglichen Berufskreisen stammen. Als Berichterstatter kommen in Frage: Kaufleute, Landwirte, höhere Lehrer, Geistliche, Krankenschwestern, Offiziere, Beamte, Ärzte, Professoren, Bürgermeister, Redakteure usw., — alles Leute, an deren Aufrichtigkeit, Glaubwürdigkeit und Urteilsfähigkeit nicht zu zweifeln ist. Was aber den von zur Bonsen mitgeteilten Fällen des Zweiten Gesichts den Wert von Dokumenten gibt und ihnen den Stempel der Echtheit aufdrückt, das ist die erstaunliche Charakterähnlichkeit, die alle diese „Wahrträume im Wachen", wie Schopenhauer die Visionen des Zweiten Gesichts nennt, miteinander verbindet und sie als Sprößlinge einer Familie erkennen läßt. So etwas kann man wirklich nicht erfinden, und das kann auch kein Zufall zusammenreimen.

Diese „blassen, blonden, stillen Menschen", die nach den Worten eines der Berichterstatter ein natürliches Widerstreben fühlen, was sie selbst erfahren haben, der Öffentlichkeit preiszugeben, sind ohne Ausnahme Zeugen lauterer, ehrlicher Wahrheit.

Daß auch der Traum zu einem Offenbarer der Zukunft werden kann, haben uns schon einige der angeführten Beispiele gezeigt.

Der Volksmund sagt: „Träume sind Schäume", und die meisten Träume sind auch wirklich leere, inhaltlose Phantasiegebilde, in denen Zufall und Willkür die Hauptrolle spielen. Aber daß nicht alle Träume Schäume sind, wußten schon die Alten. Homer spricht von zwei Eingangspforten der Träume: einer „elfenbeinernen", durch welche die leeren, nichtssagenden, täuschenden Träume eingehen, und einer „hörnernen", die der Weg und Kanal für die bedeutungsvollen prophetischen Träume bildet. Diese letzteren Träume haben ihre Wurzel nicht im Sinnenleben und der Außenwelt; sie kommen von innenher und haben ihren Ursprung in den tieferen unter-

ſchwelligen Regionen des Seelenlebens, von wo aus ſie in die obere Sphäre des tagwachen Bewußtſeins emporbringen.

Als Jeſus vor Pilatus ſtand, ſchickte ſein Weib einen Diener zu ihrem Mann und ließ ihm ſagen: „Habe du nichts zu ſchaffen mit dieſem Gerechten. Ich habe viel gelitten im Traum um ſeinetwillen."

Cäſar wurde bekanntlich am 15. März des Jahres 44 v. Chr. das Opfer einer Verſchwörung. Bevor er an dieſem Tage in den Senat ging, bat ihn ſeine Gattin Calpurnia flehentlich, zu Hauſe zu bleiben, da ſie im nächtlichen Traume geſehen habe, wie Blut aus der Statue des Gatten floß, wie das Dach einſtürzte und Cäſar unter den Dolchen von Mördern ſein Leben aushauchte. Er ließ ſich indeſſen nicht zurückhalten, und der Traum Calpurnias erfüllte ſich in furchtbarer Weiſe. Der edle amerikaniſche Präſident Abraham Lincoln erzählte eines Morgens ſeiner Frau und ſeinem kleinen Sohn folgenden Traum:

„Ich ging erſt ſpät zu Bett und ſchlief bald ein. Nun träumte ich, es umgebe mich tiefe Stille und ich höre fernes Weinen. Dann war es, als ſtände ich auf und ginge die Treppe hinab. Überall die gleiche Stille, aber immer deutlicher wurde das Weinen und Wehklagen. Ich kam an ein Zimmer und trat ein. Vor mir ſtand ein prachtvoller Katafalk, auf dem eine Leiche ruhte. Überall Wachen und eine Menge Volk. „Wer iſt geſtorben?" fragte ich einen Soldaten. „Der Präſident", entgegnete dieſer. „Er fiel durch Mörderhand." Nun hörte ich ſolch lautes Wehklagen, daß ich erwachte. Als er geendet, ſahen ihn ſeine Frau und ſein Söhnchen erſchrocken an, und das Kind fragte zögernd: „Der Traum hat doch nichts zu bedeuten, Vater?" Zuverſichtlich erwiderte der Präſident: „Nein, wir wollen ihn zu vergeſſen ſuchen, es war ja nur ein Traum!" Dennoch vermochte er ſich von dem düſteren Eindruck nicht wieder loszumachen. Überall verfolgte ihn die ernſte Todesſzene, die er im Traum geſchaut, und er hörte das Weinen und Jammern, wie er es im Traum gehört, wo er ging und ſtand. Als er am 14. April 1865 von dem Schauſpieler Booth in Waſhington erſchoſſen wurde, und man der Witwe die Trauerkunde brachte, war deren erſtes Wort: „Sein Traum, ſein Traum!"

Geley erzählt in dem bereits genannten Werke: „Herr Lukawſki, ein hoher ruſſiſcher Marinebeamter, hatte anfangs des Jahres 1895 einen ſchrecklichen Traum: er ſah ſich auf dem Meer an Bord eines Schiffes. Das Schiff ſtieß mit einem andern zuſammen. Beide gingen unter. In der allgemeinen Panik kämpfte er mit einem Paſſagier um den Beſitz einer Rettungsboje. Schließlich ſtürzte er ins Waſſer." Dieſer Traum erfüllte ſich noch im gleichen Jahre im Schwarzen Meer infolge eines Schiffszuſammenſtoßes bis in alle Einzelheiten.

Ein Jugendfreund des Verfaſſers, ein junger Holzhändler, W. Rumpf, träumte folgendes: Er ging morgens von Hauſe fort zur Sägemühle. Beim Betreten des Platzes ſah er, wie einem ſeiner Arbeiter beim Emporwinden eines Baumſtammes zwei Finger der linken Hand abgeklemmt wurden. Er erzählte ſeinen Eltern am Kaffeetiſch dieſen Traum als Kurioſum. Dann ging er zur Schneidemühle, und beim Betreten des Holzplatzes ſpielte ſich der Vorgang in praxi ſo ab, wie er ihn im Traum viſionär geſehen hatte.

Nicht lange nach dem ſchrecklichen Erdbeben von Meſſina ſchrieben italieniſche Tagesblätter: Eine vornehme Dame der römiſchen Geſellſchaft habe vor Eintritt der Kataſtrophe einen Traum gehabt, in dem ſie alle Schrecken dieſer Naturkataſtrophe erlebte. Der Traum, der ſich in mehreren Nächten wiederholte, veranlaßte ſie, einen Brief an den König von Italien zu ſchreiben und ihn zu bitten, Vorkehrungen gegen das Unglück zu treffen. Der Brief wurde indeſſen von den Angehörigen auf Anraten des Arztes unterſchlagen, weil die Dame „hyſteriſch" ſei. Bald darauf zeigte es ſich aber, daß der Unglückstraum mehr war als eine bloße Auswirkung der Hyſterie.

Zuweilen iſt der prophetiſche Traum auch ein Lebensretter. So bei dem früheren engliſchen Geſandten in Frankreich, Lord Dufferin. Als er bei einem Freund in Irland weilte, ſah er im Traum ein menſchliches Geſicht von erſtaunlicher Häßlichkeit, das ſich ihm tief einprägte. Nach Jahren wurde er als Geſandter zu einem Feſt geladen. Als er einen Fahrſtuhl beſteigen wollte,

der zum Festsaal führte, erkannte er in dem Liftführer den Mann, den er seinerzeit im Traume gesehen hatte. Der Lord wich zurück und wollte sich nach dem Namen des Mannes erkundigen. Der Fahrstuhl setzte sich inzwischen in Bewegung. Dann hörte er ein furchtbares Krachen und verzweifelte Schreie. Der Fahrstuhl war infolge Seilbruchs in den Schacht gestürzt. Unter den Opfern aber befand sich auch der Führer. Er war tot. Und merkwürdigerweise war dieser Mann nur für den einen Tag angenommen. Nach Flammarion, der den Fall in seinem Werke: „Über den Tod" berichtet, handelt es sich hier um eine feststehende Tatsache.

Um das Bild zu vervollständigen, wollen wir in aller Kürze auch noch einige Beispiele von geschichtlicher Divination anführen.

Zu den sicheren Prophezeiungen dieser Art gehört die des Jesus, des Sohnes von Ananus. Nach den Berichten des Josephus lief er sieben Jahre und fünf Monate durch die Straßen Jerusalems und rief beständig: „Wehe über Jerusalem!" Als ihn während der Belagerung ein Stein aus einer römischen Wurfmaschine traf, rief er: „Wehe über Jerusalem! Wehe über mich!"

Ein prophetisches Ferngesicht, das an „Klarheit und Bestimmtheit einzig dasteht", hatte der französische Schriftsteller Jakob Cazotte bei einem Gastmahl im Hause des Herzogs von Choiseul, an dem Hofleute, Advokaten, Gelehrte und Akademiker aller Art teilnahmen. Er sagte die Schrecken der Revolution, die Hinrichtung des Königs und der Königin sowie sein und der anderen Schicksal vorher. Seine Prophezeiung ist von Laharpe, der an jenem Gastmahl teilnahm, aufgezeichnet worden, und der Engländer W. Wurt, der ebenfalls ein Gast des Herzogs war, hat Laharpes Mitteilungen in seinen „Observations on the curiosities of nature" bestätigt.

Großes Aufsehen hat seinerzeit die Kriegsprophezeiung des Majors von Gillhausen vom 1. Garderegiment z. F. erregt. Guido von Gillhausen, der 1918 bei der großen Offensive gegen Frankreich fiel, hatte in der Nacht zum 3. August gegen 2 Uhr zu Berlin eine Vision, über die er am folgenden Tage sofort einen Bericht niederschrieb und ihn versiegelt dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen übersandte. Dieser hat ihn indessen erst im Herbst 1915 geöffnet. Der Bericht lautet:

„Wie wird der Krieg verlaufen? Nicht in kurzer Spanne Zeit. Ich sehe an mir vorüberziehen viele Feinde und erkenne deutlich Belgien als einen Feind, der uns furchtbare Wunden schlägt in maßloser Grausamkeit. Im Westen taucht neben Frankreich England auf als unser bedeutendster Gegner. Italien aber eilt, mit England, Rußland und Frankreich gemeine Sache zu machen wider uns. Auf dem Balkan Serbien und Rumänien. Ich sträube mich gegen Rumänien, aber es bleibt. Rußland macht uns große Mühe, aber es wird gelingen, trotzdem Japan ihm hilft, wie Amerika England hilft — ich sehe Roosevelt dem König von England Brot reichen und Wein und ihm Geld geben und ein Pulverhorn, einen Dolch und Bleikugeln — und Roosevelt schien doch unser Freund?!! Der Krieg ist schauerlich und wird viele Jahre dauern. Immer neue Feinde kommen, ich sehe sie aus allen Ländern der Erde zu England eilen. Deutschland kommt in furchtbare Tage, und 1918 wird's am schlimmsten. Ich sah den Kaiser angetan mit Hermelinmantel und Krone auf dem Haupte, die Beine seines eigenen umgelegten Thronsessels absägen; während dieser Arbeit wurde der Hermelinmantel immer grauer und pulveriger, allmählich abfallend, während die Krone immer mehr zusammenschrumpfte und der Kaiser selbst in nichts zerrann. Deutschland geht furchtbar aus dem Kriege hervor ..."

Das Wertvolle an dieser Prophezeiung, die, wie alle Prophezeiungen echter Art den Charakter des Symbolisch-bildhaften trägt, ist der Umstand, daß hier nicht der Einwurf gemacht werden kann, wir hätten es mit einer „Vorhersage" post eventum zu tun. Der Bericht des Majors wurde bei dessen Testamentseröffnung vorgefunden und hat damit die Bedeutung und die Zuverlässigkeit eines amtlich beglaubigten Schriftstücks.

Erinnert sei auch noch an die Kriegsprophezeiung des schwedischen Dorfküsters Johannsen, der seinerzeit auch Professor Dessoir vorgeführt worden ist. Johannsen sah bereits im Frühjahr 1914 und noch früher den Ausbruch des Weltkrieges voraus. Die lange Schlachtfront von

der belgischen Küste bis herunter nach dem Irak stand deutlich vor seinem geistigen Auge. Er erkannte, daß Deutschland das am meisten gefährdete Land sein werde. Er reiste deshalb auf den Rat schwedischer Freunde nach Berlin, um den deutschen Kaiser zu warnen. Er machte zweimal bei Hofe den vergeblichen Versuch, vorgelassen zu werden. Er schrieb auch an den damaligen schwedischen Kanzler, erhielt aber keine Antwort. Das Nähere befindet sich in dem Werke des Berliner Philosophieprofessors Dessoir: „Vom Jenseits der Seele". (5. Aufl. 1920.) Der Versuch Dessoirs, diese Prophezeiung auf ein Verstandeskalkül Johannsens zurückzuführen, ist u. E. gänzlich unzureichend.

Unter der Überschrift „Der Fall des Dr. Gallet", „Voraussehen eines zukünftigen Ereignisses, Genaueste Verwirklichung desselben, Unzweideutige Einzelheiten, Übereinstimmende Zeugnisse", bringt Geley ein überraschendes Beispiel politisch-geschichtlicher Prophetie in seinem bereits genannten Werke, das dem Skeptiker ein schweres Rätsel zu lösen aufgibt.

Der jetzige ausgezeichnete Arzt und Senator Dr. Gallet hatte, als er noch Student der Medizin in Lyon war, ein Zimmer gemeinsam mit einem Studiengenossen, dem jetzigen Dr. Varay. Eines Tags, als er für sein Doktorexamen arbeitete, wurde er zwangsweise von einem sich plötzlich aufdrängenden Gedanken gefesselt, und ein unerwarteter Satz drängte sich seinem Geiste mit solcher Kraft auf, daß er ihn in sein Heft schreiben mußte. Der Satz lautete: „Herr Casimir Perier ist mit 451 Stimmen zum Präsidenten der Republik gewählt."

Das war in den Frühstunden vor Zusammentritt des Kongresses, der um 12 Uhr geschah. Verblüfft zeigte er den Zettel seinem Freunde und bemerkte, er glaube an die Realität dieser Vorahnung. Varay legte jedoch dem Satz keine Bedeutung bei. Nach dem Frühstück verließ Gallet das Haus, um an einer Vorlesung teilzunehmen. Da traf er unterwegs zwei Studenten: Herrn Bouchet, gegenwärtig Arzt in Cruseilles, und Deborne, jetzt Apotheker in Thonon. Er sagte ihnen: „Perier wird mit 451 Stimmen gewählt", und blieb trotz des Gelächters und Spottes der Kameraden bei seiner Überzeugung. Nach dem Kolleg trafen sich die vier Freunde in einem benachbarten Café. Da kamen Ausschreier von Zeitungen und boten eine Extraausgabe über das Ergebnis der Präsidentenwahl an. In diesen Blättern war zu lesen: „Herr Casimir Perier mit 451 Stimmen gewählt." Die Vorahnung hatte sich also Punkt für Punkt erfüllt.

Geley, der sich für diesen Fall interessierte, hat sich später an die Herren Dr. Varay, früheren Assistenzarzt am Hospital von Lyon, an Deborne, Apotheker in Thonon und an Dr. Bouchet, Arzt in Cruseilles, mit der Anfrage gewandt, ob der Bericht des Dr. Gallet betreffs seiner Vorahnung richtig sei, und alle Herren haben die Wahrheit dieser Vorahnung bestätigt.

Zeitliches Hellsehen stellt uns vor eine Grenzfrage menschlichen Erkennens. Unser Verstand ist zwar das Mittel unsrer Erkenntnis, aber auch zugleich dessen Schranke. Und doch möchte er nicht Schranke sein. Der Behauptung, daß es noch über die Reichweite seiner Erkenntniskraft hinaus Dinge geben könne, von denen er sich nichts träumen läßt, setzt er ärgerlichen Widerstand entgegen. Und so hat er auch gegenüber der Frage, ob es ein zeitliches Hellsehen gibt, die schnellfertige Antwort in Bereitschaft: Das ist Aberglaube! Abergläubisch ist ein Mensch, der Zusammenhänge sucht und findet zwischen Dingen, wo es keine gibt und geben kann. Welcher Zusammenhang könnte denn bestehen zwischen den Denkfunktionen unseres Gehirns und einem zeitlich noch nicht eingetretenen Ereignis, etwa einer Naturkatastrophe, einem Beinbruch, einem Todesfall oder einem politischen Geschehnis? Schon diese kurze Überlegung — so sagt der Verstand — zwingt den Wirklichkeitsmenschen zu einem ablehnenden Standpunkt.

Könnte es nun aber nicht in uns, vielleicht in den Dunkelkammern des Unterbewußtseins, doch noch Seelenkräfte „übervernünftiger", d. h. irrationaler Art geben, die an das Kausalitätsschema nicht gebunden sind und den Menschen zu Schauungen befähigen, die über Raum und Zeit hinausführen?

Alle tiefer Blickenden haben das von jeher angenommen. Nach Plato sind wir Bürger zweier Welten. Mit unserm Körper und den sinnlichen Verstandeskräften gehören wir der irdischen

Welt an, aber mit dem Teil der Seele, der im Göttlichen wurzelt, gehören wir einer andern Welt und einer andern Ordnung der Dinge an. So ähnlich dachten auch die Neuplatoniker: „Wenn das göttliche Licht aufleuchtet, geht das menſchliche unter; wenn jenes aufgeht, erhebt ſich dieſes", ſagt der Neuplatoniker Philo. Auch ſchon Plutarch erkannte, daß außer dem Verſtand, als dem in den irdiſchen Leib verſenkten Teil der Seele, noch ein anderer, reinerer Teil beſtehe, der, gleichſam über dem Haupte des Menſchen ſchwebend, als ein Stern ſich darſtelle, dem der Weiſe willig folge.

Für Schopenhauer iſt der Verſtand (Intellekt) eine vom Willen hervorgebrachte ſekundäre Bewußtſeinsform, ein für dieſe Welt geſchaffenes Licht, das unſere Schritte beleuchtet. Sonach wäre alſo unſer Schädelbewußtſein nur ein Bruchſtück unſeres geiſtigen Seins. Man kann auch ſagen, der Verſtand ſei das offizielle Geſicht unſerer irdiſch-leiblichen Perſönlichkeit. Wir brauchen dieſes „Erdenlicht", von dem Fichte, der Sohn, ſpricht, natürlich ſehr nötig. Wie ſollten wir uns auf unſerem Planeten orientieren und mit ſeinen Verhältniſſen und Einrichtungen abfinden? Er iſt unſere Waffe, mit deren Hilfe wir uns im Daſeinskampf behaupten. Hätten wir ihn nicht, ſo wären wir hilfloſe Weſen. Aber in letzter Linie dient dieſes am Leiblichen haftende Erkenntnismittel doch nur unſrer irdiſchen Wagen- und Wanderfahrt, oder, um ein anderes Bild zu gebrauchen, er iſt das Flugzeug für unſere Orientierungsflüge über die Regionen des Erdplaneten. In höhere überirdiſche, überzeitliche Regionen trägt uns die „reine Vernunft", wie das auch ſchon der Königsberger Weiſe erkannte, nicht hinauf; es ſei denn, daß ſich ihm höhere Geiſteskräfte zugeſellen. Alle Flüge aber, die wir auf dem Flugzeug des Hirnverſtandes allein wagen, um höhere Einſichten zu gewinnen und Erleuchtung über das Weſen der Dinge zu empfangen, werden zu Ikarosflügen und enden mit dem Abſturz.

Wären wir nur nackte, nüchterne Verſtandesmenſchen, wir hätten keine Kultur im höheren Sinne, keine über das Irdiſche hinausreichende Aufgaben und Ziele. Die Menſchen hätten, um nur ein Beiſpiel zu nennen, keine Bibel und die Chriſten keinen Chriſtus.

Selbſt Schopenhauer ſagt einmal: „Es gibt etwas Weiſeres in uns, als es der Kopf iſt." Deshalb iſt auch der auf ſeine logiſchen und dialektiſchen Fähigkeiten pochende Verſtand nicht die höchſte richterliche Inſtanz, die über die Frage, ob es ein Vorausſehen des Zukünftigen gibt, zu entſcheiden hat. „Ferne im Sinn der Zukunft", wie Spengler es ausdrückt, hat der Verſtand nicht. Sein nach der Zukunft gerichtetes Fenſter hat blinde Scheiben. Die Berechnung der Zukunftsmöglichkeiten durch kauſallogiſche Verknüpfung des Geſtern mit dem Morgen iſt höchſt unſicher. Wie oft laſſen uns unſere auf den logiſchen Spürſinn und Scharfſinn, auf begriffliche Sehwinkel aufgebauten Zukunftshoffnungen und „Zukunftsgeſichte" im Stich.

Nun hat ein Forſcher der jüngſten Gegenwart, der Phyſiologe Karl Ludwig Schleich, an der Stelle, wo der Faden des Verſtandes reißt gegenüber den tieferen Rätſelfragen des Lebens, einen neuen Faden anzuſpinnen verſucht. Dieſer führt vom Schädelgehirn zum Sonnengeflecht des Sympathikus, der im Leibe, unter dem Zwerchfell ſeinen Sitz hat.

Wie der Philoſoph Schopenhauer vom Intellekt (dem Gehirnverſtande) ſagt, er ſei eine vom Willen hervorgebrachte ſekundäre Bewußtſeinsform, ſo ſagt der Phyſiologe Schleich vom Schädelgehirn, es ſei eine nachgeſchaffene, ſekundäre Form des Gehirns. Als das primäre, urſprüngliche Gehirn, als das Urorgan der Seele bezeichnet er den Sympathikus. Dieſer iſt der Urvater aller Nervenfunktionen und zugleich der große Ordner und Wächter des geſamten vegetativen Lebens.

Durch den Sympathikus, der ſeine Kontroll- und Fühlfäden nach allen Organen des Körpers und darüber hinaus ausſtrahlt, ſind wir in das große All geſetzlich-rhythmiſch verwoben. Im Urgehirn ſchwingt gleichſam der Rhythmus des Weltlebens mit. Durch dieſes primäre Organ ſind wir an dieſen Rhythmus, an das große Syſtem der Dinge und Kräfte wurzelhaft angeſchloſſen. Der Sympathikus iſt darum gewiſſermaßen die „Marconiplatte" des Weltgeſchehens, der telegraphiſche Empfangsapparat, der feinfühligen oder hellſichtigen Menſchen

etwas von dem geheimnisvollen Wehen, Raunen und Flüstern des schöpferischen, formenden Weltodems, des denkenden Weltgeistes zuträgt.

Dieser auf der Wirklichkeitslinie verlaufende Weg, den uns Schleich zeigt, macht es auch dem Skeptiker möglich, sich mit den Tatsachen des Hellsehens theoretisch abzufinden. Wenn es sich aber um Tatsachen handelt, dann muß der denkende Mensch auch daraus die Folgerungen ziehen. Die erste und wichtigste dieser Folgerungen ist, daß die Seele eine selbständige, unzerstörbare und unverwüstliche Größe darstellt, die sich nach göttlichem Willen den Sympathikus als das Steuerungsorgan des unterschwelligen Seelenlebens und das Schädelgehirn als Regulativ des tagwachen Bewußtseins geschaffen hat.

Freilich dieser Beweis für die Existenz einer selbständigen Seele wird noch nicht allen genügen. Der Mensch als Sinnenwesen ist nun einmal so geartet, daß er auch das, was im Übersinnlichen liegt und dem Seziermesser des Chirurgen nicht zugänglich ist, für unwirklich hält, weil es eben dem Auge und Ohr nicht als Wirklichkeit vorgeführt werden kann. Bergson sagt einmal: „Unsere Begriffe sind nach dem Bilde der festen Körper geformt, unsere Logik ist die der festen Körper." Das engt unser Sehfeld ein. Gerade die Naturwissenschaft vergißt, was ihr schon Hermann Lotze, der geistreiche Verfasser des Mikrokosmus, vor einem halben Jahrhundert vorgehalten hat, daß ihre eigenen Grundlagen, d. h. unsere „Vorstellungen von Kräften und Naturgesetzen, noch nicht die Schlußgewebe der Fäden sind, die sich in der Wirklichkeit verschlingen", daß auch sie für „einen schärferen Blick in dasselbe Gebiet des Übersinnlichen" zurücklaufen, „dessen Grenzen man umgehen möchte".

Diesen Standpunkt hat sich ein Naturforscher der Gegenwart, der Geologe und Paläontologe Edgar Dacqué, Lehrer an der Universität München, zu eigen gemacht.

Das ausgezeichnete Werk, in dem der tiefschürfende Gelehrte seine Gedanken ausspricht, ist betitelt: „Natur und Seele" und hat den Untertitel: „Ein Beitrag zur magischen Weltlehre." 2. Aufl. (R. Oldenbourg-München 1927.) Dacqué möchte wieder, wie in zurückliegenden Zeiten, denen wir uns heute in falschem Hochmut weit überlegen fühlen, die Seele in den Mittelpunkt des Lebens, der Natur und der Naturbetrachtung gestellt sehen. Sie, die von materialistischer und naturalistischer Seite Zurückgesetzte und Verachtete, Geknechtete, Gemarterte und Gekreuzigte, muß wieder zu ihrem Recht kommen. Sie hat einen Anspruch auf Selbständigkeit und Freiheit. Sie braucht nicht mehr ängstlich zu schweigen und sich scheu zu verkriechen „vor dem Thron der Göttin Vernunft". Sie hat nicht nur das Recht, sich selbst zu behaupten, sich auf sich selbst zu besinnen, sondern auch ein Recht, über das „wahrhaft Wirkliche" nachzudenken, „aus dem alles bestimmt wird, aus dessen lebensvollen, unergründlichen Tiefen alles entsteht, in die alles zurückkehrt."

Dacqué verlegt, gleich du Prel, durch den er stark befruchtet worden ist, die Seele in die Sphäre des Unbewußten. „Das Erkennen des Daseins ist nicht mit Bewußtseinsdenken gleichzusetzen," sagt er, „wir werden uns daran zu erinnern haben, daß wir mit wahrem Erkennen ebenso wie mit wahrem Leben und Erleben im Unbewußten wurzeln." Bewußtsein und Selbstbewußtsein ist für ihn, ebenso wie für du Prel, ein Spezialfall des Bewußtsein; es sind besondere im biologischen Entwicklungsprozeß entstandene Bewußtseinsformen. Er unterscheidet vom Standpunkt der Person aus gesehen, zwei Lebens- und Bewußtseinskreise: einen kleinen innern Kreis; in ihm spielt sich unser Verstandesleben ab; und einen großen äußern Kreis: in diesem hat das Unbewußte sein Wirkungsfeld.

„Je starrer und enger der Kreis (des bewußten Lebens) ist, um so mehr ist das Individuum intellektuell orientiert; um so weniger tendiert sein Wesen ins Unbewußte, um so weniger Intuition hat es. Je mehr Intuition es hat, um so labiler ist die Grenze des Kreises nach der überbewußten Sphäre hin; je mehr natürlichen Instinkt es hat, um so labiler nach der unterbewußten. So auch bei Völkern und Rassen oder bei den Menschen einzelner Zeitalter. Rassen, bei denen der Innenkreis nach der überbewußten Seite erweitert ist, sind dem

Transzendenten zugänglicher gewesen. Sie konnten etwa prophetische Träume deuten, d. h. das, was im Überbewußten ablief, ins zeiträumliche Wachbewußtsein hinüberbringen."

Das, was Daqué ausführt, findet bis zu einem gewissen Grade Deckung hinter den experimentellen Feststellungen eines neuzeitlichen Seelenforschers, des leider zu früh verstorbenen Arztes Dr. Oskar Kohnstamm. Seine Forschungsergebnisse sind niedergelegt in einer bei Reinhardt-München 1918 erschienenen Schrift: „Medizinische und philosophische Ergebnisse aus der Methode der hypnotischen Selbstbesinnung."

Die Versuche, die Kohnstamm an einer Reihe sittlich und intellektuell hochstehender Personen gemacht hat, sind im hohen Grade beachtenswert. Alle Versuchspersonen beschreiben ohne Ausnahme das unterschwellige Seelenleben als dreistufig. Auf der dritten und tiefsten Stufe, die uns hier in der Hauptsache interessiert, hat der Forscher selbst das Empfinden, in „eine Art Heiligtum" einzutreten. Es ist eine eigenartige Erlebnissphäre, in der das Ich des Menschen als „unpersönlich" und überpersönlich empfunden wird. Hier haben wir es mit einem Anschluß an das kosmische Leben, an die „Weltsteuerung" zu tun, um mit Schleich zu sprechen. Hier ist das Individuum in die Gesamtordnung eingespannt und empfängt von dort Einwirkungen und Richtlinien. Die Aussagen, Urteile und Einsichten auf der dritten Stufe sind allgemeingültiger Natur; sie tragen nach den Aussagen einer Versuchsperson „das fürstliche Siegel des Evidenzerlebnisses". Hier betreten wir die Brücke, die uns vom Menschlichen zum Göttlichen führt.

Hier sind wir aber auch bis an die Wurzel hinabgestiegen, aus der sich die Fähigkeit des Voraussehens des Zukünftigen ableiten und erklären läßt. Daß die Forschung auf dem Wege ist, diese bisher hartnäckig geleugneten Erscheinungen und Äußerungen des tieferen Seelenlebens anzuerkennen, zeigt auch ein Ausspruch des hervorragenden Naturphilosophen Hans Driesch, eines Mannes von Weltruf, der in seinen „Grundproblemen der Psychologie" (1926) S. 194, sagt: „Prophetie ist das größte Rätsel der Parapsychologie. Ich selbst habe lange gezögert, sie anzuerkennen, bin aber durch die neuere Literatur einerseits und durch zwei seltene Fälle, die mir von kritischen Gelehrten erzählt wurden, andererseits überzeugt worden."

Eine andere Frage ist es, ob wir gut daran tun, das Wetterleuchten der Seele, wie es sich im zeitlichen Hellsehen offenbart, künstlich hervorzurufen, es gewissermaßen zu erzwingen durch allerlei magische Mittel. Da müssen wir entschieden warnen. So lange der Mensch im Fleisch wandelt und an das zeitliche Orientierungsinstrument „Gehirn" gebunden ist, soll er das Befragen der Zukunft unterlassen. Es ist ein Glück für ihn, daß er die Zukunft nicht kennt und daß das spontane Wetterleuchten der hellsehenden Psyche selten ist.

Frage nicht danach, was dir die Zukunft bringt. Die Zukunft wird für das Ihre sorgen! Du aber — sei bereit!

W. Kuhaupt



Beweinung Christi

Hans Baldung Grien

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Robert Saitschick

Prof. Dr. Robert Saitschick hat sich vor wenigen Jahren vom Lehrstuhl an der Universität Köln in die Stille zurückgezogen. Es wird unsern Lesern wertvoll sein, vom Wesen dieses bedeutenden Mannes, den wir mit Freuden zu unsren Mitarbeitern zählen, aus dem Munde eines seiner Schüler Sachkundiges zu hören. D. T.

Fragen wir uns, woher die lähmende seelische Not, diese Furcht vor innerer und äußerer Auflösung in unserem Zeitalter kommt, so finden wir darauf nur eine Antwort: die Menschen haben den Sinn des Daseins vergessen. Dadurch ist ihnen der geistige Mittelpunkt verloren gegangen. Die zentrale göttliche Kraft in den Menschen ist erstorben. Gott kann sich in ihnen nicht auswirken, da sie ihn mit ihrem Denken und Tun leugnen. Und tatsächlich muß auch von diesem Augenblick an alles auseinanderfallen; denn nur der Geist hält alles Lebendige in seiner heiligen Ordnung.

Der Mensch, dem die Not unserer Tage auf der Seele brennt, wird immer und immer wieder sich nach Rettung umsehen. Freilich wird er erkennen, daß das Gebot der Stunde ihm vor allem die Pflicht der Selbstläuterung und Selbstüberwindung auferlegt. Denn solange er in der inneren Verworrenheit weiterlebt, solange ist er selbst noch eine der wirkenden Ursachen all der Not und der Zersetzung um ihn herum. Deshalb können auch die unzähligen Bücher keine positive Wirkung haben, da sie den Menschen in abstrakten Gedankengängen eine Erlösung vorgaukeln, die meist im Kopfe einer ungeläuterten Persönlichkeit entstanden und für das Leben verloren ist. Und auch alles persönliche Lehren, alle Kurse, in denen man sich mit geistigen Fragen beschäftigt, sind solange zur Unfruchtbarkeit verdammt, als nicht ein Mensch der Lehrende ist, der wirklich Mensch und als solcher ein Verkörperer göttlichen Geistes geworden ist.

Wenn wir also heute einen Menschen suchen, der, in aufbauendem Sinne geistig wirksam, in die Not unserer Zeit einzugreifen, der suchenden Seele aus innerer Kraft und geistigem Schauen einen Weg zu zeigen vermag, dann müssen wir uns an eine geläuterte Persönlichkeit halten, die uns im Sinne christlicher Wahrheit Beispiel ist.

Ein wirklich bedeutender Mensch in solchem Sinne kann nun heute unmöglich allgemein anerkannt sein; denn das hätte zur Voraussetzung, daß die Wahrheit vom überwiegenden Teil der Menschen anerkannt und gelebt würde. Noch nie waren aber Wahrheit und Lüge so in ihren Werten vertauscht wie heute.

Wohl aber ist hier ein Mensch zu nennen, der sich und seinem Ziel — der inneren Läuterung seiner Persönlichkeit — durch Jahrzehnte hindurch treu geblieben ist: Robert Saitschick. Ein paar tausend Menschen kennen Saitschick durch seine Bücher, ein paar tausend durch seine Vorlesungen und wenige aus einem intimeren Zusammenleben mit ihm, das die erlösende Kraft seiner Persönlichkeit am deutlichsten zeigt. Eine lösende und erlösende Kraft geht von diesem Menschen aus, der dem Leben und vor allem der inneren Not unseres Zeitalters auf den Grund geschaut hat, wie keiner der bekannten und oft genannten Schriftsteller des Tages.

Aber Saitschick ist auch kein bloßer Schriftsteller, und nichts liegt ihm ferner als Bücher zu schreiben. Er spricht zu den Menschen aus innerem Drange, um zu erleuchten; er spricht da, wo er gesucht wird. Er spricht die Wahrheit, die mit seiner Person nur insofern etwas zu tun hat, als nur der Mensch, der sich selbst erkannt hat, überhaupt fähig und begnadet ist, die Wahrheit

zu erkennen. Eine Objektivität ist ihm eigen, die nur bei Menschen zu finden ist, bei denen auch der letzte Rest von Eitelkeit verschwunden und deren Liebe nur auf den Geist und auf Gott gerichtet ist.

Jahrzehnte hindurch hat Saitschick in einer Zeit rasenden Wechsels und törichtster geistiger Moden seine innere Welt in unerschütterlicher Treue vertreten.

Sein geistiges Urerlebnis, auf dem sich alles andere aufbaut, ist das Erlebnis der Tragik unseres Daseins. Während alle sogenannten Spirituellen unserer Tage der Tragik irgendwie ausweichen, schaut Saitschick der Lebenstragik mitten ins Angesicht. Er hat bei allen Weisen und allen Heiligen, bei allen Religionsstiftern der Erde nach dem Sinn des Daseins geforscht; alle Wege, die sie der leidenden Menschheit zur Erlösung weisen, hat er im Geist durchschritten. Aber je eindringlicher und glühender er nach dieser Erlösung suchte, desto stärker drängte sich ihm die tragische Seite des Lebens auf, bis er erlebte, daß derjenige Mensch erst die Wahrheit schaut, der erkannt hat, daß das Leben in seinem ureigentlichen Charakter tragisch beschaffen ist. Damit war er bis zum Quell vorgedrungen: bis zum Meister aller Meister — Christus. Der Sinn des Kreuzes, das überall aufgerichtet ist, wo menschliches Leben atmet, ging ihm in erschütternder Größe und Eindringlichkeit auf. Was der etwa Vierundzwanzigjährige erlebte, vertiefte sich im Laufe eines reichen und nach innen gerichteten Lebens und kristallisierte sich immer schärfer heraus. Je mehr unserer Zeit der Sinn für die Erlösung des Menschen abhanden kam, und je mehr sie sich dadurch notwendigerweise in unermeßliche Leiden stürzte, um so klarer ging Saitschick der Blick für dieses mystische Wunder innerer Erneuerung auf, das allein unserm Dasein Sinn und Wert zu verleihen vermag. Je mehr seine Zeit der unausweichlichen Tragik des Daseins zu entrinnen versuchte, und je mehr sie sich gerade dadurch in tragische Verwicklungen stürzte, umso klarer und überzeugter sprach Saitschick es aus, daß die Menschheit sich dadurch den Weg zur seelischen Gesundung abschneidet. Durch die Umgehung der Tragik ist diese ja nicht aus der Welt geschafft, nur die Überwindung der tragischen Gegensätze vermag uns zu helfen und uns frei zu machen. Alle Versuche von Menschen, die sich zu geistigen Führern aufwarfen und das tiefste Lebensgesetz, die Erlösung durch Überwindung der Tragik — außer acht ließen, mußten notgedrungen seine tiefste Mißbilligung finden; sah Schaitschick doch zu deutlich voraus, daß aus solchem Führertum nur Unsegen hervorgehen konnte. Die Schicksalsgebundenheit des menschlichen Charakters ist nicht zu leugnen, und wer dies dennoch tut, kann nie zur inneren Freiheit gelangen. Eine der tiefsten christlichen Erfahrungen, daß der Mensch in physische und geistige Krankheit hineingeboren wird, wurde Saitschick zum Ausgangspunkt all jener Betrachtungen, die sich mit der Frage der Erlösung des Menschen befaßten.

Wer, wie Saitschick, einen so ausgeprägten Sinn für das Tragische hat, wer einen so scharfen Blick für das Elend der Menschheit besitzt, der kann niemals in geistige Schwärmereien verfallen, die der Verwirklichung des Göttlichen auf Erden ebensoviel schaden, wie das gänzliche Leugnen aller hohen, erlösenden Kräfte. Nicht umsonst fühlte sich Saitschick zu Paulus mächtig hingezogen, der sein eigenens Wort: „Sind wir von Sinnen gekommen, so ist es für Gott" ja im Leben bis zuletzt verkörperte. Alle Begeisterung kann sich für den tiefer veranlagten Menschen nur nach oben richten; nur im Geiste ist ja Vollendung, und nur für Vollendetes ist Begeisterung am Platze. Oder hat es einen Sinn, sich für die Verworrenheit und die grausamen Widersprüche der menschlichen Natur zu begeistern? Wer das Geistige liebt, zieht es nicht auf die Ebene des Triebhaften und Unvollendeten, verquickt nicht Sphären, die niemals zusammen gehören. Für solche Menschen kann es nur den einen Weg geben, der aus all den schmerzlichen Gegensätzen des Daseins herausführt: Selbstüberwindung und Selbstläuterung! Wir müssen in die Höhe steigen, um freie Aussicht zu gewinnen! Versuchen wir, den Geist in die trüben Niederungen unserer Affekte und Leidenschaften herabzuziehen, dann begehen wir Verrat am Höchsten: an Gott und an unserer eigenen Bestimmung, die uns nach oben weist.

Immer betrachtet Saitschick das Leben vom Mittelpunkte aus. Das mußte zur Folge haben,

daß kein Gebiet des Daseins sich seinem forschenden Blick entziehen konnte und daß andrerseits sein Betrachten immer eine innere Schau war. Ob er sich mit kulturellen, künstlerischen oder religiösen Fragen befaßt: nie berührt er ein Gebiet des Lebens losgelöst vom geistigen Zentrum, immer steht er, auch an der Peripherie des Daseins, in Verbindung mit dem alles zusammenhaltenden Mittelpunkt.

Diese Art geistiger Betrachtung und geistigen Erlebens setzt ihn in den denkbar größten Gegensatz zu seiner Um- und Mitwelt. Eine solche restlose Einsamkeit heiter und überlegen zu ertragen, ja, sie in gewissem Sinne zu lieben, dazu braucht es Reife! Die wird nicht geschenkt, sondern setzt einen unerbittlichen Kampf mit sich selbst voraus. Der tiefste christliche Begriff: der Begriff der Gnade ist nicht umsonst am tiefsten mißverstanden worden! Nur zu oft wird darunter etwas verstanden, was Christus nie gemeint, was nie im Plane der göttlichen Liebe und Weisheit gelegen haben kann. Ist nicht gerade das, was die Menschen zuerst und am entschiedensten von sich weisen, die Freiheit des Willens, das Gleichgewicht die größte Gnade, wofür wir jeden Tag Gott auf den Knien zu danken haben? Wer Saitschick einmal von diesen Dingen sprechen hörte, weiß, daß seine Worte mehr als Worte sind.

Dadurch, daß sein Wort von seinem Charakter gedeckt wird, wirkt es lebendig. Im Grunde vermag ja nur das Beispiel zu wirken, und alles Lehren ist eitel, wenn es nicht von der Persönlichkeit getragen wird.

Die Entwertung des Wortes zwang Saitschick auch, sich in seinen Lebensbetrachtungen oft an die genialen Kunstwerke zu halten, denen er damit zugleich ein genialer Deuter wurde. Er benützte die Werke nicht dazu, ästhetischen Ehrgeiz zu befriedigen, sondern die ihnen zugrunde liegende Wahrheit in großzügiger Weise, aus tiefster Lebenserfahrung und Weisheit heraus, in ihrem eigentlichsten Sinne aufzuschließen. Erinnert sei an die wundervollen Betrachtungen in „Genie und Charakter“, „Wotan und Brünhilde“, „Schicksal und Erlösung“.

In seinen Auseinandersetzungen mit der Gegenwart fällt vor allem sein Kampf gegen einen losgelösten, lebenüberwuchernden Intellekt auf, den er aber nicht mit intellektuellen Mitteln führt, obwohl ihm ein durchdringender Intellekt gegeben ist, sondern aus einer überlegenen Weisheit heraus, der wahren Weisheit, die der Liebe nicht entbehrt, und die das Gegenteil von Wissen ist.

Da, wo Saitschick in seinen Büchern von großen religiösen Geistern wie Franziskus oder Paulus redet, bricht die innere Glut seines tiefsten Wesens so stark hervor, daß man die Wirkung seiner Persönlichkeit unmittelbar spürt. Ergreifend ist die edle Einfachheit seines Stils; gibt sie doch für den Tieferblickenden Aufschluß über die Arbeit eines Menschen an sich selbst, eines Menschen, dem wahrlich reichste Gaben einer vielseitigen Natur gegeben wurden. Aber ist wahre Einfachheit nicht immer aus gebändigter und veredelter Fülle hervorgegangen? —

Saitschicks Werke und Rede sind eins mit dem Menschen Saitschick. Sie sind nicht erklügelt: sie sind die notwendige Sprache einer geläuterten Persönlichkeit.

Daß alles Wissen Stückwerk ist, hat dieser Weise, wie alle bedeutenden Menschen, im Tiefsten erlebt. Sein Weg führte ihn über das Wissen hinaus zur Weisheit. Weisheit im Geiste und Güte im Herzen — damit ist er vielleicht am kürzesten gezeichnet. Über beidem aber schwebt die Liebe, die Gott dem Menschen schenkt, der die Hölle durchwandert hat und — Mensch geworden — vor den Toren des „Paradiso“ steht.

Die Sehnsucht nach Befreiung und Erlösung von Gebundenheit und innerer Öde glüht heute schon in Vieler Herzen. Viele suchen ehrlich den Weg, den Materialismus und Rationalismus zu überwinden. Wer sich aus innerer Not heraus Robert Saitschick zum Führer wählt, findet eine Hand, die ihn sicher leitet.

Robert Boßhart (Dresden).

Meister Eckehart als Philosoph der Tat

Von der Ideenwelt Meister Eckeharts gehen von neuem starke Impulse aus, die befruchtend auf die gegenwärtige Zeit wirken.

Aber gerade darin liegt ein ernstes Problem verborgen. Wer kann uns die Grundgedanken dieses einzigartigen Mannes in lauterster Form und Reinheit aus den Schlacken und dem Schutt vieler Jahrhunderte herausholen? Wer baut die Brücke von unsrer Welt der Technik und Industrie zu seiner Gotteswelt?

Wenn man jene Interpretationen nicht ernst nimmt, die Meister Eckehart für einen mystischen Schwärmer von der Art der Mechhild von Magdeburg hielten, so sah man ihn bisher durch die Schriften Wilhelm Pregers und Wilhelm Windelbands allzusehr im Zusammenhang der historischen Entwicklung und bemerkte dadurch nicht das Individuelle seiner Persönlichkeit. Dieser herkömmlichen Einstellung zufolge sollte seine Hauptbedeutung in der Lehre von der intuitiven Gottesschau liegen, die im schroffen Gegensatz zur scholastischen Erfassung der Glaubenstatsachen steht und in seinem Bestreben, nicht in erster Linie Diener der Kirche, sondern der christlichen Wahrheit zu sein, die nach seiner Ansicht nur aus der Seele quellen kann.

Es sind dies unbestreitbar wichtige Punkte seiner Lehre und seines Wesens; sie erklären aber nur seine Verwandtschaft und Abhängigkeit von der Antike und von der Scholastik, führen uns jedoch nicht zum Quell seines Innern und seiner Philosophie.

Inzwischen hat aber die Eckehart-Forschung große Fortschritte gemacht. Man hat erkannt, daß die Mystik Meister Eckeharts nicht auf eine vita contemplativa hinausläuft — eine Ansicht, die noch Philipp Strauch vertrat, sondern — und dies ist das Überraschende an dieser großartigen Erscheinung des Mittelalters — daß er der überzeugte Verkünder einer vita activa ist: eines tätigen Lebens.

Es ist das Verdienst von Dr. Susanne Hampe (Weimar), dies in einer akademischen Untersuchung nachgewiesen zu haben. (Dr. Susanne Hampe: Der Begriff der Tat bei Meister Eckehart. Eine philosophiegeschichtliche Untersuchung. Verlag Böhlau, Weimar. Preis 4.50 M.) Ihre Arbeit ist besonders deshalb wertvoll, weil sich die Verfasserin auf die Herausarbeitung des Zentralgedankens der Mystik Meister Eckeharts beschränkt hat; und dies ist eben der Begriff der Tat, mit dem sich seine Mystik aus der Schulweisheit des Mittelalters heraushebt und zum selbständigen Glied im Geistesleben unseres Volkes wird.

Durch den Begriff der Tat rückt Eckehart weit ab von den schwärmerischen Tendenzen seiner eigenen Zeit; in ihm, dem Menschen der Gotik, befreit sich durch diesen Begriff das Typisch-Germanische aus den Fesseln kirchlich-dogmatischer Passivität.

Indem Meister Eckehart den Begriff der Tat zum Mittelpunkt seiner Lehre macht, erweist er sich als wahrer Philosoph, der tief in die Zusammenhänge der Welt und des Lebens geschaut hat; denn die Tat ist das, was den Menschen zum Menschen macht, sie ist die Brücke zwischen der Welt der Natur und der des Geistes. Insofern wird der Mensch selbst Brücke, auf der Gott „aus dem Sein ins Dasein hinabsteigt", um mit Fichte zu reden, der in bezug auf diesen Zentralgedanken mit Meister Eckehart in überraschender Weise große Übereinstimmung zeigt. Ruft er uns doch zu: „Nicht zum müßigen Beschauen und Betrachten deiner selbst oder zum Brüten über andächtige Empfindungen, nein zum Handeln bist du da, dein Handeln und allein dein Handeln bestimmt deinen Wert!"

Über Jahrhunderte hinweg reichen sich hier zwei Philosophen die Hände. Dies dürfen wir nicht als bloßen Zufall betrachten, sondern diese übereinstimmenden Ideen der beiden Denker gleichen zwei herrlichen Blüten, die ein und demselben Stamm entsprossen sind, dessen Wurzeln im ureigensten Wesen unseres deutschen Geistes ihren Halt haben. So müssen wir der Verfasserin großen Dank dafür wissen, daß sie den Tatbegriff des deutschen Idealismus, wie wir

ihn bei Fichte am reinsten vorfinden, als Ausgangspunkt für ihre Betrachtungen benutzt hat. Es gelingt ihr, die Wurzeln zu dieser Anschauung in den Predigten Meister Eckeharts in erstaunlich selbständiger und klarer Form zu finden, ohne daß man dabei die geringste Spur einer willkürlich geschichtlich-philosophischen Konstruktion empfindet.

Der Begriff der Tat erweist sich bei näherer Betrachtung als zusammengesetzt und wird bei Eckehart gegliedert in „äußere Tat", bei der die Willensbestimmung durch äußere Werte erfolgt, in die „innere Tat", da hier geistige Normen unserem Handeln Ziel und Richtung geben, und in die „religiös-sittliche" Tat, weil die inneren Werte in ihrer höchsten Einheit, dort wo sie Ideen sind, mit dem Göttlichen in uns gleich gesetzt werden müssen.

Die Betrachtung der äußeren Tat erfordert eine Prüfung der Weltansicht Meister Eckeharts, die seiner ganzen Herkunft nach natürlich religiös gefärbt sein muß.

Der Mensch hat nach seiner Lehre eine „adeliche sêle", die Gott sich zum Gleichnis gebildet hat. Insoweit sie aber in ihrer irdischen Beschränktheit leiblich ist, ist sie „creatûrliche sêle". Diese ist mit ihren Kräften in die Welt verschlungen und bekommt durch die Sinne Kenntnis von ihr. Aber diese Erkenntnis der Welt ist nur Schein und Irrtum und hindert uns, zu wahrer Geistigkeit zu gelangen. Die Tat, welche auf Grund solcher Sinneserkenntnis durch die Welt, durch die „Kreatur", um mit Eckehart zu reden, hervorgerufen wird, ist wertlos. Eine wirkliche, d. h. wertbestimmte Tat in bezug auf die Dinge der Welt besteht einzig in der Negation derselben, in der Umwendung des Willens auf den hinter den Dingen oder in ihnen verborgen liegenden Wert, wozu viel Arbeit, Fleiß und ein zielbewußter Wille gehört.

Wenn wir nun nach den Normen fragen, welche der inneren Tat die Richtung geben, so können wir alle von ihm aufgestellten Tugenden in das „Heilig-Gute" zusammenfassen. Damit ist es aber nicht getan. Zum tugendhaften Handeln gehört nicht nur die Erkenntnis der Werte, sondern vor allem die Umkehr des Willens aus der Richtung auf das Selbst in die Richtung auf das im Guten wirkende Göttliche. Diese Aufnahme des Göttlichen in unseren Willen erfordert oft einen schweren Kampf. Die Möglichkeit des Sieges ist uns aber in der Freiheit des Willens gegeben, der sich von allen Kreaturen unabhängig machen kann. Am deutlichsten zeigt sich die Souveränität des Willens dem Leid gegenüber. Nach Eckeharts Auffassung darf es keine schwächliche Unterwerfung dem Leid gegenüber geben. Wir nehmen es vielmehr in unseren Willen auf und freuen uns seiner, indem wir uns auf die Stufe erheben, wo die geistigen Werte herrschen. Somit wird der Wille zum Leid ein Kriterium unserer Gottesnähe; denn wenn ein König seinem Ritter wohl vertraut, läßt er ihn in der vordersten Reihe kämpfen, wo die Gefahr am größten ist.

Die Werte, welche wir in der Vernunft erkannten, im sittlichen Willen erfaßten, sollen sich mit aller „Andacht", d. h. mit voller Hingabe des ganzen inneren Menschen in Werken auswirken, und zwar ohne ein „Warum?", womit Eckehart die Lehre der Wiedervergeltung entschieden ablehnt und sich in die Reihe jener großen Deutschen stellt, die nach ihm ebenfalls die Werkgerechtigkeit verworfen haben.

Über diesem sittlichen Tatbegriff steht als höchstes Ziel der gesamten Mystik die Bindung des Menschen an Gott, der „heimlîche Eingang" der Seele in „gotliche natûre", das Gelangen in die „Abgeschiedenheit". Den Weg zu ihr erreicht man erst durch das „Lassen der Dinge", durch die Erkenntnis und das Werk der Tugend und durch die Erkenntnis und das Lassen seiner selbst. Dann wohnt der Mensch in Kraft und Licht. Die Dinge sind dann nicht mehr Hindernisse, sondern erscheinen ihm als von Gott zur Aufgabe gesetzt, damit er sie erlöse aus ihrer Gebundenheit in seine Geistigkeit, und so werden sie ihm Wege zu Gott. Ebensowenig trennt die „Abgeschiedenheit" die Menschen voneinander, sie führt sie vielmehr in tätiger Liebe zu einander. In diesem Sinne steht für Eckehart die schaffende Martha, die in ihrem Wesen gefestigt ist und in die Welt hinauswirken darf, die zwar bei den Dingen steht, aber nicht von ihnen beherrscht wird, viel höher als Maria, die in schwärmerischer Verzückung zu Jesu Füßen sitzt. Der Gipfelpunkt aber

der Abgeschiedenheit ist die völlige Identität Gottes mit der Seele. Voraussetzung dafür ist aber immer unser Tun, da es die einzige Möglichkeit ist, der Gottheit Objektivation zu verleihen.

Damit sind wir bis zum Quellpunkt der Lehre Meister Eckeharts vorgedrungen. Wir erkennen, daß der Mensch die höchste Stufe nicht durch eine passive Versenkung in eine wesenlose Gottheit erreicht, sondern durch Ergreifen der Welt im Handeln.

Solch eine Einstellung der Welt gegenüber wird nie ihren hohen Wert verlieren und wird immer wieder befruchtend wirken, besonders in dem Volke, das den Tatbegriff in dieser Form mehrfach so zwingend und überzeugend gebildet hat.

Dr. Alfred Hanel

Volk ohne Raum

„Teilt die Welt auf nach Kopfzahl und Leistungsfähigkeit; danach ist jeder Friede möglich ... Wir wollen keine Unterworfenen; wir dulden keinen Geldgewinn irgendwo von einzelnen und Klassen aus dieser Not; dagegen soll anerkannt werden, daß hinfort Zahl und Leistungskraft und nicht Erbe das Recht geben bei der Verteilung der Erde unter die Völker; die Erde ist allen, die Staatsgrenzen sind nicht ewig und von Natur, sondern sind nach Bedürfnis der Menschen gezogen und müssen nach Bedürfnis immer wieder gezogen werden; auch bei uns muß das heranwachsende Geschlecht frei verfügen können, ob es hinter dem Pfluge hergehen oder in Werkstätten und Fabriken arbeiten will wie bei euch; der zu schmale Raum, auf den wir uns zurückdrängen ließen, war die Gefahr, die von uns ausging, wir wollen keine Gefahr sein, nicht für euch draußen; aber auch nicht für uns drinnen; wir wollen statt Enge die Freiheit des Raumes." In diesen Sätzen aus „Volk ohne Raum", dem zweibändigen Roman von Hans Grimm (A. Langen, München), spricht der Dichter einmal ganz knapp und sachlich aus, was er als Politiker fordert, was er die Deutschen fordern lehren will. Die Dichtung dient in diesem Buch, aber sie dient mit königlichen Gaben. Sie tut in diesem großen politischen Roman Dienst an der deutschen Sache. Sie gibt in schaubaren Bildern dem deutschen Volk die Erkenntnis der wirklichen Ursachen unseres dunklen deutschen Schicksals. Das ist ungeheuer viel, aber noch nicht genug gesagt. Wenn diese grundlegenden Erkenntnisse begriffen würden, durchdrängen, politischer Wille würden, so entstünde dadurch etwas über den Parteien, über den Klassen, etwas Zusammenführendes, Volksgemeinsames! Das wäre in den Zeiten fast hoffnungsloser, würdearmer Ermüdung des deutschen Volkswillens unsere deutsche Notwendigkeit — um die Not zu wenden. Grimm zeigt einen Weg.

Es ist ja so tief verwunderlich, wie klein noch der Kreis derer ist, die dieses Kernproblem unseres Volksschicksals begriffen haben. Er umfaßt noch nicht einmal alle Führenden! Und das Volk, das uneinig und zerrissen versäumt hat, sich im 18. Jahrhundert seinen Teil an der Welt zu sichern und das nun in einer Enge sitzt, „in der Leiber und Seelen nie mehr unverzwungen wachsen können?" Die deutsche Masse kennt nicht die eigentliche Ursache ihrer deutschen Not. Sie saß vor dem Kriege, sie sitzt nach Versailles so gepreßt, daß das Haßwort des Franzosen von den zwanzig Millionen zu viel sachlich durchaus recht hat, daß naturgesetzlich eine Explosion schon zu Beginn dieses Jahrhunderts hätte kommen müssen. Nie auf der Erde gab es ein Volk so ohne Raum! Die vierhundert Millionen bedürfnisloser Chinesen nicht ausgeschlossen! Die einfache Sprache der Zahlen ist klar und erschütternd. „Vor dem Kriege gehörte ein Fünftel der Erde den Engländern und ein Sechstel der Erde den Russen und ein Zwölftel der Erde den Franzosen und ein Vierzigstel der Erde den Deutschen. Und nach dem verlorenen Kriege haben je fünfzehn Engländer eintausend Meter im Geviert zu eigen, und je acht Franzosen haben eintausend Meter im Geviert zu eigen, und je sieben Russen haben eintausend Meter im Geviert zu eigen, und je sechs Belgier haben eintausend Meter im Geviert zu eigen, wie

alles verteilt ist, und hundertzweiunddreißig Deutsche müssen sich mit eintausend Meter im Geviert begnügen." Zäunen wir diese fünfundsiebzig Meter im Quadrat für jeden Deutschen ein, so ist der große Käfig zum Hin- und Herlaufen fertig und das Endziel unserer trefflichen Bodenreform, die kleine Pflaster auf eine Riesenwunde legen will, erreicht. „Als ob Siedlung in Deutschland viel anderes wäre, als eine Verzweiflung, eine neue Verengung." —

Zahlen, auch wenn sie schauerlich wahr sind, behalten etwas Starres, Abstraktes, Kaltes. Auch die junge Wissenschaft der Geopolitik gibt, wenn sie vom Recht auf Lebensraum spricht, wohl Erkenntnis, aber keinen unmittelbaren Impuls. Erst die Dichtung kann die Fenster auftun ins volle Leben, so daß wir es hoch und doch nahe sehen und wiedererkennen, als unseren Kampf und unsere Not. Aber Hans Grimm führt uns darüber hinaus. Uns Deutschen im Reich, die wir das Weltkriegserleben haben, gibt er, den wir schon als Dichter der „Südafrikanischen Novellen" und der „Olewagen Saga" kannten und schätzten, die große Ergänzung. Er zeigt uns das Bild des deutschen Schicksals der letzten Jahrzehnte im Reiche und in der Welt.

Dies Schicksal wächst vor uns auf und wird fast Geschichte, während wir Cornelius Friebotts schweren und weitumführenden Lebensweg mitgehen. Der arme Dorfjunge von gutem Blut, aus dem oberen Wesertal, kann auf dem geliebten zu schmal gewordenen Vaterboden nicht gedeihen. Auch als Tischler gibt ihm die Heimat kein Brot. Seine Marinedienstzeit öffnet ihm auf Fahrten nach Afrika einen ersten Blick auf die weite Welt und in die deutschen Mühen, den fremden Raum „friedlich zu durchdringen". Aber dann wieder in der Enge muß er hin, wohin die Vielen gehen, um Arbeit zu suchen, ins Eisen- und Kohlenland, da wo über den Bergwerken sich die Industriewerke türmen. Im heißen und harten Gedränge eines sinnarmen Arbeiterdaseins macht sein starkes Herz und sein noch unklarer Kopf das sozialdemokratische Erlebnis durch. Den unschuldig in Schuld Verstrickten, Verurteilten schickt der Vater nach Südafrika, wohin ein Kamerad vorausging. Und nun erschließt sich vor, in und nach dem Burenkriege das Fremdlandleben, das bittere Schicksal des Deutschen im Ausland. Wir haben immer zu viel gehört von dem besseren Glück des Deutschen zwischen lateinischen Völkern, namentlich in Mittel- und Südamerika. Es ist ein nicht kleiner Teil des großen soziologischen Wertes dieses Buches, das wir hier miterleben, ein wie quälendes Dasein der Deutsche auch vor dem Kriege lebte, der es mit der friedlichen Durchdringung des englischen Kolonialbodens versuchen mußte. Er ist nicht nur zahlenmäßig zu viel und überlästig, er ist auch übertüchtig und zwingt die anderen zu gesteigerter Arbeitsleistung, und so ist er sozusagen quantitativ und qualitativ unbeliebt. Unter vielem ergibt sich eine wichtige Erkenntnis. Er, der Mann ohne eigenen Raum, braucht allerdings als Arbeiter den Klasseninternationalismus, den die anderen nur ausnützen, soweit er ihm eben dient, er braucht ihn, um zwischen ihnen zum Anschluß und zu einer Art Recht zu kommen, das ihm keines der ungastlichen Gastvölker gönnt und dauernd läßt. All dies wird nicht abgehandelt, es wird in lebendigem Geschehen von oft abenteuerlichem Reiz gestaltet und von sehr schaubaren Menschen gedacht und besprochen. Der Bur, der Holländer, vor allem aber der Engländer, werden deutlich und begreiflich.

Friebotts Arbeit bekommt erst Folge und Sinn, als er nach Deutsch-Südwest einwandert und dort Farmer und Bauunternehmer wird. Hier hat der Deutsche Freiheit und Recht, hier hat er Raum! Wieder wird das Buch zum Erleben, zum nun eine Weile lang helleren Spiegel des deutschen mühsamen aber hoffnungsvollen kolonialen Aufstieges. Während Friebott sich eine Existenz tüchtig unterbaut, sehen wir vom Erckertzuge in die Diamantenglückszeit bis zum Weltkriege Deutsch-Südwest gedeihen — trotz der Interesselosigkeit der deutschen Finanzwelt, trotz des Widerstrebens der deutschen Sozialdemokratie. Es stört nicht, daß vielfach die wirklichen namentlich genannten Männer dabei mittun, im Gegenteil, das macht die Ballade von ehrlicher deutscher Arbeit nur echter. Eben beginnt diese gesunde deutsche Lunge kräftig zu atmen, da bricht der Weltkrieg herein, der auch hier auf deutscher Seite heldische Taten weckt,

den aber der Feind nach einem elenden Raubkrieg als einen Quälereikrieg gegen die deutschen Menschen weiterführt. Wir wissen so viel mehr von Ostafrikas Heldenkampf. Das Leiden war hier fast schwerer. Nach Todesurteil, Gefangenschaft und langer Flucht durch Angola kommt Friebott als einer der letzten Heimkehrer nach Deutschland. Ein spätes Eheglück erhellt sein persönliches Leben. Er predigt als Wandererredner das deutsche Recht auf Raum, bis ihm der ungeschickte Steinwurf eines Arbeiters in der allgemeinen Sinnlosigkeit das sinnlose Ende bringt. —

Das ist ein Gerippe ohne Fleisch. Wir lesen die 1400 Seiten nicht nur tief beteiligt am tapfer getragenen Schicksal des Helden, der in seiner schwerblütigen Versonnenheit und Tatkraft ein ganz echter Deutscher ist, nein es prägt sich uns auch eine große Fülle von Episoden lebensreich ein: die Rede des sozialen Pastors in Bochum, Friebotts Gefangenschaft auf St. Helena, sein Besuch der Heimat vor dem Kriege, bei dem befreundeten Arzt, der sich wieder in die Enge hineingefunden hat. Das alles ist einfach und volksmäßig erzählt. Es ist da eine Verwandtschaft mit Frenssen, nur daß hier viel mehr ist als Frenssen! Eine viel reichere Fülle freien Welterkennens ist hier — in fünfjähriger Arbeit — in dichterische Gestaltung gelöst.

Wohl klingt durch alles „der Laut, der nicht oft zu hören ist, bei Deutschen, ein leidenschaftlicher Laut stöhnenden Herzens, der Gottes Gewissen fordert". Aber bei aller tiefen Deutsch-Leidenschaft wird das eindringende Begreifen weiter Wirklichkeit unterstützt von einem abwägenden Gerechtigkeitssinn, der auch den Gegner — weltpolitisch den Engländer, innerpolitisch die Sozialdemokratie — verstehen lernen und lehren will. Ich will das in ein paar Sätzen aufzeigen, die eigentlich drei Fronten haben. Sie sprechen den Sinn des Buches aus; sie sind eine Mahnung an die Volksgenossen und sie sind doch gesehen aus dem begreiflichen Mißverstehen der Feinde: „Cornelius Friebott dachte: den Raum, der dem deutschen Volke fehlt, wird dieser furchtbare Krieg ihm verschaffen. Dieser Krieg ist gar nichts anderes als der Krieg um Raum." ... Friebott dachte: „Es ist grauenvoll, daß die Deutschen selbst nicht wissen, worum es geht. Es ist ganz grauenvoll. Sie wissen nicht, was ihnen fehlt, und da sie sich selbst nicht begriffen haben, können sie sich den anderen nicht erklären. Die andern gehen seit Jahr und Tag in Furcht vor dieser Unklarheit. Die andern rätseln seit Jahr und Tag an uns herum, was für sie daraus werde, was für sie daraus drohe, daß das zahlreichste und tüchtigste und leistungsfähigste weiße Volk der Erde, väterverschuldet und selbstverschuldet, in zu engen Grenzen sitzt und doch weiter wächst. Den anderen war unsere Unklarheit und Unausgesprochenheit ein fortwährendes Unbehagen. Kein Mensch kann ertragen, daß jemand eine Forderung nicht stellt, die er stellen muß. Wo eine notwendige Forderung nicht gestellt wird, muß jeder meinen, der Abwartende trage beides in sich, einen tückischen Plan und eine arge Hinterlist der Überforderung."

Auch im Leben eines starken Dichters ist ein solches Werk einmalig. Wird es Leben werden in Hirn, Herz und Blut des deutschen Volkes? **Carl Meißner**

Ernst Kreidolf – der Malerpoet

I.

Wenn man einen Weg, der durch die Jahrzehnte aufwärts führt, nachgehen will, so fängt man am besten unten an und spricht nicht gleich vom Gipfel.

Ja, da sind nun schier dreißig Jahre her, daß ein Fünfunddreißigjähriger mit seiner ersten und reifen Schöpfung nach mühsamen Entwicklungsjahren durchdrang: Ernst Kreidolf mit seinen „Blumenmärchen". Von diesem mühsamen Entwicklungsweg kann uns am besten Leopold Weber, der frühe hilfreiche Freund, der Verfasser der „Traumgestalten", zu denen Ernst Kreidolf

viel später bedeutsame farbige Begleitmusik schuf und der dann als Herausgeber der Kreidolf-Mappe des Kunstwarts eine schöne Liebestat für den Freund vollbracht hat, sprechen:

„Kreidolf hatte damals, als ich ihn in Partenkirchen kennen lernte, obwohl erst 25 Jahre alt, schon ein mühereiches Leben hinter sich. Bei seinem Großvater, einem Thurgauer Bauern in Tägerwilen hart an der Badischen Grenze aufgewachsen, hatte er es durchgesetzt, als Lehrling an die lithographische Anstalt Pechts in Konstanz zu kommen. Von dort aus hatte er sich nach einigen Jahren, selber mittellos, mit geringer Unterstützung einer Gönnerin kurz entschlossen nach München gewandt, um sich an der Kunstgewerbeschule, dann an der Akademie weiterzubilden. Durch ständiges Nachtarbeiten war seine Gesundheit schwer erschüttert — er zeichnete neben anderem Verbrecherköpfe zu Steckbriefen, um sich durchzuschlagen. Nun kam noch dazu, daß er es auf der Akademie nicht mehr aushielt: seine Eigenart fühlte sich, je kräftiger sie sich entwickelte, desto lästiger durch den Schulbetrieb gehemmt, und wieder wagte er es, das innerlich Richtige trotz aller äußeren Verstandesbedenken zu wählen: er verließ München und zog in die Berge, um sich zunächst zu erholen und dann ganz seiner Kunst dienen zu können.

Da entstand eine Reihe von Entwürfen, in der Technik wohl noch unvollkommen, dem inneren Gehalt nach wie vor auf der Höhe seiner Meisterschaft: phantastische Belebungen der Natur zumeist und als eines der ersten Bilder bezeichnenderweise ein „Kinderfest“, ein märchenhafter Ringelreihen in dem Gärtchen hinter unserem Hause; zahlreiche Landschaftsbilder daneben und schon auch Versuche, biblische Stoffe zu gestalten. Aber eine herbe Zeit war's für ihn auch. Nur sehr langsam festigte sich seine Gesundheit, und die ständige Rücksichtnahme darauf kostete harte Selbstüberwindung bei einem rastlosen Schaffenstrieb. Der äußere Erfolg blieb aus. Doch er verzagte nicht. Unermüdlich grübelte er, wie er unbeschadet seiner Eigenart den Weg in die Welt finden könnte. Ein Herbsttag in den Bergen wies ihm diesen Weg mit einer verspäteten goldenen Schlüsselblume. Er wandte sich, von den Erwachsenen abgewiesen, mit seinem „Blumenmärchen“ an das offene Herz und die unverstellte Phantasie der Kinder. Und nun drang er durch. Zwar auch nicht auf einen Ruck gleich. Er war gesundheitlich gekräftigt aus Partenkirchen nach München gezogen. Lange bemühte sich Avenarius, der Leiter des Kunstwarts, vergebens, bei Liebhabern und Verlegern ein tätiges Interesse für das Werk zu erwecken. Erst mit Hilfe einer Schülerin Kreidolfs, der verstorbenen Fürstin zu Schaumburg-Lippe, gelang es endlich, die Blumenmärchen herauszugeben.“

II.

Und doch kam dies Buch zur Zeit, in seine Zeit! Ich erinnere mich der Stunde, da ich die Originale der Blumenmärchen zum ersten Mal sah und zugleich mit der künstlerischen Freude daran die starke Empfindung hatte: dies kommt unserem theoretischen Wollen entgegen, dies ist es, was wir brauchen!

Pappdeckel und Buntdruck, das war gegen die Wende des Jahrhunderts das deutsche Bilderbuch. Die guten alten, meistens schlicht schwarz gedruckten Bilderbücher von Ludwig Richter, Otto Speckter und Flinzer waren „unmodern“. Es mußte alles auf Glanz herausgeputzt sein und etwas „hermachen“. Wir konnten es ja technisch und wirtschaftlich. Gegen diese Veräußerlichung, dieses Fehlen des geistigen Bandes rührte sich anwachsend Gegenbewegung. Es war die Zeit der Arbeit an der Erziehung zur und durch Kunst, an der Erweckung der Teilnahme und Sinnenfähigkeit für das Seelengut unserer besten Schaffenden. Und unter all den für eine gesunde Nationalökonomie unserer Geistesgüter noch heute notwendigen Dingen wurde das Kapitel „Die Kunst im Leben des Kindes“ eines der erfreulichsten. Wenn man heute um sich sieht: in welchem artverwandten Nachbarvolk hat gerade Kreidolfs Erstling keine — zum Teil sehr begabte — Nachfolge gefunden?

Es war aber auch sogleich alles da in dem Blumenmärchen, was den liebenswerten Kinderbuchmeister ausmacht. Die tiefgründliche Kenntnis der Blumenwesen, des Blumencharakters, die leicht und voll in den hellen Registern anschlagende Phantasie, welche selbständig die Märchen-

melodie spann, die Göttergeschenke der Anmut, der vollen Natürlichkeit, des herzlichen Humors. So ergab sich ein ruheschönes, herrlich befreites Verweilen in einer eigenen, weltverborgen aufgebauten Natur- und Kinderwelt. Die Blumen leben in ihrer Vermenschlichung ebenso wie im späteren „Gartentraum“ ein dem Kindersinn innig glaubhaftes Dasein.

Von vornherein war Ernst Kreidolf sein eigener Dichter — nicht nur Erdichter des Märchenbildes, sondern auch Bildner des Wortes dazu, der natürlich fließenden, feinen Strophen oder der leisen klaren Prosa. Dieser stille Meister ist doch eine so eigenständige Künstler- und Schweizernatur, daß er das kaum anders kann. Als Richard und Paula Dehmel ihn zum Illustrator ihrer ein wenig lauten und manchmal platten „Fitzebutze“-Poesie heranbekamen, gab es keinen reinen Klang. Schon diese Detta, dieses Großstadtkind, das mit ihrem Fitzebutze reichlich herumkokettiert und ihn schließlich wegwirft, ist ihm nicht gemäß. Es ist heute noch fesselnd festzustellen, wie nur die Bildblätter ihm gelungen sind, bei denen das Gedicht ihm die Möglichkeit gab, die Phantasievorstellung zu steigern. Zu dem vielleicht besten Gedicht „Kinderküche“ aber, das, direkt bebildert, eine Trivialität geworden wäre, hilft er sich mit einer ganzen freien Paraphrase, einer Käferküche, die allerschönster Kreidolf ist.

Ganz er selber war er wieder in dem Märchen „Die schlafenden Bäume“, wie er die Baumfamilie in Nachtstille, Sturm, Feuer und Regen — von einer Blumen- und Kleingetier-Predelle begleitet — darstellt. Das erweckt in leicht erfaßbaren Vorstellungen im Kinde echtes Naturgefühl und manch ein Erwachsener sprach hier schon — auch im Beschauen des Vorsatzpapieres, das von hier ab eine besondere Köstlichkeit der Kreidolf-Kunst wird — von Größe des Naturschauens.

Das Schlußblatt der zwei den Regenbogen auffangenden Zwerge war schon wie ein Vorton der nächsten Schöpfung: „Die Wiesenzwerge“, denen von alters her meine besondere Liebe gehört. Die schlichte Lehre, daß Zank, Wut und Streit etwas Dummes und Sinnwidriges sei, prägt sich so nebenbei den Kinderherzen ein, während ihre Augen— wie ich oft erprobt habe — besonders gern durch eine Reihe heiterer und betrüblicher Vorgänge, in deren Darstellung die Farbe häufig gesteigert ist, sich ergehen.

Bei den Wiesenzwergen hatte Kreidolf keine Vermenschlichung nötig. Die kleinen Kerle sind ja Miniaturmenschlein. Die Vermenschlichung und das freie Bewegen der Blumen in dem „Blumenmärchen“, das den Bäumen Gesichtergeben, war noch verhältnismäßig leicht. Am schwersten war die Anthropomorphisierung in den „Sommervözeln“. Denn der Schmetterling ist ja als freier Flieger eigentlich dem Menschen überlegen und gewann also nicht, sondern verlor scheinbar zunächst durch den Menschenleib. Daß nun das, was bei Käfer und Raupen leicht war, auch für die Sommervögel vom ersten bis zum letzten Blatt dieser sechzehn Märchenbilder bei verschiedensten Stimmungen und Stoffen geglückt ist, gibt erst den vollen Beweis für Kreidolfs sicher und sachlich und doch ganz frei und kühn gestaltende Märchenphantasie. Neben Blättern voll behaglichen Humors füllen Blätter von hinreißendem Schwunge elbischer Wesen dieses schönste „Schmetterlingsbuch“.

III.

Damit und mit lieben Büchern wie „Alte Kinderreime“ und „Schwätzchen“ (alle bisher bei Hermann Schaffstein in Köln) war Ernst Kreidolf der unbestreitbar und unbestritten erste Kinderbuchmaler Deutschlands. Aber er war nicht nur auch anderes, er war mehr. Der Gram des Königs Trauermantel in den Sommervögeln, das Gruselige der Diebe in den Blumenmärchen, die Größe der Naturstimmung in den schlafenden Bäumen, die Kraft grotesker Charakteristik etwa in „Bürstenbinders Tochter und Besenbinders Sohn“ der alten Kinderreime hatten schon deutlich werden lassen, daß in dieser Künstlerseele auch andere Dinge als nur „Kindergutes“, anmutige schöpferische Einfälle und Sonnenlachen sei. Da kam mit Kriegsausgang die Kreidolf-Mappe (Callwey, München) und fügte zu den vertrauten Eindrücken zunächst den Wirklichkeitsmaler und Bildniskünstler Kreidolf. Da waren die sinnende Bäuerin, der Großvater, die Krankenschwester am Bett des Kranken, zu denen sich als Einzeldrucke des Rotapfel-Verlages Zürich,

dem Verleger alles Folgenden, inzwischen noch das Holländer Mädchen und die Morgenidylle — ein die Blumen begießendes Mädchen am Fenster, gesellt haben. Das Auge greift gut und sicher. Der Pinsel schreibt die starke Wirklichkeitsillusion in gewählten Farben nieder, aber zugleich ist ganz ohne weiteres jene tiefere Seelenkündung da, die uns nachsinnen macht wie vor dem schönsten Thoma. Und dieser „Maler für Erwachsene" gestaltet innere Gesichte, die sich nur dem reifen Menschen erschließen. Den heiligen Hubertus, dem der weiße Hirsch mit dem Kreuz im Geweih begegnet, ihn mag das Kind noch begreifen. Auch Saul und David kann ihm in allem Leuchten der Farbe noch verständlich sein. Aber das Unaussprechliche großer Naturandacht, was in der „Frühlingsharfe" und dem „Bergfrühling" klingt, verlangt zum Resonanzboden ein volles Menschenerleben. Als Kreidolf dann Leopold Webers, des artverwandten Dichters viel zu wenig gekannte „Traumgestalten" mit zehn farbigen Vollbildern begleitet, da entstehen nicht nur Blätter, wie der Hexenmeister Wastl, den das weiße Geistereichhörnchen vom Baum erlöst, an dem ihn der Böse aufgehangen, nicht nur Blätter, aus deren in Natur gebetteter Märchenstimmung realistisch Bauernkraft spricht, nicht nur Blätter voll phantastischer Spukgewalt wie die „Baumleichen", nein es entstehen auch Werke, die an die letzten und höchsten Dinge menschlichen Erlebens leise und sicher rühren. Auch hier bleibt Kreidolf ganz Maler, der durch Farbe und Form spricht. Ungleich stärker als die schwarzen Vignetten in die Höhe letzten Ernstes, in der wir ihn noch nicht kannten, reicht das Bild des Todes, der die Stufen zur Stube des Malers heransteigt, reicht das Blatt „Untat", die erschreckter Lebensglaube überhüllen will, reicht dieses feierliche Emporwandern der Jungfrauen im „Jenseits".

Alles dies sind Schöpfungen aus Kreidolfs zweiter, seiner Schweizer Periode, welche mitten im Kriege beginnt und den Dreiundfünfzigjährigen nun in Bern seine Heimatstätte finden läßt. Es ist nicht nur das letzte menschlich-künstlerische Reifen, es ist, als würde nun alles auf einer höheren Ebene und in reinerer Luft gestaltet, als spräche die Erhabenheit des Alpenernstes darein. Auch die beiden Buchschöpfungen, welche die Reihe seiner „Bilderbücher" — für Kinder und Erwachsene — fortsetzen, sind gleich heiter, gleich reich oder noch reicher an entzückenden schöpferischen Einfällen, aber es ist alles irgendwie höher, schwebender, freier, „himmlischer". Das „Wintermärchen", die liebe Geschichte von den drei Zwergen, die zu den sieben Zwergen fahren, um das wiedergekehrte Schneewittchen zu sehen, ist ganz voll Schneeschönheit und Winterpoesie, trägt in den kühlen Ernst der Hocheinsamkeit sinniges Frohsein und lachende Lust und ist so im Doppelsinne höher als „die Wiesenzwerge". „Alpenblumenmärchen" aber mit dem schönsten von Kreidolfs Vorsatzpapieren, in das wir wie in dem Blumenrasen der Hochwiese versinken möchten, verschwistern das Groß-Erhabene der Bergnatur so innig mit der beglückenden Heiterkeit seiner „Blumenmärchen", daß auch hier die höhere Stufe erstiegen, erschwungen ist.

Dann aber wurde Ernst Kreidolf noch auf eine neue Art Porträtist. Ohne alle Phantasieumdeutung malte er auf schwarzem Grunde die Bildnisse seiner „Bergblumen". Ein fachmännisches Urteil: „Diese Studien gehören zum Feinsten, was an naturalistischer Blumendarstellung besteht. Sie erinnern in ihrer minutiösen Feinarbeit an van Eyck und Dürer. Sie befriedigen voll den Naturfreund und den Künstler, wie den Biologen." Die beiden Mappen beweisen wie das Lebendige, wie die Natur im strengsten und treuesten Abbild Kunst werden kann, wenn ein liebendes Künstlerauge sie mit lauteren Sinnen anschaut.

IV.

Nun haben wir seit einem guten Jahre Ernst Kreidolfs „Biblische Bilder" (Rotapfel-Verlag, Zürich), zwölf Darstellungen, die das Heiland-Leben von der Geburt bis zum Kreuz begleiten und von denen das letzte Dezemberheft des „Türmers" „Geburt" und „Legende" und dieses Heft „Versuchung" und „Abendmahl" verkleinert wiedergeben. Mein Enthusiasmus gegenüber dieser letzten Schöpfung Kreidolfs bedarf eines Eideshelfers. Ludwig Finckh schreibt: „Wir haben wieder einen deutschen Meister, der aus dem Volksherzen heraus schafft! Aus seiner frommen,

deutschen naturfrohen Seele ist Ernst Kreidolf heraufgewachsen zum Heilandbildner. Wem seine zwölf „Biblischen Bilder" nicht zum Erlebnis werden, dem kann nicht mehr geholfen werden. Voll heiliger Einfalt schlicht und groß steht dieser blonde, deutsche Heiland unter seinem Volke, unter Menschen von heute, unter Kindern, Landleuten, Arbeitern, in unserer Landschaft. Da ist kein Fehlstrich, kein Fehlgriff, nur reine Harmonie, geschöpft aus erquickendem Gemüt. Diese Bilder müssen an die Wände des Bürgerhauses, in guten Rahmen, an Stelle der abgebrauchten Drucke und Sprüche, sie wirken mehr als tausend Kirchen und Pfarrer. Denn sie rühren auch an der Seele des unkirchlichen Menschen. Man kann vor ihnen beten und fromm sein, man kann Gott fühlen und erkennen."

Das sind Worte, die den Eindruck der Bilder spiegeln, ebenso wie der Begleittext von Emil Roniger recht gut den Gehalt der einzelnen Schöpfungen herausschält. In der stilistisch außerordentlich verschiedenartigen Anwendung der künstlerischen Mittel kehrt nur eines immer wieder: Die Form gibt den Ausdruck, die Farbe trägt die Stimmung — auch wenn sie dünn und blaß ist, wie auf der Kreuzigung, die sich wohl am schwersten erschließt. Diese drei dünnen Kreuze vor weitem Himmel sind uns, die an Bilder gedrängter Schmerzdarstellung gewöhnt sind, zunächst fremd. Aber dann findet sich ein Stimmungsband zu dem einzigen schwarzen Blatt der Mappe, dem „einsamen Christus". Kreidolf hat die Verlassenheit dargestellt nach dem lauten Erleiden, in die Maria und — zaghaft von ferne — Johannes zurückkehrt. Wie stürmisch lodert das Christushaupt, dies „Feuer auf Erden" in der „Bergpredigt" und die aufblickenden Hörer im Tal sind wie ein Staubecken, das sich ergießen wird. Der Kinderfreund ist für Kreidolf natürlich nur auf der Bergwiese vor weitem hohen Lande als ein Klang auf Grün fühlbar und schaubar. In „Christus nimmt die Sünder an" ist die Farbe kühl und die Form betont stark und leidenschaftlich den abgestuften Ausdruck der Reue. Nur um Christus ist die strahlende Stille ruhig edlen Willens. Wiederum in Jesus als Gast spricht die Farbe warm und heimattraulich. Ganz neu im Klang bei Kreidolf in ein kühles Violett getaucht, aus dem die Flämmchen dem schimmernden Gast entgegen grüßen, sind „die klugen und die törichten Jungfrauen". Wie umgibt die melancholische Schönheit des Abends geisterhaft das Erschrecken der Jünger auf unserm letzten „Abendmahl"! Das einfache Gegenüber der zwei Gestalten auf der „Versuchung" vor der weiten helldunklen Landschaft spricht fast ohne Geste, spricht wie manches der Blätter mit voller Stärke, allerdings erst dem mehrfachen Betrachten.

Nein, dieser Meister ist kein „Spezialist". Im treuen Abmalen der Blumen schafft er Kunst. Aus freierdachten Fabeln, aus der Umbildung von Pflanzen und Tieren in Menschenwesen wird künstlerische Schöpfung. Gibt er aber wie hier ein von der Überlieferung genau umgrenztes Geschehen, so durchtränkt er auch diesen gegebenen, diesen tausendfach gestalteten Stoff mit seinem Wesen und schafft daraus ein Neues.

Nun verstehen wir erst recht was Leopold Weber schon 1919 am Schluß seiner Einleitung zur Kreidolf-Mappe sagen durfte: „Wir haben nicht viele Künstler vom Schlage Kreidolfs. In aller Schlichtheit seines Schaffens darf man ihn ruhig neben unsere Besten stellen ... Es ist ebenso wenig ein bloßer Zufall, daß Kreidolf und Welti Freunde waren, wie Welti durch bloßen Zufall Böcklins Schüler wurde. Diese drei Schweizer und die Deutschen Klinger und Thoma gehören innerlich zusammen trotz aller Verschiedenheit ihres Temperaments und der Spannweiten ihrer künstlerischen Begabungen. Was sie eint, ist die Ursprünglichkeit ihres Schauens in unserer kultur- und modebebrillten Zeit und das Eigentümliche der Echtheit ihres Empfindens. Sie sind und bleiben Künstler, die aus der Fülle ihres Innern, ihres Gemütes heraus schaffen, auch wenn sie nichts als Wirklichkeit darstellen wollen; denn sie schauen die Wirklichkeit nicht mit dem Auge allein, sondern durchs Auge mit der gestaltenden Kraft ihrer Seele."

Ernst Kreidolf gehört in den kleinen Kreis dieser großen Maler der deutschen Seele.

Carl Meißner

Walter Courvoisier

Ein geistlicher Liedersänger und sein Requiem

Der Schreiber dieser Seiten möchte mit sich beginnen. Es war vor dem Kriege, da die unter diesem Namen bekannte Münchner Tonschule in vollem Saft stand und der französische Impressionismus unter dem bezaubernden Claude Debussy bereits überall seine gefährlichen Netze ausbreitete, als ein studiosus musicae mit dem Harmoniebüchel einen schon sehr gerühmten jüngeren Komponisten aufsuchte. Er mußte vier Treppen hinauf; gelangte jedoch nicht in Schwabinger Mansarden, sondern in ein feingestimmtes Künstlerheim; im Musikzimmer lag auf dem Flügel der Klavierauszug zu „Tristan und Isolde" und neben sonstigen Notenbänden ein Bündel rastriertes Papier, scheu vom Harmonieschüler bewunderte Musikskizzen befanden sich darauf — es waren handschriftliche Blätter zu der 1917 in München uraufgeführten Oper „Lanzelot und Elaine". Dann kam der Krieg nicht enden wollend ins Land, und auch für den Musiker erlebnisreiche Jahre des Umsturzes schlossen sich an. Der die ungezählten, wimmelnden Reize zu Symbolen umschaffende Impressionismus, so recht die melancholische Philosophie einer bedingungslosen Geistversklavung, räumte das Feld den spirituellen Konstruktionen des Expressionismus und, beschworen von den Beängstigungen einer in allem unsicheren Generation, brach das neue Melos sich Bahn: polyrhythmisch, aharmonisch in der Gestaltung, sucherisch Gewöhnungen fliehend und bestimmt in seinem Wesen gar nicht plastisch. Die Münchner Tonschule war inzwischen historisch geworden. Die Erben Ludwig Thuilles, des in versöhnlichen Dissonanzen kräftig Musizierenden, Waltershausen, Braunfels, Reuß (alle in sich verschieden, aber einer einigenden Gesinnung verpflichtet), haben den Weg nach persönlichen Zielen angetreten. Da geschah es, daß, der heute dieses Bildnis verfaßt, sich mit dem Komponisten von „Lanzelot und Elaine" wieder in Beziehung bringen mußte. Diesmal war die Umwelt der Begegnung ein Häuschen in der schönsten Villenlage Münchens, Wald und unbesiedeltes Land recht nahe und nicht allzuweit davon der große Fluß. Der Besucher sah nun einem durch ansehnliche Liederreihen, Chorwerke, Violinsuiten, Klavierstücke und eine weitere Oper („Die Krähen") zur Meisterschaft ausgereiften Fünfziger ins Angesicht; der Name war in jeder Musikgeschichte zu treffen, der Namenträger selber war vermöge seiner ordentlichen Befugnisse an der staatlichen Hochschule für Musik mit „Herr Professor" zu betiteln, und man wußte, daß er als idealer Lehrer galt, zu dem nicht bloß einheimische Kompositionsschüler strebten. Dieser durch familiäre Bande und langjährige künstlerische Gefolgschaft aufs innigste an die Manen Thuilles gekettete Münchner Meister ist Walter Courvoisier. Auch sein Sternengebot, nach dem er den Blick hinrichtete, leuchtet in bezug auf allererste Gesetzlichkeiten in den schönen stilvollen Lettern der Münchner Neuromantik. Aber in dem, was unter dem Worte „Seelenausdruck" begriffen werden mag, erschien Courvoisier wohl seit Beginn von allen andern, vor allem dem älteren Ludwig Thuille geschieden. Thuilles Musikantentum war extensiv, Courvoisier glüht nach innen. Gewiß waltet bei solcher Bewegung des Blutes auch volkhaft Ererbtes wie ein höchster Antrieb. Eroberung äußerer Dinge liegt im allgemeinen dem Schweizer fern, seine Krisen und seelischen Ausbrüche revolutionieren sozusagen hinter Mauern. So ist auch Courvoisiers musikalischer Ausdruck, dem die strengste harmonische Gebundenheit das Kompakte des Räumlichen oder Plastischen leiht, eigentlich eine aus Gemütserschütterungen geborene gehärtete Form. Dieses Überprüfen eines Ausdrucks, daß er nicht salopp-genialisch sich ausnimmt, ist recht früh für unseren Komponisten charakteristisch. Courvoisier ist eben Epigone. Alle diese Nachfahren himmelhoch geführter Kunstgeschlechter, Brahms, Schumann, Cornelius, Grillparzer oder Hebbel, so inhaltsneu auch immer, haben lebenslang die ausgeglichene Formsprache rückwärts aufragender Genies umworben.

Die Seite der Wesensart, der ein Biograph Courvoisiers wahre Kleinode für sein Buch abgewinnen könnte, ist die religiöse; nicht die konfessionelle, sondern im Sinne von Kulturverbundenheit deutsch-christliche. Auch sie erwuchs vermutlich einesteils unter schweizerischer Beeinflussung:

seit alters, am heftigsten während der Reformation, war die Schweiz Nährboden für die Entfaltung des religiösen Gewissens. Der andere wundervolle geistige Born, aus dem der Musiker in Courvoisier die edelste Substanz für Melodienbau und musikalische Schilderung schöpft, dies ist die eigentümlich real-phantastische, kirchliche Gotik und bodenständige Volksursprünglichkeit umspannende Kunstwelt der literarischen Romantik. Von der geistlichen Volkspoesie mit ihren Kyrieleisen, Liedern aus dem episch-dramatischen Kreis des Kirchenjahrs, Stoßseufzern der sündhaften Wallfahrer und den minniglichen Dichtereien der Gottbeschaulichen, dem tiefberedten Vers- und Spruchschwall altdeutscher Gezeiten ist ein grünend Reis bei den Romantikern um Brentano und wiederum bei dem Musikpoeten Walter Courvoisier aufgegangen. Da schwingt Natur und Ton der Landschaft in das stille Wändegeviert der christlichen Familie, dem ziellos Reisenden gibt der Gedanke an Gottes Vorbeschluß die innere Ruh', blütenzarter Humor treibt auch einmal zwischen ernster Größe sein Äderlein und die Vorstellung von Vernichtung und Auferstehung beschließen das eine Welt und alle Menschenjahreszeiten umfassende Tableau. Schon in den frühesten Lyrikheften von Opus 1 bis 8 (die Dichter sind hier die von Musikern begehrtesten des 19. Jahrhunderts) waltet die Mahnung an das Ewige übermächtig, freilich mehr noch in der subjektiven, künstlerhaft-persönlichen Form. Ich blättere gleich im ersten Werk, halte ein bei einer erschütternden Strophe Busses „Im Traum", verweile von neuem bei Jacobowskis „Trost der Nacht" op. 6, Mathilde Wesendonks „Ich hab' eine Grab gegraben" op. 7 umfängt mich mit seiner völligen Verzweiflung; aber Peter Cornelius' „Totenfeier" mit der ans Herz greifenden Musikstelle „wie Totengemurmel", die nimmt mich ganz in Bann. Damals (1903—1905) war Walter Courvoisier, menschlich aus dem Ringen des werdenden und gebärenden Musikers verständlich, augenblickshaft Pessimist; die ästhetische Sphäre lagerte um ihn, musikalisch quellen Tristan-Akkorde empor, die Tonarten mit mehreren Been werden gewählt (dieses untrügliche Merkmal des Romantikers), die Steigerung wächst hinein in den Quartsextakkord und die hohe Klavierlage mit einigen Kreuzen bildet des Liedes Mündung. Diesem klanglichen Grundriß, der sogar tiefen Naturgesetzen entspricht, ist der nachherige Meister eigentlich gern treu geblieben; auch die gestrichelten volksliedmäßigen Wendungen, liebevoll im Erstling vorbereitet, sind in noch schönere Momente späterhin umgewandelt. Welcher Gefahr der beim Eigenton Angelangte ausgewichen, dies ist die nach Klangrundung drängende, in erprobten Gebrauchswendungen dahinfließende „Schön"-Musik; man kann in den genannten Heften erlebter und erlittener Tongänge ungeachtet manche derartigen Anstriche machen. Die Hand des Meisters in den „Geistlichen Liedern" (op. 27, 5 Bände bei Tischer und Jagenberg, Köln a. Rhein) gestaltet mit der herrlichen Sicherheit der freudig schaffenden älteren Künstler leiseste Nuancen, die Linie baut sich groß und klar, kein fremder Span trübt das eigene reine Material. Es gibt vielleicht derzeit kein Liederwerk so stileinheitlich wie diesen Zyklus. 13. und 14. Jahrhundert, Barock, Romantik um 1800, neuhochdeutsch gewandete Altvordern, das in keuschen Gegenden kurz vor dem Absterben Erlauschte, Kostbarkeiten aus Sammlungen, dies alles ist mit Hingabe des Gemütes in die 5 Abteilungen „Marienleben", „Christi Geburt und Kindheit", „Leidens- und Osterzeit", „Gottesminne" und — „Tröst-Einsamkeit" eingeordnet, und die Texte sind in das Bereich einer Musik übergegangen, wie es sich ein weltanschaulich gefestigter und stilistisch unbeirrter Tondichter schuf. Folgendes ist über diese Tonlyrik, eine Sprache der Geradlinigkeit und der tiefleuchtenden, bewußt aus einer begrenzten Skala bemessenen Farben, im besonderen zu sagen. Die Texte, mögen sie auch eine planere Melodie vertragen (und verschiedentlich mit naiveren Melodieführungen schon vermählt gewesen sein), sind mit den Mitteln einer tonalitätsgerichteten, hochkunstvollen Musikmoderne ausgedeutet, doch spiegelt sich, ohne daß von kleinlichem Archaisieren zu reden wäre, in dem Satzgefüge unnachahmlich reizend Wesentliches vom mittelalterlichen Musikbild. Derartiges offenbart sich in dem lieblichen Liedchen „Ich will mich zur lieben Maria vermieten" (Bd. I, Nr. 2) mit spielerischen Plagalschritten, dem Hereinrücken der Stufe IV oder VI, zu Beginn; „Marias Traum" (Nr. 7) klingt bei aller Gegenwartshaltung fast mönchisch-

psalterlich, man achte hier auf den Umfang des Kyrieleis in der Quarte, Quint und Oktave, harfenierend hallt dazu das Instrument. Solche Momente wären zu häufen. Da herein gehört aber auch das stufenmäßige Hinschreiten der Melodie, choraliter in dem Spruch „Segen" (Bd. IV, Nr. 1), die engste Anschmiegung an den Sprachton durch wechselnde Taktordnungen, das Durchschimmern einer Kirchentonart in Melodiegefälle und Harmonik, und endlich die durchgeführte Figur eines richtigen Springtanzes, so im „Fröhlichen Osterlied" (Bd. III, Nr. 7). Wie durch gotische Kirchenfenster bunt verdämmernd und ins Übersinnliche hineingelenkt, erfährt durch rege Chromatik edelsten Gepräges der Wortsinn seine Belichtung. Ihn interpretiert ebenso oft spröde mit der Herbigkeit der Frühzeit oder voll Süße im Abgesang, mit schneidenden Vorhalten (wobei das Wenige in der graphikfeinen Arbeit wie ein Ungeheueres erscheint) die Klangrede des Klaviers. Man bringt weitgriffige Akkordverdopplungen, das säulenartige Hineinbrechen der Vertikale in die Wellenlinie der Singstimme, längst schon im heutigen Lied, vornehmlich seit Wolf; diesen Typ hat Courvoisier zur eigensten Sache fortgebildet. Auch „Ich sehe dich in tausend Bildern" (Bd. I, Nr. 6) bietet Merkmale seiner Schreibweise: wie von einem Orgeldiskant werden Gesang und Stimmlinie der linken Hand mit ätherischen Bögen der rechten Hand überdacht.

Die Weise vom Weltflüchtigen, von der irdischen Hinfälligkeit, die so oft, näher oder ferner klingend, in den Liedern Courvoisiers auftaucht und schaurig-erhaben in dem „Grablied" von „Tröst-Einsamkeit" (Bd. V, Nr. 10) mit einer klassischen, Schubert-Brucknerhaften Motivik an den Herzen rüttelt, um doch den Seelenfrieden zu verleihen, sodann der in den Liedern „Wenn der jüngste Tag will werden" oder „Die arme Seele" (Bd. IV, Nr. 2 und 3) lapidar-illustrativ zum Ausdruck gebrachte Auferstehungsgedanke, diese beiden Grundpfeiler des Christentums tragen das Opus 26 „Auferstehung", das für 4 Solostimmen, gemischten Chor, Knabenchor und Orgel entworfen ist. (Die Verleger sind wiederum Tischer und Jagenberg, Köln a. Rhein.) Man darf bei diesem für die Toten und trauernd Überlebenden bestimmten Chorwerk weder auf die solenne katholische Missa pro defunctis noch auch, was bei der freien Zusammenstellung der Bibelworte (durch Alfred Bertholet) nahe läge, auf das Brahmssche deutsche Requiem hindeuten: denn von dem kernigen und wieder mild glänzenden Musikgeist des letzteren ist das Requiem des modernen Meisters durch eine auf Wagner und Bach aufgebaute, stark chromatische Klangwelt geschieden. Auch dieses Werk Courvoisiers, mit seinen geheimnisvollen Farben, unsäglich schönen Reliefs in den Episoden (z. B. „von Trauern ist mein Aug' verfallen", Stimme eines Klagenden, oder „Du lässest sie hinfahren", Halbchor der Irdischen), mit an Bruckner-Klose gemahnenden Orchesterpartien, gewaltiger Chormelodik, unison wuchtig oder kontrapunktisch verästelt, zeigt stärkste Einheit in der Anlage und prächtige stilistische Geschlossenheit. Das kurze Vorspiel (in der Paralleltonart zum Requiemabschluß) entfaltet ein expressives Motiv aus der Tiefe der Streicherbässe, ein punktierter übermäßiger Dreiklang schrillt leise hinein, treffend die Situation bezeichnend. Es kann nicht anders kommen, als daß ein Klagender anhebt: „O Tod, wie bitter bist du!" Aber da meldet sich auch schon das Laudate dominum: der Chor der Himmlischen rühmt die Herrlichkeit Gottes, erst im lichten Satz Note gegen Note, dann bewegt melismatisch, mit nachahmenden Einsätzen und leuchtenden Vorhaltsspannungen; und gewissermaßen als Abgesang, von der Achtstimmigkeit zur Vierstimmigkeit zurückkehrend, kontrapunktlich belebt ein Frohlocken über den werdenden Tag. „Doch was ist der Mensch" resigniert der Klagende; „vom Weibe geboren, lebt er kurze Zeit . . . geht auf wie eine Blume und fällt ab"; auch Brahms hat dieses düstere Memento als guten Kontrast in seinem Totenmarsch zu Anfang. Chöre der Himmlischen, auch mit Sopransolo, und solche der Irdischen antworten sich, inzwischen die Stimme der Verkündung (Tenor) und wiederum die des Klagenden (Bariton). Um die Ratlosigkeit der Irdischen zu schildern, paart der Komponist die Frage „Wo soll vor deinem Geist ich hingehn?" mit einem kanonischen Motiv, das in chromatischer Rückung aufwärts und abwärts sinkt, und den schaurigen Vers „Und das Meer gibt die Toten und der Tod gibt die Toten" rhythmisiert er fast grotesk als Couplet. Der malende Charakter der Themen neben dem substantiell-musikalischen wird sofort begriffen, wo

bei den Worten „Vor dem Antlitz des Herrn erbebe, o Erde“ wie mit magischer Anziehung sich die melodische Linie aufwärts schiebt. Die Teile des Dies irae, des Tags des Grimms, wichtige dramatische Abschnitte eines Requiems, geben auch hier zu fortgesetzten deskriptiven Feinheiten Anlaß, ob nun der Posaunenruf gleichzeitig im Chor erschallt oder in Form von Schreien das Hereindonnern der Flut und stürzender Wasser durch die Menge angezeigt wird. Aber Soli der Himmlischen, Alt und Tenor, künden die Überwindung des Todes. „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird“, singen die Irdischen, „wird unser Mund voll Lachens“ sein; eine Koloratur läuft durch die Stimmen, ganz so, wie es im nämlichen Fall die Alten gepflogen haben. Ja man sieht, wie mit dem krönenden Schluß der Komponist in den Geist des Barocks hineinwächst: „Mein Klaglied wandelst Du in Reigen“, dankt der Klagende, eine liebliche pastorale Arie, eines der schönsten Stücke Courvoisiers, ertönt, und dann blüht als ausgebreitetes Finale der offizielle Jubelgesang auf, aus vorherigen Elementen thematisches Material prägend, volkshaft in Sexten und Terzen schmeichelnd, im Vorsängerton und mit gesteigerter Respons, und schließlich zur Fuge mit 2 Themen greifend, in die sich Hallelujah und Neanders Kirchenlied „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ hineinmischen. Damit hat Walter Courvoisier sein „aere perennius“ wahrhaft für die Nachwelt aufgerichtet.

Dieses Requiem ist schon im Basler Münster, in München am Reichstrauertag 1921 und letzthin in Kiel erklungen. Auch die geistlichen Lieder oder gar die Michelangelo-Sonette und das Dante-Gedicht in op. 18 haben eine begeisterte Gemeinde gefunden, sie müssen Volksgut werden. Lyrik wie im „Tagelied“ (Bd. IV, Nr. 4), von so ernster Größe, kann man suchen in unseren Zeiten. Aber wie ich weiß, sprießt eine neue Blume auf dem Schaffensgrund des Komponisten: das Kinderlied. Hierzu sind bereits in den geistlichen Liedern Vorstufen zu finden: vor allem die rührende Legende „Jesus in der Schule“ (Bd. II, Nr. 11). Kläglich lamentiert der Schulmeister „wie kann ich das Kindlein nur lehren, das kann ja noch nicht selber ein Blättlein umkehren“, und er schlägt es. Und Maria geht mit ihrem Kind wieder fort; aus Baßlage steigt ein C-dur auf, wächst und wächst hinan ins Wunderbare. Alfred Burgartz

Lothar Windspergers Missa symphonica

(Uraufführung in Düsseldorf)

Lothar Windsperger, der jetzt in Wiesbaden lebende bayrische Tonsetzer (für den sich der Türmer in einem Sonderaufsatz des Oktoberheftes 1924 bekenntnisstark eingesetzt hat), bewies seine Schöpferkraft, die er zuletzt in einem dramatischen Klavierkonzert entlud, durch eine neue große künstlerische Tat. Er hat den sakralen Text der gregorianischen Messe zur sinfonischen Form erweitert, um in seiner durch dies neue Formprinzip zur höchsten Ausdrucksfähigkeit gesteigerten Tonsprache sich mit den letzten weltanschaulichen Dingen auseinanderzusetzen. Windsperger schuf durch ein Orgel- und Orchester-Präludium (Quare me repulisti) eine gewaltige Vorhalle zu dem liturgischen Bau, dessen Glieder er durch sinfonische Zwischenspiele organisch verband. So gewann er unter ehrfurchtsvoller Wahrung der lateinischen Urform eine ganz neue musikalische Gestalt, seine Missa symphonica.

Ein mächtiger Chorkörper trägt den liturgischen Kosmos, unterstützt von einem Soloquartett, der Orgel und einem meisterlich ausgenutzten und aufgeteilten Orchester.

Nach einem Orgelvorspiel, das für sich schon ein gewaltiges Credo und Confiteor ist und aus dessen tonaler Grundlage das ganze Werk emporwächst, folgt das Präludium des Orchesters, das die Trauer, die Verzweiflung, den Trotz und das Sehnen der aus der göttlichen Gemeinschaft verstoßenen Einzelseele in echt Windspergerscher subjektiv kühner Rhythmik und Klangfarbe zum Ausdruck bringt. Hier schon merkt der aufgerüttelte Hörer, daß er es mit einem dramatischen Tonsetzer zu tun hat, dessen Weltbild dynamistisch und nicht quietistisch ist.

Wie ein Pochen an das Himmelstor klingt denn auch das Kyrie Eleison, und es dauert lange, bis das um seine Eigenstellung trotzig ringende „Ich" sich seiner Ohnmacht bewußt geworden ist und mit demütig flehender Gebärde von neuem vor die Gottheit tritt. Diese Peripetie wird in einem eigenartig schönen Orchester-Zwischenspiel gestaltet. Auch das lyrische Interludium nach dem „Benedictus" und das Baßsolo: „Et incarnatus est" belegen, daß Windsperger auch im Melos Einfälle von bezwingender seelischer Kraft zuströmen.

In den Chören offenbart Windsperger seine Gotik, seine jenseits von Schön und Häßlich stehende, lediglich charakteristische Kunst, die eckig und zerknittert, ekstatisch, himmelanstürmend, mystisch und im Crucifixus von einem geradezu Grünewaldschen Martyrium ist. Technisch ist das alles überlegen gekonnt. Die dahinwuchtenden Fugen, die mühelose Figuration, der kleine Kanon der Solostimmen, der bewußte Übergang von homophonen Klangbildern zum faustischen Kontrapunkt, die Erweiterung der tonalen Grenzen, die eigenwillig gespannten Klangstufen. Dennoch darf man hier nicht von Experimenten sprechen, und der wird nicht befremdet sein, der sich über den gotischen Stilcharakter im klaren ist. Das irrationale Geschehen der liturgischen Messe ist das Herabströmen der göttlichen Gnade. Auch in dieser sinfonischen Messe wird die dem Chaos entronnene Einzelseele dieser Gnade teilhaftig. Und — wieder vereint mit dem göttlichen Urgrund, mit der kosmischen Harmonie, gibt es für sie keine Problematik mehr. So schließt denn das „Agnus Dei" mit einem Gebet um Frieden, dessen weihevolle Einfachheit überwältigend ist.

Der Düsseldorfer Generalmusikdirektor Hans Weisbach hat mit der Uraufführung dieses genialen Chorwerkes dem Rheinland einen geschichtlichen Augenblick geschenkt. Der an 400 Personen zählende Chor des Düsseldorfer Musikvereins leistete unter der zwingenden Führung Weisbachs fast Übermenschliches. Das seit Panzers Zeiten berühmte Orchester stand wieder auf der Höhe seines Könnens. Die Solisten wetteiferten in ihrer Hingabe an das Werk.

Lothar Windsperger wurde stürmisch gefeiert. Die Stadt Düsseldorf gab ihm zu Ehren ein Bankett.

Dr. Konrad Dürre



Türmers Tagebuch

Sie kamen doch noch · Nikaragua · Der neue Imperialismus China · Englands Drohnote und Rußlands Drohantwort · Die Metastase · Wir und Polen · Chamberlain als Mittler · Aber Saarfrage und Rheinräumung? · Frankreichs ungeheure Rüstung Französischer und deutscher Sozialismus · Der Dawesplan Genfer Schaustück

Zuerst wollte keiner kommen. Die drei Nobelpreisträger des Weltfriedens *machten* es wie die Gäste des Mannes im Evangelio, der ein großes Abendmahl bereitete: ich habe ein Joch Ochsen gekauft, ich habe ein Weib genommen; ich bitte dich, *entschuldige* mich.

Stresemann zumal war tief verstimmt. Nimmt es wunder? Rackert er sich *nicht* seid drei Jahren ab? Allein, als ob dies gar nichts wäre, werden ihm und uns immer erst noch neue Beweise guten Willens abgefordert von Leuten, *deren* böser Wille uns aus jedem Blick, jeder Geste und jedem Ton entgegenspringt. Die Rückwirkungen von Locarno, die in die Hand versprochenen, wo sind sie? Thoiry blieb gleichfalls eine hohle Phrase. In tiefstem Mißmut ging der grundsätzliche Optimist, der Mann des Silberstreifens, nach der Riviera.

Vielleicht hat ihn dort des Südens Sonne aufgefrischt. Vielleicht auch der fröhliche Faschingsjubel der italienischen Studenten, der ihn umspielte. Wahrscheinlicher aber war's der Besuch des alten Berliner Freundes Lord d'Albernon, den er in St. Remo empfing. Genug. Stresemann meldete sich darauf doch noch in Genf.

An Deutschland war diesmal die Reihe des Vorsitzes. Wenn Stresemann ihn persönlich führe, meinte Briand, fordere es die Höflichkeit, nicht zu fehlen. So kam auch er. Und damit war gegeben, daß nicht minder Chamberlain anreiste. Aber mir scheint, als ob der letzte, der sich äußerlich entschloß, der erste war, der dafür sorgte, daß die andern sich zuvor entschlossen. Die 44. Genfer Ratstagung ist vom englischen Außenminister geschoben worden.

Stresemann leitete in deutscher Sprache. Es war richtiger Takt von ihm, wenn er die deutschen Presseleute darauf hinwies, unsre Würde fordere darüber nicht etwa ein Jubelgeschrei des Stolzes, sondern die gleichgültige Behandlung von etwas, was sich von selbst versteht.

Diese öffentlichen Sitzungen bedeuteten auch gar nichts. Stresemanns Geschick wäre ganz anderen Aufgaben spielend gerecht geworden. Genf arbeitet ja gar nicht mit dem, was es vorzeigt.

Wenn man die Gründungsabsicht des Völkerbundes — die geschriebene wenigstens, nicht die hinterhältig gedachte — auf eine Formel bringen will, so wäre dies etwa: *für* Selbstbestimmung der Kleinen; *gegen* Imperialismus der Großen.

Nikaragua ist Mitglied des Völkerbundes. Sein Präsident Diaz hat die Vereinigten

Staaten aufgefordert, das Protektorat zu übernehmen. Damit tritt amerikanische Polizei- und Militärkontrolle ein, und die Union übernimmt bestimmte Regierungsgeschäfte.

Das heißt: Nikaragua hört auf, ein selbständiger Staat zu sein. Es tut das scheinbar aus freistem Willen. Aber erstens ist Präsident Diaz keineswegs ganz Nikaragua, sondern nur ein sehr umstrittener Teil davon, und was bleibt zweitens viel von Selbstbestimmung übrig, wenn einem von zwei Weltmeeren her fünfzig Kriegsschiffe mit vierzigtausend Landungstruppen die Rippen kitzeln?

Was Amerika tut, das ist glatter Imperialismus. Nur einer mit veränderten Mitteln. Kellog, gar zu sehr in der alten Schule befangen, hatte noch mit den Waffen dreinschlagen wollen. Da waren ihm aber seine Landsleute unangenehm in die Auslage gefahren. Wer wird denn so plump sein? Kriegführen kostet Geld, Blut und das Aushängeschild des größten aber friedfertigsten Staates der Erde. Dasselbe Ding läßt sich doch mit einem Drittel des Aufwandes drehen; nämlich mit Geld allein.

Es ging ganz glatt, und der Völkerbund schwieg. Gegen diese Art von Imperialismus verpflichtet ihn seine Satzung so wenig, wie den Moslem der Koran gegen den Sekt. Manche Lobredner erblicken in dieser Entwicklung sogar einen Vorteil. Denn die Union, die sich weigerte, Mitglied zu werden, hat jetzt durch ihre Protektoratstaaten Panama und Nikaragua dennoch zwei Karten im Spiel. Es fragt sich nur, für wen dies ein Vorteil ist.

England ist verärgert; als Zeichen dessen schickt es Kriegsschiffe. Mexiko berief seinen Gesandten in Washington ab. Aber das sind Kleinigkeiten, bloß ganz geringe Schönheitsfehler an einem Streich, der glänzend einschlug. Die Dinge nehmen nun ihren Lauf wie das Gefäll eines Sturzbaches. Die Republik Costarica ist fortan zwischen zwei amerikanische Protektorate eingeklemmt, also für das dritte reif. Der Imperialismus auf trocknem Wege verspricht die Eroberungsform des neuen Zeitalters und zunächst der neuen Welt zu werden. Ob er moralischer ist?

Auch über China wurde nicht verhandelt. Es verlautete, Peking wolle gegen das Auftreten der Engländer den Einspruch des Völkerbundes fordern, aber dies unterblieb. Wie der chinesische Ratsvertreter Tschu erklärte, darum, weil mit dem Falle Schanghais, der nach dem Zusammenbruch der Südarmee bevorsteht, die Engländer sowieso gezwungen sein werden, kritische Verhandlungen auch darüber zu beginnen, wie über Hankau und Kiukiang. Natürlich mit demselben Erfolge. Denn mit der Macht der Weißen in China ist es vorbei. Nur ein schriftlicher Protest erging gegen die zwanzigtausend Mann europäischer Landungstruppen mit all ihrem fernhintreffenden Totschlagsmechanismus. Im Namen von 400 Millionen Chinesen erklärte Tschu, daß das gesamte Volk die Unabhängigkeit seines Landes unter allen Umständen verteidigen werde.

England verfolgt gegen all dies die Politik weiter, die ich im vorigen „Türmer"-Tagebuch die der Metastasen nannte.

Rußland wird nun einmal mit all den englischen Schicksalsschlägen in China belastet. Das ist halbe Wahrheit, soweit Kanton in Frage kommt, aber für Peking gilt es ganz und gar nicht, und gerade dieses wird in Genf von Tschu vertreten. Hat es doch jetzt drei Sekretäre der russischen Rätekonsulate in Hankau erschießen und die

Frau des Rätegesandten Borodin verhaften lassen. Aber von dergleichen Gegengründen wird der politische Haß nie beeinflußt. In den Tagen des Burenkrieges nahm die ganze Welt empört gegen England Stellung. Gerade in Frankreich entrüstete man sich am lautesten, und die französischen Karikaturen der englischen Generäle und Staatsmänner waren die allerspitzesten, die allergehässigsten und gemeinsten. Trotzdem hat England dieses alles leicht verziehen; nachgetragen wurde die ganze Burenbegeisterung nur uns, den viel harmloseren Deutschen.

England liebt es sonst, seine Rache kalt zu genießen. Man droht nicht, aber man unterhöhlt stillschweigend und schlägt dann eines schönen Tages überraschend zu. Im Widerspruch zu diesem erprobten Grundsatz wurde diesmal eine Drohnote an Rußland geschickt. Sie beklagte sich über die gefühlsmäßige Feindschaft des Kremls gegen England, die sich in der ganzen Welt spürbar mache, über Lügen und Anschwärzereien der Rätepresse, über „die fixen Ideen, worunter Tschitscherin und viele seiner Kollegen leiden.“ Man forderte Abhilfe, sonst sei der Abbruch der diplomatischen Beziehungen nicht länger hintanzuhalten. Die russische Antwort bezeichnete die Logik der Note als Trug, die Tonart als unwürdig, ja unerhört. Man überreicht einen gehäuften Teller mit Gegenklagen, die, wie zugegeben werden muß, zum mindesten ebensogut begründet sind. Haben doch englische Minister im Amte russische Geschäftsträger im Amte Blutsauger, Verbrecher, Mörder und Banditen genannt. Zum Schluß fliegt auch noch der Trumpf auf den Tisch; man sei in London schlimm auf dem Holzwege, wenn man glaube, daß Moskau sich durch dergleichen einschüchtern lasse.

„Will der Herr Graf ein Tänzchen wagen, mag er's nur sagen, ich spiel' ihm auf.“

Seitdem sind Wochen vergangen, aber es ist nichts weiter daraus geworden. Lloyd George schreibt, der Londoner und der Moskauer Hofhund hätten einander wütend angekläfft und an den Ketten gerissen. Allein es bestehe weder da noch dort die Absicht, sie aufeinander loszulassen. Von Englands Seite war es überhaupt nur eine große Geste. Die Diehards hatten gefragt, ob denn die englischen Minister von heute Männer seien oder Hasen. Es mußte ihnen etwas zu Wunsch geschehen, damit sie nicht zur Opposition abfielen. Dabei soll es blitzschnell hergegangen sein. Am Vormittag wurde der Entschluß zur Note gefaßt, sie wurde redigiert, wenig geändert, gutgeheißen und war am Abend schon abgefertigt. Befriedigt waren die Diehards freilich auch so nicht; sie schalten die Note vielmehr lächerlich, feige, töricht.

Man spricht so oft von dem feinen politischen Verantwortungsgefühl des Durchschnittsengländers. Ich habe meine Zweifel daran.

Zum Waffenkrieg kam es also nicht. Aber der Maulwurfskrieg dauert fort. Eine neue Metastase trat auf. Überraschend hat der italienische Ministerrat beschlossen, den Beßarabienvertrag vom Oktober 1920 endlich zu vollziehen. In ihm hatten die vier Hauptmacher von Versailles, nämlich England, Frankreich, Italien und Japan der rumänischen Regierung den Besitz von Beßarabien verbürgt. Rechtskraft sollte er erst dann gewinnen, wenn von den vieren drei ihn unterfertigt hätten. England tat's sofort, Frankreich folgte. Die beiden andern nahmen sich Zeit. Erst nach mehr als sechs Jahren tritt jetzt Italien bei und schließt damit den Ring. Der erste englische Schritt, der einst zur Einkreisung Räterußlands getan wurde, wird als letzter perfekt.

Aber gerade zur erwünschten Stunde. Chamberlain gab zu, daß er mit Mussolini darüber gesprochen habe. So beiläufig nur; ganz beiläufig.

Die andere Metastase wurde schon voriges Mal erkannt. Die neue Freundschaft für Polen wird in England gar nicht bestritten, nur daß damit ein Umschwung gegen Deutschland verbunden sei. Wie zwischen Polen und Ungarn, Polen und Litauen, so wolle man auch zwischen Polen und Deutschland den Vermittler spielen; den alten ehrlichen Makler ... Nichts als das.

Hier stehen wir an dem Punkte, weshalb sich D'Abernon in San Remo nach dem Befinden seines Freundes Stresemann erkundigte. Chamberlain brauchte diesen in Genf.

Der morgenländische Kaufmann sagt, ein Grieche sei schlimmer als drei Juden, aber ein Armenier stecke drei Griechen in den Sack. Er kennt den Polen nicht, sonst würde er weiter steigern. Denn ein anspruchsvollerer, hinterhältigerer, unzuverlässigerer Vertragspartner ist nicht auszudenken. Er schwört zehn Eide, aber er hält keinen, wo nicht die Macht zum Zwang drohend vor der Tür steht.

Demgemäß sind wir das Spielzeug seiner frechen Willkür. Als der ungezogene Liebling von Versailles darf er sich ja alles erlauben; er erregt damit bloß das vergnügte Schmunzeln seiner hochmögenden Gönnerschaft. Seit zwei Jahren stehen wir in Handelsvertragsverhandlungen. Fertig wird nie etwas, denn Polen benimmt sich wie ein Kind, daß beim Spiel mit Ankersteinen unlustig geworden eine Handvoll Klötze in das halbfertige Gebäude hineinpfeffert.

So ein Stillstand ist auch jetzt wieder da. Die grundsätzliche Verlogenheit der polnischen Agenten stellte aber sofort die Dinge auf den Kopf und setzte Deutschland durch die Weltpresse in ein falsches Unrecht. Lügengerichte wurden ausgesprengt; von deutschen Geheimverträgen mit Moskau, vom engsten Zusammenarbeiten der beiden Generalstäbe im Hinblick auf einen neuen Weltkrieg, die denn auch die Luft auf das heilloseste vergifteten.

Dies alles und die ostoberschlesische Schulfrage dazu hat Chamberlain in Genf auf das säuberlichste eingerenkt. Ganz London preist die überragende Kunst, die er mit glänzendem Erfolg bewährt habe. Daß Stresemann und Zaleski zusammen photographiert wurden, daß der Pole beim Deutschen speiste, das seien aussichtsreiche Errungenschaften, geboren aus dem Geiste von Locarno.

„Daily News" erklärt Chamberlain für den naivsten und ehrlichsten Staatsmann des heutigen Englands. Er sei völlig unfähig, eine Lüge zu sagen; nicht einmal verschmitzt genug, eine Wahrheit so zu erzählen, daß der Hörer sie für eine Lüge halte. Ich fürchte, ein so tumber Staatsmann wäre überhaupt zu gut für die Welt, daher erst recht zu schlecht für das foreign office.

Es hat einmal in der Weltpolitik wirklich einen ehrlichen Makler gegeben, das war Bismarck auf dem Berliner Kongreß. Aber das ist fast ein halbes Jahrhundert her, und wer glaubt von England, daß es etwas tut, ohne daß ihm etwas dabei abfällt?

Es geht offenbar, um sich Polen zu verbinden, auf ein Ostlocarno aus; auf einen Vertrag, der unsre Ostgrenzen unter gleiche Bürgschaft stellte wie damals unsre Westgrenzen. Aber was wir damals weigerten, das wird auch heute und morgen geweigert werden, weil es aus Volksehre und Lebensnotwendigkeit stets geweigert

werden muß. Nun erst recht, nachdem wir gesehen, wie das ungeheure Interesse, das England damals an uns zu nehmen sich anschickte, sofort abflaute, nachdem wir unterzeichnet hatten.

Locarno sans rêves, ein Locarno der Ernüchterung, so nennt Fabre Luce den heutigen Stand der Dinge, und er prägt damit ein eindrückliches Schlagwort. Daß es aber so kam, das ist Chamberlains Schuld. Der naivste und ehrlichste Staatsmann von der Welt hatte nichts dagegen, daß wir um die zugesicherten Rückwirkungen glatt beschummelt wurden.

Wie benahm er sich denn jetzt wieder in der Saarfrage? Ein rednerischer Großkampf entbrannte, wobei Briand alle Künste gallischer Beredsamkeit spielen ließ, Stresemann ihn jedoch mit den Wuchten eines sachlichen, politischen und juristischen Trommelfeuers völlig zudeckte. Der Sieg war sein, und doch mußte er einlenken, um zu verhüten, daß er, der Tagungspräsident, überstimmt wurde. Der Bahnschutz ist wieder eine Änderung des sonst so unantastbar heiligen Versailler Vertrags zu unsren Ungunsten. Wie gelang es den Franzosen, diese Löffelgarde durchzudrücken? Dadurch, daß Chamberlain uns im Stiche ließ.

Anders wird es auch mit der Rheinräumung nicht. Wir fordern sie jetzt, gestützt auf den Artikel 431. Frankreich aber wird die klare Sachlage verwirren mit einer Fülle von Spitzfindigkeiten, weil es einfach nicht heraus will. Den bösen Willen erkennt England wie wir und die Welt, aber es wird keinen Finger krümmen im Schildamt des hochgepriesenen Locarno-Geistes.

Unser Recht zu erzwingen, dazu haben wir nicht mehr die Macht. Denn hier versagen auch Völkerbund und Schiedsgericht. Sintemal man so vorsichtig war, in den Versailler Vertrag einen Paragraphen einzuschieben, der jede Berufung für unstatthaft erklärt. Wer zwischen den Zeilen liest, der erkennt gerade aus diesem Paragraphen die von vornherein bestehende Absicht, sich an kein Recht zu binden und uns nach voller Willkür in die Mache zu nehmen. Der Versailler Vertrag ist überhaupt kein menschliches Werk; es müssen Teufel mitgeholfen haben.

Es war sehr urwüchsig von Briand, unserm bekanntlich so guten Freunde, wenn er im „Petit Parisien" sagte, der Vertrag genieße nunmehr die völlige Zustimmung des deutschen Reiches und bedeute eine von uns freiwillig anerkannte Abmachung. Er entsinnt sich wohl des Locarno-Wortlautes nicht mehr recht, denn er war nie der Mann, der sich mit Kleinigkeiten abgab. Aber wenn es sich so verhielte, wie er sagt, weshalb rüstet man denn da in Frankreich, während man Deutschland ein paar lumpige Unterstände sprengen läßt? Weshalb berät die französische Kammer ein ganzes Bündel der ungeheuerlichsten Heeresvorlagen? Ein gewaltiger Befestigungsgürtel soll die ganze Ostgrenze von Dünkirchen bis Belfort verrammeln. Bevor das ganze System ausgebaut sei, dürfe das Rheinland nicht geräumt werden. Es ist gut, daß auf alle Fälle feste äußerste Räumungsfristen gesetzt sind. Französische Hinterhältigkeit würde sonst in Toul, Nancy oder Lille je einen Unterstand unbetoniert lassen und behaupten, die Befestigung sei noch unvollendet. Mit dergleichen hat man stets zu rechnen.

Noch riesenhafter ist jedoch der Gesetzentwurf zur Umstellung der Nation für den Kriegsfall. Er dehnt einfach die Wehrpflicht auf alle Franzosen des Mutterlandes und

der Kolonien aus, ohne Unterschied des Alters und des Geschlechtes. Kinder, Frauen, Greise, alles wird hereingezogen; selbstverständlich auch alle Fabriken und Werkstätten. Die Ausdehnung ist so weitschweifend, daß schon mit Recht erklärt wurde, es falle hinfort jeder Unterschied zwischen Kämpfer und Nichtkämpfer fort. Frankreich habe damit den Anspruch auf den völkerrechtlichen Schutz der Zivilbevölkerung verscherzt; denn im Kriege gäbe es einfach keine französische Zivilbevölkerung mehr.

Und all dies wird begründet mit der immer noch nicht genügenden Entwaffnung Deutschlands!

Die aufgeregtesten Förderer dieser Vorlagen sind nun gerade die Radikalsozialisten. Paul Boncour hat sie als ein großes bedeutsames Werk begrüßt, was denn doch den volltönenden Vorsitzenden der Friedensgesellschaft und der Genfer Abrüstungskommission in einem schwefelgelben Zwielicht erscheinen läßt. Wie aber stehen unsre Radikalen dem gegenüber; Herr Scheidemann, der jene schamlose Rede hielt und Herr Wels, der sie in Paris auf einer Sitzung der Internationalen wiederholte? Dem französischen Sozialdemokraten ist sein großes Heer noch nicht groß, dem deutschen unser kleines noch nicht klein genug. Jener lobt und bewilligt, dieser mäkelt und streicht.

Zwölf Milliarden wird's kosten. Aus welchem Ärmel sollen sie geschüttelt werden? Hat doch Poincaré obendrein zugleich der englischen und der amerikanischen Regierung das Angebot einer zunächst provisorischen Aufnahme der Tilgung der Kriegsschuld gemacht. In Frankreich wüten darob alle, die da meinen, daß, wer die Ehre hatte, den Franzosen vorm Boche zu retten, sich auch die Kriegskosten zur Ehre anrechnen müsse. Aber Poincaré ist schlauer; er braucht die amerikanischen Kredite, und die kommen nur, wenn zum mindesten getan wird, als ob man sich anschicken wolle, zu zahlen.

Denn Frankreich verspricht zunächst nur für ein Jahr; mehr ginge beim besten Willen nicht. Man sähe voraus, daß Deutschland in zwei bis drei Jahren seine Verpflichtungen nach dem Dawes-Plan nicht mehr erfüllen könne. Das treffe auch Frankreich und hindere dieses, sich seinen Gläubigern auf 62 Jahre hinaus verbindlich zu machen.

Diese Behauptung ist natürlich ein Beweisstück für den Augenblick; sobald wir so weit sind, nicht mehr zahlen zu können, wird Poincaré, der Mann des Ruhreinbruchs wegen nicht gelieferter Telegraphenstangen, der erste sein, der von unserm bösen Willen spricht, nicht zahlen zu *wollen*. Dann wird er sofort sich auf das Geschwätz des amerikanischen Robinson berufen, der da behauptet hat, Deutschland trage die Daweslasten spielend. Die Professoren der amerikanischen Universitäten Columbia und Princetown haben eine Resolution erlassen, worin sie eine Revision der Schuldenabkommen verlangen. Selbst, so schreiben sie, wenn wir unsern Schuldnern die Fähigkeit zusprächen, ihren Verpflichtungen nachzukommen, wünsche man nicht, daß in den uns freundlich gesonnenen Ländern den beiden kommenden Generationen ein Übermaß von Steuern auferlegt wird. Es ginge nicht an, daß diese einen harten Kampf ums Dasein führten, derweil Amerika sich an ihnen mühelos bereichere. Amerikanische Volkswirte schlossen sich an und verwiesen besonders auf die deutschen Nöte. So was versteht Herr Robinson aber ganz und gar nicht. Wie kann man denn

nur? Dies alles bekommt doch Amerika so ausgezeichnet. Damit die außerdeutschen Wirtschaftsgebiete, die durch den Dawes-Hochdruck gesteigerte deutsche Ausfuhr aufnehmen können, müssen sie Anleihen machen! Das ist eine vortreffliche Kapitalsanlage, bringt reichlichen Zins und macht Amerika zum Herrscher der Welt. Ist das nicht ein Zustand, zu dem man sagen muß: „Verweile, o, wie bist du schön?"

Herr Robinson hat sich sein Gutachten über uns natürlich von keiner Sachkenntnis trüben lassen. Nach seiner Angabe sparen wir Geld durch unser verkleinertes Heer. Er weiß also nicht, daß dieses infolge der ihm auferlegten Organisation mehr kostet, als das siebenmal so große alte. Er rechnet es als einen Gewinn an, daß wegen des Wegfalls der Dienstpflicht Hunderttausende von jungen Leuten frei wurden für die Industrie. Er stellt sie also auf die Aktivseite unsres Vermögens, während wir in Wahrheit zwei Millionen Arbeitslose haben und an diese ungezählte Unterstützungen ausgeben müssen. Hätten wir das alte Heer noch, dann wäre die Zahl jedenfalls um ein Drittel geringer.

Wie es in Wahrheit mit uns steht, das verriet die Rede des neuen Finanzministers Köhler. Sie mahnte zur Sparsamkeit und warnte vor Anleihewirtschaft. Wie weit wir schon in solche hineingeschlittert, das beweisen seine Zahlen mit hart zusetzender Beredsamkeit. Bis zum Ende vergangenen Jahres sind von deutscher öffentlicher und privater Seite gegen vier Milliarden im Auslande aufgenommen worden. Die Gefahr einer Überfremdung unsres Besitzstandes wächst und wächst. Geht es so weiter, dann sind wir in einem Menschenalter nicht mehr ein freies Volk, das auf freiem Grund sein tüchtig Jahr lebt, sondern die mäßig bezahlten, aber nach amerikanischem Taylor-System ausgenutzten Geschäftsführer, Prokuristen, Ladendiener, Schreibknechte, Werkmeister, Arbeiter und Kohlentrimmer des Auslandes.

Wenn in grauen Zeiten ein Volk das andere besiegte, dann schlug es den einen Teil tot, nahm dem anderen sein Gut und machte ihn zum Leibeigenen. Heutzutage sind zwar die Formen feiner geworden, aber wenn man's bei Lichte besieht, kommt es dann nicht auf dasselbe hinaus?

Derlei Fragen werden in Genf nie aufgeworfen werden. Was dort vorgeht, das hat immer den Schmiß der alten klassischen französischen Tragödie. Klangvoll, würdig, feierlich, sorgsam eingestellt und in Schranken gehalten durch die drei Einheiten des Aristoteles. Alles Reden auf der Bühne, alles Handeln aber liegt dahinter im Geheimnis der Versatzstücke. Dr. Fritz Hartmann-Hannover

(Abgeschlossen am 20. März)

Auf der Warte

Materialismus und christliche Feste

Auch eine zeitgemäße Betrachtung

„Aber das fordre ich von euch, meine Freunde, daß ihr die Heuchlermaske niederreißt, wo ihr sie findet. Nicht Haß sollt ihr damit bekunden, sondern Liebe."
P. Steinmüller

Die ungeistige Einstellung der Menschen zu geistigen Dingen ist eine Erscheinung unserer Zeit, die jeden Feinfühligen aufs höchste befremden und abstoßen muß. Es ist nicht auszusagen, wie edle Geister unter dieser Zeiterscheinung zu leiden haben. Paul Steinmüller schreibt in seinen „Feuerrufen in Deutschlands Nacht" (Welches Antlitz die Zeit zeigt): ‚Die Menschheit hütet sich, sich zu erkennen aus Furcht, im Anblick ihres Selbst zu erstarren. Daß die Welt nicht vor ihr erstarre, darum hält sie sich eine Maske vor das Gesicht, und es ist die würdig-ernste, versöhnlich-lächelnde, die sie wählte. Die Pharisäer trugen sie einst, und die Maske heißt Heuchelei. Ist es ein Rest von Scham oder die Tiefe der Verderbtheit, daß sie die Maske trägt? Ich will an die Scham glauben, wenn mich auch ihre Falschheit bitter macht. Widerlich ist die Lüge, diese doppelzüngige Dirne mit den gläsernen Augen. Aber noch widerlicher ist ihre Buhlschwester, die Heuchelei, eine gierige Kupplerin mit zweifacher Stirn. Um Schlimmes zu verdecken, lieh die Menschheit von ihr das schlimmere Ebenbild.'

Der stärkste Beleg zu dem Kapitel dieser Heuchelei ist das Verhalten der heutigen Menschheit zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten. Da feiert diese Menschheit nun alljährlich diese hohen christlichen Feste — aber wie feiert sie sie? Daß einen Ekel übermannt! Die meisten kennen nicht einmal mehr die Bedeutung dieser Feste, oder tragen ihr doch wenigstens keine Rechnung. Weihnachten — das Fest des Lichtes, das Fest der Geburt Christi; Ostern — das Fest der Auferstehung des Herrn; Pfingsten — das Fest des hl. Geistes — sollte man nicht meinen, daß die Menschen gerade zu diesen Festen ein gewisser Drang zur Sammlung, zur inneren Einkehr überkommen müsse? Sollte man nicht annehmen, daß sie zu diesen Festzeiten einen erhöhten Drang verspüren müsse, edle geistige Veranstaltungen zu pflegen, die sie einen Hauch vom Geiste Christi verspüren lassen?! Daß sie Darbietungen von Christus-Dramen um Weihnachten und Ostern, Pfingstdichtungen, die das Wunder des Geistes und seiner Neugeburt darstellen wie z. B. Lienhards „Ahasver", um Pfingsten herum jubelnd begrüßen müßte?!

Ach, der Arme, der sich solchem Glauben hingäbe und darauf bauen wollte! All diese Dinge hält man sich gerade in diesen Tagen am meisten fern; da läßt man nichts an sich herankommen als Dinge der materiellen Ebene — und alles Reingeistige ist auf Wochen hinaus erst recht aus dem Gesichtskreis dieser Menschheit verbannt, die nicht errötet, sich christlich zu nennen. Um Weihnachten denkt diese Menschheit Tage, Wochen voraus nichts anderes als Kaufen, Kaufen, Kaufen — vor lauter Hetzen und Jagen in Kauf- und Warenhäusern kommt sie überhaupt nicht zur Besinnung — Ostern und Pfingsten wird nur an Ausflüge, neue Kleider und äußerliche Lustbarkeit gedacht. Es ist eine Groteske gotteslästerlichster Art!

Und diese Menschheit bedenkt gar nicht, daß sich die Langmut Gottes auch einmal erschöpfen muß. Darf sie sich wundern, wenn — wer weiß, wie bald! — Gottes höhere Macht sie hinwegrafft und mit eisernem Besen wie faules Laub in die Grube fegt oder von den Wogen einer neuen Sündflut hinwegspülen läßt? Wahrlich, Gott hat eine unendliche Geduld mit der Menschheit dieses Erdballs bewiesen, aber wenn sie gänzlich im Materialismus erstarrt, so bleibt auch der Gnade Gottes kein anderer Ausweg mehr als — Vernichtung und Untergang. Gustaf Hildebrant

Selbstverständliche Güte

Den höchststrebenden Menschen, was immer ihr religiöses oder philosophisches Bekenntnis sein möge, gelingt es allein, das Höchste und Schönste erhabener Sittlichkeit zu

erreichen, das Selbstverständliche der Güte. Es liegt darin, daß der Mensch gar nicht mehr anders kann als gütig sein, daß in ihm ein Göttliches so weit gediehen ist, so unverlöschbar hell leuchtet, daß er überall Göttliches sieht, ehrt, würdigt und mit Freundesandacht grüßt.

Zum Grundsatz erhoben, von der Weltanschauung unzertrennlich, wesentlich eins mit dieser Weltanschauung ist das schlicht Selbstverständliche der Güte bei jenen Stillen im Lande, die zuerst im 17. Jahrhundert in England und Amerika auftauchend, viel Verfolgung erlitten, dann schier vergessen anspruchslos schaffend sich mächtig ausbreiteten und überraschend mit ihrer großen Liebe mitten im größten Haß des Weltkrieges in Erscheinung traten, die Quäker, oder wie sie sich selbst zu nennen pflegen, die Gesellschaft der Freunde.

Schlicht, aber ergreifend durch die tiefe Innerlichkeit, die aus jedem Wort spricht, sind die Vorträge ihrers Vertreters, der jetzt in Europa von Stadt zu Stadt geht, W. Wilson aus Birmingham, die Menschen von dieser Weltanschauung der Güte zu unterrichten, deren Früchte schon so viele unter verschiedenen Himmelsstrichen wunderbar labten.

Emporgetaucht aus den furchtbaren Glaubensstreitigkeiten des 17. Jahrhunderts, schlossen sich die Quäker keinem Dogma an, sind vor allem Individualisten geblieben und glauben an den höchsten Wert der Persönlichkeit. Aber dieser höchste Wert ist nur zu erreichen durch ein Erleben des Göttlichen, ein inneres Schauen und Hören des Göttlichen. Versinnbildlicht und lebendig ist das Göttliche, so weit es Menschen faßbar ist, nach dem Gefühl und Dafürhalten der Quäker in Jesus von Nazareth, denn aus seinen Worten tönt es am einfachsten und wahrsten. Allein dies Dafürhalten hat nichts mit einem Dogma zu tun, das Streit und Widerspruch, ja blutigen Streit erzeugt, wie der erste Verkünder des Quäkertums, George Fox, meinte, der den Religionshader erlebte und selbst darum verleumdet, verhöhnt, gemartert und gefangen wurde.

All dies erschütterte seine Menschenliebe nicht. Er sah die Menschen nie als Böse an, sondern nur als traurigerweise im Irrtum befangen. Gleich den griechischen Philosophen sehen die Quäker Mangel an Erkenntnis als Fehlerquelle. Die Lehre der Erbsünde, der Haß gegen Andersgläubige oder Anderssprachige, der heute jenen früheren Haß ersetzt hat, ist ihnen fremd. Sie haben etwas schlicht Praktisches in ihrer Anschauung, sie sagen nämlich, es sei praktischer und ersprießlicher einen Feind zu versöhnen, das Göttliche in ihm zu entdecken und zur Geburt zu bringen, als ihn zu vernichten. Insofern, meint Professor Wilson nicht ohne ein still zuversichtliches Lächeln, wird sich wahrscheinlich das Quäkertum in der Politik durchsetzen müssen, obwohl es sich durchaus von der Politik fernhält. Man wird voneinander und miteinander lernen, weil dies das einzige Fruchtbare und daher göttlich Gewollte ist. Man wird in unserer notgedrungen praktischer werdenden Zeit von Klasse zu Klasse wie von Volk zu Volk langsam, freilich nur sehr langsam einsehen, wie viel weiter man kommt im Geist einer Freundschaft, die Menschenwürde überall anerkennt, im Sinne einer ruhig geduldigen Freundschaft allumfassender Liebe.

Gleichen-Rußwurm

Altgermanische Astronomie

Kann ein ernsthafter Denker es für zufällig halten, daß die größten Astronomen aller Zeiten Germanen waren? Kopernikus, Kepler, Newton bilden ein Dreigestirn von unermeßlichem Glanz. Sie waren reine Germanen. Aber auch um sie herum sehen wir einen erstaunlichen Chor herrlicher Astronomen aus germanischem Blute: Tycho de Brahe und Olaf Römer aus Dänemark, Hevelius, Kant, Bessel, Frauenhofer, Herschel, Doppler, Auwers, Gauß und viele andere aus Deutschland und andern germanischen Landen. Sie waren ja immer Lichtbringer höchsten Ranges, die Germanen, besonders aber die Deutschen; man denke an den Augenspiegel, mit dem Helmholtz das bis dahin undurchdringliche Dunkel des menschlichen Lichtorgans, des Augapfels, erhellte, an die geheimnisvollen X-Strahlen, mit denen Röntgen uns durch menschliche Leiber, ja durch Metalle hindurch-

schauen ließ, an die Frauenhoferschen Linien, durch die uns der armselige deutsche Glaserlehrling Frauenhofer und später Kirchhoff und Bunsen die chemisch-physikalische Harmonie der Sphären zeigten!

Das Schicksal hat es gewollt oder wenigstens zugelassen, daß unsere hochbegabten Vorfahren durch feindliche Mächte seit Ludwig dem Frommen als kulturlose, ja kulturfeindliche, ungebildete Barbaren geschildert wurden. Verbildete Humanisten — und unter ihrem unseligen Einfluß stehende andre „gute Europäer" — fälschten und verzerrten das so herrliche Kulturbild unserer ehrwürdigen Ahnherren. Die schändliche Northcliff-Lüge, die uns den Weltkrieg verlieren ließ, war nur möglich, weil deutschfeindliche Mächte den Ruhm Altgermaniens verschwiegen oder schändeten.

Wie eine Erlösung wirkt unter diesem Gesichtswinkel eine Nachricht aus der berühmten, schicksalsreichen Gegend des Teutoburger Waldes und der Porta Westfalica eine Nachricht, die geeignet ist, unser nationales Selbstgefühl zu heben und — zu läutern.

Der hochverdiente Erforscher der sagenumwobenen Externsteine am Teutoburger Walde, Wilhelm Teudt-Detmold, dem wir wundervolle Erkenntnisse auf dem Gebiete der astronomischen Geschichte verdanken, besonders hinsichtlich des germanischen Sonnen- und Mondheiligtums auf dem Turmfelsen der Externsteine, hat sein Lebenswerk gekrönt mit der Auffindung eines „Ortes, wo unsere Vorfahren um das Jahr 1850 vor Christi Geburt eine Pflegestätte der Astronomie großen Umfanges eingerichtet haben". — Es handelt sich um den jetzigen Gutshof Gierke bei Kohlstädt, in der Nähe der Externsteine. Die noch leidlich erhaltene Umfassungsmauer dieses uralten Gehöfts bildet ein unregelmäßiges Sechseck von etwa 1140 Meter Umfang. Dem nachdenklichen Forscher Teudt entging nicht die auffällige Richtung dieser Mauern. Er vermutete, daß es sich hier, ähnlich wie in dem englischen Stonehenge, um Linien handelt, die einst in uralter Zeit von unsern Vorfahren zwecks astronomischer Orientierung festgelegt waren. Er wandte sich an die in astronomischen Kreisen hochangesehenen Professoren Dr. G. v. Neugebauer und Dr. Johannes Riem vom astronomischen Recheninstitut der Universität Berlin mit der Bitte, die Azimute dieser Umfassungsmauern daraufhin zu prüfen, ob sie in vorgeschichtlicher Zeit unter astronomischen Gesichtspunkten gewählt worden seien.

Die genannten Astronomen haben nun die Richtung dieser Linien des Sechsecks genau untersucht und nachgewiesen, daß die Linie 1 in der Meridianrichtung liegt. Die Linie 2 zeigt die beiden „Mondextreme", nämlich den südlichsten Mondaufgang und den nördlichsten Monduntergang. Die Linien 3, 4, 5, 6 zeigen nach dem Siriusuntergang, Capella-Aufgang, Spica-Aufgang, Delta Orionis-Untergang, Pollux-Aufgang. Da die Präzession des Frühlingspunktes oder der Tag- und Nachtgleiche eine verhältnismäßige schnelle Veränderung der Sternörter bedingt, so ist die Genauigkeit der Zeitbestimmung auf etwa 50 Jahre zu schätzen. Die Azimute entsprechen der Zeitperiode von 1850 vor Christi Geburt. Die Genauigkeit der festgelegten Linien beweist einmal, daß unsere Vorfahren eine sehr alte und vor allem überaus hochentwickelte Beobachtungskunst besaßen. Sie beweist ferner, daß unsere Vorfahren die in der Chronologie als Sarosperiode bezeichnete Mondperiode kannten. Endlich, daß sie die gleichen Sterne bevorzugten wie die antiken morgenländischen Sternforscher. Diese erstaunlichen wissenschaftlichen Leistungen erregen unsere Bewunderung um so mehr, als unsere Vorfahren unendlich viel mehr Hindernisse zu überwinden hatten als die Orientalen, weil der nordische Himmel für astronomische Beobachtungen ungünstiger ist als der südliche.

Bedenkt man nun aber, daß diese Beobachtungsstätte etwa nur eine kleine Meile von den Externsteinen entfernt liegt, die selber eine astronomische Beobachtungsstätte darstellten, dann muß man notwendig zu dem Schluß kommen, daß hier eine ganz großartige, für das ganze deutsche Volk oder wenigstens seine wichtigsten Stämme bestimmte und geeignete Pfleg- und Lehrstätte der astronomischen Lehre bestand, die für die Religion, für Astrologie, für Ackerbau und den gesamten Kalender, d. h. für das ganze Volksleben wich-

tig war. Ein solches Volk, dessen astronomische Kenntnisse die der wissenschaftlich berühmtesten andern Völker vor 3777 Jahren bereits übertraf, kann selbstverständlich kein Barbarenvolk gewesen sein. Wie ein Schleier fällt es uns von den Augen herab: Wir sind lange, lange Zeit über die große Vergangenheit und die hohe Kultur unserer Vorfahren gewissenlos betrogen worden. Die Germanen im allgemeinen und die Deutschen im besonderen sind nicht nur — sondern waren vor 4 Jahrtausenden Träger herrlichster Kultur. Immer klarer erweist es sich, daß wir unsere heutige Kultur nicht nur aus dem Morgenlande bekommen haben, sondern selber eine Kultur höchsten Ranges bodenständig erschaffen haben. Jeder Deutsche von Ehrliebe muß nun angesichts der schmachvollen Demütigungen seit dem Weltkriegsverlust das Haupt höher tragen und sein großes, zur Zeit zerschlagenes Volk in unermeßlicher Liebe und mit glühendem Stolz betrachten. Aus den Sternen lesen wir unsere edle Vergangenheit. Aus den Sternen leuchtet uns eine herrliche Zukunft, wenn wir unsere Pflicht und Schuldigkeit treu erfüllen. Dr. Alfred Seeliger

Das Rätsel der Anastasia

Also es stimmt. Der Bremer Unschuldsengel ist ein Dirnchen gewesen; sein Tagebuch eine Fälschung, aber Mutter Plätterin ein kleines Schriftstellergenie.

Was wäre das jedoch für eine Sensationspresse, die für eine zerplatzte Sensation nicht sofort eine andere bereit hätte? Die vom Leben getötete Grete Machan wurde daher rasch ersetzt durch die von den Bolschewisten nicht getötete Zarentochter Anastasia.

Auf wunderbare Weise soll sie entkommen sein aus dem scheußlichen Gemetzel, dem in der Nacht zum 17. Juli 1918 ihre Eltern und Geschwister zum Opfer fielen. Ein Soldat, Pole von Geburt, spürte noch Herzschläge in dem blutenden Mädchenkörper. Er brachte ihn beiseite und flüchtete mit der Prinzessin in wochenlangen Fahrten auf elendem russischen Bauernwägelchen nach Rumänien, was von Jekaterinenburg eine ziemliche Ecke entfernt liegt. In Bukarest heiratete die Gerettete den Retter, den aber bald die mörderische Bolschewistenrache ereilte. Seine Witwe kam nach Berlin, wo es ihr so schlecht erging, daß sie sich in den Landwehrkanal stürzte. Abermals gerettet geriet sie aus einer Irrenanstalt, aus einer Heilstätte in die andere. Ihre Abkunft hielt sie verborgen, bis sie von einer Frau, die Petersburg kannte, darauf angeredet wurde: „Ich weiß, wer Sie sind, warum verschweigen Sie 's?" Seitdem sucht eine baltische Holzbildhauerin die Welt zu überzeugen, daß ihr Schützling den Namen Anastasia mit doppeltem Recht führe; einmal als zweite Tochter des letzten Zaren und dann noch als „Auferstandene".

Ich verfolge die Sache, aber zu den Überzeugten gehöre ich nicht.

Denn noch abenteuerlicher als ihr Schicksal ist Anastasias Verhalten jetzt, wo sie in voller Sicherheit ist. War es nicht das Gewiesene, daß sie von Berlin aus sofort ihre deutschen Verwandten benachrichtigte: den Großherzog von Hessen und die Prinzessin Irene von Preußen, beides Geschwister ihrer Mutter? Das unterblieb jahrelang angeblich aus Gemütskrankheit. Als Irene dann von anderer Seite aufgeregt heranreiste, war die angebliche Nichte kalt und abstoßend. Sie weinte, wies den Rücken und sprach kein Wort. Großherzog Ernst Ludwig von Hessen lehnte darauf jede Fühlungnahme ab und erließ eine Gegenerklärung. Er ist als ein weicher Mensch bekannt. Welchen Grund hätte er, eine Nichte zu verleugnen, die so Fürchterliches erlebte? Großfürst Kyrill in Koburg spricht offen von Hochstapelei. Ja selbst die vorgebliche Großmutter, Zarin Mutter Maria Feodorowna in Kopenhagen weigerte sich, die angebliche Enkelin auch nur zu sehen. Das Höchste, was bisher erreicht wurde, ist, daß einige Personen des Petersburger Hofstaates erklärten, sie könnten nicht bestimmt sagen, daß es die Prinzessin nicht sei.

Merkwürdig ist auch, daß die Prätendentin weder Russisch noch Englisch spricht, die beiden Umgangssprachen der letzten Zarenfamilie. Sie entschuldigt dies mit einem Kolbenschlag auf den Schädel, der ihr in der Mordnacht das Sprachvermögen geraubt habe. Nur Deutsch

kann sie, aber das wurde am russischen Hofe gar nicht gesprochen. Sie habe es erst in Berlin gelernt, heißt es erklärend. Auch die baltisch-harte Klangfarbe?

Mit Anastasias Gedächtnis ist es überhaupt seltsam bestellt. Sie erzählt Nebensächlichkeiten in unbegrenzten Mengen, sobald sie aber auf die Probe gestellt werden soll, dann ist ihr das Gehirn wie vernagelt. Nervenärzte erklären dies als einen „autosuggestiven Erinnerungsausfall, erwachsen aus dem Wunsche nach Verdrängung des Erlebten“. Wenn man Prätendentin ist, mußte aber die Autosuggestion gerade umgekehrt wirken. Es gibt daher eine viel natürlichere Deutung für den schwerwiegenden Gedächtnisschwund.

Schon in dem Falle selbst liegen also schwere Zweifel. Sie verdichten sich zur Gewißheit, wenn man ihn mit den zahlreichen ähnlichen Fällen aus der Geschichte vergleicht. Es gibt nämlich so viele Gestalten, die nicht waren, was sie behaupteten zu sein, daß man förmlich von einem Schema des Verlaufes sprechen kann. Je mehr dieser neue Fall den früheren gleicht, desto unglaubhafter wird er.

Es handelt sich regelmäßig um eine fürstliche Person, die eines plötzlichen meist blutigen Todes verstarb. Nach Jahren trat dann einer auf, der behauptete, jene zu sein und sein Leben einer wundersamen Errettung zu verdanken.

Den Anlaß hat wohl meistens eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Umgekommenen gegeben. Der Doppelgänger lebte sich mehr und mehr in die Rolle ein, und der Prätendent war fertig.

Zuerst fand man gläubige Anhänger, später auch ungläubige, denen aber die Sache in den Kram paßte als Mittel zur Schädigung lästiger Feinde. Dadurch konnten manche Prätendenten eine geschichtliche Rolle spielen. Aber stets wurden sie nach erreichtem Zweck von diesen eigennützigen Gönnern kalt fallen gelassen und nahmen dann ein blutiges Ende.

Die lange Liste beginnt mit dem Pseudo-Smerdis, dem Bruder des Kambyses, der als ein persischer Magier Gaumata entlarvt wurde. Mehrere falsche Nerone traten auf; Tacitus und Sueton erzählen davon; die Angst vor ihnen zittert noch nach in der Apokalypse und birgt sich in der geheimnisvollen Zahl 666. Der falsche Waldemar wurde sogar vom Kaiser Karl IV. für eine Weile als Markgraf von Brandenburg anerkannt, war aber doch nur der Müllerbursche Jakob Rehbock aus Hundeluft. Perkin Warbeck trat auf als zweiter der ermordeten Söhne Eduards IV. von England und genoß daher schottische Hilfe gegen die Tudors. König Sebastian von Portugal fiel im Kampf gegen die Marokkaner; in der Folge erlebte man vier falsche Sebastiane. Der echte Demetrius wurde auf Befehl von Boris Godunow als achtjähriges Kind in Uglitsch ermordet. Zehn Jahre blieb alles still, dann traten nacheinander vier falsche Demetriusse auf, von denen sich der Mönch Gregor Otrepjew aus dem Kloster Tschudow eine ganze Weile behauptete. Charlotte von Wolfenbüttel starb an der Roheit ihres Gatten, des Zarensohnes Alexei. Es hieß, sie habe sich nur tot gestellt und an der Seite eines anderen Gatten in Amerika weiter gelebt. Peter wurde in Ropscha erdrosselt; ein Kosak Pugatscheff behauptete, er sei der erdrosselte Zar. Peters Enkel starb am Gallenfieber zu Taganrog; aber später wollte man ihn wieder erkannt haben in einem sibirischen Einsiedlermönch von vorbildlicher Heiligmäßigkeit. Wieder nicht weniger als vier Menschen behaupteten dann, der Sohn Ludwigs XVI. und der Marie Antoinette zu sein; jener unglückliche Dauphin, der im Tempel unter den Händen seines trunksüchtigen Erziehers, des Schusters? Simon verkam: Drei Franzosen, nämlich Jean Marie Hervagault, Mathurin Brunneau und Henri Hebert, sowie eir Deutscher Karl Wilhelm Naundorff, dessen Enkel noch heute den Namen de Bourbon führen. Ein so unbefangener Mensch wie Jules Favre hat guten Glaubens ihre Prozesse geführt. Selbst eine falsche Anastasia ist schon vor einigen Jahren in Paris aufgetaucht, wurde aber als lettische Betrügerin entlarvt. Andere sprachen davon, nicht Anastasia sei gerettet, sondern ihre Schwester. Auch eine falsche Tatjana gab es nämlich schon.

Vor der Geschichte besteht dies alles nicht. Aber der Dichtung wurde es zum unerschöpflichen Quell. Schiller schöpfte daraus den Demetrius und den Warbeck-Stoff. Zschocke

und die Birch-Pfeiffer schrieben eine Charlotte von Wolfenbüttel, Gutzkow einen Pugatscheff, Willibald Alexis einen falschen Waldemar und Mereschkowski einen Alexander. In Ungarn gibt es bereits einen Film: „Die Tochter des Zaren."

F. H.

Furcht vor dem Helden

Man findet in heutigen Tagen, die sich so gern fortgeschritten, aufgeklärt und zukunftsfroh nennen, sehr häufig die Redensart: „In gewisser Beziehung lasse ich den Heldentypus gelten." — —

Warum auch nicht? Es handelt sich ja immerhin um jene Helden, die auf ihre Knochen pfeifen, wenn es gilt: alles einzusetzen für die Idee Vaterland. Alles einzusetzen! Auch den weichen Stuhl am Ofen und auch das Leben. Jawohl. Der Bürger, der in Fortschritt macht, läßt diesen Helden „in gewisser Beziehung" gelten. Er ist nun einmal gutmütig und läßt „gelten". Er läßt ja auch den Sturmwind gelten, den Wildbach und sogar den Adler. Fragt sich nur: Was macht sich der Sturmwind und der Wildbach und der Adler daraus, wenn man ihn gelten läßt? Jedenfalls, der Helden-Typus ist nun einmal nicht wegzudenken; aber man kann ihn ja klein machen, kann ihn im Sprachgebrauch dermaßen abnutzen, bis er wie ein Bettelpfennig aussieht und von selbst in die Gosse fällt.

Der bürgerlich Fortgeschrittene hat mit dem Helden-Typus nichts, rein nichts zu tun. Er fühlt das mit auffallender Deutlichkeit. Er flickt und webt an lilienweißen Engelsflügeln, die er eines Tages allen Menschen anheften wird. Ach ja, es ist doch so schön und menschlich, wenn jeder am Sonntag seinen Hasen im Topf hat. Jawohl, Hasen! Freilich hat's Helden gegeben, die in Dreck und Tod lagen und jahrelang nicht einmal den Genuß einer dünnen Hasensuppe in der Nase hatten. Aber als einer von diesen verblutete, gaben ihm die Kameraden einen Kanten Brot mit in's Grab. Nun blühen und reifen sie wohl schon lange: Das Brot und der Heldenleib ...

Der Fortschrittsbürger hat nicht den Mut: einzugestehen, daß ihm der Helden-Typus in den Kram pfuscht. Im tiefsten Grunde hat er auch Angst vor diesem Typ, dessen bloßes Dasein schon einen großen Schatten auf die blinkenden Zwirnsfäden seines Intellektuellengewerbes wirft.

Wie aber würde es werden, wenn der Held wach würde? Vorläufig muß ihm immer und immer wieder das Wiegenlied gesungen werden. Und jene Zeile des bürgerlich Fortgeschrittenen für den einschlafenden Helden ist eben: „In gewisser Beziehung lasse ich den Heldentypus gelten."

Wie wär's aber, wenn der Held wach würde? — — Nur keine Angst! Ich glaube an Wunder. Auch Hosenzitterer haben manchmal die Adler des Zeus gefüttert ...

Max Jungnickel

Weg zur Höhe über Weimar und Bayreuth

Unser Mitarbeiter Prof. Dr. Robert Saitschick veranstaltet vom 25. April bis zum 7. Mai d. Jhrs. im Fürstenhof zu Weimar eine Vortragsreihe, der das Gesamtthema zu Grunde gelegt ist: „Menschenkenntnis und Lebenswahrheit auf Grund des genialen Kunstwerks", und deren Unterthemen lauten: Shakespeare und die Menschenkenntnis (25. 4. bis 29. 4.); Fausts Erdenwanderung (30. 4. bis 2. 5.); Richard Wagners Lebenswerk und der Sinn der Kunst (3. 5. bis 7. 5.). — Die Vortragsabende (Beginn abends 8 Uhr) sind so gewählt, daß der dazwischenliegende Tag jeweils vormittags der Aussprache über das Gehörte gilt. Für den engeren Hörerkreis wird Prof. Saitschick nach vorhergehender Verabredung Sprechstunden abhalten. Teilnehmerkarten für die ganze Vortragsreihe ℳ 10.—; für einen Teil ℳ 5.—. Anfragen an die Hoffmannsche Buchhandlung, Weimar, Schillerstraße. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß Prof. Saitschicks „Weg zur Höhe" ganz im Sinne unseres Rufes nach Verinnerlichung und Beseelung aufzufassen sind. Hier bietet sich eine Gelegenheit für die deutsche Jugend und für alle Deutsche, die „aus dem Dunkel ins Licht streben", an der Hand eines ganz von Menschenliebe durchglühten Meisters in Ehrfurcht vor den genialen Werkschöpfern der Kunst aufwärts zu schreiten.

Dürre

Französisches aus dem Elsaß

Im Dezemberheft der Londoner „Contemporary Review“ veröffentlichte Sir Robert Donald, während des Krieges ein Mitarbeiter der Northcliffe'schen Propaganda und heute noch kein Freund Deutschlands, einen Aufsatz u. d. T. „Das Elsaß im Übergang“ mit Beobachtungen, die er auf einer Reise im Elsaß gemacht hat. Er berührt darin die Verstimmung der Elsässer über das französische Regiment. Nach der Auffassung der Franzosen hätten die Elsässer die alten Beziehungen zu Deutschland und den Deutschen in bezug auf Sprache, Sitte, Einrichtungen, Familie usw. alsbald abschneiden, sich assimilieren und in französischen Patriotismus umwandeln sollen. Diesem Verlangen konnten und wollten die Elsässer nicht nachkommen, und so entstanden gegenseitige Enttäuschungen und Verbitterungen. Das Elsaß hätte nach der Meinung des englischen Schriftstellers eine Brücke zwischen Deutschland und Frankreich werden können. Statt dessen suchen die Franzosen den Rassenhaß zu schüren u. a. durch Verbreitung von Büchern mit Geschichten für Schule und Haus, verfaßt von französischen Professoren und verlegt von angesehenen Pariser Buchhandlungen. Nach den Ermittelungen Donals sind viele dieser Schulbücher „voll von absichtlichen Fälschungen und giftiger Propaganda, wie sie als Frucht erhitzter Leidenschaften während des Krieges verständlich waren, aber im Frieden eine unentschuldbare Schmach sind“. Donald macht Mitteilung über den anstößigen Inhalt dieser Schulbücher mit bösartigen Geschichten aus dem Kriege unter Auffrischung alter Greuelmären, die längst als solche erkannt sind. Mit diesen Schulbüchern suchen die Franzosen nach den Darlegungen des Engländers die Köpfe der elsaß-lothringischen Kinder mit bitterstem Haß gegen ihre deutschen Nachbarn (und Volksgenossen) zu erfüllen und die Leidenschaften des Krieges wach zu halten.

Tatsächlich herrscht in Paris wie in der elsaß-lothringischen Verwaltung ein Geist der Unfreundlichkeit gegen die Elsässer, die von ihrem ersten Rausche rasch erwacht sind und sich nun zu dem Innerfranzosen in schroffem Gegensatz fühlen. Das Organ dieser echten Elsässer ist die „Zukunft“, die im Lande ganz gehörig Staub aufwirbelt. Paul Dehn

„Culture“

In Paris gibt es eine Gesellschaft für Psycho-Therapie. Raymond Poincaré führt zwar nicht den Vorsitz, wohl aber das Vorwort. Somit sind alle Bürgschaften gegeben, daß die Herren Psychotherapeuten gänzlich unpolitisch und mit geballter Wissenschaftlichkeit arbeiten.

Spannende und tageswichtige Themata werden herausgestellt. So neulich die Frage, ob das deutsche Volk in der Rückbildung begriffen sei.

Der Referent bejahte. Wir verlören immer mehr an Menschenähnlichkeit. Man brauche bloß die deutschen Faßköpfe zu beobachten, diese viereckigen Gesichter mit dem groben Ausdruck. Außerdem hätten wir einen tierischen Geruch und stießen Schreie aus, ganz wie die Menschenaffen.

In der Aussprache erhob sich der Einwand, daß die Deutschen immerhin in der Musik Achtbares geleistet hätten. Der erpichte Thesensteller jedoch entgegnete, das bestätige ja gerade seine Theorie; bei Idioten halte nämlich der musikalische Sinn am längsten vor.

In Paris wurde Beethovens hundertjähriger Todestag begangen. Sehr würdig, denn dieser Genius gilt dort nicht als Deutscher, sondern als Belgier, da sein Großvater aus Antwerpen stammte. Aber seine Geburtsstadt ist nun leider einmal Bonn. Herriot bedauerte, daß man von dort nicht Beethoven-Andenken zu dem Feste ausleihen könne. Wie sei dies aber möglich, wo die Frankfurter und die Wiener Leihgaben zur Lyoner Ausstellung von 1914 immer noch nicht zu ihren Eigentümern zurückgefunden hätten?

Der französische Kultusminister erinnert damit an eine der frechsten Schamlosigkeiten, die auf dem doch wahrlich mit Bübereien förmlich gepflasterten Wege vom Kriegsanfang bis jetzt von Gegnerseite begangen worden sind.

Im Frühjahr 1914 erging die Einladung zur Ausstellung von Lyon. Französische Goetheverehrer wünschten im deutschen Hause einen besonderen Goethe-Pavillon. Der Berliner

Botschafter Cambon nahm sich der Sache wärmstens an und zerstreute alle sachlichen wie politischen Bedenken des Frankfurter Hochstiftes, dem das Goethe-Haus und Goethe-Museum gehört. Dasselbe tat Herriot in Wien, von wo man allerlei wertvolle Erinnerungen an österreichische Musiker: Büsten, Gemälde, Partituren sich ausbat und erhielt.

Am 19. Juni wurde Lyon eröffnet, zehn Tage darauf Erzherzog Franz Ferdinand ermordet. Sechs Wochen später begann der Krieg.

Die nach Lyon geschickten Stücke bleiben unversehrt, da die Schweiz sich der deutschen Belange tatkräftig annahm. Aber Frankreich stellte sie unter Sequester; wie sich in diesem Kriege und bei diesen Feinden von selbst versteht unter gröbstem Verstoß gegen das allgemeingültige Völkerrecht.

Nach dem Frieden verlangten das Frankfurter Hochstift und die Stadt Wien ihr Eigentum zurück. Es erging auch der Bescheid, der Sequester sei aufgeboben.

Allein damit war die Sache nur vom staats- aufs privatrechtliche Geleise verschoben. Denn nun wurden plötzlich Rechnungen für Lager- und Verwaltungskosten aufgemacht, die vor der Rückgabe beglichen werden sollten. Sie betrugen für Wien 150000, für Frankfurt 500000 Goldfranken! Gesalzene Sümmchen, mit zehnfacher Kreide errechnet; aber fürs Zahlen ist ja der Boche da.

Man kann nicht auslösen und aus Empörung will man auch nicht. Französische Niedertracht hatte daher schon einmal den Antrag gestellt, die Stücke als verfallene Pfänder zu versteigern. Herriot, der wie gesagt, auch noch persönlich gebunden ist, hat schon einmal erklärt, der Riesenskandal dieser Sache müsse jedem Franzosen die Schamröte ins Gesicht treiben. Sein Volk ist aber doch wohl abgebrühter, als er glaubt.

Bei Kriegsausbruch tagte wie die Lyoner Städteausstellung so die Leipziger „Bugra". Auch Frankreich hatte dort ausgestellt. Diese Stücke aber wurden nach Friedensschluß sofort und gebührenfrei zurückgeschickt. Vielleicht dehnt die Pariser Gesellschaft für Psycho-Therapie ihre Forschungen auch einmal auf diese Tatsachen aus. F. H.

Ernst Zahn

Zu den Schweizer Dichtern, die in Deutschland genau so bekannt und beliebt sind wie in ihrer Heimat, zählt auch Ernst Zahn, der am 24. Januar dieses Jahres sein sechzigstes Lebensjahr vollendet hat. Man würde diesem Dichter Unrecht tun, wollte man ihn einfach in die Reihe der Unterhaltungsschriftsteller einordnen; gewiß ist nicht alles in seinen zahlreichen Büchern — die meisten sind in der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart erschienen — dichterisches Edelgut. Dem Schicksal, da und dort an der Oberfläche haften zu bleiben, nicht stets die Muße zu finden, bis in das Innerste seiner Gestalten vorzudringen und ihr vielfältiges Innenleben vor uns harmonisch erstehen zu lassen, ist Ernst Zahn nicht stets entgangen. Aber in seinen Schriften, die Romane, Novellen, Gedichte, ja sogar Bühnenwerke umfassen und in zwanzig Bänden auch schon als „Gesammelte Werke" vorliegen, schwingt die Glocke echten Dichtertums doch oft und beglückend und ruft immer neue Leser zu ihm, der in stillen Stunden gar beredt zu unserer Seele zu sprechen und die zartesten Saiten unsres Herzens zu rühren weiß. Die schöne Mischung von Ernst und Frohsinn, der wundersame Zusammenklang von Bergen und Menschen, der uns in seinen Büchern immer wieder überrascht und gefangen nimmt, die tiefe, innige Melodie, die seine Worte von innen her durchleuchtet, all das gibt dem Werke dieses Dichters die besondere Note, die Bedeutung, die uns häufig, wenn wir ihm folgen, die Erinnerung an die großen Schweizer, einen Gottfried Keller, einen C. F. Meyer und wohl auch einen Heinrich Federer, der allerdings meist herber ist als Zahn, wach werden läßt.

Auf die einzelnen Bücher dieses fruchtbaren Dichters näher einzugehen, verbietet der Raum; aus der Fülle seines Schaffens seien als besonders beglückende Gaben herausgegriffen die Romane „Jonas Truttmann", „Lukas Hochstraßers Haus", „Die Clari-Marie", „Einsamkeit", „Die Frauen von Tanno", „Die Liebe der Severin Imboden" und des Dichters neueste, kürzlich erschienene

Schöpfung „Die Hochzeit des Gaudenz Orell“, die Novellenbände „Das Licht“, „Bergvolk“, „Helden des Alltags“ und „Was das Leben zerbricht“ und endlich die „Gedichte“.

Ernst Zahn hat in einem autobiographischen Rückblick einmal selbst erzählt, wie er zum Schriftsteller wurde. Nach einem Lehr- und Wanderleben, das ihn, den Sohn eines Züricher Kaffeehausbesitzers, in verschiedene Schweizerstädte, aber auch ins Ausland (England, Italien) geführt hatte, übernahm er 1897 von seinem Vater das Bahnhofsrestaurant in Göschenen und sprach, als bald darauf dort das Denkmal für den Erbauer des Gotthard-Tunnels errichtet wurde, ein selbst verfaßtes Gedicht, seine erste lyrische Talentprobe, die ein Freund in einer Zeitung veröffentlichte, so dem Dichter den Weg zur Schriftstellerei eröffnend. Nach und nach erschienen weitere Gedichte und auch Prosaarbeiten in dem Blatte, bis dann, genau wie es bei Heinrich Federer der Fall war, das Preisausschreiben einer Zeitschrift, bei dem Zahn ausgezeichnet wurde, ihm die letzten Steine aus dem Wege räumte und ihm bald die Möglichkeit gab, seine Bücher in einem der bedeutendsten deutschen Verlage erscheinen zu lassen. Nun blühte des Dichters Schaffen, und mit jedem Werke wuchs die Zahl derer, die seine Leser wurden. Die schlichte Persönlichkeit des nun Sechzigjährigen, der da und dort auch gern persönlich aus seinen Schriften liest und so das Band zwischen seinem Leserkreis und sich inniger zu gestalten weiß, berührt in einer Zeit, da vielfach eitles Literatentum den Ton angibt, besonders erfreulich. Mit uns werden viele des Dichters in Dankbarkeit gedenken. Hans Gäfgen

Georg Brandes,

dessen Tod im 86. Lebensjahre wir verzeichnen, ist keiner der Geister, denen wir im „Türmer“ nachtrauern. Dieser Publizist ist ein Typus; er lebte in Dänemark, hat aber nichts mit germanischer Rasse gemein. Er war einer der ersten Europäer, die für Friedrich Nietzsche vorurteilsfrei eintraten, jedoch alles in allem für einen mißverstandenen Nietzsche; denn der Freigeist Brandes empfand hier mehr das Negative, den Umwerter, ein Element der Zersetzung, nicht aber das positive heroische Lebensideal, das ein späteres Geschlecht in Nietzsche begrüßt. Brandes war christusfeindlich und behandelte ziemlich flach noch vor kurzem die „Jesussage“, die er mit der Tell-Sage verglich (daß also Jesus ebenso wenig gelebt habe wie Tell), und wobei er die jüdische Religion auf Kosten der Evangelien hervorhob. Man nennt Brandes einen „Freigeist“; wir sind geneigt, in ihm Rückständigkeiten aus dem Aufkläricht des 18. Jahrhunderts festzustellen. Dieser Rationalist dürfte weniger auf dem Stamm Voltaires gewachsen sein, sondern ist in Wahrheit wurzelloser Kosmopolit. (Er hieß eigentlich Morris Cohn.) Das „Berliner Tageblatt“ pries ihn einst als „den großen nationalen Erzieher“ (nämlich der Dänen!). Brandes hat — etwa als Schüler von Taine und Sainte-Beuve — Essays über Persönlichkeiten aus aller Herren Ländern unermüdlich geschrieben, sei es Shakespeare oder Voltaire, seien es Deutsche, Dänen oder sonstige Europäer, und hatte, von seiner Presse eifrig gefördert, aber in Dänemark umstritten, gleichsam „Weltruhm“.

Eigentlich sind solche Naturen, die ohne das Geheimnis des Glaubens nur verstandesmäßig auszukommen trachten, unglücklich und verklingen — wie ein Nekrolog im „Vorwärts“ zu erzählen weiß — in Ratlosigkeit gegenüber dem Sinn des Daseins. (Als dem verdüsterten Gast die Hausfrau, um ihn zu erheitern, den Säugling brachte, wandte er sich verbittert und erzürnt ab und murmelte: „Noch ein Menschenkind, das leben muß!“) Deutschland gegenüber war er im Kriege unfreundlich und griff uns in seinen europäischen Reden öffentlich an, scheute aber auch nicht ein offenes Wort nach der anderen Seite. Reventlows „Reichswart“ hebt grimmig hervor, daß ausgerechnet diesem Freidenker der katholische (!) deutsche Reichskanzler Marx zum 85. Geburtstag die Glückwünsche der deutschen Regierung und seine persönlichen gesandt habe! Wir verzeichnen noch eine zweite Tatsache; der kommunistisch-jüdische Schriftsteller Ernst Toller ist bei uns

durch seine Zuchthausstrafe bekannt. Eine Zeitung meldet vom Leichenbegängnis: „Der deutsche Dichter Ernst Toller brachte Grüße der deutschen Jugend“ ... Der deutschen Jugend?

Nun, er ruhe in Frieden! Er gehört einem Zeitalter an, das wir zu überwinden trachten.

Das Lächeln der Penaten

So lautet der Titel eines neuen Romans von E. G. Kolbenheyer, (Georg Müller, München). Der Verfasser dieses Romans war mir durch sein monumentales Paracelsus-Werk lieb geworden. „Das Lächeln der Penaten“ hat ihn mir noch näher gebracht. Ein Künstler- und Eheroman aus der Zeit der Inflation. In lebhaften Farben schildert er die Not eines hochstrebenden, für die Kunst begeisterten Menschen, der einerseits bedrängt wird von der Pflicht, seine Familie zu erhalten, andererseits von den schöpferischen Kräften, die ihn beunruhigen, da er von dem idealen Streben beseelt ist, das Höchste in seiner Kunst zu leisten. Seine tapfere Frau hilft ihm durch seine äußeren und inneren Nöte mit feinem Takt hindurch. Man kann darum den Roman das hohe Lied einer Hausfrau nennen, die in gottferner, sozial zerrissener Zeit das Feuer auf dem Familienherd nicht verlöschen läßt und den Aufblick zu den Penaten des Hauses lebendig hält. Jener trostlosen Zeit der Inflation, der Teuerung und des moralischen Niedergangs und ihrer Überwindung durch gut deutsche Bürgerlichkeit ist in dem vorliegenden Roman ein leuchtendes Denkmal gesetzt worden.

Der Verfasser stellt sich damit in die Reihe der deutschen Dichter, die sich innerlich gedrungen fühlen, für die Erhaltung der seelischen Werte inmitten niederziehender materialistischer Zeitströmungen zu kämpfen. Er zeigt, wie höchstes Künstlertum nur aus reinem und zuchtvollem Menschentum erwächst. Dabei ist das Ganze eingetaucht in einen köstlich feinen Humor, der ebenso in der Kinderstube wie im Kreis der musikalischen Mitspieler und in der Zeichnung der Persönlichkeit des drolligen Mäzenas durchbricht. So umfängt den Leser von Anfang an eine warme, gemütvolle Atmosphäre, die sich am Schluß zu freudiger Hingabe an den guten Geist steigert, der in diesem Werk waltet. Noch ist ein Volk nicht verloren, aus dem solche Bücher geboren werden.

Prof. Dr. Wilh. Rein (Jena)

Ein neues Deutschlandlied

In der „Deutschen Tageszeitung“ lasen wir neulich eine neue, von J. Thilo stammende leider zeitgemäße Fassung des Deutschlandliedes, die wir der Beachtung empfehlen:

Alles, alles über Deutschland, Feinde ringsum in der Welt,
Weil es nicht zu Schutz und Trutze brüderlich zusammenhält.
Welsch der Rhein, die Weichsel polnisch, nicht mehr deutsch das deutsche Meer,
Sklavenketten trägt Germania schmachvoll ohne Wehr und Ehr'.

Die uns früher so begeistert, ach, wie machen sie uns bang:
Deutsche Frauen, deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang.
Deutsche Frauen tanzen Foxtrott, Schandcouplet der deutsche Sang,
Deutscher Wein — nur noch für Fremde, deutsche Treue todeskrank.

Einigkeit und Recht und Freiheit, blühn sie noch dem Vaterland?
Auf, laßt sie uns neu erringen, Brüder, schwört's mit Herz und Hand!
Trotzig-stolz bald wieder schall' es von der Etsch bis an den Belt:
Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!

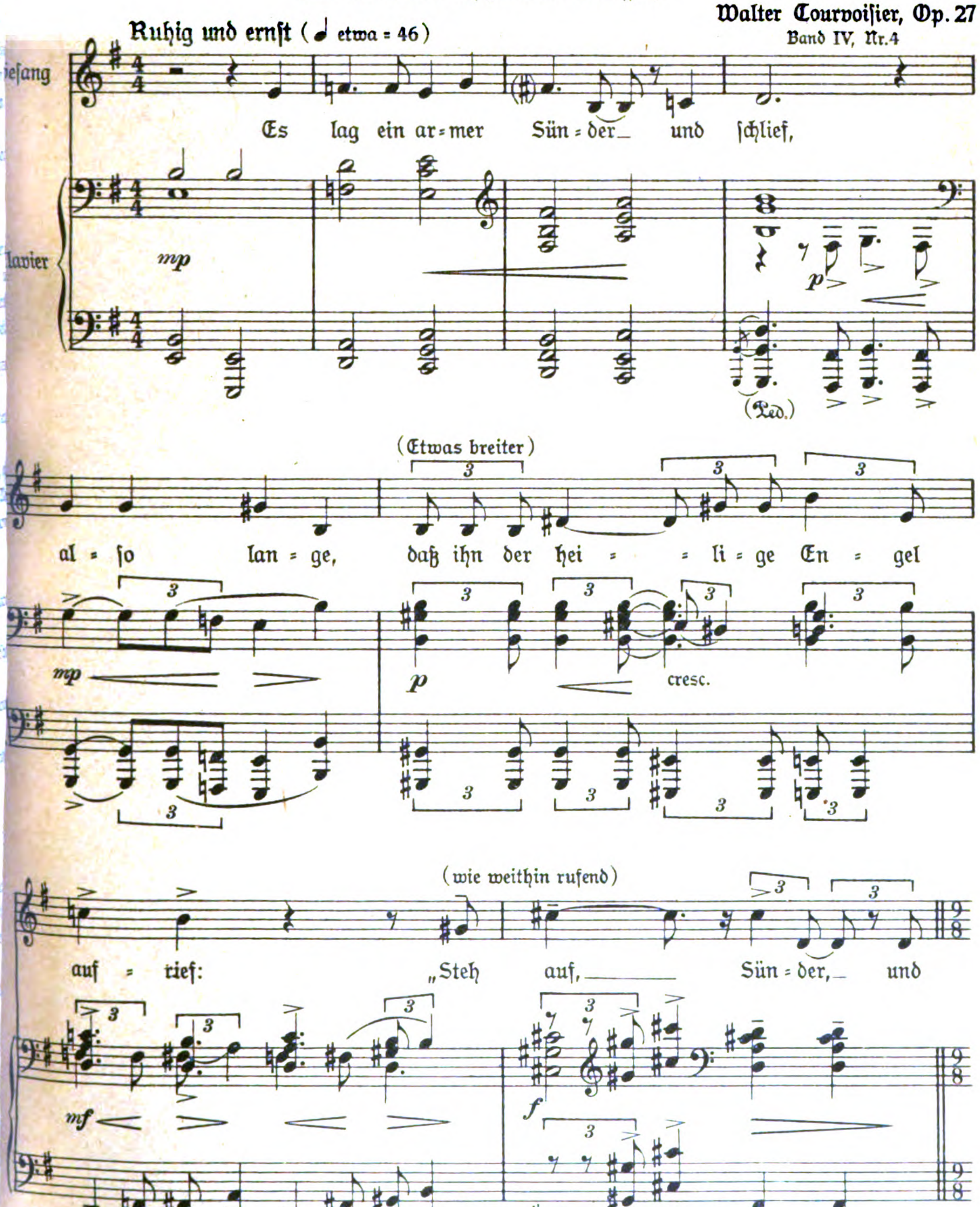
Dr. P. B.

Herausgeber: Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard. Verantwortlicher Hauptschriftleiter: Dr. Konrad Dürre. Einsendungen sind allgemein (ohne bestimmten Namen) zu richten An die Schriftleitung des Türmers, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Im „Briefkasten“ werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den Einsendungen ist zur Rückbeförderung die Postgebühr beizulegen. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Tagelied

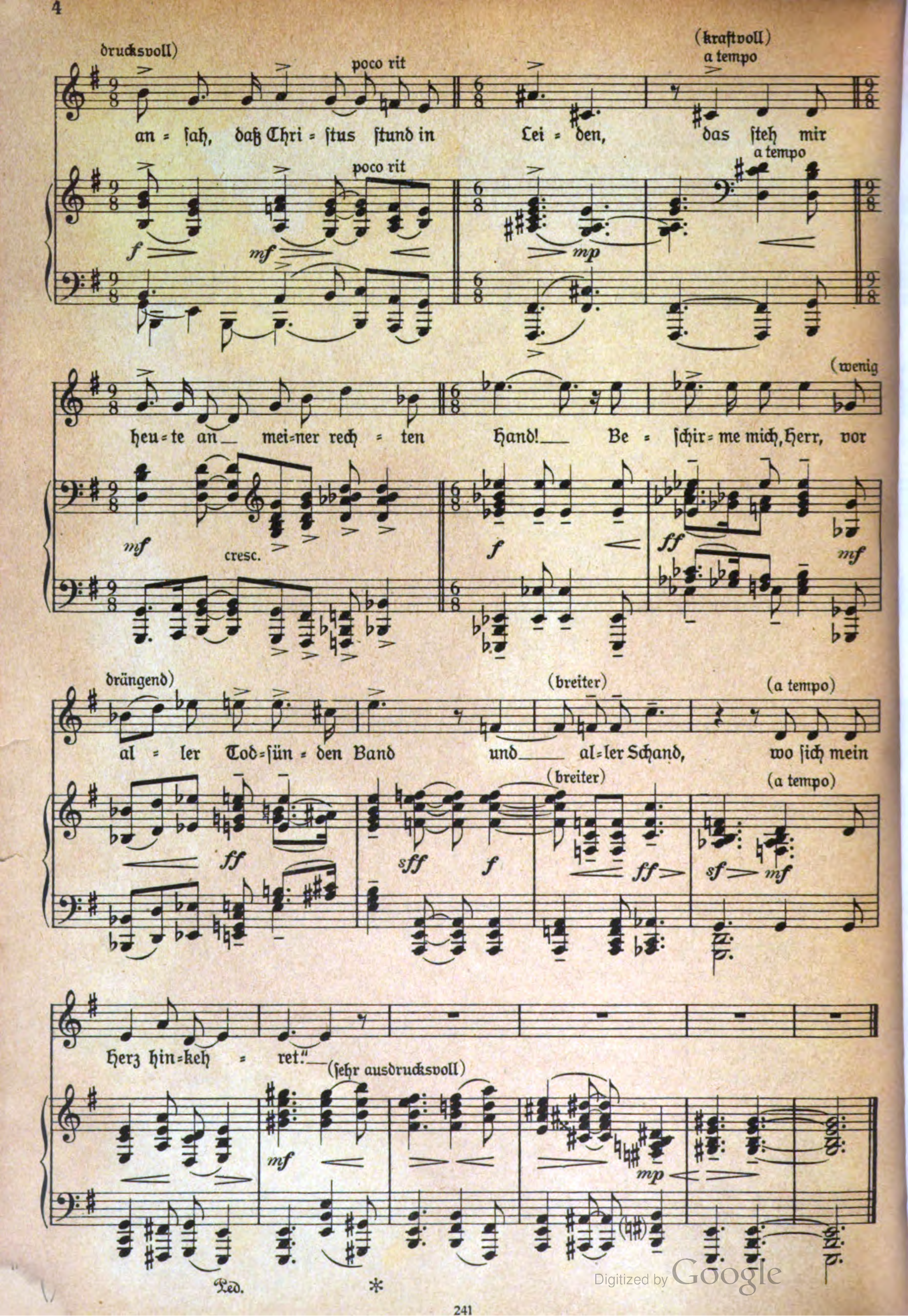
(Dichter unbekannt. 14. Jahrhundert)
(Aus dem Niederdeutschen von Will Vesper)

Walter Courvoisier, Op. 27
Band IV, Nr. 4




poco rit.
Etwas breit
sing uns das hei=li=ge Ta=ge=lied."
poco rit.
Etwas breit
mf
f
mp
p
8
und voll Inbrunst (♪ etwa = 72)
„Nun stärk uns Gott in uns=rer Not!
Ich be=
mf
mp
Ped.
Ped.
(wenig drängend)
feh=le, Her=re, mich in dein Ge=bot!
Laß uns die=ser Tag
mp
cresc.
(wieder ruhiger)
gnä=dig=lich ü=ber=schei=nen.
mf
mp


(Mit Kraft, etwas gemessen)
Der Na = men drei be = fehl ich mich, Herr, in al = len mei = nen
cresc.
f
sff
mp
Nö = ten, wo ich bin. Des Kreu = zes Kraft steh mir
cresc.
f
3
ff
heu = te vor all mei = nen Peinen. Das Schwert, da Herr Si = mon zu = vor von
(nicht eilen, nie schleppen)
mf
mp
sprach, das Ma = ri = en durch ihr rei = nes Her = ze stach, da sie
(tief aus =
cresc.
(Ped.)


drucksvoll)
poco rit
(kraftvoll)
a tempo
an = sah, daß Chri = stus stund in Lei = den, das steh mir
a tempo
f
mf
mp
(wenig
heu = te an mei = ner rech = ten Hand! Be = schir = me mich, Herr, vor
cresc.
ff
drängend)
(breiter)
(a tempo)
al = ler Tod = sün = den Band und al = ler Schand, wo sich mein
sff
sf
Herz hin = keh = ret."
(sehr ausdrucksvoll)
Ped.



Schneewittchen und Rosenrot Franz Stassen



Monatsschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Gründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

29. Jahrg. | Mai 1927 | Heft 8

Die Absonderung des Künstlers vom Menschen ist ebenso gedankenlos, wie die Absonderung der Seele vom Leibe; nie konnte ein Künstler geliebt, nie seine Kunst begriffen werden, ohne daß er – mindestens unbewußt und unwillkürlich – auch als *Mensch* geliebt, und mit seiner Kunst auch sein Leben verstanden wurde.

Richard Wagner

Kunst und Persönlichkeit

Von Prof. Dr. Robert Saitschick

Was ist der Inhalt der Kunst, über den die Denker seit dem Altertum bis auf unsere Tage die verschiedensten Behauptungen aufstellen, ohne miteinander übereinzustimmen? Ist dieser Inhalt etwa das Schöne? Behauptet sich dieses selbständig, ohne von andern seelischen Kräften beeinflußt zu werden? Jedenfalls ist auch das Schöne kein abstrakter Begriff und kann nur im Zusammenhang mit den lebendigen Ideen des Wahren und des Guten gedacht werden. Da das künstlerische Schaffen nichts mit abstraktem Denken gemein hat, sondern geheimnisvoll im ganzen Charakter des Kunstschöpfers wurzelt, so kann der Ausdruck dieses Schaffens doch nur die Eigenschaft eines bestimmten künstlerischen Charakters, d. h. der Persönlichkeit sein. Unter den Künstlern der Rokokozeit gab es Temperamente, wie beispielsweise Watteau oder Lancret, deren Schöpfungen schön, anmutig und von wirklicher Grazie sind. Dürer oder Rembrandt fehlt diese Grazie: ihre Schöpfungen sind keineswegs gefällig, und doch haben sie unvergleichlich mehr künstlerischen Inhalt, als die Werke jener Maler. Woher kommt es, wenn nicht von der Größe der Persönlichkeit, von den Ausmaßen ihrer inneren Erfahrung, von der Tiefe und Höhe ihrer Beziehung zum Leben und zum Menschen.

Jedenfalls kann die Kunst sich mit der Vorstellung des Schönen nicht decken. Die Aufgabe künstlerischen Schaffens kann nur darin bestehen, mit den mannigfachen Mitteln der einzelnen Künste die beobachtete Wirklichkeit gesteigert, d. h. vom Wesentlichen aus, zu sehen und zu deuten. Es hängt ganz von der Persönlichkeit des Künstlers ab, wie sein Werk das Leben und den Menschen erfaßt und darstellt: je eindringlicher, selbständiger, tiefer und wahrer ihre Beziehung zum Lebensgeheimnis ist, desto bedeutungsvoller und wirksamer wird auch ihr Schaffen sein; je ergriffener und selbstvergessener der Künstler im Zustande des Schaffens und Schauens ist, eine um so ergreifendere Wirkung wird von seinem Schaffen ausgehen.

Der Inhalt des Kunstschaffens ist somit der Inhalt der Persönlichkeit des Künstlers und kann nicht von diesem abgelöst werden. An das Genie in der Kunst können und dürfen wir mit der engen Vorstellung des Schönen nicht herantreten, denn seine Erfahrung ist ebenso unerschöpflich wie das Leben. Das Lebensgefühl und die Persönlichkeit von Äschylos, Dante oder Michelangelo decken sich nicht mit dem Gleichmaß des Schönen, sondern erst mit dem Lebensgeheimnis, auf das ihre innere Erfahrung gestellt ist und das sie gestalten und deuten. Sind ihre Werke schön? Im formalen Sinne sind sie es ebensowenig wie die Tragödien Shakespeares, wie die Werke Dürers und Rembrandts, wie die Symphonien Beethovens. Der Grundfehler einer gewissen ästhetischen Betrachtungsweise äußert sich darin, daß sie den Inhalt des genialen Kunstwerks nicht unmittelbar erfassen kann, daß die Quellen der inneren Erfahrung ihr ebenso verborgen bleiben wie das Ausmaß der genialen Persönlichkeit: entweder urteilt sie bloß mit der abstrakten Vernunft, d. h. aus der obersten Region des Bewußtseins, oder sie nimmt Schlagworte des Zeitgeistes zum Wertmesser.

In Wirklichkeit kann weder der verallgemeinernde Begriff noch auch das ästhetische

Schlagwort in das Innerste des Kunstwerkes dringen. Der ganze turmhohe Bau abstrakter Ästhetik bleibt doch, wenn man sich darüber nicht täuschen will, ohne festes Fundament. Daß das künstlerische Schaffen gar wenig mit unserer Verstandestätigkeit zu tun hat, weiß jeder Einsichtige, geschweige denn jeder, der eine unmittelbare Beziehung zu der inneren Erfassung des genialen Kunstschöpfers hat. Nur sehr wenige unter den Denkern konnten auch ein Verhältnis zum künstlerischen Schaffen gewinnen: ist doch dieses durch eine Kluft vom begrifflichen Denken getrennt.

* * *

Gewiß erschaut der geniale Kunstschöpfer hinter den wechselnden Erscheinungen das Dauerhafte, aber in diesem Schauen selbst gibt sich doch jedesmal die besondere Beschaffenheit der künstlerischen Persönlichkeit kund: grade diese, die sich in keinen verallgemeinernden Begriff bringen läßt, spricht sichtbar und unsichtbar aus dem Kunstwerk. Wer sie nicht erfaßt hat, keine innere Beziehung zu ihr gewinnt, wird notwendig an Äußerlichkeiten haften bleiben, und mag er noch so geistreiche Impressionen davon empfangen.

In Wirklichkeit enthält das Kunstschaffen unvergleichlich mehr, als was alle scharfsinnigen Begriffe und noch so verblüffende Impressionen auszudrücken vermögen. Die schöpferische Kraft der Kunst wurzelt zwar in einem besonderen Anschauungsvermögen, das irgendwie bezeichnet werden kann; aber das Kunstwerk selbst läßt sich, wie der Mensch, der dahinter steht, nur durch Hingabe und Selbstvergessenheit erfassen. Wie in Hinsicht auf den lebendigen Menschen, so gilt auch in Hinsicht auf das echte Kunstwerk, daß ohne Liebe und Selbstverleugnung, d. h. ohne tiefes Schweigen, Erkenntnis nicht möglich ist. Nur das Lebensgefühl selbst, aus dem das Kunstwerk entstanden und das in ihm verborgen liegt, vermag es uns aufzuschließen. Die Frage, was die Persönlichkeit des Kunstschöpfers sei, hat daher eine unvergleichlich größere Wichtigkeit, als die über das Wesen der Kunst.

Der unüberwindliche Drang, Erfahrungen und Erlebnisse darzustellen, die besondere Inspiration, aus der das Kunstwerk entsteht — est Deus in nobis; agitante calescimus illo, nach dem Worte des römischen Dichters — galt von jeher als seltsames und bewundernswertes Phänomen neben der Erscheinung jener Persönlichkeiten, die durch religiöse Eingebung in eine noch nähere Beziehung zur unsichtbaren Welt treten konnten. Hat doch die Bodenständigkeit des Volks einen weit ausgeprägteren Sinn für die Wirkung alles Persönlichen, als die Abgelöstheit der Gebildeten, die das Geheimnisvolle durch Begrifflichkeit zu verwischen und das Gegensätzliche zu nivellieren geneigt ist. Ist doch auch der Mythos kein abstrakter Begriff, sondern vielmehr das Ergebnis schöpferischen Schauens.

* * *

In der Zeit, da die Regungen geistigen Lebens noch nicht abgründig voneinander getrennt waren und die Menschen an Stelle der scharf abgesonderten Begriffe eine weit größere Unmittelbarkeit intuitiver Kraft hatten, stand das religiöse Bedürfnis in engstem Zusammenhang mit dem künstlerischen Schaffen. Als später individuelle Kunstschöpfer auftraten, trugen sie die Lebensdeutung, die von ihrer persönlichen Erfahrung kam, in die überkommenen Mythen hinein: sie legten den Inhalt der überlieferten Symbole auseinander, entfalteten diese und faßten sie wieder persön-



lich zusammen. Ein Symbol ist unvergleichlich mehr, als der Ausdruck begrifflichen Denkens. Mit der Zeit nimmt die intuitiv entstandene Gestalt des Symbols charakterisierendes Empfinden und individuelles Bewußtsein in sich auf. Man denke an die Werke der griechischen Tragiker, auch an die bildende Kunst der alten Ägypter und Griechen.

Von jeher lebte in den Völkern die Vorstellung vom Seher und von der innigen Beziehung zwischen Kunst und Religion. Der Kunstschöpfer stellte nur das dar, woran er selber glaubte. Der ästhetische Schein hielt ihn noch nicht gefangen. Was nicht tief empfunden, aus innerster Nötigung und bodenständigem Wirklichkeitsgefühl heraus gestaltet war, konnte auch keine Wirkung ausüben. Nicht dem Flüchtigen, Unbedeutenden, Konventionellen oder Naturalistischen konnte sich der Kunstschöpfer zuwenden: vergegenwärtige man sich die alten Dichtungen der Orientalen, den poetischen Gehalt ihrer heiligen Schriften: trotz der hie und da hervortretenden Empirie als Ausdrucks der gegebenen Zeit, ist es doch das Göttliche, das Ewige und auch das Wesentliche in der Beziehung zwischen Mensch und Mensch, was hier Gestalt gewinnt.

Urwüchsiges und aufrichtiges Fühlen findet immer die ihm entsprechende Form. Wahre Kunst ist ja ohne Aufrichtigkeit und Selbstvergessenheit nicht denkbar. Von jeher empfanden die Menschen ein Geheimnis im Dasein. Die Empfindung dieses Lebensgeheimnisses gab sich in inspirierten Menschen, in „Sehern" besonders stark kund. Die Persönlichkeit konnte im Namen einer höheren Welt, einer göttlichen Sendung sich an die Menschen wenden, um ihnen das Lebensgeheimnis zu deuten und darzustellen. Die innere Erfahrung allein, die mit der unsichtbaren Welt zusammenhing, flößte Ehrfurcht ein. Der Seher war nicht nur Lebensdeuter, sondern zugleich auch Verkünder des Göttlichen.

Erst die Loslösung der Religion und damit auch der Kunst von der vollen Lebenswirklichkeit mußte zur Lockerung des ursprünglichen Zusammenhangs zwischen Kunst und Religion, zwischen künstlerischem Schaffen und religiöser Erfahrung führen. Sobald die Religion in Begriffe auseinandergelegt, intellektuell erfaßt und in einen Gegensatz zu der Unmittelbarkeit im Fühlen und Schauen gebracht wurde, verlor auch die Kunst ihre Ursprünglichkeit und Frische. Die Überhandnahme des Verstandesmäßigen und Analytischen, das Übergewicht der naturalistischen Einzelheit ist ja in der Beschaffenheit der neueren Kultur begründet.

Die forschende und prüfende Vernunft hat, den äußeren Lebenskreis erweiternd, nicht nur auf die Lebensgestaltung, sondern auch auf die ganze seelische Verfassung zurückgewirkt. Wäre ein Gleichgewicht zwischen dem prüfenden Bewußtsein und der Unmittelbarkeit des Schauens möglich, so wäre das Leben nicht nur bereichert, sondern auch sinnvoll gesteigert. Aber dieses Gleichgewicht scheint der Menschheit nicht gewährt zu sein: oft büßt sie etwas überaus Wichtiges ein, nur um etwas Neues zu gewinnen; nicht selten tauscht sie Wesentliches gegen Nebensächliches ein; sie läßt außer acht, daß die eigentliche Lebenskraft, aus der sowohl das religiöse Schauen als auch das künstlerische Schaffen entspringt, der Quell, aus dem unser ganzes Leben befruchtet wird, nicht der kritische Verstand ist, sondern daß es die gleichgewichtige Einheit und Ganzheit sein muß.

Jede Auflösung dieser ist stets ein Abbruch, selbst wenn sie Bereicherung mit sich zu bringen scheint. Immer wieder müssen wir zum Mittelpunkt, zum Wesentlichen hinstreben und alle Zersplitterung als Schädigung der Seele und des Geistes von uns weisen. Dann erst erwacht in uns die Einsicht in die unerläßliche Rangordnung von Religion, Kunst und Wissen und zugleich die in den Zusammenhang zwischen dem Inhalt künstlerischen Schaffens und der Persönlichkeit des Kunstschöpfers.

Die Menschheit steht jetzt vor der Entscheidung: entweder mit der wissenschaftlichen Erforschung des Lebens sich zu begnügen, oder Religion und Kunst in ihre unveräußerlichen Rechte wieder einzusetzen. Nur wenn Religion und Kunst ihr Recht der Erstgeburt erlangen, wird der Kunstschöpfer wieder Seher und Verkündiger der Lebenswahrheit sein.

Frühling im Land

Von Maurice Reinhold von Stern

Die Sonne tropft von den Dächern.
Das Eis in den Strömen kracht.
Im Garten mit goldnen Bechern
Der Krokus läutet und lacht.

Tau, Tau auf Wiesen und Wäldern
Und Sonne im Hagedorn!
Rosig erglänzt auf den Feldern
Das lachende Winterkorn.

Der Busch dort oben am Hügel
Scheint schon mit Kerzen besteckt.
Ein summender Immenflügel
Hat ihn aufgeweckt.

Die Hyazinthen am Fenster
Stehen so festlich im Tau.
Mit schneeigen Wolken erglänzt der
Himmel im hellen Blau.

Und leis wie der Duft der Violen,
Ein Harfenton hergesandt,
Klingt es und summt es verstohlen:
Der Frühling ist wieder im Land!

Meisters Vermächtnis

Ein Roman vom heimlichen König. Von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Fünftes Kapitel: Die Fürstin der Bäume

Im Rosenrondell vor dem Häuschen der Fürstin mit seiner Überfülle von roten und weißen Kletterrosen nisteten Hänflinge. Das Häuschen, ihr Lieblingswohnsitz, befand sich im Park ihres Bruders; und zwar im entlegensten Teil des waldartigen Geländes. Ein verwitterter Springbrunnen rieselte unablässig; an seinem Wasserbecken badeten und tranken Amseln und Sperlinge, Finken und Meisen. Büsche und Bäume zum Nestbau fehlten nicht.

Die Menschen, die im engeren Kreise der fürstlichen Frau verkehrten, hatten Baumnamen. So oft ein neuer Freund aufgenommen und auf eines Baumes Namen getauft wurde, pflanzte man einen wirklichen Baum dieser Gattung zu des Täuflings Ehren und heftete an den Stamm ein Porzellantäfelchen mit Doppelnamen und Datum. Der Gärtner Hildebrandt, der zugleich der Fürstin Diener war — er hieß in der Baumrunde Buchsbaum —, hatte die Pflicht, für das Gedeihen der gepflanzten Bäume zu sorgen, wie er für die menschlichen Täuflinge mit Bowle oder Glühwein fürsorglich tätig war. So wuchs um die Fürstin her ein Hain der Freundschaft. „Durch meine belebten Alleen lustwandelnd,“ sagte sie gelegentlich, „zaubre ich mir Wert und Wesen der einzelnen Freunde der Tafelrunde vors innere Auge, indem ich ihre Namen lese, und sende ihnen gute Gedanken zu.“ Sie selbst in ihrem ausgeprägten, doch besonnenen Hange zum Okkultismus, hatte etwas an sich von einer thebanischen oder ägyptischen Magierin. Doch ihre reine Menschlichkeit und angeborene Güte hätte sich nie den Bezirken schwarzer Magie genähert; vielmehr war sie ihrem Kreise bekannt als selbstlos fördernde Freundin. Und sie fühlte sich beglückt durch eine reiche innere Welt, in der sie sich nicht allein aufnehmend, sondern auch schaffend betätigte. In ihrem wunderlich überladenen Hauptzimmer stand die Harfe neben dem Spinett und der Staffelei; sie dichtete, komponierte und malte, ohne mehr als den edlen Ehrgeiz zu besitzen, mit schöpferischen Geistern aller Zeiten verständnisvolle Nachbarschaft zu halten, ihrer eignen Lehrlingsschaft bewußt, sich in scheuer Bescheidenheit niemals einreihend unter die Meister.

Heute saß sie, das übliche goldne Stirnband um das dunkle Haar, von einem leichten weißen Schal umwallt, dem beichtenden Dichter Leander gegenüber, nach ihrer Gewohnheit von Zigarettenrauch umwirbelt.

Der Dichter, bleich und schmal in sich zusammengesunken, war auf seiner Erdenwallfahrt an einem Tiefpunkt seelischer Stimmung angelangt. Ihn drückte nicht so sehr das eigene wirtschaftliche Elend — die Fürstin gehörte wie Graumann zu seinen Gönnern —, sondern vielmehr die geistige und seelische Verlassenheit inmitten eines entseelten Zeitalters.

„Ich habe auf Weib und Kind verzichtet,“ sagte er, „um mich mit ganzen Kräften meinem Werk zu widmen. Nun bin ich dahintergekommen: dieses Opfer war umsonst; ich bin vertrocknet. Ich habe mit dem Leben nicht gekämpft, ich bin den Kämpfen ausgewichen und habe nur — geschimpft. Ja, ich habe viel zu viel geschimpft und

geschwärmt. Beides war verfehlt. Die anderen, die emsigen Bazillen der Zersetzung, haben während dieser Zeit um so furchtbarer gehaust. Sie sind durch keinen Gefühlsüberschuß beschwert; sie sind nur Verstand und Sinnlichkeit. Unser Land leidet, wie alle Kulturwelt, unter dem Fluch des Materialismus; ich habe meinerseits — aber leider ohne wesentliche Wirkung — den einheimischen, aus unserm eigensten Wesen geborenen Idealismus des Herzens vertreten. Wirkung ist des Mannes Freude. Doch leider, ein Dieb oder Schieber oder Boxer beschäftigt die öffentliche Meinung heute mehr als ein Dichter. Stiehl eine Semmel — und du kommst in die Zeitung; schaff' ein Kunstwerk — und die Zeitung schweigt dich tot! Sieg des Gemeinen auf der ganzen Linie! Unser Planet Erde geht in seiner kosmischen Laufbahn durch eine kosmische Dunstwolke. Die Menschheit hat in diesem Dunst den Schlüssel zum Herzen und zum Himmel verloren. In einigen Wochen werde ich fünfzig alt — Euer Durchlaucht, offen gestanden, ich kann die Lebensschlacht als verloren betrachten."

„Aber, lieber Weißdorn, was für Monologe murmeln Sie mir denn da vor! Können Idealismus und Gottgläubigkeit ihre Sache jemals verloren geben? Sind wir nicht zu Hause am Herzen Gottes? Kommen wir nicht von dort und kehren dorthin zurück? Wer will uns denn jemals besiegen? Sprechen Sie doch nicht so verzagt, Sie Kleingläubiger! Sie sind ja noch auf der Höhe des Lebens."

„Nicht mehr, verehrte Linde! Ich bin innerlich und äußerlich verbraucht, wenn ich auch körperlich gesund scheine. In meinem Gottvertrauen bin ich zwar nicht erschüttert. Wenn ich zu den Meistern im Reiche Gottes der Weisheit und der Schönheit heimkomme, werden sie mich fragen: hast du deinen Auftrag auf Erden erfüllt? Hast du deines Volkes Seele wachgerüttelt? Und ich werde gesenkten Blickes antworten müssen: mein Volk hat mich nicht gehört!"

„Nun denn, mein Lieber, so teilen Sie das Schicksal vieler Propheten! Wie das Volk Sie und Ihr Werk aufnimmt, das ist des Volkes Sache, nicht die Ihrige. Oder es ist zumeist die Sünde unwürdiger oder ungeschickter Vermittler und Krittler, die Ihr Werk dem Volke verschleiern oder entstellen."

„Ja, gewiß, aber in mir selber bohrt der Zweifel, ob ich die rechten Ausdrucksformen gewählt habe. Es ist ja Kleingläubigkeit von mir, ich weiß das wohl. Ich bin nicht an Gott und am Schönen irre, aber an meinem persönlichen Können. Es soll in Tibet oder in der Wüste Gobi Klöster und Meister geben, bei denen man völlig abgeschlossen von der Welt die Verbindung mit der Gottheit enger pflegen kann, als in unserer verlärmten westlichen Kultur. Dorthin möcht' ich wohl reisen, wenn mir nicht der Weg zu weit wäre, und möchte von vorn anfangen. Oder an einem der melancholischen Waldseen Finnlands oder in der Südsee. Oder ich werde in irgendeinem Waldwinkel hierzulande sterben. Wenn ich nicht als Christ und Theosoph den Selbstmord verdammte, ich würde in einem tiefen Wasser mich und meine Scham ersäufen."

„Welch eine Stimmung, Leander! Ihrer und unseres Kreises unwürdig! Haben Sie doch Vertrauen zu Ihrem Werk! Wir werden Sie durchsetzen!"

„Unnütze Mühe, Durchlaucht! Ich bin nun einmal vom Pech verfolgt. Noch stehe ich unter dem Eindruck eines neuesten Mißgeschickes. Eure Durchlaucht kennen Frau von Wildenhain, eine ebenso liebliche wie offenherzige und geistig suchende Frau. Es erblühte mir eine schöne Freundschaft mit ihr — da fährt ein Brief ihres Mannes

wie ein polternder Fuhrknecht dazwischen, ein grober Brief, beleidigend für sie und mich — besonders für mich."

„Aber wieso denn? Herr von Wildenhain kennt Sie ja gar nicht!"

„Er hat von meiner Schrift über den Adel gehört —"

„Gehört, aber sicherlich nicht gelesen, mein Lieber. Denn der liest ja nichts! Er ist ein völlig amusischer Mensch!"

„Er hat davon gehört, das genügt ihm. Dichter und Künstler sind ihm von vornherein verdächtig, ja verhaßt. Das ist mein Schicksal. Angepöbelt von links, angepöbelt von rechts — dort Kaliber, hier Wildenhain — o Himmel nochmal, wohin soll man denn flüchten?"

„In die Mitte!" rief die Fürstin. „In das Herz! Lassen Sie Kaliber links seine Galle verspritzen und Wildenhain rechts seine Rehböcke oder Schnepfen schießen — was geht denn das alles den reinen Diener göttlicher Kunst an? Weißdorn, heute muß ich Sie schelten. Das ist nicht die Art, wie Bäume der Sonne vertrauen und das göttliche Geschenk des Regens empfangen! Im Grunde, mein Lieber, leiden Sie immer noch an unbefriedigtem Ehrgeiz. Das aber müssen wir unbedingt unter die Füße bekommen: die entthronten Dichter wie die entthronten Fürsten. Sie sind noch viel zu viel Idyll und haben das Wesen der Tragik noch nicht tatkräftig ergriffen. Um Tragik aber kommt kein tieferer Mensch herum."

„Der Tragik?" Der Dichter horchte auf.

„Da machen Sie nun plötzlich ein langes Gesicht, lieber Weißdorn, aber es ist so: des tragischen Heroismus. Ich möchte Ihnen zu Ihrem fünfzigsten Geburtstag etwas Besonderes wünschen: nämlich, daß Ihnen dieser höhere Grad der Erkenntnis aufginge und Ihre Seele wahrhaft groß und heiter stimmte. Sie müssen das Klagen und Anklagen ebenso verlernen wie das lyrische Schwärmen. Ihnen möchte ich den gleichmäßig beglückenden Besitz eines schönen und guten Wesens wünschen. Dann käme Rhythmus in Ihr Schaffen. Vorerst glaubt man Ihnen noch nicht, daß Sie am Herzen Gottes zu Hause sind — auch wenn Sie es als Dichter versichern."

Der Dichter schaute sie starr an. Das hatte getroffen. Dann schlug er an die Stirn. „Linde hat recht gerauscht; ich sollte den Wipfel senken und mich schämen. Gott gebe, daß ich zu dieser höheren Lebensstufe noch Kraft genug aufbringe!"

Wie von einem Sonnendurchbruch war seine geistige Landschaft plötzlich überblitzt. „Bisher nur Idyll — unfähig zur Erkenntnis der Tragik — des tragischen Heroismus — Sie haben recht! Es trifft mich wie ein Genieblitz!"

Er saß auf seinem Polsterstühlchen und schaute vor sich hin. Der Fluß seiner klagenden Herzenserleichterung war wie von einem Felsblock gehemmt.

„Hören Sie mich jemals klagen, lieber Leander?" fuhr die Fürstin fort. „Es gibt Dinge, worüber man nicht spricht. Man trägt sie als etwas Selbstverständliches. Fürsten und Dichter — beide sind heute in den Winkel verbannt. Ich habe den Thron und den größten Teil meines Vermögens und meinen Gatten verloren. Geistige und wirtschaftliche Enteignung und Entwertung sind das Zeichen der Zeit. Wir sind Leidensgenossen, lieber Dichter. Lassen Sie uns diese Bürden des Schicksals edel und adlig tragen! Wir wollen stolz sein und nicht viel Wesens davon machen."

Der Dichter schaute sie an, erkannte neidlos ihre Überlegenheit und schämte sich. Dann sprach man von anderen Dingen.

„Ich stehe auch unter einem scheinbar ganz unbedeutenden persönlichen Eindruck", sagte die Fürstin. „In dem Rosenrondell vor meinem Hause war ein Nest mit jungen Hänflingen. Täglich sah ich die Eltern die Jungen füttern; am dritten Tage hörte das Ab- und Zufliegen auf. Ich sehe nach: das Nest mit den Jungen ist zerrissen. Ein paar Federchen noch geben Kunde von dem Raub der Katze. Es hat mich erschüttert. Ganz unschuldige, harmlose, man möchte sagen liebenswürdige Tierchen — einem brutalen Katzengriff erlegen! Da spricht man immer von der gütigen Natur. Ich danke! Genau so hart und unberechenbar wie die fühllose Natur ist das Schicksal!"

„Ja, es scheint der Sinn dieses Planeten zu sein, daß wir leiden müssen", sagte Leander nachdenklich und bekümmert. „So stand ich einmal vor Ährenfeldern, die weithin vom Hagel platt geschmettert waren. Ich sehe noch den entsetzten Ausdruck in den Gesichtern der dumpf dabeistehenden Bauern. Wir alle müssen durch Leid. Die Gründe wissen wir nicht. Wir sind strafversetzt auf einen Stern der Prüfungen. Aber" — schloß er besinnlich — „dies kann nicht der ganze Sinn der Welt sein. In spannkräftigen Stunden meine ich, daß unsere Aufgabe Schaffen und Gestalten sei."

„So hör' ich Sie gern, lieber Leander! Sehen Sie, dahin geht der Weg — ins Schaffen. Seien Sie beglückwünscht, daß Sie das können. Ob Ihr Werk groß oder klein sei, es ist doch *Ihr* Werk, Ihr persönliches Werk."

Als er in der Tür stand, gar schmal und bleich, in einem reichlich langen Gehrock — es war ein Geschenk Graumanns — fiel der lichten und leichten Fürstin dieser sonst nicht hervortretende Leidenszug im Gesicht des alternden Sängers schwer auf die Seele. „Er hat weder eine große Gemeinde noch eines Weibes Liebe", sagte sie sich; „wovon will er denn leben?" Sie fühlte heute ganz besonders schmerzlich, daß hier Edles verkümmere aus Mangel an Lebenswärme; und sie beschloß, ihren letzten fürstlichen Einfluß, wenigstens das Nachleuchten davon, geltend zu machen, um diesem bescheidenen und warmherzigen Einspänner in seiner Vaterstadt, eben im nahen Universitätsstädtchen, eine Ehrung zu bewirken.

* * *

Einige Stunden später saß Felix vor der Fürstin. Der gesichtskundigen Frau fiel sofort seine veränderte Stimmung auf.

„Sie waren bei Graumann von einer ruhigen Heiterkeit", sagte sie. „Heute scheinen Sie mir überraschend ernst. Was bewegt Sie? Wo waren Sie?"

Felix erzählte kurz und in ungefähren Umrissen seine bisherige Fahrt.

„Auf der Sinterburg waren Sie? Das wundert mich eigentlich von Ihnen."

„Ich hatte rasch das Wesen jener Stätte erkannt und verzog mich noch an demselben Abend zu meinem Paten, dem Oberst von Wulffen. Dort bin ich länger geblieben und habe Turnfeste mitgemacht."

Sein Gesicht sieht nicht gerade festlich aus, dachte die Kennerin; es ist fast, als ob sich ein Gram hineingezeichnet hätte. Aber sie war taktvoll genug, das Gespräch abzulenken.

In der Tat hatte der junge Wandrer oben im Bezirk des rauhen Soldaten schwere Nächte verlebt. Die Mitteilung über seine Geburt hatte ihn erschüttert, ja aufgewühlt. Bisher war er mit einer unbegreiflichen seelischen Gelassenheit an den Gerüchten über seine Geburt vorübergegangen. Jetzt fiel ihm des grundehrlichen Obersten rauhes Wort zermalmend auf das Herz. Er hatte zwar mitgeturnt da oben; jedoch

die Nächte galten der Verarbeitung der Tatsache, daß er nicht Meisters Sohn, nicht Natas Bruder sei. Also Bastard! Dieses Wort, das ihm einmal in Shakespeares „König Lear“ Eindruck gemacht hatte und mit dem er den Begriff des verächtlichen Schurken verband, dröhnte ihm donnerartig ins Ohr. Ein außerehelicher Sohn also, vermutlich eines Hofmannes! Und sein Vater war großzügig und weitherzig genug gewesen, ihn in aller Stille als seinen ehelichen Sohn anzuerkennen. Inzwischen aber hatte seine beste Freundin Nata — denn Schwester war sie ja nun nicht mehr — durch die Klatscherei jener entlassenen alten Haushälterin den Tatbestand erfahren. Seither war der Bastard in Natas Augen mit einem Makel behaftet. Welche fürchterliche Entthronung aus dem Glück eines so wertvollen Elternhauses! War nicht Nata in den Weihnachtstagen von einer auffallenden Zurückhaltung gewesen und verfrüht wieder abgereist? Ihm kam ein bitterer Geschmack auf die Zunge. Wie ein Nachtwandler war er bisher an den Kanten und Abgründen des Lebens vorübergegangen und hatte spielend sein Doktorexamen bestanden. Nun war er erwacht. Der Oberst, der dieses Versteckspiel nicht länger mit ansehen mochte, hatte ihn geweckt. Was hatte er gesagt: „Macht“ — war es nicht Macht? — Macht sei ihm bestimmt? Es war vermutlich in jenem Kästchen wohl — ein Vermögen für ihn hinterlegt. Das sollte vielleicht nach seiner Volljährigkeit mit dem Geheimnis seiner Geburt ausgeliefert werden. Ohne Zweifel! Daher jetzt die Reise in die pädagogische Provinz. Es war ja alles sonnenklar. Wohl schwang etwas wie Neugierde durch sein Gemüt; aber dieser Ton verscheuchte nicht die Wehmut, die ihn grenzenlos umfing. Er kam sich vor wie ein aus dem Paradies verjagter Engel, der nun Mensch geworden und durch die Wüste der Welt ziehen sollte, um seinen eigentlichen Vater zu suchen, seine Heimat. Die bisherige Heimat war ihm genommen, und der Makel blieb an seiner Person haften, wohin er auch wanderte — besonders in den Augen seiner geliebten Nata. Ein untergeschobener Sohn, ein Bastard!

Dies also war das ganze klägliche Geheimnis des Schlüssels! ... Ein Gefühl des Grimms und der Demütigung hatte von ihm Besitz ergriffen und verließ ihn keinen Augenblick ... Er sollte die Welt zerschmettern oder die Welt erlösen? ... „Ich — ein Bastard!“ ...

So saß er vor der entthronten Fürstin, selber in seinem Würdegefühl entthront. Nach außen ließ er sich kaum etwas merken, früh schon geübt, sich zu beherrschen. Der Oberst hatte auf weitere Fragen gänzlich geschwiegen, wieder der zugeknöpfte, gestiefelte Landknechtsführer, der mit seiner bekannten Handbewegung „Abgetan! Erledigt!“ ihn an Wismann verwies. Die Turnfeste nahmen des Soldaten ganzen Sinn gefangen.

„Sprechen wir also vom Dichter!“ sagte die Fürstin. „Wir müssen diesem wertvollen Menschen über die Klippe hinüberhelfen. Doktor Graumann hat mir ihn schon ernstlich empfohlen. Sie kennen Leander nur von der heitern und unterhaltsamen Seite. Dahinter aber droht nun Verbitterung. Er hat bis an die Grenze des erträglichen Maßes gelitten. Ich glaube, nun ist der Augenblick gekommen, wo uns das Schicksal ein Eingreifen erlaubt.“

„Ich kenne Herrn Leander in der Tat nur von seiner heiteren, ja kriegerischen Seite“, sagte Felix und entsann sich des Säbelgefechtes bei Graumann.

„Er ist eigentlich eine kindliche Natur“, erwiderte sie. „Und im Grund recht wenig

von Liebe besucht. Und hat doch selber so viel Bedürfnis nach wahrer Liebe, unfähig, sich wie die moderne Welt mit sinnlichem Ersatz zu begnügen! Sie, lieber Doktor, haben Ihr Vaterhaus, drei vortreffliche Menschen darin, und das schafft auf lange Lebenszeit hinaus Vorrat an Gemütskräften."

Felix senkte den Kopf; das hatte ihn wie mit einem Messer durchbohrt; er biß die Zähne zusammen. Seine Schwester — ach nein, nur noch Nata, Fräulein Nata Meister, stand leuchtend vor seinem Auge — so wie er sie zuletzt unterm Weihnachtsbaum am zweiten Festtage gesehen: ganz schlicht weiß gekleidet, mit kurzen Ärmeln, das hellblonde Haar in einen Knoten geknüpft, den Hals frei und mit ihren guten, guten Blauaugen ... Er war dem Weinen nahe ...

Aber er faßte sich und sprang mitten in die Sache: „Es ist mir ein Gedanke durch den Kopf gegangen, angeregt durch einen Studenten, der in Leanders akademischer Verbindung ist. Man will ihn zu seinem fünfzigsten Geburtstag feiern. Wollen wir den Rektor anregen, Leander zum Ehrendoktor zu ernennen? Er hat an der Universität einige Semester Naturwissenschaft studiert."

„Ausgezeichnet! Sie sprechen meinen eignen Gedanken aus! Sie selbst haben ja ebenfalls drüben studiert. Wollen Sie den Rektor und die Professoren der naturwissenschaftlichen Fakultät besuchen? Wollen Sie, mit einem Gruß und Brief von mir, die Vermittlung übernehmen?"

Die Fürstin klatschte in die Hände. „Glänzend! Ich spüre, daß es gelingen wird. Es ist ja zum Lachen, solch ein Doktortitel für einen Dichter, aber es wird ihn beleben, es wird sein Ansehen bei den Zeit- und Zunftgenossen erhöhen. Also!"

Es wurde alles gründlich durchgesprochen. Man beschloß, zur Vorfeier des Geburtstages eine Festlichkeit der „Bäume" zu veranstalten, der Freunde der Fürstin. Felix saß wohl zwei Stunden bei der vielseitigen, geistbelebten und nie ermüdenden Frau. Übrigens gefiel er ihr in seiner schönen Gehaltenheit so sehr, daß sie beschloß, ihn sofort am Abend des Dichterfestes in die edle Schar der Baumrunde aufzunehmen.

* * *

Nacht mußte sein und der orangefarbene Mond über Rosen und Jasmin im Duft des östlichen Horizontes aufblühen, wenn das Fest der Bäume steigen sollte. Ein solches Vollmondfest im verwilderten Garten der Fürstin war von besonderem Reiz. Dann tanzten die Baumnymphen, die Dryaden, und woben Strahlen der Freundschaft um den Menschen, der auf den Namen eines Baumes getauft war. Es ward eine magische Verbindung zwischen Mensch und Naturwesen hergestellt. Wie jeder Baum seine besonderen Schutzgeister hat, so auch jeder Mensch. Die Feste, von unerschöpflich launigen Reden und ebenso unerschöpflicher leichter Bowle gewürzt, dehnten sich oft von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang aus.

„Schade um den vielen Geist," sagte Leander zu Felix, „der an solchen Abenden versprüht, aber nicht schriftlich festgehalten wird, obwohl wir schon lang eine Zeitschrift ‚Daphne' planen."

Leander war wieder vollständig im Gleichgewicht, ja aufgeräumt und ausgelassen. Die Tiefstimmung war weggeblasen. Er erklärte im Garten dem etwas fremd unter den Stammgästen stehenden Felix mit Übermut das Wesen dieser Tafelrunde.

„Diese Baumrunde", sprach er, „ist ein eingetragener Verein E. V. oder G.m.b.H. zur Züchtung von Genie. Sie wissen von jener Nelkenkultur: nun, dies ist eine Genie-

kultur. Was Sie da herumstehen sehen, hat den Geniestab im Tornister — als Anwartschaft, mein' ich; ob dieser Marschallstab wirklich geschwungen wird, ist eine andere Sache. Wir sind alle ohne Ausnahme verkappte Königssöhne und ziehen aus, um ein Königreich zu erobern und eine Prinzessin; das Königreich ist unser von innen heraus strahlendes Werk, die Prinzessin ist Weisheit und Liebe. Sprache der Symbolik, verstehen Sie wohl, Wertester? Sie schauen mich mit der Ihnen eigenen Ernsthaftigkeit aufmerksam und gesammelt an — das ist schön von Ihnen, aber ich lese in Ihrer Pupille Frage über Frage. Heraus damit!"

„Ich dachte einen Augenblick, die Fürstin hätte vielleicht verkappte politische Absichten und —"

„Unsinn, mein Lieber!" rief Leander. „Die Fürstin denkt nicht daran. Es ist ihre Form, sich ihre Freunde um sich zu sammeln."

„Dies erinnert mich an die Rokokozeit, wo es gleichfalls solche Hainbünde und Schäferspiele gab", erwiderte Felix.

„Es muß wieder Rokokozeit werden," rief Leander, der heute durch einen gut sitzenden Gehrock glänzte, „aber eine Stufe höher! Betrachten Sie diesen verwitterten pausbäckigen Amor auf dem alten Springbrunnen: er schaute schon in die Goethezeit, ebenso diese ungeheure alte Tanne dort hart neben dem Häuschen. Einer unbeglaubigten Legende nach soll Goethe in diesem Häuschen als Gast des Fürsten an Wilhelm Meisters Wanderjahren oder so was Ähnlichem geschrieben haben. Nach einer weiteren Legende hat in dem Kellergeschoß, in das wir uns nachher verfügen werden, ein Vorgänger unserer Fürstin ein alchemistisches Laboratorium gehabt und der edlen Kunst der Goldmacherei mit düstrem Eifer nachgejagt. Unedle Metalle in das edle verwandeln — verstehen Sie? — eine herrliche Kunst! Abermals Sprache der Symbolik! Diese Geheimsprache des Irrationalen, dem Wissenden sofort verständlich, ist Gegensatz zu allem, was nach Rationalismus oder Vernünftelei schmeckt. Übrigens weiche ich in diesem Hauptpunkt von den Alchemisten ab: nie und nimmer läßt sich Unedles in Edles umwandeln, sondern das Edle steckt schon in unedlen Begleitstoffen gefangen und läßt sich herauslocken, entfalten, ermutigen — verstehen Sie? Goldmacherkunst ist Goldweckerkunst: der selber Veredelte zieht magnetisch Edles an. Gleiches zu Gleichem! Verstehen Sie das, Wandrer nach dem echten Gold?"

Felix nickte ernsthaft. Das große Rosenrondell um den Springbrunnen hatte sich mit fünfzehn bis zwanzig Menschen gefüllt. Die Sonne war zwischen Baumwipfeln heimgegangen. Ein letztes Abendrot flimmerte durch eine blühende breite Linde. Amseln riefen ihren Gefährten; eine Grasmücke plauderte im Gebüsch noch einmal allerlei hastig herunter, verstummte dann und verflog. Das Rotkehlchen auf dem Giebel des Häuschens gab in der ihm eigenen zerdrückten Stimme eine kurze Strophe kund. Und da stieg im Osten auch schon der weiße Vollmond über die Frühsommerpracht empor ...

Hildebrandt, zugleich Diener, Herold und Ansager, trat zu den versammelten Gästen, hob den weißen Stab, an dessen Ende ein Rosenstrauß Gewicht und Würde des Heroldstabes erhöhte, und rief: „Die versammelten Bäume sind gebeten, sich hinter das Häuschen zu verfügen und Platz zu nehmen." Und alles setzte sich in Bewegung, dunkle Herren und helle Damen, Professoren und Archivräte, Schauspieler

und Künstler — Birke und Buche, Haselnußbaum und Eibe, Weide und Hollunder, wilder Rosenbusch und Apfel-, Kirsch- und Birnbaum — sie wanderten um das Häuschen und fanden dort Stühle und Bänke aufgestellt, mit dem Blick in die tief in den Hintergrund schattende, bereits von beginnender Nacht überschleierte Allee. Jubilar Leander wurde in einen besondern, den anderen voranstehenden Korbsessel gebeten. Ein Gongschlag Hildebrandts ertönte: das Spiel begann mit Musik der seitwärts unter Büschen versteckten kleinen Hauskapelle. Die Fürstin an der Harfe, ein Fachmann mit der Flöte, andere mit Geigen und Bratschen — sakrale Stimmung eröffnete das Weihespiel.

Ein Zug von weißgekleideten Priestern und Priesterinnen kam paarweis aus der Tiefe der Allee singend herangewandert. Sie trugen Papierlaternen am Stab, und man vernahm als immer wiederkehrendes Rufwort den Namen „Helios! Helios!" Die Fürstin hatte das Spiel gedichtet und vertont; es war ein Gebet an die Sonne; Worte aus Leanders Werken waren hineingeflochten, das Kehrwort sangen die musizierenden Künstler jedesmal mit, was ungemein verstärkend wirkte, als ob die Büsche und Bäume selber lebendig würden. Dann stellte sich die Priesterschar in großem Rund um einen mäßig hohen Naturaltar, der in der Mitte ragte. Und schon kamen tanzend leichte weiße Elfen herbeigeeilt und sangen in ihrer jugendlichen Art gleichfalls das allbelebende Gestirn an, daß es segenspendend sich annehmen möge der sorgenverfinsterten Menschheit. Und endlich, mit schön klingendem Alt auf ihren Grundton einstimmend, schritt aus der Tiefe kommend die Oberpriesterin dreimal um den Altar, trat dahinter, hob wie alle anderen im Kreise die Hände: „Helios! Helios!" — und entzündete in demselben Augenblick die hoch aufschießende heilige Flamme. Mit einem brausenden Jubelgesang aller Beteiligten schloß das kurze Spiel.

Die Nacht war herabgesunken; aber die Flamme und die Laternchen, die nun im Rund an die Bäume gehängt wurden, erhellten mit dem steigenden Vollmond zur Genüge die Gesellschaft. Jetzt eine Stille. Alle Darsteller nebst Musikanten traten auf den Dichter zu; die Zuschauer erhoben sich. Die kleinste Elfe trug einen Lorbeerkranz in kindlichen Händen und sprach, vor Leander stehend, in wirklich schöner, herzergreifender Weise Verse des Dankes, daß auch er sich lebenslang gemüht habe, den Menschen das Sonnenlicht zu bringen; sie sei ausgesandt von hohen Mächten und Meistern, von Göttern und Geistern, ihm innig zu sagen, er möge nicht verzagen — „denn so gewiß ich als kleinste der Elfen, mein Dichter, vor dir stehe und dir ins Menschenantlitz sehe, wir alle werden dir helfen! Glaub' mir: einst wird es tagen!"

Damit setzte sie dem tief ergriffenen Dichter den Lorbeerkranz auf das früh ergraute Haupt. Leander war aufgestanden, neigte sich vor dem anmutigen Kind und küßte es, lorbeergekrönt, unter Tränen auf die Stirn. Er schämte sich der Tränen; aber ihm war, als ob alle Kämpfe der letzten Jahrzehnte sich in ihm noch einmal wehvoll zusammendrängten, krampfhaft, in einem letzten schweren Herzstoß — um dann für immer zu entweichen. Ein Kind hatte ihn gesegnet. Der Sonnengott mit seiner geweihten Flamme strahlte ihn an.

Dann aber, als er sich erholt und mit allen Anwesenden Händedrücke gewechselt hatte, nahm er den Kranz wieder vom Haupte, trat vor die Fürstin und erbat sich

Gehör. Und nach Worten tiefsten Dankes, daß er ohne diese Lichtgöttin und andere edelgestimmte Menschenfreunde längst verkommen wäre, daß ihm die edle Frau noch vor wenig Tagen den Glauben wieder gestärkt habe, setzte er ihr den Kranz auf das dunkle Haar. Ein allgemeiner brausender Beifall bestätigte die Krönung.

Nach einer Pause, die mit fröhlicher Unterhaltung ausgefüllt war, wobei sich die kostümierte Spielschar unter die Gäste mischte, das Farbenbild bereichernd, trat eine der Priesterinnen wieder vor. Dieser zweite Teil wurde durch den Vortrag von Gedichten Leanders vor dieser empfänglichen Hörerschaft angenehm belebt. Die Stimmung war gehoben, die Juninacht mild, und Hildebrandt sorgte mit seiner Küchenkunst für gesteigertes Wohlbehagen.

Felix saß zur Seite der Fürstin und unterhielt sich besonders über Wismann und die pädagogische Provinz. Nach geraumer Zeit klopfte der Dichter — der Weißdorn, der am Rande der Waldung zugleich Wipfelwart ist und wilden Vöglein Herberge bietet, der durchsungene, blühende Weißdorn, aus dem einst des schottischen Barden Merlin seherische Stimme tönte — Leander-Weißdorn klopfte ans Glas und verkündete die bevorstehende Aufnahme und Taufe eines neuen Mitgliedes. Die Festgemeinde erhob sich und stand im Halbkreis um Felix, der auf besonderem Stuhl in der Mitte saß und, nur wenig verlegen, mit dem ihm eigenen freundlich-feierlichen Ernst dem Kommenden entgegensah.

„Fürstin der Bäume, versammelte Wipfel, kläglicher Täufling!" So begann der muntere Dichter, vor Felix stehend. „Es bewegte mich an diesem Abend zuerst ungewöhnlich, daß wir einen Urenkel von Goethes Wilhelm Meister in unsern Kreis aufnehmen. Aber ich habe dieses feierliche Gefühl der Rückschau abgeschüttelt. Laß auch du dich deine Abstammung nicht anfechten, junger Neuling! Ich habe schon oft unverzagt die Ketzerei ausgesprochen, daß mir die Goetheforschung, wie sie heute getrieben wird, ein Greuel ist, schlechthin ein Greuel. Es ist zwar ein großes Bewußtsein, der Ehrfurcht wert, daß in diesem Raum einmal ein Goethe gedichtet hat oder daß ein Urenkel besagten, oft überaus langweilig beschriebenen Meisters vor mir sitzt! Doch Heil dem Lebendigen! Jeder ist ein Eigener, merk dir das, junger Mann! Jeder hat mit aller schuldigen Ehrfurcht vor den großen Vorgängern seinen Weg zu gehen, sein Leid zu tragen, sein Schicksal selber zu schmieden, seine Freuden selbständig auszustrahlen — da tritt kein anderer für ihn ein, wie unser prächtiger Schiller mit Recht sagt. Und jeder muß dankbar sein, wenn er dann in der lebendigen Umwelt gute, lebendige Herzen findet, die in seinen ihm auferlegten Rhythmus gleichfühlend einstimmen. Heil dir, Lebendiger, wenn du dich selbst und solche treue Herzen findest! Ich nannte dich ‚kläglich', denn auch du huldigst noch der unzulänglichen Meinung, der Mensch sei das höchst entwickelte Lebewesen. Falsch! Erst wenn der Mensch über sich hinaussteigt und sich in einen Baum verwandelt, ist er mit dem göttlichen Licht wahrhaft verbunden. Der Mensch will machen, der Baum aber wachsen. Was heißt wachsen? Das in ihm ureigen Keimende aufblühen und Früchte tragen lassen, gelockt vom Licht, begnadet von Tau und Regen. Lichthungrig sind wir Bäume. Licht aber ist Gnade von oben. Laßt einer Pflanze im Keller nur ein Ritzchen Licht — und sie sucht und findet diesen winzigen Strahl. Meine Freunde, in all diesen Büschen und Bäumen um das Häuschen her weben jetzt im Wachstum des Jungsommers die Geister des Lichtes, vom Mond angezogen, tanzend über die

tauigen Waldwiesen. Laßt uns Freunde sein diesen Unsichtbaren! Laßt uns nicht vernünfteln, sondern lieben! Die Menschen sind laut und durchlärmen die steinernen Städte: wir Bäume lauschen und rauschen das Erlauschte, wie Harfen vom segnenden Winde der Gottheit durchweht. Du wirst, junger Anfänger, die Symbolik der Baumsprache noch tiefer verstehen lernen und die Gnade preisen, selber lauschen und rauschen zu dürfen. Verschwinde als Mensch ins Schattenreich — erhebe dich als Baum!

Ein reiner Tor, dem Parzival verwandt,
Ein Hainbaum aus Dodonas heil'gem Land,
Von Blitzen oft besucht, den Gottgedanken,
Sollst du im Sturm des Zeitgeists nimmer wanken:
In Gott gegründet, nicht in dürft'gem Sand!
Erhebe dich als Eiche!"

Er betonte stark das Wort „Eiche", spritzte einige Tropfen aus einer Schale über den Täufling und drückte ihm als erster die Hand. Alle riefen dröhnend „Heil, Eiche!" und beglückwünschten den neuen Gefährten auch ihrerseits, die Fürstin zuerst.

Dann nahm die unterbrochene allgemeine Feststimmung ihren fröhlichen Fortgang und warf ihre dichterisch und musikalisch belebten Wellen bis ins aufglimmende Morgenrot.

Sechstes Kapitel: Der Dichter

In der Nachbarschaft waren Gewitter mit Wolkenbrüchen niedergegangen, hatten ein Dorf unter Wasser gesetzt, Kleinvieh vernichtet und Saaten überschwemmt. Bei solchen Anlässen stand Rolf Leander am Fenster seines Stübchens, schaute in die fernen Gewölkflammen, ließ das herüberrollende Donnern über sich ergehen und hatte seine schwere Stunde. Er sah die Wirkungen des Ungewitters, obschon es fern war; und er empfand keine reine Freude an dem malerischen Schauspiel der blitzespeienden Gewölke. Die Nichtigkeit der menschlichen Natur gegenüber Schicksal und Witterung und die wirtschaftliche Not des verarmten Landes kamen ihm bei solchen Anlässen erschütternd zum Bewußtsein. Er konnte sich nicht aus seiner trüben Versunkenheit losreißen; er saß und war zu jeder Arbeit unfähig. Den ganzen folgenden Tag hindurch lag ihm die Nachwirkung dieses Bildes der verheerenden Wetter in den Gliedern. Es war in ihm eine Art Frömmigkeit, eine Anbetung des Unerforschlichen, vor dem er sich in Demut beugte.

An diesem Tage der tiefernsten Innerlichkeit, wo sich gar kein Wunsch in ihm regte, nur ein tiefes Mitgefühl mit allen leidenden Mitmenschen, nahm sein eignes Geschick eine bedeutsame Wendung.

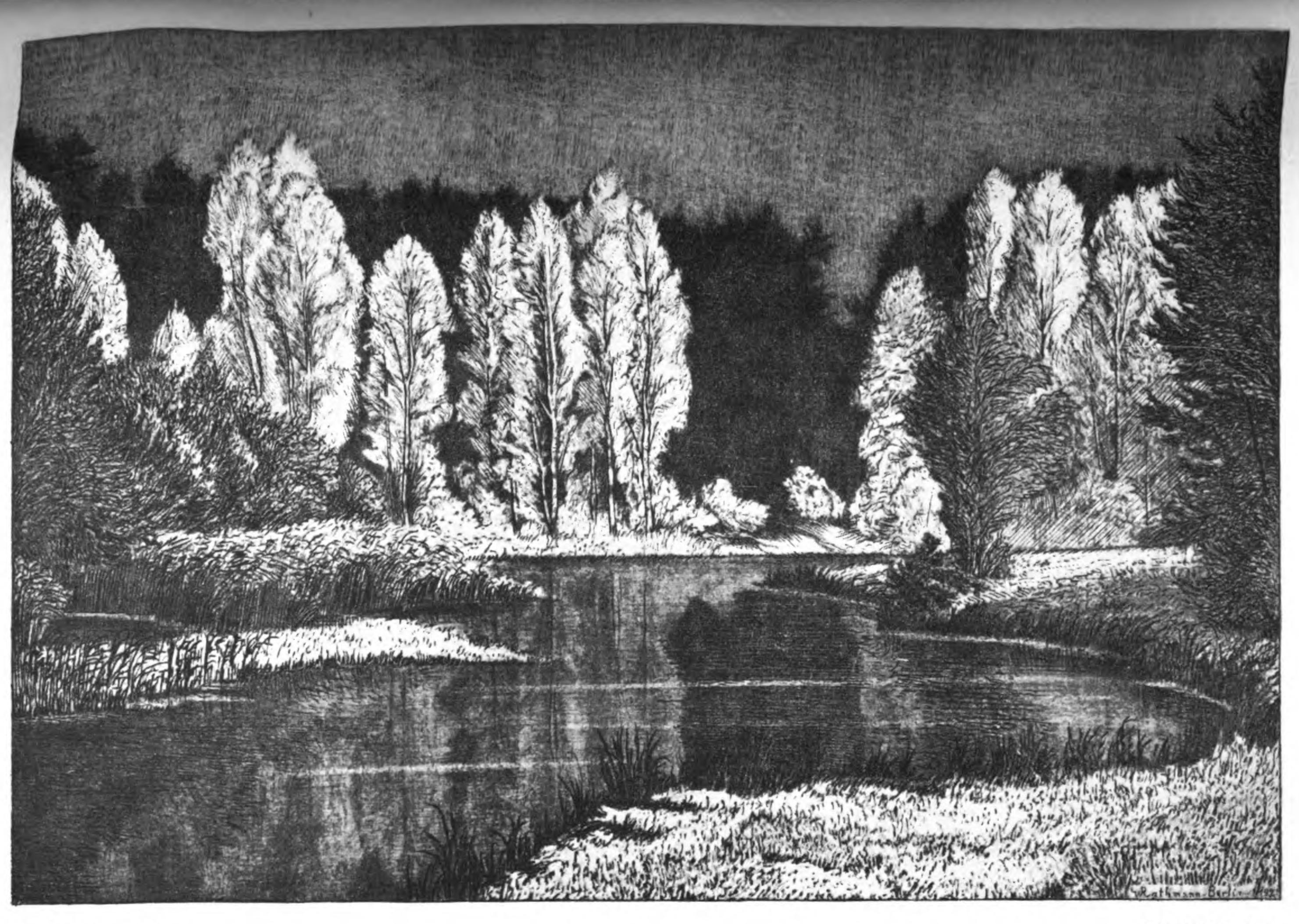
Felix hatte dabei ganz bedeutend mitgewirkt. Der junge Arzt fühlte sich wieder vom Zauber der kleinen Universitätsstadt umsponnen, an der er einige fröhliche Anfangssemester verlebt hatte, und war geehrt durch den Auftrag der Fürstin, der seine Schritte beflügelte. Wie schön leuchtete die jungsommerliche Welt! Von jenem Unwetter in der Nachbarschaft waren nur Regengüsse schadlos über die Stadt gegangen. Erfrischt blühte die Natur weiter. Hellrote Kletterrosen quollen in dicken Büscheln über Gartenmauern; die schmalen Gassen waren belebt von bunten Mützen, flanierenden Mädchen und dem behaglichen Getriebe der Kleinstadt; Schenktische mit

Studenten standen im Freien; das Geriesel des Marktbrunnens ward übertönt vom Treiben der Zecher.

Felix verweilte nicht lange in diesen feucht-fröhlichen Kreisen; er war geadelt durch seinen Auftrag. Was er einst als Fux bestaunt oder belacht hatte, diese feisten, alternden Semester, die an der Bierbank kleben und sich zur Abgangsprüfung nicht entschließen konnten, das war nun zwar seltener geworden, begegnete ihm aber immer noch und war seiner spannkräftigen Tatnatur widerlich. Er wich dieser studentischen Scheinromantik und all dem Bierdeckelgeräusch aus und besuchte die Professoren, die in Sachen des Ehrendoktors mitzusprechen hatten.

Es gelang. Seiner natürlichen, ungekünstelten Herzensberedsamkeit war voller Erfolg beschieden. Der Rektor und der Dekan der Naturwissenschaftlichen Fakultät wurden leicht gewonnen; ebenso die anderen Herren, die in Betracht kamen. Mehr noch: eine hingeworfene Bemerkung des Dekans brachte ihn auf den Einfall, den Oberbürgermeister aufzusuchen und für den bedrängten Dichter, den Sohn der Stadt, eine kleine Jahresrente zu beantragen. Dies machte weitläufigere Bemühungen notwendig, denn es ging an den Geldbeutel. Aber auch dafür wurden die Stadträte erobert. Und schließlich ward ein Buchhändler in Bewegung gesetzt, der ein Schaufenster mit Leanders Bild und Büchern schmückte. Die Backfische begannen für den spät entdeckten Poeten zu schwärmen. Es war zwei Tage vor seinem fünfzigsten Geburtstag.

Felix traf den Dichter, wie er von seinem Freunde, dem schlanken Bibliotheksdirektor — auch ein Baum — herunterkam und unter beiden Armen Büchermassen trug. „Her da, starke Eiche!" rief der Weißdorn, „helfen Sie tragen!" Und als ihm Felix Bücher abgenommen hatte, sprach Leander, die Stirn wischend: „Sie ahnen schwerlich, womit ich mich da belaste! Mein Fach war ursprünglich Naturwissenschaft, aber dann bin ich in Geschichte und Philosophie geraten und habe überhaupt mit dem Studium aufgehört, als mir das Geld ausging. Und nun, sehen Sie: diese Schmöker und Schinken gehören in das Gebiet der englischen Geschichte. Bacon-Shakespeare-Frage! Da staunen Sie, was? Um diese beiden Namen spinnt sich ein entzückender Roman. Hören Sie also! Francis Bacon, der Jurist und Naturforscher, englischer Großkanzler, Graf von St. Alban, einer der höchsten Würdenträger also — soll der Sohn der Königin Elisabeth gewesen sein: nämlich aus einer heimlichen Ehe der Königin mit Lord Leicester (so sagen die Baconianer). Bacon hatte demnach Anwartschaft auf den englischen Thron; aber die Elternschaft ward auf das allerstrengste geheimgehalten, auch vor ihm selbst; das Offenbarwerden, daß die jungfräuliche Königin heimlich vermählt wäre und einen Sohn besäße, hätte ihm den Kopf gekostet. Staunen Sie noch mehr! Dieselbe Königin hatte aus derselben heimlichen Ehe einen zweiten Sohn, den Grafen Essex (so sagen die Baconianer). Staunen Sie immer weiter: Dieser Essex wird in einen Aufstand gegen die Königin verwickelt — also gegen seine Mutter —, wird vor Gericht gestellt, und sein scharfsinnigster Ankläger, der ihn zum Tode verurteilen läßt, ist sein eigener Bruder Francis Bacon! Was sagen Sie zu solchen Schauermären, nichtsahnender Felix? Essex wird hingerichtet; das englische Volk ist außer sich; Bacon schreibt eine Rechtfertigungsschrift, um die Königin und sich selber zu decken. Hernach unter Jakob zu hohen und höchsten Ehrenstellen gelangt, wird Bacon der Bestechlichkeit angeklagt, gibt seine Verfeh-



Im Märchenwald — W. Rathmann

lungen zu, muß ungeheure Summen zahlen und wird in ländliche Stille verbannt. Dieser Ehrenmann also soll Shakespeares Dramen gedichtet haben! Er verleugnete oder verbarg aber seine Verfasserschaft ebenso geschickt wie seine königliche Sohnschaft. Was sagen Sie zu diesem Roman genialer Geheimtuerei und seinen psychologischen Problemen?!"

Felix war über diese Fragen nicht auf dem laufenden, lauschte jedoch mit ganz besonderer Spannung. Auch ein Sohn aus heimlicher Ehe? Auch einer also, der seine Abstammung verbergen muß —?! Seltsam! Sie waren an Leanders Haustür angekommen; der Dichter nahm seine Bücher wieder unter den Arm.

„Nebenbei, Felix, wissen Sie's schon? Es läuft ein Gerücht um, man wolle mich zum Ehrendoktor ernennen! Mich ungelehrtes Huhn! Jawohl, wie ich da vor Ihnen stehe. Ich werde also meine Bacon-Arbeit ganz wissenschaftlich machen und der Universität widmen. Kommt es Ihnen nicht furchtbar spaßig vor: Doktor Rolf Leander?"

Felix lachte. „Ich beglückwünsche Sie, Weißdorn, und kann aus eigenster Kenntnis die Tatsache bestätigen. Bei der akademischen Preisverteilung wird sie urbi et orbi verkündigt werden. Halten Sie übrigens einen reinen Kragen und einen anständigen Rock bereit, denn Rektor und Dekan kommen vermutlich gar noch persönlich auf Ihre Stube und bringen Ihnen die rote Kapsel."

„Wirklich? Also es ist wirkliche und wahrhaftige Tatsache? Ich hielt es immer noch für Geschwätz und Schabernack. Hei, Mann, ich komme mir ja selber wie ein lange versteckter Kronprinz vor, der nun entdeckt wird und den Thron des Lebens besteigt! Kommen Sie mit auf meine Bude, Kollege Doktor, wir leeren eine Flasche miteinander — na, was denn? Ich habe noch eine Flasche Selterswasser!"

„Nein, danke, ich muß an die Bahn, um ein paar Freunde abzuholen, die übrigens an dem Festessen Ihrer Verbindung zu Ihren Ehren teilnehmen werden. Es ist ein Student Gros mit seiner Schwester."

„Ach ja, richtig, ein Festessen meiner Kommilitonen harrt ja meiner auch noch! Leute, Leute, wen pump' ich denn geschwind an?"

„Haben Sie nicht mehr nötig, Weißdorn. Der Stadtdirektor wird Ihnen ein Sümmchen als Ehrengabe auf die Stube bringen."

„Mensch, Meister, Doktor, Eiche, Felix — sind Sie des Verstandes beraubt oder ein Götterbote?! Wenn Sie nicht ein so ernsthafter, lieber Freund wären, würd' ich annehmen, daß Sie mich foppen wollen! Der Stadtdirektor?! Ein Jahresgehalt?! Kommen Sie stante pede mit herauf, damit ich Sie umarme, nachdem ich diesen Bacon-Unsinn abgeschleudert habe!"

Felix ging in der Tat auf einen Augenblick mit hinauf und erzählte Einzelheiten. Leander umarmte ihn stürmisch und gerührt.

„Götterjüngling! Also bin ich doch noch nicht ganz von Gott verlassen?! O Himmel, einer allein glaubt das ja gar nicht! Ehrendoktor! Und eine Ehrengabe! Mann, ich werde heiraten! Wen, weiß ich noch nicht, aber ich werde nun seßhaft, ein Bürger, ein Rentner, ein doktorierter Spießer — hei, göttlich!"

Er rieb die Hände und lief im Zimmer umher. „Sie werden vielleicht sagen, ich sei ein Halbnarr? Bin ich auch, bin ich! Ein kreuzvergnügter Halbnarr! Himmelhoch

jauchzend, zum Tode betrübt, aber immer verliebt! Meine Lebens- und Liebesgeister schwirren wieder hoch, die nur noch am Boden krochen. Und dabei habe ich heute morgen einen Brief erhalten, der mich eigentlich ergrimmt und verstimmt hat. Sie kennen die schöne Frau Edith von Wildenhain? Unter uns gesagt: wir hatten eine redliche, feinmenschliche Freundschaft miteinander geschlossen. Da mischt sich ihr Gatte, der Gutsbesitzer und Jäger drein, verhudelt dieses zarte Gespinst mit knochigen Fäusten und tut das dümmste, was ein Ehemann tun kann: er wird eifersüchtig! Und in der Eifersucht wird er zu seiner Frau zärtlich und verspricht ihr eine Weltreise, ihren lang gehegten Wunsch! Was wird das Ende vom Liede sein, Felix? Entweder reizt er mich, den Kampf mit ihm aufzunehmen und, mächtiger als er, dem Rohling die Frau zu entführen, also Freundschaft in Leidenschaft zu verunedeln — oder andrerseits völlig zu entsagen. Das letztere wird natürlich meine Wahl sein. Edith ist eine immerjunge Backfischnatur, eine glänzende Tänzerin und Tennisspielerin, immer ein bischen Salon und so wenig wie ich zur Tragik veranlagt. Die Sache wird ihrerseits mit einem dritten Kind enden, ehelich gezeugt, kein Bacon-Shakespeare-Roman, und — Herr von Wildenhain wird nach kurzem Versöhnungsrausch einen Rehbock wieder höher schätzen als sein Weib. Die Ehe wird als nüchternes Nebeneinander weiterwursteln, kein Miteinander. Ich aber" — plötzlich erhellte sich sein Gesicht, er rieb wieder die Hände und schaute mit zusammengekniffenen Äuglein unaussprechlich komisch durch seinen scharfen Kneifer, — „ich aber bin Doctor honoris causa und beziehe eine Jahresrente! Punktum! Was sagen Sie zu dieser Liebesgeschichte mit dem abgeschmackten Schluß?!"

„Ich sage, daß ich vergnügt bin, Sie so vergnügt zu sehen, und daß ich nun schleunigst an den Bahnhof jagen muß."

„Halt! Noch einen Augenblick! Sie haben das Tiefste noch nicht vernommen, wenn Sie nun voreilig weglaufen! Denn Sie wissen noch nicht, was ich aus dem Bacon-Shakespeare-Schauspiel machen will. Sehen Sie, da liegt Gobineaus Roman ‚Das Siebengestirn': setzt prächtig ein, wird gegen Ende unglaublich schwach. Vernehmen Sie nun diese Stelle im zweiten Kapitel! Hier: ‚Wir sind drei wandernde Königssöhne,' so spricht der eine der drei Freunde zu den andern; ‚Sie werden mich empfindlich beleidigen, wenn Sie zögern, diese Wahrheit anzuerkennen.' In Wahrheit sind diese drei nämlich gar keine Königssöhne; aber er erklärt das so: ‚Wenn der arabische Erzähler, indem er seinem Helden das Wort gibt, in seiner Geschichte damit beginnt, daß er ihn die geheiligten Worte aussprechen läßt: Ich bin ein Königssohn, so ist in den meisten Fällen die so vorgestellte Persönlichkeit ihrem Äußern nach nichts anderes als ein vom Glücke sehr stiefmütterlich behandelter armer Teufel.' Gleichwohl — Felix, passen Sie nur auf: was sagt eigentlich das magische Wort Königssohn? Nun, daß jener Held mit besonders kostbaren Eigenschaften begabt ist, daß er also sagen will: ich habe ein kühnes und hochherziges Temperament, das den gewöhnlichen Verlockungen gemeiner Naturen nicht zugänglich ist; mein Geschmack ist unabhängig von der Mode, ich liebe und hasse selber, nicht nach den Anweisungen des Tageblattes; die Unabhängigkeit meines Geistes und die Freiheit meiner Ansichten sind unerschütterliche Vorrechte einer edlen Abstammung; der Himmel hat sie mir in die Wiege gelegt, wie die Prinzen des königlichen Hauses von Frankreich das blaue Band vom Orden des Heiligen Geistes erhielten — kurz,

Freund Felix, das Wort Königssohn hat plötzlich symbolische Bedeutung erhalten. Verstehen Sie? Merken Sie was? Wer dem Herzen nach ein Königssohn ist, steht oberhalb der Masse, hat eine Ausnahmestellung, hebt sich streng und stolz vom Hexensabbat der niederen Schurken ab. Sprache der Symbolik — und Forderung der Ethik! Verstanden?!"

Leander lief mit schwungvollen Armbewegungen im engen Stübchen auf und ab und schaute Felix herausfordernd an. „Was sagen Sie zu diesem großartigen Ausblick, junger Lebenslehrling? Was soll mich hindern, mich selber für einen Königssohn oder Königsurenkel zu halten? Was mich hindern, mich königlich zu benehmen? Irgendwo unter meinen Ahnen waren ganz bestimmt einmal Könige und Führer: ihr Blut hat sich in meinem Blut wieder emporgekämpft aus der Roheit niedriger Jahrhunderte. Meine Lebensgestaltung beweist es. Ich bin in Wahrheit Edeling, denn ich benehme mich edel. Von hier aus werfe ich dann einen Scheinwerferstrahl zurück auf Bacon. Wie steht's mit dir, Francis? War dein Leben wirklich untadelig und adelig, sogenannter Königssproß? Nein, mein Junge! Ein Mann wie du, bestechlicher Kapitalist, schreibt keine Shakespearedramen! Ha, was sagen Sie, Felix? Da bleiben Rasseforschung und Schädelmessung zurück. Eine neue Ethik!"

Felix hatte aufmerksam dem Gedankengang gelauscht.

„Und Ihr Schluß?"

„Meine Arbeit besteht aus drei Teilen: historischer Teil — symbolischer Teil — ethische Forderung. Sei ein Königssohn! So klingt mein Werk aus. Jeder Gralsucher, wie wir dastehen, hat Anwartschaft auf Thron und Reich: auf das Gottesreich der Weisheit, Schönheit und Liebe. Jetzt laufen Sie, Götterknabe!" Er schüttelte ihm die Hände. „Sie haben einen glücklichen Handgriff, Sie ziehen magisch das Gute an, Sie sind von ganz ausgezeichneten Lichtgeistchen umflogen — kurzum — Sie sind ein Königssohn!"

* * *

Ein Königssohn ... Unter dem Eindruck dieses eigenartigen Gespräches eilte Felix an die Bahn, um Helmut und Liane abzuholen. Ein Königssohn! Also ist die äußere Abstammung belanglos, sobald du selber dein Leben meisterst und gestaltest! Vielmehr: erst aus deiner Gestaltungskraft wird man rückschließend Wert oder Unwert deiner Abstammung feststellen. Ein Faulpelz und Taugenichts, wenn er auch leiblich von Königen abstammt, ist kein Königssohn, sondern mag den Strohtod sterben, den Faultod! Hier aber sind königliche Eigenschaften aus den jahrtausendelangen Reihen der Geschlechtermischung wieder hindurchgebrochen und haben den Träger veredelt. Es ist also mit der Abstammung wie mit den Versuchen der Nelkenzüchter — nur am Erfolg sichtbar, nicht zu berechnen ... Wie das Genie, das keiner vernünftelnden Erklärung zugänglich ist ... Gräme dich also nicht, wes Kind du seist, Felix! Hammer her! Schmiede dein Schicksal selber! Zeige, was in dir steckt!

Er flog durch das Hetzgewimmel der Eilwagen und Motorräder mit ihrem widerlichen Gesumm und Gemurr federnden Fußes an den Bahnhof hinauf und begrüßte die schönen Geschwister. Helmut war mit einem Rucksack bepackt und trug den Koffer der entzückend fraulich anmutigen Schwester. Als Felix die zwei schönen Menschen erblickte, schwang der angeschlagene Gedanke sofort weiter. „Siehe da, Königskinder auch diese! Sie halten vornehm und tapfer zusammen!" Er dachte dabei mit etwas

unsichern Gefühlen an sein eigenes Verhältnis zu Natalie; und ihn durchrann erneute Wehmut und Sehnsucht nach Klarheit.

„Sie staunen, daß ich meine Schwester mitbringe, nicht wahr?“ sagte Helmut nach den ersten Begrüßungsworten.

„Im Gegenteil, ich verstehe, daß Sie ihr gern eine aufheiternde Abwechslung verschaffen möchten. Was macht Ihr prächtiger Kleiner, gnädige Frau?“

„Der gedeiht gut, danke. Er ist entwöhnt und bei einer Freundin geborgen.“

„Und Henner?“

„Ein guter, treuer Gehilfe!“

„Er arbeitet wie ein Sklave“, warf Helmut ein. „Und im übrigen betet er stumm meine Schwester an. Sein Geist ist nicht umfangreich, aber sein Herz ist echt wie Gold. Solche wahrhaft treuen Menschen sind selten. Ich verstehe, daß mein verstorbener Schwager so sehr an ihm gehangen hat. Was er anfaßt, gelingt. Er hat den guten Blick und eine gesegnete Hand. Doch um gleich auf die Hauptsache zu kommen: wissen Sie, wohin ich meine Schwester bringe?“

„Nein, Sie machten in Ihrem Briefe nur eine Anspielung, daß Sie morgen oder übermorgen von hier gleich weiterreisen würden.“

„Ja, ich begleite meine Schwester hin. Unser Reiseziel ist nämlich — das Ihrige. Sie haben uns ermuntert, als Sie davon erzählten. Wenn Sie jenen Hügel dort drüben besteigen, so sehen Sie bei klarem Wetter ganz fern die blaue Berglinie, die sich in der Nähe auflöst in grünen Wald.“

„Nach der pädagogischen Provinz?“

„Ja, denken Sie!“ sagte Liane schüchtern und sah in ihrem Trauerkleid gar bescheiden und holdselig aus. „Wir reisen zu Konrad Wismann. Da ich Kinder so gern habe, kam ich auf den Gedanken, ihm zu schreiben, ob er mich vielleicht gebrauchen könnte. Er antwortete sogleich, ich sollte kommen und mir die Verhältnisse ansehen.“

„Das trifft sich ja köstlich,“ rief Felix, „so reisen wir zusammen!“

„Ich hatte schon längst ein Gefühl, daß meine Schwester dorthin paßt“, meinte Helmut.

„Gewiß paßt sie dorthin,“ bestätigte Felix, „und wird sich mit meiner Schwester Natalie vortrefflich verstehen.“

Er schaute mit Freuden auf die wohlgebildete, wenn auch nicht große junge Frau, die elastisch neben ihm herschritt. Den Koffer hatte er Helmut abgenommen und schritt nun angeregt neben den beiden einher, aufs neue entzückt von Lianens flachsblumenblauen Augen, die zauberhaft aus dem schweren, dunklen Haar und dem rosigrunden Gesicht leuchteten. Sie schien sich ihrer Schönheit gar nicht bewußt zu sein. Oder war sie doch Weib genug, zu fühlen, daß Felix sie mit Wohlgefallen betrachtete? Hatten ihre Augenstrahlen einen besonderen Schmelz zarter Dankbarkeit, wenn sie zu dem blonden Jüngling emporflogen, der so entscheidend in ihr Leben eingegriffen hatte? Sie hatte in strengster Zurückgezogenheit ihr Kind genährt und ihre Witwentrauer still verklingen lassen; sie betrat nun mit all ihrer angesammelten Wärme zum erstenmal wieder die bunte Öffentlichkeit, eindrucksfähig, empfänglich, mit viel Vorrat an Liebeskraft und in verbesserten Lebensverhältnissen. War nicht in ihrem leuchtenden Wesen etwas wie hochgespannte Bereitschaft, den Reichtum ihrer Seele und ihrer fraulichen Innigkeit nicht unnütz verrosten zu lassen?

Sie blieben an einem Buchladen stehen. Ein Mißton fuhr in ihr Gespräch: Helmut machte auf Anatols neuestes Buch aufmerksam. „Sehen Sie da: ‚Der ehemalige König, eine psychologische Studie!‘ Klingt ganz sachlich, nicht wahr! In Wahrheit ist es ein Pamphlet wider unsern unglücklichen Monarchen. Kaliber hat es bereits in einem großen Feuilleton des Tageblattes als Meisterwerk gepriesen. Sie können sich denken, was für ein Zerrbild dieser Mann aus unserem König macht!“

Auf dem Buch war das Bildnis eines ernsten Mannes mit einem Jägerhut und einem grauen Spitzbart.

„Wer ist das?“ fragte Felix zurückprallend.

„Das Bild des Königs, eine neueste Aufnahme, wie er jetzt aussieht.“

„Das — das hab' ich ja noch gar nicht gesehen“, stotterte Felix. Er war blaß geworden und starrte das Bild an. „Diese Barttracht, sie weicht ja von seinen früheren Bildern ganz ab. Ist diese Barttracht dort nun üblich?“

„Mag wohl sein“, bemerkte Helmut leichthin. Und sie schritten weiter.

Felix blieb von nun ab einsilbig. Seine Gedanken waren jählings in ganz andere Richtung gescheucht ... Herbstnacht auf der Burgruine Hohendorneck ... Die Welt zerschmettern oder erlösen! ... Jener schattenhafte Mann im grauen Bart, der ihm den Schlüssel überreichte! ... Dieses Unheimliche, das ihn insgeheim wie eine persönliche Sendung immerzu begleitete — — da fiel es ihm wieder schwer aufs Herz. Er hatte es, nach den ersten Wogen der Spannung, als wunderlich und phantastisch zurückdrängen wollen, weil er ihm verlegen gegenüberstand — aber da war es nun wieder in seinem ganzen düstern Ernst!

Er lenkte gewaltsam auf des Dichters Gedankengänge zurück und erzählte von dessen Bacon- und Königsgespräch.

„Es ist Wismanns symbolische Betrachtungsweise“, sagte Helmut. „Die pädagogische Provinz rückt näher und wirft ihre Lichtstrahlen voraus. Auch Leander gehört dorthin und bezieht von dort geheime Kräfte.“

So kamen sie miteinander in den kleinen Gasthof und beschlossen nach kurzer Beratung, sogleich am nächsten Tag, noch vor Schluß des Festessens, nach der pädagogischen Provinz abzureisen.

* * *

Das Universitätsfest in der Stadthalle verlief in üblicher Weise. Auf den Tribünen sommerlich helle Damen, im Saale Gäste, Professoren und Studenten. Festlich brausendes Orgelspiel, Einzug der studentischen Chargierten mit Schlägern und Fahnen, Einzug der Dekane und Hochschullehrer in ihren farbigen Talaren, voran die schwarzen Theologen unter Führung Seiner Magnifizenz des Rektors (diesmal ein Chemiker), der mit der großen Goldkette und im schimmernden Talar an das Pult trat und in flotter, humorgewürzter Rede einen wissenschaftlichen Stoff der Allgemeinheit zugänglich machte. Als er seine Sache mit Schwung erledigt hatte, gab er das Wort dem langen Dekan der naturwissenschaftlichen Fakultät, der in seinem grasgrünen Talar vortrat und in wohlgefügten lateinischen Sätzen die Ehrendoktorurkunde verlas, die man dem ausgezeichneten Sohne dieser Stadt verliehen habe. Geschäftliche Mitteilungen des Rektors wurden heruntergeplaudert, ein Chorgesang hob die Stimmung aufs neue; und immer schimmerten dahinter, auf der Bühne aufgestellt, die farbigen Chargierten und die bunten Fahnen der studentischen Ver-

bindungen — für Liane und die übrigen Tribünenbesucher ein außergewöhnlicher, Augen und Herz erfreuender Anblick!

In den untern Räumen beim Ausgang war ein verwirrendes Menschengewimmel, so daß es für Helmut und die scheue Schwester nicht möglich war, den umdrängten Dichter persönlich kennenzulernen.

Nicht viel anders erging es ihnen auf dem Festessen, wo sich mehrere hundert Studenten und alte Herren versammelt hatten. Man saß an drei langen Tischen. Es war eine solche Redelust, daß alle Augenblicke ein Teilnehmer ans Trinkglas schlug und sich in dem allgemeinen Unterhaltungsgetöse wohlgeneigte Aufmerksamkeit erbat. Auf hundert Dinge ward angestoßen, von einem Humoristen sogar auf des Dichters künftige Gattin, wobei man preisend hervorhob, wie ehrend Leander von Frauen zu singen und zu sagen pflegte. Der Gefeierte hörte wortkarg und ernst, fast wehmütig und verwundert diese vielen Lobreden an, aber sein Geist schien wie abwesend. Auch sprach er, als er antworten mußte, nur ein paar schlichte, herzliche Worte des Dankes.

„Was für ein gutes Gesicht hat er doch!" sagte Liane zu Helmut. Sie saßen ziemlich weitab gegen Ende des mittleren Tisches, an dessen Spitze der Jubilar seinen Platz hatte. Liane, die ein schwarzes Stirnband mit einer roten Rose trug, beugte immer wieder den klassisch geschnittenen Kopf vor, um den stillen Poeten von ferne zu betrachten, und glaubte manchmal seinen Blicken zu begegnen. „Es ist etwas so Wehmütiges in seinem guten Gesicht", meinte sie.

„Der arme Kerl hat in seinem Leben genug gelitten", erwiderte Helmut. „Diese Ehrungen kommen spät. Er muß sich erst daran gewöhnen."

„Hat er denn niemanden, der ihn pflegt?"

„Wohl kaum. Seine Mutter ist tot, sein Vater war meines Wissens Eisenbahnbeamter und ist — soviel mir bekannt — schon frühe verunglückt. Nun zigeunert der gute Leander schon manches Jahr so 'rum. Eigentlich ist sein Gesicht schrecklich mager."

„Aber so gut", sagte Liane. (Fortsetzung folgt)

Frühling

Von L. Josy

Frühlingsstarker,
Dessen Auge
Strahlend meine Welt erfüllt,
Dessen Lächeln
Süß verwirrend
Heiß aus allen Knospen quillt,
Der in sehnsuchtsschweren Gärten
Wünsche ganz in Liebe hüllt,
Frühling sei!
Durchflute junge Erde!!
Tränke, schenke,
Segne, Sei und Werde!

Frühlingstage am Rhein

Eine Plauderei von Theodor Birt

Ausspannung! Eine kurze Reise tut wohl. Von meinen Eindrücken soll ich berichten? Nur einiges Zusammenhanglose kann ich geben. Man wundere sich nicht, wenn der Ton wechselt wie die Stimmung; die Stimmung ist ein Kind des Augenblicks.

Es wird schon warm; der April geht zu Ende. Der junge Frühling ist eingekehrt; er erklomm auch die Höhen, hoch über dem Rheinstrom, das enge Seitental hinan.

Höher noch, über Blütenbäumen und Waldeswipfeln ragt die gewaltige Burg, das graue Gespenst der Vorzeit, Uradel der Baukunst. Wer türmte kühn diese Massen auf Bergeshöhe in der Einsamkeit? Jahrhunderte brauchte der Ruin, sie zu zerbrechen, aber ein Gedicht aus Stein blieb übrig, breit und hoch, sagenhaft großartig und wundervoll. Geborstene Wände, eingebrochene Gewölbe; die Kemenaten ohne Boden; die riesigen Fensterhöhlen wie ausgestochene Augen, leer und hohl dareinschauend, als starrten sie in das Nichts. Der Efeu wuchert hindurch; Buche und Esche stehen auf starken Stämmen mitten in der Halle; die Hallenwände überragen sie weit. Stolzer noch der Turm links an der Flanke; steilgereckt in Doppelhöhe und unzerstörbar ragt er, der Belfried, himmelwärts, ein entseelter Gigant, und späht, des fernen Feindes gewärtig, hinaus über die Lande. Der Feind fehlt auch heute nicht, wie er vor einem halben Jahrtausend die Fehde über die Lande trug. Der Turm aber denkt: ich ruhe aus; mögen andre kämpfen; ich habe dereinst reckenhaft meine Pflicht getan.

Wer lebte hier einst? Wer jagte hier einst? Wiehernde Rosse, klirrende Schwerter! Das Jauchzen der Zecher! Das Lied der Troubadure! Fanfaren, die da riefen zum Streit! Wo sind sie, die Ritter und Knappen? die Edelfrauen? wo blieb das alles? Ich lausche und höre nichts als namenlose Stille. Vergangenheit, Vergessenheit überschattet mich. Was übrig blieb, was ich staunend gewahre, ist nur ein Denkmal des Gewesenen!

Hoch um den Turm springt noch ein steinerner Kranz vor, ein Kranz von Kragsteinen ist es; einem massiven Halskragen vergleichbar; aber sie alle tragen nichts; sie sollten einst den Umgang stützen, auf dem der Turmwächter Wache und Ausschau hielt. Jetzt hocken die schwarzen Vögel, die Dohlen, darauf.

Der Mittag glüht; es ist Totenstille über mir, unter mir. Aber im Stirngebälk der Ruine, da nisten sie, die Dohlen, eine Dohlenkolonie, wie beflügelte Trauer, nun wohl schon seit Jahrhunderten. Sie flattern melancholisch mit leisem Flügelschlag und fliegen in weiten Kreisen wie schwarze Todesgedanken auftauchend aus dem leeren Hirn der Burg, geräuschlos, tonlos, zu Hunderten, und kreisen unstet und kehren wieder und verstecken sich in den Schlitzen und Rissen und fliegen wieder auf und verschwinden wieder, so stundenlang in ewigem Wechsel; und alles ist wie zuvor todesstill über Wäldern und Höh'n.

Da stößt plötzlich ein Wind daher, und horch! im Gemäuer beginnt es auf einmal leise zu klingen, traumhaft, märchenhaft, als spielte im Halbschlaf ein Spielmann auf; ein einziger süß verlorener Tonklang, der langhin zittert und nicht enden

will; ist es ein Ton aus der Harfe Wolframs, des Eschenbachers? Nein! in der Äolsharfe dort oben spielt der Wind, ein Ach der Sehnsucht, ein Todesseufzer verlorener Liebe, ein leises Weinen unermeßlicher Wehmut, das mich umschmeichelt und mir tief in die Seele dringt.

Der Wind aber war Vorbote des Gewitters. Die Harfe verklingt unter dem Rollen des Donners. Ich berge mich im Gemäuer. Als auch das vorüber, der Donner verstummt war, der Regen abgeschwollen, eile ich zum Terrassenrand und schaue von steilem Abhang des Bergs neugierig in die jähe Tiefe hinab. Dort unten im sonst so stillen Tal welch Rauschen? Die Wasserbäche sind aufgewacht und strudeln und tosen in die Tiefe. Wildbach, Roßbach, Höllenbach — wer kennt ihre Namen? Aus der Hölle in die Helle? Sie sind zum schäumenden Strom geworden. Das ist Jubel! Das ist Leben! Urkraft der Schöpfung! Lebendigkeit! Und ich greife zum Stab, und mein Fuß beschwingt sich. Meine Seele legt sich auf die Wellen und stürzt ihrem Strome nach. Schlagende Pulse der Natur! Wohin, wohin?

Dem Rheinstrom streben die Bäche zu mit wachsender Schnelle. Da sind schon die Mühlen; das wilde Wasser treibt sie allmächtig um. Die Steinblöcke rollen vor ihm her. Die Brückenstege wanken. Aus den Gebüschen im Tal tönt selig lockend der Schlag der Nachtigall. Hinter den Gartenzäunen stehen Menschenwohnungen. Im Schiefersteinbruch hämmern die Werkleute. Die Kinder spielen am Weg. Die Signale der Kraftwagen ertönen.

Schon bin ich am Ziel und verliere mich im Getriebe der Stadt. Der Rheindampfer kommt mit schaufelndem Rade. Musik auf Deck. Er lockt mich, mitzufahren, hinaus in die große Welt.

Da stehe ich und schaue noch einmal zurück, dorthin, wo um den Belfried einsam die Dohlen flogen. Tiefe und Höhe! Das Einst und Jetzt! In der Tiefe umfaßt mich die jung schäumende Gegenwart; auf den Höhen dort oben thront heute der Tod, wo des ausgelebten Lebens stille Monumente ragen. Es ist unvergeßlich, den Gegensatz so erlebt zu haben. Da kommen schon der Touristen mehr, ganze Schwärme. Steigt nur hinan, ihr Jungen und ihr Alten! Ihr alle werdet das gleiche erleben.

So stehe ich nun hier unten in der Gegenwart und stehe damit zugleich in der Alltäglichkeit, im Trivialen. Verkehr, Verkehr, wohin man blickt! Personen und Dinge, alles bewegt sich, alles wird geschoben. Warentransporte, Menschentransporte. „Trivial" heißt, was sich da umtreibt, wo drei Wege laufen. Hier am Rhein ist der Verkehr vielmehr quadrivial; denn er läuft hier auf vier Strängen.

Aus dem weiten Becken des Bodensees ergießt sich der Strom, unser Schicksalstrom, nordwärts strebend zunächst bequem und ungehemmt durchs Flache. Er hat nicht die Absicht, Grenzfluß zu sein und Völker zu trennen; sein Rücken trägt fördernd jeden dahin. Den Main nahm er auf; dann aber stößt er gegen die schroffe Barriere, das breite Schiefergebirgsland des Taunus und Hunsrück; wohin nun? er muß hindurch, und siehe, das harte Felsengebirge trat, wie vom Zauberstab berührt, auseinander und ließ die schmale Talrinne von Bingen an offen, durch die er seine Wassermassen nun wuchtig preßt. Zerklüftet, zackig, mit oft steilster Senkung fallen die Ufer ab, um ihm den Raum zu lassen, und er stürzt wild brausend hindurch, der Freiheit zu, wie das wilde Tier, wenn der Käfig sich öffnet.

Aber auch der Menschenstrom strömte durch dieselbe Enge. Kleine Siedlungen entstanden unter den Felsenhängen, die zu winzigen Städten wurden und wie Silberschmuck den langen, gewundenen Korridor beleben; immer nur eine einzige Häuserreihe, bunt und nett; wie altmodische Ehrenjungfrauen stehen die Häuser am Ufer, die sich artig die Hände reichen. Ein Kirchtürmchen hebt sich fromm darüber; ein Kapellchen in feiner Gotik klettert wie wallfahrend die Hänge empor.

Aber die Bewegung herrscht, und Hunger und Liebe sind es, die alles dahertreiben, den Korridor entlang. Daher die vier Straßen, Eisenbahndamm und Chaussee wetteifernd und hart aneinander am linken Ufer, am rechten Ufer; es ist kaum Raum für sie; Sprengungen haben geholfen, und der Strom selbst ist die fünfte Straße, da er den nie rastenden Schiffsverkehr trägt.

Ist dies der Rhein, an dem die Märchen spielen, die Heimat unsrer deutschen Träume, wo nicht Motorboote, sondern die Rheintöchter die Flut durchschwammen, um den Nibelungenhort zu hüten, wo der böse Zwerg neidisch das Rheingold versenkte und Jungsiegfried sein Schwert schwang, Drachen zu töten? Die Phantasie sucht hier nach dem Wunder; sie möchte die Wirklichkeit umdenken in das Unwirkliche.

Die Atmosphäre vertrübt sich im Wolkendämmer; es wird Abend. Siehe dort drüben, am anderen Ufer: ist es ein Drache? Eine Riesenschlange wälzt sich hin, mit Geisterschnelle, rasch, unaufhaltsam, wie auf Schienen. Ihr Haupt hebt sich und glüht, und ihre Haare fliegen zurück, eine endlos flackernde lichtgraue Mähne, wolkenhaft wogend, und verschwebt im Nebel. Lichter zucken, und das Haar scheint zu flammen, aber es wogt nur noch triefender, vom Zugwind durchströmt, nach hinten, endlos und so lang wie der Leib der Schlange, dessen Schuppen aufblinken und Funken werfen in die Nacht. In ihrem Bauch trägt sie Menschen, die erbärmlich zwergigen Kreaturen, Reisende, die die Heimat wechseln und das Sehen verlernt haben. Es rollt und rollt, und die Bergwände dröhnen, unter denen die Schlange sich daherwälzt ohne Füße, wie auf Gleisen des Traums. Es ist ein D-Zug, und die Leute wollen von Mainz nach Köln.

Die Flußschiffahrt ruht des Nachts, und nur ab und an gleitet huschend ein Licht über den dunklen Wasserspiegel. Anders am Tage. Schon in der ersten Morgenfrühe setzt es ein. Wir sitzen auf der Gartenterrasse, von frischem Odem umhaucht. An der Hauswand hinter uns und über uns im Laubendach prangen die blauen Blütentrauben der Glyzinien in Üppigkeit, ein Behang und Festgeschmeide der Natur, als wäre hier täglich Sonntag. Auf dem Wasser aber stampfen die Dampfer daher, Schleppdampfer und wieder Schleppdampfer (wer kann sie zählen?) langsam stromauf. Das starke Wasser schäumt unwillig am Bug empor, geht aufgewühlt in Wogen und kommt nicht zur Ruhe. Flöße, Riesenkähne, die tief im Wasser liegen, als wollten sie versinken, gleiten den Schleppern nach, von unsichtbaren Seilen gehalten; Kohlen- und wieder Kohlentransporte; sie lasten schwer. Deutsche Kohle ist's, die man nach Frankreich schleppt.

Ja, Frankreich, das Wort ist gefallen, und da sehe ich sie schon, die Trikolore, die Fahne Frankreichs, auf den Schleppern. Diese Schiffe sind deutsch, aber vom Franzosen beschlagnahmt; sie zeigen die Farben des Volkes, das jetzt unseren Rhein

beherrscht; auf ihren Radkästen stehen weithin sichtbar die Namen Bordeaux, Toulouse, ja auch Straßbourg geschrieben; und ein Grimm erfaßt uns; wer kann ihn bemeistern? Der eine klagt, der andere wettert, der dritte sucht abzulenken. Aber alles Gesagte verdeutlicht das Leidgefühl und die Leiden dessen, der heute den deutschen Rhein besucht.

Es gibt der Leiden hier aber noch mehr; jeder weiß es; auch ich hab' es erfahren, und ich möchte frei nach Simrock singen:

An den Rhein, an den Rhein, geh nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rate dir gut.
Da leidet man an der Auto-Pein
Und möchte oft bersten vor Wut,

vorausgesetzt, daß man nicht selbst in dem Wagen sitzt. Aber so ist es; die Demokratie genügt uns nicht; wir haben auch noch die Autokratie, die Herrschaft des Auto. An beiden Stromufern jagen sie auf den Chausseen um die Wette, die Selbstfahrer, staubwirbelnd, in Unzähligkeit. Der altmodische Wanderer verzweifelt, der arme Schlucker, dessen Los ist, den Staub zu schlucken. Solch Schlucker bin auch ich, der ich, die Wonne des Daseins (richtiger des Hierseins) zu genießen, wie einst als Student, den Strom entlang nach Aßmannshausen pilgere, und ich schreie nach einem Staubsauger.

Ja, wären alle Chausseen bei uns asphaltiert oder makadamisiert, wie das in Amerika, dem Land der Möglichkeit alles Unmöglichen, natürlich längst der Fall ist! Bleiben wir also bei dem Staubsauger. Er heult laut und anklagend, wenn er in Tätigkeit ist. Man beschließe somit: kein Auto darf mehr fahren, das nicht einen solchen, elektrisch betrieben, an seinem Hinterteil führt. Das gäbe ein Geheul den ganzen Rhein entlang, wie aus hundert Sirenen; den Insassen würden hinter ihren ausdrucksvollen Autobrillen die Augen übergehen, und ich, ich hätte meine Rache.

Nun ist unsere einzige Rettung die Unterwelt, die Felsenkeller, die man hier in die Berge trieb. Wir sind schon in Aßmannshausen. Die Felsenkeller von Jung und Söhnen, von Hufnagel, vom Winzerverein öffnen sich leicht, und da liegt der Wein. Grabgewölbe und Katakomben, lang wie ein Kirchenschiff, das sind die Keller. Faß an Faß, Fässer zu 1000 Liter und mehr, eine Ahnenreihe: in Reihe und Glied lagern sie da in großmächtiger Majestät. Wahrlich, der Wein ist ein korpulenter Herr, der solche Röcke braucht!

Und nun: die Weinsteuer hat ja aufgehört. Der Kellermeister senkt den Heber ein; die Gläser sind zur Hand:

Hier woll'n wir gründlich untertauchen.
Herr Küfer, vom Besten bringen Sie her!
Ein Schiff ohne Steuer ist nicht zu brauchen;
Ein Wein ohne Steuer um so mehr.

Das ist die große Entstäubung. Die Kehlen werden ausgespült, und alle Mißgunst ist vergessen.

Aßmannshäuser Hinterkirch, Deidesheimer Nonnenstück! Wie lange lagert ihr nun schon in diesem Verließ, in das noch nie ein Strahl der Sonne drang, ihr Kin-

der der Sonne? Sagen wir: ihr Söhne der Sonne! Denn ihr seid männlich wie die deutschen Helden, ja, wie mein Durst, der sich mit euch messen will.

Aber, gemach. Ich renommiere. Ich bin kein Freund der Quantitäten. Die Qualität genügt mir.

In der „Krone“ kehren wir für vier Tage ein. Da ist man gut aufgehoben. Alte Tradition! Die besten Geister haben hier ausgeruht, Generationen von Künstlern und Dichtern — ich nenne nur Geibel und Scheffel —, deren gerahmte Bilder alle Räume schmücken, deren Sinnsprüche in großer Schrift von den Wänden und Plafonds herab zu uns reden: „hier kannst du glücklich sein.“ Und wir sind es. Das Haus ist noch nicht überfüllt, und man freut sich der Sorgsamkeit der Bedienung.

Was ich da trieb und pflegte? Zukunftsträume. Sie verblaßten bald. Aber Erinnerungen; sie strömten mächtig auf mich ein.

Hier reiste ich einst mit meiner jungen Liebe, die auch jetzt meine Wandergenossin ist, und wie mancher, den Amor gängelt, tut es immer noch ebenso. Dort vor uns hat eben jetzt ein jugendliches Paar Platz genommen, als wären wir es selber. Erinnerungen! „Weißt du noch?“ sagt man sich immer wieder.

O ihr Nächte am Rhein! Wenn die Nacht hier übers Gebirge kam, wie phantastisch schien es mir damals! Das Phantasiebild erwacht neu in mir, und jede junge Seele mag es hier ebenso erleben.

Die Nacht! sieh hin. O fände ich die rechten Worte! Eine Riesin in schwarzen Floren schreitet sie daher in heiliger Stille, den weiten Himmel verdunkelnd. Ihr Odem ist kühl und der Traum umschwebt sie. Langsam kommt sie zum Rhein vom Gebirge heran, als suchte sie ihn, und schweigend tritt sie ans Ufer. Aber auch er, der Rhein, der gewaltige, harrte schon schlaflos auf sie und schwermutvoll grollend in seinem Felsenbett. Mit breitem Schatten neigt sie sich über ihn, noch zaudernd in Sehnsucht. Da bebt die Welle jauchzend empor, als streckten sich Arme aus der Tiefe, und er zieht die weiche machtvoll umarmend zu sich ins Lager hinab. So ruht sie entschlummernd; im Strom ruht sie, die Nacht, Dunkel im Dunkeln, und leise geheimnisvoll wogt die Vermählung dahin. Wer wagt sie zu stören? Kein Gott und kein Mensch. Die Barken ruhen am Strand, und Andacht ist alles.

Mystik der Urnatur! wen ergriffe sie nicht? wer fühlte sie nicht, die Schauer der Sehnsucht? und man faßt sich an den Händen: „Kühl wird's. Komm in das Haus. Die Stiege ist schmal. Öffne die Fenster im Kämmerlein!“

Verklungene Stimmungen, sie klingen wieder an, als gäbe es ein Radio, das uns mit dem Vergangenen verbindet. Und nun die ferne Studentenzeit. Schon vor fünfzig Jahren habe ich hier ja einst in Aßmannshausen in der Runde lieber Freunde das Glas gehoben — die meisten von ihnen sind längst dahingegangen —, damals, als ich überschäumend von Jugendlust meine Rheindichtung schrieb, den Sang vom Rebenbau am Rhein und von dem jungen römischen Kolonisten, der ihn dereinst zu den alten Germanen trug, indem er hier Massula, seine Geliebte, fand. Solches geschah zu des Kaisers Probus Zeiten. Eine Kulturtat war damit von Rom aus geschehen, und daraus erklärt sich nun auch, daß hierzulande kein Trunk möglich ist ohne den „Römer“. Mosel- und Rheinwein trinkt ein verständiger und dankbarer Zecher nur aus ihm.

Weshalb ich davon rede? Meine Dichtung ist ja längst vergessen; es scheint, sie war so sterblich, wie ich es selber bin, und niemand weiß noch von ihr. Aber es tut wohl, auch noch der Gestorbenen zu gedenken.

Wir leben eben in der Endlichkeit, und die Melancholie fällt von mir ab. Sie soll mich nicht bezwingen. Ja, es wird wieder jung in mir, da ich auf all den Höhen hier sonnenbeschienen die alten lieben Weinberge gewahre. Sie wenigstens sind immer dieselben und sterben nicht. In Terrassen klimmen sie hoch, schwindelhoch bergan. Unscheinbar, niedrig und tief gebückt stehen die Rebstöcke selbst, ganze Völker, die nach Millionen zählen; denn sie lieben die Erdennähe, und zeigen auch schon, wohin man schaut, ihr junges Grün und volle, vielversprechende Triebe. Sie stehen in sorgsamster Pflege, und die Winzer blicken mutig darein. Achtung vor ihrer Arbeit! Möge denn der Herbst diesmal halten, was der Frühling verspricht.

Der Rebstock selbst wird immer stark zurückgeschnitten; darum ist er so zwergig klein, und sein Anblick enttäuscht den Laien. Aber das ist Kondensierung seiner Natur, es ist Sammlung der Leistungskraft, und um so tiefer, erstaunlich tief treibt der Stock seine Wurzeln in den harten Boden, als wollte er Schätze heben. Und das wirkt Wunder; denn ebenso tief ist daher auch seine Wirkung auf unsere Seelen, die wir seine Frucht genießen. Diese Wirkung selbst ist aus der Erdentiefe geholt.

So schwinge ich mich denn hier in der „Krone“ auch heute wieder zu ein paar Verslein auf. Wozu sind die Verse, wenn wir sie nicht brauchen? und die ermunterte Seele wiegt sich gern in ihnen. Das sei das letzte; denn der Augenblick bleibt nicht stehen, und sie bedeuten Abschied:

In Aßmannshausen, im Haus zur Krone,
Darin ich wohne,
Da ist gut rasten.
Man braucht nicht zu schlemmen und nicht zu fasten,
Und das Alltägliche schwindet hier.
Der Römer steht gefüllt vor mir.
Vor mir der Rhein! Ich muß ihm lauschen.
Wie deute ich heute mir sein Rauschen?

Er hat nur Wasser; das stößt er ins Meer
Und rauscht: „o daß ich voll Weines wär'!“
So ist's! und endlich
Wird alles verständlich.
Denn die Ufer, die hörten's und stimmten ein:
„Auf unsrem sonnendurchglühten Gestein,
Da soll er wachsen, da soll er gedeihn,
Der heiße Aßmannshäuser Wein.“
So rauscht der Strom dahin, nicht vergebens;
Denn um ihn gedeiht nun der Rausch des Lebens.

Der linde Frühling ist schon erwacht;
Und es wird Abend; es naht die Nacht.

Da fällt der silberne Mondenschein
Märchenhaft in mein Glas hinein.
Ich schlürfe Märchen, und ob ich nur nippe:
Es perlt die Wonne auf meiner Lippe,
Als blühten mir Rosen um die Stirne,
Als tanzten Engelein mir im Hirne.
Rheinseligkeit, Weinseligkeit
Faßt mich mit Unwiderstehlichkeit,
Sie möchte in Lieder sich ergießen.

Doch ich will fein nüchtern den Reimspruch schließen,
Indem ich rufe in vollem Tone:
Was wäre ein König ohne Krone?
So soll auch in allen künftigen Tagen
Der Wein hier diese „Krone" tragen.
Herr Wirt, Zeit ist's, Ade zu sagen.
Das Leben ist ein Kommen und Gehn.
Wer weiß, was morgen wird geschehn?
Auf Wiedersehn also! auf Wiedersehn!

Energisch ging es dann gleich ans Kofferpacken; denn was morgen geschehen würde, wußte ich wohl. Von Köln war ein Personendampfer mit 3000 Passagieren angesagt. Es war also ratsam, Hals über Kopf die Flucht zu ergreifen.

Frühling am Rhein

Von A. Hoffmann

**Ein Mai am Rhein, im Zauber seiner Sänge ...
In tausend Farben brennt und wogt der Strom.
In seinem Spiegel fließt das Blühn der Hänge
Und Grün der Wälder, wiegt sich Dom an Dom.**

**Ein Meer von Bildern, Düften und von Tönen,
Das auf den Wogen zittert, gleißt und lacht ...
Doch durch die Tänze und Gesänge dröhnen
Die Eisenschritte einer fremden Macht.**

**Wohl blühn die Ufer, wieder überschauert
Wie einst auch heute sie ein deutscher Mai.
Doch in den Winkeln, in den Gossen kauert
Geduckt und knirschend ein verhalt'ner Schrei...**

Heinrich von Stein in Bayreuth

Mit unveröffentlichten Briefen. Von Dr. Götz von Selle

Am Dasein verzweifelnd schied am 12. November 1900 ein Mann aus dem Leben, dessen Namen Fernerstehende kaum kannten, der aber einer jener Stillen war, die durch andere wirkten. Paul Simon gehörte zu denjenigen Menschen, die eigentlich nur dann auf dem Höhepunkt ihres Lebens standen, wenn sie in lebendigem Umgang auf ihre Mitmenschen wirken konnten. Er war Mathematiker und Poet, aber zu einer großen Leistung hat er es nicht zu bringen vermocht. Friedrich Poske, der zu seinem Freundeskreis gehörte, hat aus seinem Nachlaß ein kleines Heft zum Druck gegeben „Märchen, Runen, Gedichte“ (1901), das uns von Simons Wesen einen kleinen Begriff zu geben vermag. Was ihn uns bedeutsam macht, ist seine Bekanntschaft mit Heinrich von Stein, auf den er, wie wir jetzt sehen, außerordentlich starken Einfluß ausgeübt hat, namentlich in dessen erster Entwicklungsperiode, der Zeit von Dühring bis Richard Wagner.

Ein glücklicher Zufall hat uns Steins Briefe an Simon aufbewahrt. Aus Simons Nachlaß sind sie an Poske gekommen, der aber nur weniges bislang aus nach mancher Hinsicht beachtenswerten Dokumenten mitteilte.

Stein und Simon scheinen sich bereits in Halle kennen gelernt zu haben, die Beziehungen haben bis zum Tode Steins gedauert, die Korrespondenz setzt mit dem Jahre 1876 ein, von August 78 bis Januar 80 sind die meisten Briefe vorhanden, aus der ersten Zeit und den letzten Jahren verhältnismäßig wenig.

Schon im Jahre 1876 faßte Stein einmal zusammen, was er Simon zu verdanken glaubt: „Bewußte Steigerung des Selbstgefühls, das Bewußtsein des Gewordenseins im Gegensatz der fast noch kindlichen phänomenalen Beschränktheit, wie das Anerkenntnis eines nicht bloß wissenschaftlichen Wollens und Wirkens.“ Und einmal später (Dez. 77): „Wie Sie verstehen an meinen Entschlüssen und Gedanken einige Konturen zu verstärken, ein paar Lichter aufzusetzen, wodurch denn das Ganze ein Ansehen und etwas Wesenhaftes bekommt. Was Sie mir sind, ist Ihnen wohl nie jemand gewesen.“ Dieser Dank bezieht sich besonders auf Simons rege Mitarbeit an der Herausgabe von Steins Erstlingsschrift „Die Ideale des Materialismus“. Daß das Buch gedruckt wurde, verdankte Stein in erster Linie Simon, der fast zu allen Kapiteln seine Bemerkungen gab, dem Stein aber auch als erstem jedes Neue, Gedicht oder Prosaschöpfung, mitteilte. Manch interessanten Fingerzeig erhalten wir aus diesen Briefen über Motive und Entstehung dieser oft dunklen Dichtung Steins. Was er mit seinem Buch hatte sagen wollen, worauf es ihm besonders ankam, bezeichnet er selbst mit einem Absatz in dem Kap. XV seiner Schrift, das den Titel „Des Glückes Bild“ trägt. Höchst bezeichnend für Steins Haltung ist hier der Satz: „Die Heraushebung der wesenhaften Besonderungen bedeutet den poetischen, wie die der schöpferischen Einheiten den philosophischen Genuß; aber beide verbinden sich zu einer erhebenden Gesamtanschauung; da wir die ursprüngliche und eigentliche Kraftrichtung des Systems in dem festbestimmten Antrieb des Persönlichkeitszuges wiedererkennen, der den wesenhaften Keim der Eigenbedeutung enthält — jener tiefernsten Heiterkeit des Bruno, jener

Besonnenheit Jean Pauls, jener so elementaren als rätselhaften Eigenschaft, die wie das Auge nicht zu erklären ist, aber von göttlicher Klarheit leuchtet.“ (Die von Stein gemeinte Stelle insgesamt ist in Postes Ausgabe Bd. I von Seite 99 Z. 4 von unten bis Seite 101 Absatz 1 Schluß nachzulesen.) Stein schreibt hierzu: „Welches ich gerne noch einmal als die fundamentalsten, reichsten und klarsten Sätze des hart gescholtenen Büchleins, mit dem wir uns so viel Mühe geben, anerkannt sähe“ (XI. 77.). Große Freude bereitet es ihm, als er Simon berichten kann, Cosack (der spätere bekannte Rechtslehrer) habe gemeint, er, Stein, gleiche Stifter fast noch mehr als Jean Paul; besonders Stifters Narrenburg erinnern Cosack an manche Partien der „Ideale“. „Und wirklich,“ schreibt Stein, „wo ich erzähle, wie etwa in ‚Liebe und Mai‘ (Ideale, Kap. X) ist oft ganz seine Stimmlage.“ Derselbe Cosack aber sagte auch, Stein gehöre zu den Menschen, die sich nicht ausdrücken können.

Hier ist nun eine Seite des Steinschen Wesens berührt, die immer wieder in seinem Leben begegnet, ja auch in seinen Schriften anklingt. Stein trug schwer am Leben, seine im tiefsten Innern wurzelnde Natur brach sich nur unter schwersten inneren Kämpfen den Weg zur Realität. Noch in seinem letzten Lebensjahr begegnet uns eine Notiz seines Tagebuches, die diesen schweren Kampf veranschaulicht: „Wirkliches Leiden bei Gelegenheit der Festspiele persönlich anerkannt zu werden.“ Wie tief dieses Leiden in ihm weltanschaulich verankert ist, sehen wir nun schon aus einer Briefstelle von August 1877 (an Simon aus Sylt): „Soll ich klagen. Denn ich leide sehr. Die Menschenlosigkeit und ganz ohne Hoffnung es anders werden zu sehen, wo dann das opponierte Gefühl bis zur Manie sich geltend macht. — Doch bin ich tapfer weiter Egoist, oft mit fanatischem Erfolg in besten Stunden, aber meist Martyr dieser streng richtigen Theorie; die Sie übrigens auch auseinandersetzen in der Gleichheit der schöpferischen Persönlichkeit mit rein gedanklicher Entwicklung. Das ist eben die Einseitigkeit, die als wirklicher Zweck für die Race auch besteht, während alles andere sich verflüchtigt. Als **wirklicher Zweck**. Dies ist ein punctum religiosum, ein Religions**mittelpunkt**.“ — Fast vermeint man Nietzsche zu hören, aber ein personalistisches Moment klingt doch bei Stein stärker hindurch. Und ähnlich weiß Stein seiner Kränklichkeit eine tiefere Bedeutsamkeit beizulegen. Aus derselben Zeit schreibt er an Simon: „Körperschmerz entseelt völlig, und es ist eine noch kecke Idee, selbst dem Todeskampf Würde entgegenzuhalten. Zwar ist der Tod doch durch seine Größe erträglich, während ich den Schmerzen des Lebens nur ihre Vergänglichkeit weiß und gar keinen Trost. Zieht man nun freilich die Wonne des Milderen und Verschwindens in Rechnung, so möchte man dem Gesetz der Differenz gehorsamen und auch den Schmerz nicht missen, vorausgesetzt, daß man rechnen gelernt hat. Vielleicht gibt erst das Gefühl relativer Gesundheit das eigentlich intensive Bewußtsein der übrigens in uns niedergelegten Systemkräfte. Als Wohltat zu dem bringe ich die ganz besonders geartete Anteilnahme in Anschlag, welche die andere Seite der Sache, also die relative Hinfälligkeit erweckt. Doch sind Sie dafür weniger eingenommen. — In der Tat, gibt es keinen Schmerz, ja kaum eine Unbehaglichkeit, die wir nicht durch strenges Anblicken zwingen könnten, sich dem **Lebenssystem** einzufügen.“ Ganz

seinem Wesen entsprechend ist es daher, wenn er sagt: „Ich habe die Gabe nicht, glücklich zu sein, wie sollte ich auch, da es um das Glück etwas ganz Besonderes ist." Aber Stein weiß, daß er nicht anders kann, daß der Weg der Vollendung für ihn mit Notwendigkeit aus seinem Innersten sich bestimmt. So schreibt er (Nov. 77.): „Ob ich mich gleich zu entwickeln anheischig mache, daß meine Lage eine verlassene, elende und verzweifelte sei, so stänb' ich doch jedem wesenhaft äußerlichen Ansinnen ganz sicher entgegen: ich suche und sehne, immer unerschlossener und blütenreicher; aber gewiß und froh." Daß diese Stimmung nicht haltloser Mystik entspringt, lehrt ein anderes Briefwort: „Es ist wohl wahr, daß die anspruchslose Haltung nach außen aus gesteigertem Selbstgefühl heraus der Fortschritt zu männlicher Existenzberechtigung und Lebensfähigkeit ist. Aber jener Hingebungsdrang, der so ganz herrschte, daß er die innere Anerkennung, wie selbstverständlich auch von außen erwartete, ist das subjektiv natürlichere, das freiere und voll paradiesischen Hauches, so daß dann die allerschönste Resignation als der erste Schritt zur Lebenstüchtigkeit gelten muß."

Freilich die Menschen sind es immer wieder, die ihm in seinem Geistesweg entgegenstehen. Immer wieder klagt er: „Das absolute Niveau, auf welchem die irdische Race sich bewegt, ist ein so miserables." — „La bestia trionfante, wie es der große Bruno nennt, das Niederträchtige in der Welt ist so wahrhaft universal, daß man nicht vermeiden kann, es in Betrachtung zu ziehen. Es wäre auch schade, denn ich kenne kein so herzerhebendes Lachen als über diese ganze Miserabilität, in der wir waten, bis an die Kniee. In der Tat, nur bis an's Knie." Selbst als er in Italien die Bekanntschaft Malwidas, Paul Heyses, der ihm sehr freundlich entgegenkommt, Fanny Lewald's u. a. macht, kann er nur sagen „der äußerlich reiche glänzende Zufall an Menschenfülle, mußte mich doch enttäuschen".

So verstehen wir, wie sich in Stein von früher Zeit an aus seiner Anlage und seinem Erleben heraus eine Sehnsucht nach wahren Menschen, ja nach dem Menschen schlechthin entwickelt. Ergreifend ist ein Wort von ihm, daß durch seinen Freund Ludwig Frh. v. Gebsattel (im Weltkrieg als bayrischer Armeeführer bekannt geworden) aufbewahrt ist: „O, es ist etwas, was uns einzig beruhigen und am Leben erhalten kann, das Bewußtsein mit wahren Menschen zu tun zu haben und es ernst nehmen zu dürfen mit Tun und Reden. Ein Wort der Schätzung und Neigung aus aufrichtigem Herzen, das ist es, womit einem irgend genug geschehen kann: kein Gott gibt uns mehr. Die Menschen, die davon niemals etwas erfahren, sind ums Leben betrogen, sie mögen nun sonst König, Held oder glücklich heißen, soviel sie wollen."

Und mit dieser Sehnsucht nach Menschen verbindet sich bei Stein ein ständiges Sinnen über das Wesen des großen Menschen, über das, was den eigentlichen Menschen ausmacht. Wundervoll die Gedanken, die er eben jenem Freunde mitteilt: „Die mit offenem Auge durch all diese Kleinheit geschritten, mitten durch und nicht auf absonderlichen Höhen vereinsamt, die sind das auserwählte Volk, die Menschheit der Jahrtausende. Neben ihr sind Milliarden Tüchtiger und Untüchtiger ins blinde, stumme Nichts versunken. Es ist vielleicht Vermessenheit ihren Führern nachzustreben, bei denen eine große Leidenschaft alle Triebe des Alltags-



Jorinde und Joringel Franz Stassen

lebens ausgelöscht, aber es ist nicht zu kühn, ihr Mitglied sein zu wollen, das jeden Zustand und jede Handlung durch das Weltbewußtsein derselben beherrscht."

All dies aber klingt bei Stein aus in ein Letztes, ihm zu höchst Stehendes, in eine Philosophie der Persönlichkeit. In einer seiner reifsten Arbeiten, in den „Beiträgen zur Ästhetik der deutschen Klassiker", und in ihnen wieder in dem feinsten letzten Kapitel hat er gewissermaßen seine „Wahrheit" in die herrlichen Worte gefaßt: „Persönlichkeit aber ist ein letztes Wort aller Erkenntnis und Erklärung. Das Wesen der Welt läßt sich nie in eine Formel fassen, wohl aber stellt es sich in großen Persönlichkeiten kräftig und deutlich dar." Mit Notwendigkeit mußte Stein zu diesen Ansichten geführt werden. Stein gehört zu den Naturen, die der Welt in einer synthetischen Haltung gegenüberstehen, die die Welt von innen heraus, intuitiv, fast dem mystischen Schauen analog erfassen, im Unterschied zu analytischen Naturen, deren Welt sich allmählich aufbaut. Mehr als eine Bestätigung für Steins Anschauungsweise bieten die Briefe an Simon. — Am klarsten zeichnen wohl Steins Standpunkt Worte, die er im November 77 nach der Lektüre des grünen Heinrich an Simon schreibt: „Keller belauscht so ganz von innen den Gedanken der Persönlichkeit." Aber Stein findet, daß die Persönlichkeit bei Keller „keine Bestimmung habe und an sich zugrunde gehe. Da ist mit dem Triumph ‚Des Gedankens' gar nichts zu helfen. ‚Ich lebe und das ist die Hauptsache'. Gelingt es nicht, den Gedanken in die Persönlichkeit hineinzubringen als Lebenskraft, als Glück und Größe und Schönheit, so ist er von derselben erhabenen Gleichgültigkeit, wie die Endlichkeit der Weltkörper. Ein erhabener Gedanke ist der Gedanke als Systemteil, aber er weiht keine Betrübnis zur Tragödie durch nachträgliche Umhüllung, als Persönlichkeitsteil. Dagegen weiß er zu leben und zu sterben. Der Sokrates, der sich für den Gedanken aufgeopfert hätte, ist mir nicht bekannt; der aber wohl, welcher als Greis und ‚defunctus' den Giftbecher zu seiner Euthanatie erwählte." —

In dieser humanistischen Geladenheit trat Heinrich von Stein in das Haus Wahnfried. Wir wissen, wie Wagner Stein eigentlich recht erst auf seinen Weg führte, wie Wagner das in ihm Ruhende zur Erweckung brachte. Neben manchen anderen ist das Vorwort, das Stein seinen Dialogen „Helden und Welt" gab, Dokument dieser Beziehung. Aber bislang haben wir keine Nachricht darüber, wie Wagner auf Stein bei seinem Eintritt in Wahnfried gewirkt hat. Die Tagebücher geben so gut wie nichts, andere Nachrichten sind nicht aufgetaucht. Hier füllen die Briefe an Simon eine Lücke. Vom ersten Tage seines Aufenthalts in Bayreuth an hat Stein an Simon berichtet; seine Briefe geben über manches, was wir gerne wissen wollen, getreulich Aufschluß.

Lassen wir Stein im folgenden selbst zu uns sprechen.

1.

Halle, 21. 9. 79.

Lieber Simon.

Ich bin gut aus dem Manoeuvre zurückgekehrt. Viel Freude, mehr als Sie vermuten, hat mein junges Gemüth von solchem frischen Wanderleben gehabt. Die erheblichen Bemühungen um einen guten Abschluß; ein Offizier-Examen, lassen

mich auch noch für die letzten 10 Tage nicht frei. Dann ein Winter-Kampagne sondergleichen! Ich komme einige Tage nach Berlin, gehe aber zu Wagner nach Baireuth. Es ist eine Thätigkeit sympathischer Art, ein erheblicher Kreis von Menschen und Umständen. — Sie dürfen mich nicht glauben machen, — daß Sie unsre exakten, in guten Stunden getroffenen Casseler Abreden vergäßen. Unsere Lebensidee, ein vorzügliches Geistesleben zu leben und zu schaffen, gestattet kein Abschließen nach außen, und keine Wiederholung einmal vollgültig gewesener Situation. Berlin ist wohl dann Mittelpunkt unsres Kreises; aber des Kreises Strahlen, wie ich seine Radien einmal auf deutsch benenne, gehen in alle Lande. — Sagen Sie mir ein Wort der Zustimmung, freudiger Zustimmung, lieber Freund.

Ihr Heinrich von Stein.

[Simon ist offenbar von Steins Plan nicht sehr begeistert gewesen, die beiden folgenden Briefe lassen die Richtung seiner Bedenken ahnen.]

2.

Halle, 25. 9. 79.

Lieber Simon.

Die Punkte, die mir Ihr werthvoller Brief ans Herz legt, waren nicht außer Betracht gelassen von mir, sind mir aber zu rechter Zeit wieder von Ihnen vorgerückt. Ist Siegfried nicht das εἶδος, wie ich ihn sehe, Wagners Traum kurz, und Inbegriff geheimnis-reizender Weisen, so hat die Sache in 4 Wochen ein Ende, und ich gehe nicht mit nach Neapel, wohin ich mich garnicht so übersehr sehne. Sonst binde ich mich freilich wohl für mehrere Jahre, also ist es Siegfried, dann zieht er mit auf die Universität, wenn er zum Schüler, ich zum Lehrer reif. Ich brauche, um die Dozentenlaufbahn nicht aufgeben zu müssen, übrigens ganz notwendig einen Zwischenberuf, aus der hier (?) völlig unübersehbaren Rücksicht meiner zu großen Jugend [Stein ist 1857 geboren], — auch wenn es nicht gerade eine so bedeutsame und inhaltreiche Berufung wäre. Oh, ich bin schon zu pessimistisch allem, was nun einmal mir real entgegentritt gegenüber, und lasse mich so gerne durch Ihre Warnung zur Vorsicht nicht belehren, nur bestärken, nämlich zu großer Vorsicht. —

Ihr Heinrich v. Stein.

3.

Völkershausen, 19. 10. 79.

Lieber Simon.

Es ist wahr, daß Sie „Angst“ um mich haben, — einmal sagten Sie's —, hat mich tief erschreckt. —

Die Stimme Gottes hab ich einst vernommen
In dieses Waldes laubgewölbten Hallen
Hier bin ich vor sein Angesicht gekommen.

Sein Wort hört ich in diesem Rauschen schallen
Wenn Sonnenblitzend dieses Blatt entglommen
Sind Gottes Blicke in mein Herz gefallen.

lebens ausgelöscht, aber es ist nicht zu kühn, ihr Mitglied sein zu wollen, das jeden Zustand und jede Handlung durch das Weltbewußtsein derselben beherrscht."

All dies aber klingt bei Stein aus in ein Letztes, ihm zu höchst Stehendes, in eine Philosophie der Persönlichkeit. In einer seiner reifsten Arbeiten, in den „Beiträgen zur Ästhetik der deutschen Klassiker", und in ihnen wieder in dem feinsten letzten Kapitel hat er gewissermaßen seine „Wahrheit" in die herrlichen Worte gefaßt: „Persönlichkeit aber ist ein letztes Wort aller Erkenntnis und Erklärung. Das Wesen der Welt läßt sich nie in eine Formel fassen, wohl aber stellt es sich in großen Persönlichkeiten kräftig und deutlich dar." Mit Notwendigkeit mußte Stein zu diesen Ansichten geführt werden. Stein gehört zu den Naturen, die der Welt in einer synthetischen Haltung gegenüberstehen, die die Welt von innen heraus, intuitiv, fast dem mystischen Schauen analog erfassen, im Unterschied zu analytischen Naturen, deren Welt sich allmählich aufbaut. Mehr als eine Bestätigung für Steins Anschauungsweise bieten die Briefe an Simon. — Am klarsten zeichnen wohl Steins Standpunkt Worte, die er im November 77 nach der Lektüre des grünen Heinrich an Simon schreibt: „Keller belauscht so ganz von innen den Gedanken der Persönlichkeit." Aber Stein findet, daß die Persönlichkeit bei Keller „keine Bestimmung habe und an sich zugrunde gehe. Da ist mit dem Triumph ‚Des Gedankens' gar nichts zu helfen. ‚Ich lebe und das ist die Hauptsache'. Gelingt es nicht, den Gedanken in die Persönlichkeit hineinzubringen als Lebenskraft, als Glück und Größe und Schönheit, so ist er von derselben erhabenen Gleichgültigkeit, wie die Endlichkeit der Weltkörper. Ein erhabener Gedanke ist der Gedanke als Systemteil, aber er weiht keine Betrübnis zur Tragödie durch nachträgliche Umhüllung, als Persönlichkeitsteil. Dagegen weiß er zu leben und zu sterben. Der Sokrates, der sich für den Gedanken aufgeopfert hätte, ist mir nicht bekannt; der aber wohl, welcher als Greis und ‚defunctus' den Giftbecher zu seiner Euthanatie erwählte." —

In dieser humanistischen Geladenheit trat Heinrich von Stein in das Haus Wahnfried. Wir wissen, wie Wagner Stein eigentlich recht erst auf seinen Weg führte, wie Wagner das in ihm Ruhende zur Erweckung brachte. Neben manchen anderen ist das Vorwort, das Stein seinen Dialogen „Helden und Welt" gab, Dokument dieser Beziehung. Aber bislang haben wir keine Nachricht darüber, wie Wagner auf Stein bei seinem Eintritt in Wahnfried gewirkt hat. Die Tagebücher geben so gut wie nichts, andere Nachrichten sind nicht aufgetaucht. Hier füllen die Briefe an Simon eine Lücke. Vom ersten Tage seines Aufenthalts in Bayreuth an hat Stein an Simon berichtet; seine Briefe geben über manches, was wir gerne wissen wollen, getreulich Aufschluß.

Lassen wir Stein im folgenden selbst zu uns sprechen.

1.

Halle, 21. 9. 79.

Lieber Simon.

Ich bin gut aus dem Manoeuvre zurückgekehrt. Viel Freude, mehr als Sie vermuten, hat mein junges Gemüth von solchem frischen Wanderleben gehabt. Die erheblichen Bemühungen um einen guten Abschluß; ein Offizier-Examen, lassen

Wagner will mir ein Haus bauen, darinn ich für eine Tischlerwerkstatt, einen chemischen Tisch und wenige Bücher Sorge tragen werde. Cosima schickt mich mit ihm Tagelang über Land usw.

Wagner thatet Ideen.

So schreiben Sie mir doch.

Ihr Heinrich von Stein.

5.

Wahnfried, 22. 10. 79.

Lieber Simon.

In diesem Momente, der auf mir lastet, wie Weltenlast nur lasten kann —. Kein Morgen, kaum ein Abend, wo ich nicht mein Bündel schnüren möchte. — Da nun bin ich für zwei Dinge von Ihnen empfänglicher, als Sie etwa glauben könnten, weshalb ich es eben auch sagen muß: für Ihren Rat und Ihre Philosophie. Rat besteht unter uns in einem lebhaften vollen Bild, welches wir uns von dem Unternehmen des Suchenden zu machen vermögen.

Wenn mir Wagner sagt, in seiner lustigen Weise leichthin, aufstehend und durch die großen Gartenfenster schauend: „Ja, Freund, wir haben hier viel zu tun, lassen Sie sich nicht zu sehr mit dem Kinder-Erziehen ein" — oder auf den Kopf zu sagt: „es wäre Ihnen lieber, mir wäre es lieber, wenn er (Siegfried) 12 Jahre alt wäre", dann steht er darüber und sieht die Sache recht an. Wie eine Last liegt seine Weltflucht auf mir, und Dühring ist mir näher. In unser Häuschen kommen aber Holzstühle — und auf Wagners Initiative, weil er mir nicht Zeit gelassen, diese für mich — ist das wahr? — wichtige Initiative zu ergreifen: anatomische Wachsbilder, eine chirurgische Schule. — —

Doch erst will ich noch herschreiben, damit Sie es mir zeigen, wenn ich nächstens wieder wo anders bin, daß ich es für einen meiner größten Momente halte, als ich Richard Wagner im dritten Akte (des Coriolan, 3. Scene) lesen hörte: Ich banne Rom; daß er mir — er liest es seinen Kindern — gerade den Coriolan liest: „ich banne Rom" — — —

Die Luft hier ist Schopenhauer, sogar noch, wenn auch für mich erträglich, christianisiert. — [Wagner sagt:] „ich bin revolutionärer als Sie; Siegfried soll weder auf eine Schule, noch Sie auf die Universität."

[Den Rest des Briefes füllen mathematische Betrachtungen aus. Simon unterwies Stein in der Mathematik, zur Belehrung Steins selbst, als auch für die Zwecke seiner Aufgabe als Erzieher Siegfrieds. Die eigenartige Stellung, die Stein mathematischen Fragen gegenüber einnahm, erhellt aus dem Schlußsatz dieses Briefes:] „Der mathematische Gedanke ist erweitert, auf dem Funktionalen liegt der Nachdruck, nicht auf dem Infinitesimalen."

Antwort, Antwort!

Ihr Heinrich von Stein.

[In einem Brief vom 24. 10. 79 schreibt Stein von den Bayreuther Blättern, für die er Simon interessieren möchte, in späteren hofft er Simon auch zur Mitarbeit zu bewegen. „Hans Paul Freiherr von Wolzogen ist der Redakteur, ein lieber ernster Mensch."]

6.

Wahnfried, 28. 10. 79.

[Inzwischen war die (irrthümliche) Kunde von Eugen Dührings Tod zu Stein gelangt.]

Es ist nicht wahr, daß Dühring tot ist. Nicht wahr.

Ich will ein Bild von ihm, von seinem Tod nichts wissen.

Überzeugen Sie sich mit eigenen Augen, ob bei seiner Frau Not; für erste Not habe ich Geld.

Ich schreibe selbst an sie, um alles Guten willen, verlieren Sie ihrer Söhne Spur nicht.

Himmel und Erde haben meinen Eid gehört.

Stein.

7.

Wahnfried, 29. 10. 79.

Lieber Simon.

Da in den Baireuther Blättern das unabhängige völlig reinliche Organ schon besteht, welches Sie oft suchten; in der Form, daß man es hier als Aufgabe betrachtet, ein Ereigniß nie zu berichten, sondern zu accompagnieren (eine unserer Thiergarten-Ideen); da die Wagnerschen Wege, was „den Kampf" anlangt, völlig unsre „der Jungen" Wege sind, so hielt ich es für gut, wenn Sie diesem Unternehmen näher treten. — Man wünscht, wie ich gelegentlich und ohne alle etwaige Auftraggebung erfahren, immer noch das Kapitel behandelt, welches die Verhältnisse der Schule und Universität, in unsrem Sinne dann ferner die bedingte Hervorhebung der realen, technischen Akademien, ihrer Geschichte und ihrem Gedanken nach enthielte. —

8.

München, 5. 11. 79.

Lieber Simon.

— Ich studiere hier das in der That höchst tiefsinnige Werk: „Revolution und Erlösung" von Richard Wagner, bekannter unter dem Namen „Der Ring des Nibelungen". Sprechen Sie aber nicht davon, denn es ist tiefes Geheimnis, da ich als einziger Zuschauer außer dem „schönen König" diesen festlichen Abenden beiwohne. So etwas darf, das ist ausdrückliche Bedingung in keiner Weise publik werden. Aber nun denken Sie sich's: Das einsame Haus. — Die Bühne zur Ferne eines geschlossenen Bildes gerückt. — Orchester und Beiwerk seh ich nicht. Die Darsteller tun ihr Bestes, in seltenen Fällen also beinahe Leidliches, so nun spricht Richard Wagner zu mir über die Erziehung der Menschen und seines Sohnes ...

Ihr Heinrich von Stein.

9.

Bayreuth, 9. 11. 79.

Lieber Simon.

Dühring lebt. Und Ihr großes, objektives Verdienst ist es, die Klarstellung der Sache in der Presse direkt, und durch das Gespräch mit Frau Dühring sogar auch noch die, wie man mir sagt, jetzt erfolgte entscheidende Erklärung derselben veran-

laßt zu haben. Nachdem ich, was Sie begreifen, erst nichts glaubte, danke ich Ihnen nun um so herzlicher. —

In München aber sind auch wieder Menschen „durch meine Hände gegangen". Heyse ist krank, aber selbst dem Wagnerianer gegenüber liebenswürdig; ich bin offenbar für ihn etwas gewesen in Rom, das tut wohl, weil er dann eben auch aller Wirklichkeit nach für mich etwas gewesen ist. Der Portraitmaler Lenbach ist frisch und talentiert. Wilhelm Busch ist ein ernsthafter Schopenhauerianer, melancholischer Tierfreund, erfreulich grob und sarkastisch. — Nicht nur aber dem schönen König bin ich bis schier an seines Thrones Stufen getreten — er hat viel nach mir gefragt, einen schönen Brief von mir bekommen, sich freilich meinen Anblick, wie den der gesamten Menschheit und Wirklichkeit versagt — sondern ich habe auch meinen Ludwig [Frh. v. Gebsattel] wiedergesehen, einen jetzt nun auch im Unglück schönen Menschen. —

Ihr Heinrich v. Stein.

10.

Wahnfried, 14. 11. 79.

Lieber Simon.

Siegfried hat Adamsaugen, [„Adam" ist die Idealfigur in Steins Erstlingswerk] es ist wohl nicht anders. Darin irren Sie, daß Sie meinen, ich hätte Ihnen von einem Lehrplan gesprochen: durchaus von der Ausführung habe ich gesprochen. Vom zweiten Tag an arbeiten wir zusammen; wenn Sie Bücher wieder haben wollen, — welche Sie mir bezeichnen müssen — bekommen Sie dieselben in selbstgefertigter Kiste, auch halbiert Siegfried bereits Winkel und Gerade, errichtet Senkrechte und fällt sie, und zeichnet Dreiecke. Mein Verhältnis hier ist derart anzusehen, daß es nur mehr durch ein Ereignis zu lösen wäre.

Ich habe Frau Cosima angekündigt, daß sie von Ihnen den damals an Dühring gewünschten Aufsatz erhält. Für Sie ist der Skandal der jüngsten Düpierung des Publikums [vgl. Dühring, Sachen, Leben und Feinde a. a. O.] sachlicher Ausgangspunkt, und unsre Thiergartenidee. Motto: „Nicht was er tut, auch was er duldet." Man denke sich den Wagnerschen Ton, — und was die Presse aus Richard Wagner für das Publikum leider sehr strenggenommen macht. Wagner ist so, daß er über Tisch unterbrechen muß: aber meine Amme hat mir immer gesagt, ich würde kindisch bleiben bis in mein siebzigstes Jahr — was weiß Deutschland von ihm. — —

Ihr Heinrich v. Stein.

11.

Bayreuth, 17. 11. 79.

Lieber Simon.

In einem Zustande solcher Bewegung, persönlicher Art, und durch meine erst werdenden persönlichen Beziehungen zu Wagner veranlaßt, würde es für mich nicht angehen, mich durch eine eigentliche initiatorische Arbeit von den bedeutenden Umständen abziehen zu lassen. Wagner, in dessen Munde das Wort „tragisch" eine Offenbarung ist, leugnet ja das irgendwie Hauptsächliche sozialer Ideen; wo er sich dazu herbeiläßt, steht er mir näher, als Einer. Er weiß nichts von mathe-

matisch-mechanischer Bildung, aber vertraut mir seinen Sohn für eine solche an. Ihm selbst wäre wohl etwas historisch Ersichtliches über die Unterrichtsfrage ganz willkommen. [Der Satz zielt auf einen Beitrag Simons für die Bayreuther Blätter, zu dem Simon sich aber offenbar nicht entschließen konnte.] Ich selbst, ich rechne mich ja nicht etwa durch, sondern habe nur eben wieder die Tatsache des rechnenden Denkens in meinem Gehirn ausgelöst; hier auf mechanische Grundvorgänge überdacht. — Bei aller Passion zu dem eigentlich Ersichtlichen, insonderheit den mechanischen Grundlagen desselben, liegt mein Eigen eben wohl eher in so etwas, wie der Adamconception [vgl. Steins Erstlingswerk in den Schlußkapiteln], und damit einer merkwürdigen Leidenschaft für die Race.

Ihr Heinrich von Stein.

12.

Wahnfried, 23. 11. 79.

Lieber Simon.

— — Die Nachrichten, die Sie etwa in die Lage kommen mir zu schicken, bin ich nicht gesonnen zu entbehren, also z. B. wenn das Baireuther Unternehmen an den Reichstag geht (Wagner duldet hierin, er ist dagegen, läßt seine Anhänger machen, es ist übrigens streng intern). — Die Bayreuther Blätter sind als ein klassisches Unternehmen aufzufassen, und eigentlich wohl mit dem besseren von den Weimarern damals beabsichtigten Literaturwesen zu vergleichen. So nimmt sich der nächste Jahrgang aus, in Redaktionsüberschriften: Wagner schreibt über Kunst und Religion, Wolzogen über die Kunst im heutigen Staate, ich rühre, was kommen soll, in einem schönen kurzen Aufsatz an: Das Recht des Armen. Natur im Unterricht, das schöpferische realistischer Tendenzen im Unterricht. — Die Ideale nämlich gehören, sofern nicht dem ersten Kindheitstraum, der Zeit der Pubertät an —, so etwas rundet sich schön, und kommt uns doch gewiß, aber bitte ganz anders, von Ihnen.

Ihr Heinrich v. Stein.

13.

Wahnfried, 29. 11. 79.

[Stein hatte am 26. 11. 79. an Simon geschrieben: „Wagner ist still für sich, hört wenig von außen; was er freilich vernimmt, dafür denkt er, oft, indem er ans Klavier geht und nur so ein paar Akkorde greift. Freuen wir uns!" Simon hat wohl daran anknüpfend, Bedenken über Steins Verhältnis zu Wagner ausgesprochen, denn Stein schreibt:]

Lieber Simon.

Ganz richtig sehen Sie die Gefahr, daß trotz alles Wesentlichen, was ich hier thun und sein kann, ich an dem in seiner Sphäre stillen Meister mehr wie ein äußerer Sinneneindruck vorübergehe. Ich lausche ihm. — Halten Sie es doch ja nicht für falschen Kleinmuth in mir, der ich mich vielmehr erstarken, ja erblühen fühle, wenn ich von meinem Einfluß auf Wagner meine Gedanken habe. Als dieser kürzlich von den ärmlichen musikalischen Eindrücken Schopenhauers sprach, entfuhr ihm so etwas wie „Der arme Schopenhauer, was hat er höchstens zu hören bekommen" — aber sogleich unterbrach er sich: „armer Schopenhauer" — — sann und sagte sehr

humoristisch ganz leise, als ob es jener von ihm sagte: „armer Wagner" —. Verstehen Sie doch die Gebärde: es ist das einzige Mal, daß ich gesehen habe, wie er sich vor Einem beugte. Wagner steht für uns, seine Werke recht, d. h. richtig aufgefaßt, wohl als ein sehr entschieden positives Eidos da, ohne daß er die Werke seines Alters zu emendieren brauchte. Wir die Jungen, haben, ganz unabhängig davon, die Pflicht, von den Triebkräften des Augenblicks energischer zu denken, als es ihn angeht.

Sie erhalten in den nächsten Tagen von dem überbeschäftigten Wolzogen einen Brief; dazu Bayreuther Blätter, was Frau Cosima in ihrer reichen Art gleich angeordnet, als ich von Ihnen erzählte. Diese Frau findet mein altes Gedichtchen:

In dies Auge schau	Und der lieben Hand
[Hol dir Genesen. —	Still Betrachten —
In dies Auge blau	Weltenabgewandt,
Herrlich draus erbau	Heiliges Seelenland,
Lichtkühnstes Wesen.	Tief zu umnachten. — —

(Ideale des Materialismus, pg. 59)

schön, und wir haben unsre Freude an dem Buche.

Siegfried macht mir die etwas strapaziöse Freude, [daß er] im Griechisch, welches er nur nebenbei, der Lektüre und des Volksbilds wegen lernen soll, ungeschickter ist, als in Geometrie. Für Ihr Mathematisches sämtlich vielen Dank. Auf das, was nicht etwa Siegfried, sondern mir, in der IV. Kongruenzbedingung schwierig ist, zufolge meines Zettels, gehen Sie vielleicht noch bei Gelegenheit ein.

Ihr H. v. Stein.

14.

Wahnfried, 9. 12. 79.

Lieber Simon.

— — Mein Verhältnis zu Wagner, unaufgegeben, ist keine Chance, die man leicht erschöpfen könnte, keine Kombination, die ich vorzeitig unterbrechen möchte. Jetzt liegt er mir oben krank; ich will noch nach Halle, und warte nur darauf, daß ich ihn noch einmal sprechen kann. Dabei läßt er seinen Arzt an, als der sich nicht zu seiner Zufriedenheit bewährt, dermaßen, daß dieser ganz betreten schweigt, worauf Wagner ihn apostrophiert: „Ja schweigen Sie nur soviel Sie wollen"; wenn man dies sich nun sprudelnd, eigentlich heiter vorgetragen denkt, aber mit wirklicher Erregung, nötigt es Einem zum Lachen.

Bei der Durchsicht des Manuskripts von „Kunst und Revolution" bin ich eben auf den, wohl abgedruckten, hier an nachdrücklicher Stelle geschriebenen Satz aufmerksam geworden, daß gemeinsame Not sich heute „ein Volk" werbe eigenster Art; kürzlich sprach er, bei Gelegenheit der Commune, als von dem eigentlich Entscheidenden im Durchdringen des Reformatorischen, als von einer „wahren Not". Müssen wir? Sind wir die „finsteren Naturen", um uns von allem zu lösen? „Müssen" wir! Das ist ausgezeichnet.

Ihr Heinrich von Stein.

* * *

Steins Briefe brechen hier ganz unvermittelt ab. Wir finden auch in den aus späterer Zeit erhaltenen den Namen Wagner nicht mehr erwähnt. Da Simon alle Briefe sorgsam aufbewahrt zu haben scheint, ist man versucht anzunehmen, daß eine gewisse Entfremdung zwischen ihm und Stein eingetreten ist. Der Grund ist dann wohl zweifellos in Simons Ablehnung Wagners, oder milder ausgedrückt in seiner kritischen Haltung Wagner gegenüber zu sehen. Stein wird es müde geworden sein, auf Simons Mahnungen immer wieder einzugehen oder ihn immer wieder vergeblich zur Mitarbeit an den Bayreuther Blättern aufzufordern. So fragmentarisch aber das uns hier überlieferte sein mag, es wird doch seinen Wert behalten, da es, soweit man sieht, bislang die einzige originale Äußerung Steins über seinen Aufenthalt in Wagners Haus ist.

Frühlingsgang

Von Georg Kläbe

Die ganze Welt stand längst im Blütenflor,
Am Himmel schwammen weiße Wolkendünen,
Da brachte einer Birke zartes Grünen
Den ersten Frühlingsgruß zu uns ins Moor.

Nun kämmt ein wohlig warmer Maienwind
Am Grabenrand die weißen Wollgrasflocken.
Er harft ein Lied von fernen Feierglocken
Von fremden Gärten, die voll Blüten sind.

Wir hatten unsere heiße Sehnsucht tief
In unseres Ackers schwarzen Schlamm vergraben,
Wir durften noch kein Frühlingshoffen haben.
Doch, da wir wähnten, daß es unten schlief,

Hob sich gewaltiger das Lenzverlangen.
Ein Sonntagabend läutete ins Land;
Wir legten unsere Arbeit aus der Hand
Und sind dem klaren Klingen nachgegangen.

Ein wenig müd' vom schweren Schaffen, schritten
Wir auf den schmalen schattenlosen Wegen
Der lockend lichten Maienpracht entgegen.
Unfaßbar plötzlich standen wir inmitten.

Da ward uns jeder Zweig am Blütenbaum
Zu einem sonnenhellen Heiligtume,
Zur Offenbarung jede Wiesenblume
Und jedes Falters bunter Flattertraum.

Spät Abends, als wir durch die nebelfeuchten
Taufrischen Wiesen aus den bunten Weiten
Heimkehrten in des Moores Einsamkeiten,
Stand hell in jedem Herzen fremdes Leuchten. — —

Rundschau

Weimar—Bayreuth

Weimar und Bayreuth sind für den Deutschen zwei Symbole, die ihm sein Volkstum im edelsten Sinne zum Bewußtsein bringen. Genie und Volk sind ja nicht voneinander zu trennen. Es ist, als ob der geniale Mensch die besten Kräfte seines Volkes zur Blüte brächte, um ihm zu zeigen, wozu es fähig ist. Kultur ist der lebendige Ausdruck dieses Volkes, der sich in seinen Sitten und Gebräuchen, in seinem religiösen und ethischen Leben kundgibt. Deshalb kann man von Orten, wo die genialen Persönlichkeiten eines Volkes wirkten, wo sie ihre engere Heimat gründeten, mit Recht von Kulturzentren sprechen.

Mit dem Tode eines genialen Menschen vollzieht sich in der Einstellung des Volkes zu ihm eine geheimnisvolle Wandlung. Alles Nebensächliche fällt von ihm ab in dem Augenblicke, wo sein ganzes Leben überschaut werden kann und den notwendigen Abschluß gefunden hat. Der geistige Kern schält sich immer klarer und bestimmter heraus. Die persönliche Bedeutung tritt zugunsten der überpersönlichen in den Hintergrund. Dann fängt das Genie an, dem Volke in seiner wahrsten, innersten, von Gott gewollten Bedeutung aufzugehen: es wird ihm zum Symbol. Was liegt aber näher, als daß sich die Kraft der symbolischen Deutung, des symbolischen Erlebens auch auf die Stätte überträgt, wo die geniale Persönlichkeit gewirkt hat?

Das Volk ist ohne Führung immer der Gefahr ausgesetzt, zu zerfallen. Es braucht das lebendige Beispiel oder die sinnliche Auswirkung einer Persönlichkeit, in der es seine Kräfte wie in einem Brennpunkte gesammelt ausstrahlen sieht. Es braucht als geistige Nahrung die Werke seiner genialen Kunstschöpfer und diese in unverfälschter, dem Idealbilde des Schöpfers möglichst entsprechender Gestalt.

Kann das Werk der Nachwelt nicht in reiner Form erhalten bleiben, so muß die Wirkung der Persönlichkeit notwendigerweise aufhören; der Quell der lebendigen symbolischen Kraft versiegt, und damit ist für das Volk selbst eine seiner wichtigsten geistigen Quellen verschüttet. In unserer Zeit ist es aber noch aus einem andern Grunde ungeheuer schwer, das geistige Erbe unserer geistigen Führer am Leben zu erhalten. Wir haben eigentlich kein Volk mehr. Wir haben viel zuviel Masse, die sich ihrer verschütteten inneren Kräfte nicht mehr bewußt wird, und der die Verbindung mit den Quellen des Geisteslebens abgeschnitten sind. Der Zerfall des Volkes und seine Degradierung zur Masse mußte durch die materialistischen Tendenzen unbedingt kommen. Und damit war der innere Zerfall gegeben in dem Augenblicke, in dem das Deutsche Reich vor aller Welt geeinigt wurde. Denn ohne eine innere, geistige Bindung der verschiedenen Stämme wird eine wahre Einigung nicht möglich sein. Der Mensch glaube doch nicht, daß er von äußerem Reichtum glücklich und wahrhaft bereichert werden könne! Kein Volk kann auf die Dauer bestehen, das nicht eine geistige Bindung hat. Denn Volk ist es nur kraft dieser Bindung. Ein Volk ist ja eine Gemeinschaft von Menschen, die ein gemeinsames geistiges Ziel hat, die (ohne daß dem Einzelnen seine Eigenart genommen würde) eine höhere geistige Welt über sich anerkennt, die durch lebendige Religion verbunden ist. Durch diese hat es Glauben an das Unsichtbare und Ehrfurcht vor den Geistern, die ja Verkündiger jener erhabenen geistigen Welt sind.

Vergebens machten die besten Männer des deutschen Volkes nach 1870 die öffentliche Meinung auf das Unglück aufmerksam, das über Deutschland hereinbrechen müsse, wenn es weiter dem Götzen des Materialismus huldige. Vergebens sagten sie ihm, daß diese Schuld sich gerade am deutschen Volke furchtbar rächen werde, da es wie kein anderes dazu berufen sei, einer geistigen Lebensauffassung in der Welt zum Siege zu verhelfen. Erst mußte der

Zusammenbruch von 1918 kommen, der für den Tieferblickenden schon mit der ganzen Entwicklung nach 1870 gegeben war, und den z. B. Richard Wagner mit aller Deutlichkeit kommen sah und voraussagte. Hat uns dieser Zusammenbruch etwas gelehrt? Sind wir in unserem Streben anders geworden? — Fast scheint es nicht so: wird uns doch laut genug das Heil und der „Aufstieg“ im Amerikanismus gepriesen oder in einer einseitigen und übertriebenen Körperkultur, die des geistigen Hintergrundes entbehrt. Nur ein kleines Häufchen ist es erst, das den Weg erkannt hat, der uns wirklich und wahrhaftig aus der äußeren und inneren Not herausführt. Auch darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben, daß die äußere Not mit der inneren gegeben ist, und daß alle sozialen Maßnahmen, die von außen kommen, zur Unfruchtbarkeit verdammt sind; denn das Elend der Menschen hat seine tiefsten Wurzeln nicht im physischen, sondern im psychischen Leben.

Wir haben kein lebendiges Volk heute. Mehr als je ist es deshalb die heilige Pflicht derer, die das eingesehen haben, tatkräftig zu wirken und da, wo sie stehen, Vorbild zu sein. Nur Beispiele können uns heute retten. Keine Theorie, keine Abstraktionen! Uns nützen auch Künstler nichts, hinter denen nicht vollwertige, geläuterte Persönlichkeiten stehen. Natürlich vermögen wir nicht aus dem Nichts heraus eine neue Kultur zu erschaffen. Wir müssen da anknüpfen, wo die letzten Pfeiler deutscher Kultur stehen. Diese Pfeiler sind Weimar und Bayreuth.

Wir brauchen ein Fundament, auf dem wir aufbauen können. Weimar gibt uns dieses. Es heißt nur, lebendig zu machen, zum Leben zu erwecken, was scheinbar tot ist. Nur schöpferische Siegfriedkraft, die sich mit der vollen Persönlichkeit für das Werk einsetzt, kann freilich das neue Schwert, in diesem Fall ein lebendiges Weimar und Bayreuth, schmieden.

Warum aber kann gerade Weimar, ja muß Weimar das Fundament einer neuen Kultur des deutschen Volkes abgeben?

Nicht nur Goethe ist es, der Weimar das geistige Gepräge gab; der Geist der deutschen Klassiker überhaupt verleiht dieser Stadt ihr Profil. Als mit dem Dreißigjährigen Krieg das ganze geistige Erbe des Mittelalters zertrümmert wurde, stand das deutsche Volk in einer ähnlichen inneren Not wie heute. Langsam nur richtete es sich aus dieser inneren und äußeren Zerrüttung auf, suchte sich ernstlich und hatte den Willen zum geistigen Erwachen. In steter Steigerung konzentrierte sich dieser Wille in einzelnen überragenden Persönlichkeiten, bis endlich die höchsten Gipfel deutschen Volksbewußtseins und deutschen Geistes in Herder und Schiller, besonders aber in Goethe und Beethoven erreicht wurden. Da hatte sich der Genius des deutschen Volkes endlich wieder durchgerungen. Und als Goethe seinen „Faust“ geschaffen hatte, da war zum erstenmal der deutsche Geistesmensch in seinem tiefsten und ureigensten Ringen erfaßt und in bewußtvolle Darstellung gebracht worden.

Dem deutschen Volke ward damit zum erstenmal in der Dichtung das lebendige Bild seiner tiefsten Sehnsucht und seines höchsten Strebens vor Augen geführt. Zugleich war ihm aber auch ein Ausweg aus der inneren Not gewiesen, und für den Tieferblickenden war besonders der zweite Teil des „Faust“ ein prophetischer Ausblick auf den künftigen Weg, den das deutsche Volk und Europa überhaupt beschritt. Die Epoche der deutschen Klassik faßte in ungeahnter Vielseitigkeit alle Kräfte des deutschen Volkes wie in einem Brennpunkte zusammen, so daß das Volk wie nie zuvor sich in seinem Streben nach innerer Einheit von seinen schöpferischen Geistern geführt sah.

Und doch war dies geistige Fundament, das durch die Klassiker gelegt wurde und das den Grundstock einer deutschen Kultur bilden muß und immer bilden wird, noch einer Erweiterung fähig. Der Weg dazu führte über die Romantiker zu Richard Wagner.

Die Romantiker selbst sind in der Geistesgeschichte Deutschlands Übergang, Vorbereitung zu einer neuen Stufe. Ihnen fehlt etwas sehr Wesentliches, was zum wirklich kulturbildenden Wirken unbedingt erforderlich ist: Die Einsicht in die Lebensrealitäten. Wohl erweiterten sie die Grenzen des geistigen Lebens durch eine eigenartige Mystik, die neue Ausblicke in bisher

verschlossene Geistesbezirke brachte. Was ihrer Mystik aber fehlt und worin sich diese z. B. von der Mystik der mittelalterlichen Geisteserleuchteten unterscheidet, das ist der Sinn für die Lebenswirklichkeit, für die Tragik des Daseins.

Die Romantik, vom Boden der Klassik losgelöst und damit das Fundament verlierend, mußte deshalb, wurzellos wie sie war, bald verwelken. Weshalb aber war eine Reaktion gegen die Klassik notwendig? — Es ist eine Tatsache, daß alle Klassiker eine Distanz zu Christus haben und daß sie sich nie vollständig von der innersten christlichen Erfahrung leiten lassen. Es ist, als ob ihnen die Antike im Wege stünde. Das Bild des ringenden, tragischen Menschen, das sie darstellt, ist ein „klassisches". Der deutsche Mensch ist aber nicht mehr der Grieche des Altertums. Seine Seele ist durch das christliche Erlebnis hindurchgegangen. Die Romantiker fühlten das. Sie fühlten, daß die Klassiker z. B. das Schicksalsmäßige zu sehr betonten, obschon das Erlebnis der inneren Freiheit, der christlichen Gnade bei ihnen den ungeheuren Schatten des unerbittlichen antiken Schicksals zu verdrängen strebte. Noch aber schwebte ihnen die Antike als künstlerisches Ideal vor. Die letzte und wundervollste Steigerung des Geistes, wie sie uns in Christus offenbar wird, hatte sie nicht bis ins Innerste erschüttert und umgewandelt. Da waren z. B. Dante und Shakespeare den deutschen Klassikern gerade durch ihre tiefe „christliche" Erfahrung voraus, was ja Goethe auch gefühlt hat.

Was den Romantikern eigentümlich ist, das ist der Sinn für das mystische Christuserlebnis. Aber sie konnten dies Erlebnis nicht verbinden mit der Tragödie des Daseins. Ihr mystisches Erleben glich einer wundervollen Blume, die aber in jeder rauheren Atmosphäre zugrunde gehen mußte. Sie flohen einen Teil der Wirklichkeit. Was z. B. die Mystik des Mittelalters so groß macht, ist die psychologische Vertiefung; rechnet sie doch mit dem Menschen so wie er ist und schaut der Lebenstragik ins Angesicht. Wohl lebte in den Romantikern die Sehnsucht nach der Verbindung des Mystischen mit dem Tragischen. Aber zur Verwirklichung dieser Sehnsucht fehlte ihnen allen die Kraft der Gestaltung, der Selbstüberwindung.

Da kam Richard Wagner. Das Gefäß seines Geistes war weit genug, um die Vertiefung, welche die Mystik der Romantiker für die Kunst bedeutete, zu erfassen. Seine ganze innere Entwicklung drängte ihn mit Macht zum christlichen Erlebnis. Zugleich befähigte ihn aber sein scharfer Blick für die Wirklichkeit dazu, das Überirdische nicht losgelöst von den Lebenserfahrungen zu betrachten. Er erlebte die ganze Tragödie des Menschen in einem Ausmaß, wie sie die Romantiker nicht geahnt hatten. Aber gerade aus diesem intensiven Erleben der Lebenstragik heraus strebte er danach, eine Lebenslösung zu finden, und in diesem Streben, in dieser Sehnsucht wurde ihm die Persönlichkeit Christi zum Erlebnis. Fand er doch in Goethes zweitem Teil des „Faust" die Überwindung der Antike durch das Christentum schon angedeutet. Andrerseits war es aber gerade wieder das tragische Erleben der Wirklichkeit, was ihm Shakespeare so nahe führte und ihn notwendigerweise in lebendige Berührung zur deutschen Klassik bringen mußte. Die verlorene Traumwelt der Romantiker war nicht sein Reich. Wohl stand sie seiner Seele nahe und wirft ihren Glanz auf sein Werk. Aber in ihm gewinnt sie eine ganz andere Bedeutung. Sein Geist stieg in andere Höhen, schaute in andere Tiefen, führte ihn auf die höchsten Gipfel geistigen Erlebens und in die tiefsten Abgründe menschlichen Elendes. So nur konnte ein Werk wie „der Ring des Nibelungen" entstehen, das ohne Furcht vor der furchtbaren Wahrheit, dem Leben, wie es ist, ins Auge schaut. Gerade in diesem Werke zeigt es sich deutlich, wie sich Klassik und Romantik auf einer neuen Geistesebene finden.

Was Goethe in seinem „Faust", Beethoven in seiner 9. Symphonie angefangen hatte, führte Wagner fort. Er gab dem deutschen Volke einen weiteren Ausblick auf seinen zukünftigen Weg. Wieder hatte der deutsche Geist in einer künstlerischen Persönlichkeit seinen Brennpunkt gefunden, in dem sich mehr Strahlen als je gesammelt hatten. Was Goethe im zweiten Teil seines „Faust" andeutete, was er in Bruchstücken gab, führte Wagner in „Parsifal" aus. Er wies dem deutschen Volke den Weg zur inneren Befreiung durch das religiöse Erleben. Was den

Klassikern nicht nahelag — das Erlebnis des christlichen Schuldbewußtseins, das unmittelbare Verhältnis zum menschlichen Elend, aus dem sich die Romantiker in eine Welt entwurzelter Mystik zu retten versuchten —, das war Wagner in voller Klarheit aufgegangen und verband ihn mit Geistern wie Dante, Shakespeare und Beethoven. Er ist das Ende der Romantik. Mit ihm war die geistige Brücke zur Klassik wieder geschlagen. Und doch war etwas ganz Neues mit seiner Persönlichkeit gegeben. Als er an die Realisierung seines Werkes ging, wählte er nicht Weimar zur Stätte seines äußeren Wirkens, sondern einen Ort, der diesem nahe lag und geistig mit ihm verbunden war (man denke an Jean Paul), wiewohl noch ungeprägt und ohne symbolische Bedeutung. In Bayreuth führte er sein Werk zu Ende.

Aber schon war das deutsche Volk in voller Auflösung begriffen. Schon sank es auf die Stufe der „Masse", und deshalb konnte es Bayreuth, das sich ja an ein Volk wandte, nicht verstehen, hat es bis heute noch nicht verstanden.

Kaum war das Werk dort aufgerichtet, so trat die Katastrophe ein, die Wagner vorausgesehen hatte. Eine Stätte, die wie Weimar dazu bestimmt war, dem deutschen Volke ein Hort innerer Kraft zu sein, schien im Strudel des Krieges unterzugehen. Die Nachkriegszeit war dem Werke von Bayreuth noch verhängnisvoller als die Kriegszeit selbst, und heute bedarf es der Anstrengung und des Einsatzes der Kräfte aller ernsten Menschen, um dieses Zentrum deutscher Kultur zu retten.

Welches ist nun der Weg zur Wiedererweckung Weimars und Bayreuths? — Und ist diese Wiedererweckung eine Notwendigkeit?

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir mit unerbittlicher Wahrheit die Gründe des Zustandes aufdecken, in dem sich heute Bayreuth und Weimar befinden.

Der Grund aller menschlichen Tragik liegt in der Vermischung der verschiedenen Lebenssphären. Das Geistige, das uns von überragenden Persönlichkeiten gebracht wird, müßten wir unter allen Umständen rein erhalten und keinen Einfluß, der es in die unteren Sphären des Lebens ziehen will, dulden. Denn im Verrat des geistigen Erbes an die niedere Lebenswirklichkeit liegt die größte menschliche Schuld und Tragik. Der Geist sieht sich gezwungen, wie Lohengrin sich nach seinen Höhen zurückzuziehen. Dann muß aber auch das Werk, das er zurückließ, bald zerfallen. Jede Vermischung der verschiedenen Lebenssphären kann sich nur zum Unheil für die Verkörperung der Ideenwelt auswirken. Soll der Gral leuchten, dann muß er von reinen Händen gehalten werden! Die unterste Sphäre des menschlichen Gemeinschaftslebens ist die politische. In ihr sind alle jene Kräfte am Werk, die der wahren menschlichen Befreiung feind sind. Es ist dies Fafners Höhle und im besten Falle Gunthers Hof. Alles Geistige wird in der politischen Sphäre verunreinigt. Suchen wir diese heterogenen Sphären miteinander zu verbinden, so ist die Folge eines solchen Kompromisses die unheilvolle Entwürdigung des Geistigen, der tiefste Schaden eines geistigen Werkes. Kunst hat mit Politik nichts zu tun! Wer unsere größten Künstler wirklich kennt, weiß es. Kunst soll uns ja gerade Erlösung bringen von allem, was der diesseitigen Welt angehört. Sollen Bayreuth und Weimar wieder lebendige Kulturstätten werden, dann ist dies die erste, die grundlegende Forderung: sie müssen frei von jeder Politik sein. Sonst sind sie rettungslos dem geistigen Zerfall preisgegeben.

Das zweite negative Moment, das aber zum größten Teil vom deutschen Volke selbst abhängt und nach und nach ausgeschaltet werden sollte, ist die Einstellung der Allgemeinheit zu Weimar und Bayreuth. Besonders das Verhältnis zu Bayreuth war zu jeder Zeit ein würdeloses und bleibt in der Geistesgeschichte des deutschen Volkes ein dunkler Punkt. Man braucht dabei nicht nur an den ersten Aufruf für Bayreuth zu denken, der nicht von zehn Personen unterzeichnet wurde! Die Gleichgültigkeit des deutschen Volkes gegen seine genialen Persönlichkeiten, auf die es doch so stolz zu sein vorgibt, ist ungeheuer. Der Deutsche fühlt sich nicht einmal zu einem gewissen Takte gegenüber seinen genialen Künstlern verpflichtet. Merkt

er nicht, wie sehr er sich selbst mißachtet, wenn er diese Erniedrigung duldet? Und warum stellt er für das Gedeihen solcher geistigen, kulturellen Unternehmungen keine materiellen Mittel zur Verfügung? Ist das doch das Geringste, was er dafür tun kann und tun muß!

Aber was muß in positivem Sinne geschehen, damit Weimar und Bayreuth wahrhaft lebendig und schöpferisch wirksam werden?

Mit dem Hinscheiden der genialen Geister scheint ihr Werk verwaist, der lebendige Strom unterbrochen. Doch ist der Ausgangspunkt, der belebende Wille zum Wirken, nicht in der Idee zu finden, aus der ihr Werk hervorging? Ist nicht die Idee der Kern zu jeder schöpferischen Tat? Machen wir uns die Ideen der Meister zu eigen — und ihr Werk ist nicht verloren. Gestalten wir z. B. die Aufführungen nach den Ideen der toten Meister, dann führen wir ihre Werke am treuesten und in ihrem Sinne auf. „Musteraufführungen" genügen nicht. Zuerst muß die Gestaltung aus der Idee heraus erreicht werden. Wenn Bayreuth nur Musteraufführungen bietet, ist es nicht mehr maßgebend, nicht mehr einzigartig in seinen Aufführungen. Musteraufführungen sind von jeder andern Bühne, die die Mittel hat, auch zu erreichen. Die eigentliche und eigentümliche von Richard Wagner Bayreuth zugewiesene Aufgabe besteht darin, aus den Ideen heraus die Aufführungen zu gestalten. Nicht Moden gilt es mitzumachen, sondern Wandlungen aus der Idee heraus.

Und noch eines ist von größter Wichtigkeit: die Verbindung von Weimar und Bayreuth. Je enger sich diese gestaltet, desto wirksamer werden beide Kulturstätten nach außen. Wir müssen uns darüber klar werden, daß weder Weimar noch Bayreuth für sich allein bestehen kann. Es liegt tiefste Notwendigkeit in der Erscheinung zweier Geister wie Goethe und Richard Wagner: der Zusammenhang zwischen beiden ist unauflösbar. Ebenso unauflösbar verbunden sind ihre geistigen Äußerungen, ihre Werte und Werke. Man glaube doch nicht, daß eine geniale Persönlichkeit schafft, ohne den Faden der Geistesentwicklung der Vergangenheit aufzunehmen, daß sie ohne Fundament baue! Wie Wagner ohne Goethe und die deutsche Klassik nicht zu denken ist, so ist Bayreuth ohne Weimar nicht zu denken. Umgekehrt bleibt Weimar ohne Bayreuth gleichsam ohne geistige Erfüllung. Es war ein glücklicher Gedanke, Bayreuth mit Weimar zu verbinden, wie er anläßlich der Festspiele im Sommer 1926 in Weimar aufgekommen ist. Freilich war dieser kleine Anfang wohl mehr aus einem Instinkt, als aus einer Idee heraus gekommen. Der Weg nach Bayreuth geht über Weimar, und viele, die bis dahin nur bis Weimar gingen, werden, wenn sie die lebendige Beziehung der beiden Stätten in Wirklichkeit in ihrem künstlerischen und gedanklichen Gehalt erfassen, den Weg nach Bayreuth finden.

Brauchen wir ein Weimar? Brauchen wir ein Bayreuth? Brauchen wir diese beiden Geisteszentren? Die äußere und innere Not der Gegenwart gibt uns die Antwort deutlich genug. Weimar und Bayreuth sind tiefste Symbole für das deutsche Volk. Gehen sie unter, dann ist damit dem deutschen Volk das Wichtigste verloren gegangen: lebendige Überlieferung. Weimar und Bayreuth ist keine ästhetische Angelegenheit, sondern Kulturaufgabe der Deutschen.

Nicht eine Utopie soll hier aufgestellt werden, als ob durch eine geistige Erneuerung Weimars und Bayreuths neue Sitten, neuer Glaube, ein neues Volk erweckt werden könnten. Es handelt sich bei dieser geistigen Tat vielmehr um das Bewahren eines heiligen Vermächtnisses, um das Lebendigerhalten einer Tradition, ohne die eine deutsche Kultur undenkbar ist. Kultur und Volk gibt es nur dort, wo Religion lebendig ist in den einzelnen Menschen. Heute handelt es sich darum, „den Kern der Religion zu retten" mit Hilfe der Kunst. Dies ist es, was ein lebendiges Weimar im Bunde mit einem lebendigen Bayreuth vermag.

Robert Boßhart

Germanische Wiedererstehung

So nennt sich ein großes Werk, das unter H. Nollaus Leitung und Mitwirkung namhafter Fachgelehrter in C. Winters Verlag, Heidelberg 1926, erschien. „Liebe zum deutschen Volk und seiner Eigenart, bewundernder und zugleich schmerzlicher Rückblick auf seine Vergangenheit und Sorge um seine Zukunft trieb uns, ein Werk zu schaffen, das unter Zusammenfassung der verschiedenen Gebiete altgermanischen Geisteslebens ein wissenschaftlich wahres nicht durch Haß oder Hochmut entstelltes, aber auch nicht in einseitiger Liebe veredeltes Bild der altgermanischen Kultur gewährt ..." Die germanischen Grundlagen unsrer Kultur werden aufs gründlichste und anschaulichste geschildert und deren Wiedererstehung im Wissen, im Leben und Wirken unseres Volkes aufgezeigt. Karl Müllenhoff, der Schöpfer der wissenschaftlichen deutschen Altertumskunde, schrieb 1845: „Wer nicht das Altertum und die Vergangenheit seines Volkes liebt und achtet, der fühlt auch nicht den Stolz, ihm anzugehören, und kein Vertrauen zu der Zukunft kann in seinem Herzen wohnen." Wie in den Zeiten tiefster Schmach und höchster Not zu Anfang des 19. Jahrhunderts das Verlangen in weiten Kreisen des deutschen Volkes erwachte, aus dem Anschauen ältester Vergangenheit Kraft zur Abwehr fremder Gewalt zu schöpfen, und auf allen Gebieten der Kultur das planmäßige Suchen nach Denkmälern ältester Zeit und deren wissenschaftliche Auswertung begann, wie die Brüder Grimm damals die germanische Altertumswissenschaft im umfassenden Sinn begründeten, so fühlen auch heute wieder viele Deutsche das Bedürfnis, aus den altgermanischen und altdeutschen Urquellen Trost und Hoffnung, vor allem Stärkung deutscher Art zu gewinnen. Aber gerade hier wird von Unberufenen viel verdorben, die aus mangelhaftester Kenntnis ein falsches, verworrenes und verschwommenes Bild altgermanischen Lebens entwerfen und verbreiten. Eine Wanderung durch das germanische Altertum erfordert kundige und sichere Führer, denen das gesamte wissenschaftliche Rüstzeug zur Verfügung steht.

Das reichhaltige, über 700 Seiten umfassende Buch hebt mit einer auf Ausgrabungen und Schrifttum gestützten Entwicklungsgeschichte der germanischen Kultur von Otto Lauffer an. Wir hören vom Werden und Wachsen des Germanentums, von seiner zeitlichen und räumlichen Ausdehnung, von den Einwirkungen der Nachbarvölker, von Siedelung und Wohnung, Tracht und Schmuck, Kriegs- und Staatsaltertümern, Sippenwesen und Gesittung. Daran schließt sich eine Darstellung germanischer Sittenlehre und Lebensweisheit von Andreas Heusler. Als die höchsten Werte erschienen die Treue gegen Sippe und Herrn, die Gebote der heldischen Ehre, oft im Gegensatz zu den christlichen Tugenden der Gottesliebe und Nächstenliebe. Der Geist des altgermanischen Rechts, das Eindringen fremden Rechts und die neuerliche Wiedererstarkung germanischer Rechtsgrundsätze, von Claudius Freiherr von Schwerin, ist ein lehrreiches Beispiel für den Kampf zwischen heimischen und fremden Strömungen, die sich in Deutschland vermischten. Volksrecht, römisches Recht, Kirchenrecht wirkten im Laufe der Zeiten aufeinander und suchten nach einem Ausgleich. Germanischer Götterglaube war von jeher ein Tummelplatz wunderlichster Meinungen, sofern der Inhalt der Eddagedichte einfach für Deutschland übernommen wurde, um eine reiche urgermanische Göttersage zu behaupten. Karl Helm entwirft eine klare und überzeugende Entwicklungsgeschichte, wobei die stets sich wandelnden Vorstellungen der germanischen Vorzeit (Stein- und Bronzezeitalter), der römischen und nachrömischen Zeit unterschieden sind. Im ersten nachchristlichen Jahrtausend heben sich auch im Glauben die Ost-, West- und Nordgermanen deutlich voneinander ab. Die Göttersage der Edda ist der eigenartigste und jüngste Sproß, der, wennschon aus germanischen Keimen erwachsen, doch im ganzen als eine rein nordische, im besonderen norwegisch-isländische Schöpfung zu betrachten ist. Nach der Bekehrung ergaben sich mannigfache Mischungen aus Heidentum und Christentum, die aber sorgsam wissenschaftlich geprüft werden müssen.

Die Tonkunst der germanischen Urzeit, die Josef Maria Müller-Blattau untersucht, liegt im Dunkel. Ob sich ihre Anfänge an Jenseitsglauben und Gottesdienst anknüpfen lassen, scheint mir zweifelhaft. Vom alten Heldenlied besitzen wir das Wort, aber nicht die Weise, wie überhaupt die Grenze zwischen Singen und Sagen nicht bestimmbar ist. Daß der deutsche Sänger mit dem südlichen Spielmann sich verband, daß bereits hier deutsches und romanisches Wesen (Stabreim und Endreim) zusammenklangen, ist wahrscheinlich. Immer deutlicher tritt in der späteren Zeit und in der Gegenwart der Gegensatz der schönen Form und der tiefen Ausdruckskunst hervor. Deutsche Musik ist tonbeseeltes Wort und ausdrucksvolle Verwendung der Klangwerkzeuge. Man darf nur Schubert und Löwe, Beethoven und Bruckner, Weber und Wagner nennen, um die Eigenart deutscher Tonkunst im Vergleich zur romanischen von Grund aus zu begreifen, vielleicht aus urzeitlichen Keimen, die hier nach Überwindung der fremden Einflüsse selbständig emporblühten. Das Werden und Wesen der deutschen Sprache, die Fremdsprachenherrschaft und den Freiheitskampf der deutschen Sprache behandelt Claudius Bojunga vom kultur-, weniger vom formgeschichtlichen Standpunkt aus. Wiederum ist es der Kampf zwischen romanischem, französischem und deutschem Ausdrucksvermögen, der sich hier abspielt. Das deutsche Sprachgefühl muß geweckt und gestärkt werden, um der Überfremdung zu begegnen. Friedrich von der Leyen schildert die altgermanische Dichtung, in der Hauptsache das Heldenlied gotischen Ursprungs. Im Mittelalter bilden sich, angeregt durch den französischen Ritterroman, die meisten Heldenlieder zu langen Erzählgedichten um. Man darf nur die stabreimenden Eddalieder, freie Umarbeitungen verlorener fränkischer Lieder, mit dem ritterlich-höfischen Nibelungenlied vergleichen, um sich des gewaltigen stofflichen und formalen Unterschieds, aber auch der gemeinsamen Grundlage bewußt zu werden. In der neuen Zeit erwuchs aus diesen Vorlagen das dramatische Heldenspiel (Wagner, Hebbel). Wagner stützte sich auf die Eddalieder, die er für altgermanisch auch in ihren besonderen nordischen Zügen hielt. „Es ist oft wie ein Wunder, wie unmittelbar und wie genau Wagner die Größe und Unschuld, die Kraft und Tiefe unserer alten Lieder erfaßte und wiedergab, und wie in seiner Dichtung, durch die Gewalt der Musik verstärkt, die alten Weisen neuer, verlockender und schöner denn je aufzuleuchten scheinen." Die altgermanische bildende Kunst, ihr Nachleben in den Jahrhunderten der Herrschaft fremder Kunst und ihre neuerliche Wiederentdeckung stellt Albrecht Haupt dar. Im Schlußabschnitt werden germanische Gegenstände und Stoffe in der heutigen Kunst erwähnt. Aus der Betrachtung von Kunstgewerbe und Zierkunst ältester Zeit und altgermanischer Baukunst gelangt Haupt zum Ergebnis, daß in mittelalterlichen deutschen Steinbauten und Bildwerken der ursprüngliche Werkstoff, das Holz, deutlich nachwirke, daß vielfach die bislang in Holz geschnitzten Formen auf den Stein übertragen worden seien. Das soll namentlich für den sog. romanischen Stil gelten.

Neben dem großen umfassenden Werke von der Germanischen Wiedererstehung sei hier als Zugabe auch das kleine Buch von Hans Naumann, Frühgermanentum, Heldenlieder und Sprüche (München, Verlag von R. Piper, 1926) erwähnt, das der Dichtung anschauliche Bilder des Kunstgewerbes beifügt. Daß Simrocks Edda-Verdeutschung auch heute noch wertvoll ist, beweist die vortreffliche Neuausgabe von G. Neckel (Verlag Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin 1926), worin der stellenweise berichtigte Text mit neuen stoff- und formgeschichtlichen Abhandlungen nach dem Stande unseres gegenwärtigen Wissens vom altnordischen Schrifttum umrahmt wird. So wirkt das altbewährte Buch, von veralteten und irrigen Bestandteilen entlastet, mit seinem unvergänglichen Teil zur Kräftigung deutscher Art in der Gegenwart weiter.

Aus diesen sachkundigen und gemeinverständlichen Abhandlungen, die durch einige Bildtafeln unterstützt sind, erhalten wir ein Gesamtbild altgermanischer Kultur und ihrer Nachwirkung bis zur Gegenwart, dem weiteste Verbreitung zu wünschen ist, um den deutschen Gedanken zu klären und zu stärken. Die Hauptfragen, die überall gleichmäßig auftauchen, betreffen das Verhältnis zwischen Germanisch und Deutsch und den Einflüssen aus der Fremde. Schon in der germanischen Urzeit, in der Bronzezeit erfuhren die Germanen fremde, keltische Einwirkungen,



Kranich im Kampf mit Störchen

Hans Thoma

die sie selbständig und eigenartig weiterbildeten. Dann drang römische Baukunst und südliches Kunstgewerbe in die Grenzbezirke des germanischen Landes. In der Völkerwanderung verfielen die wandernden Stämme, vor allen die Goten im Osten, dem Zauber der höher entwickelten fremden Kulturen. Und auch die im Germanenland verbliebenen Völker nahmen willig fremde Einflüsse auf. Diese Überflutung vollzog sich besonders fühlbar in den hochdeutschen, ursprünglich keltischen Gebieten, während die Norddeutschen und Nordgermanen die germanische Eigenart bis heute am reinsten bewahrten. Die wandernden Goten wurden von den Sonnenflammen des Südens ganz und gar versengt und vom Völkerchaos aufgesogen. Wenn die in den ältesten uns bekannten Sitzen seßhaft gebliebenen Germanen, die Friesen und Sachsen und die Nordleute, das germanische Wesen fast unvermischt verkörpern, so sind die Deutschen bereits ein Mischvolk. Der für die Artung der Volksseele bedeutsame keltische Einschlag war aber kein Untergang, keine Zerstörung des Germanentums, sondern eine inkräftige Fortbildung, eine gute Mischung, keine Überwucherung, keine Bastardierung. Schon aus dieser Erwägung erhellt, daß die Fragen: „was ist germanisch", „was ist deutsch" — sich keineswegs decken, daß fremde Zufuhr nicht unbedingt schädlich sein muß. Germanische Wiedererstehung bedeutet also nicht die unmögliche Rückkehr zur Urzeit, wohl aber die Erkenntnis und Erkräftigung der ursprünglichen und noch vorhandenen, lebensfähigen germanischen Keime im Deutschen, um dessen drohende Entartung ins Undeutsche zu hemmen.

Die geistigen Kulturwerte reichen nicht in die ferne Urzeit zurück, wo die Germanen in der norddeutschen Tiefebene, in Jütland und im südlichen Skandinavien ein einheitliches Volk waren, sie entstammen erst der nachchristlichen, römischen Zeit und der Völkerwanderung. Dafür zeugt das Beispiel des Heldenliedes. Wohl erwähnt Tacitus bereits Lieder auf Arminius und auf die Stammhelden der Ingwäonen, Irminonen und Istwäonen, die stabreimend waren. Aber sie sind spurlos verschollen. Das Heldenlied, das wir aus dem ahd. Hildebrandslied und dem englischen Finnsburglied sowie aus den Eddaliedern kennen, ist eine gotische Schöpfung. Im südrussischen Großreich der Goten vom zweiten bis zum vierten Jahrhundert, das sich von der Ostsee bis über den Kaukasus, vom Don bis zur Donau, vom Ural bis zu den Karpathen erstreckte und unter König Ermanarik um 375 dem Ansturm der Hunnen erlag, erwuchs unter Zustrom hellenistischer und morgenländischer, antiker und vorderasiatischer Bestandteile eine merkwürdige Kultur, deren Errungenschaften den west- und nordgermanischen Stämmen vermittelt wurden und die dort weiter wirkten, nachdem die Goten selbst längst in den Stürmen der Völkerwanderung untergegangen waren. Die Königshalle ist Heimat und Pflegestätte für Kunstgewerbe und Heldenlied, Hofdichter, Waffen- und Goldschmiede sind ihre Schöpfer und Träger. Die germanische Halle ist kein Wohnhaus, sondern ein Fürsten- und Herrenbau, ein Versammlungsraum für die Gefolgschaft, nach Anlage und Zweck dem Pallas der höfischen Ritterburg zu vergleichen. Die älteste und anschaulichste Beschreibung einer solchen aus Holz errichteten Halle bietet der altenglische Beowulf. In Stein umgesetzt erscheint sie in der um 750 erbauten westgotischen Königshalle von Naranco in Asturien, deren Formgebung völlig germanisch, holz- und zimmermannsmäßig erscheint. In solcher Umwelt wurde das Heldenlied vorgetragen. Vom Hofe Attilas, wo gotische Sitte herrschte, hören wir aus dem Jahr 448, wie abends beim Mahle, als die Fackeln angezündet waren, zwei gotische Sänger vor den König traten, um ihn mit selbst gedichteten Liedern auf seine Siege und kriegerische Tugenden zu verherrlichen. Die Gäste waren ganz Auge und Ohr, die einen freuten sich an den Versen, die andern begeisterte die Erinnerung an die Kämpfe, wieder andere weinten, weil das Alter ihren Leib und Mut geschwächt hatte und ihnen tätige Teilnahme an den Kämpfen verbot. Diese zwei gotischen Sänger mit ihrem Loblied auf die Taten des Königs vor versammeltem Gefolge gleichen den seit dem 9. Jahrhundert an den nordischen Höfen auftretenden Skalden, deren Preislieder sich nur durch die sehr verkünstelte Form und Sprache von den gotischen und deutschen Sängern unterschieden.



Der Sänger und Dichter lebt am Königshof unter den Helden, deren Taten er besingt, ja er ist oft selber einer der Helden, Fürsten und Könige beteiligen sich an der Dichtung, wie noch Horand in der Gudrun und Volker im Nibelungenlied. Das Ehren- und Gedächtnislied feiert die Taten und Schicksale des Führers oder berühmter Gefolgsleute; in diesem höfischen Kreise fand aber auch das Heldenlied eifrige Pflege. Davon zeugt der Beowulf, dessen Sieg über Grendel sofort ein Königsdegen, „der aller der edlen alten Sagen Schatz besaß", im recht gebundenen Lied, in rascher Rede und weisen Worten besingt. Im Anschluß daran singt er von Siegmund dem Wälsing und Heremod. Preis- und Heldenlied waren nach Form und Vortrag kaum voneinander verschieden, so daß die Möglichkeit einer beständigen Mischung und Wandlung der nah verwandten Gattungen vorlag. Die unter dem Eindruck des Augenblicks gerühmten Helden traten denen der Sage ebenbürtig zur Seite und wurden günstigen Falles in ihre Schar aufgenommen. Solche kunstgeübte Sänger standen aber nicht bloß zu einem bestimmten Hofe in festem Verhältnis, sondern sie zogen weit umher und trugen ihre Lieder in verschiedenen Hallen vor. Der englische Widsid, d. h. Weitfahrer, ist das lebendige Beispiel eines solchen Mannes, der viele Könige und Herrscher aufgesucht hat und von seinen Fahrten in der Methalle singen und sagen kann. Der Wanderung der Lieder von Volk zu Volk stand damals kein sonderliches Hindernis entgegen, da die germanischen Sprachen einander noch ähnlich waren, so daß die Gedichte leicht aus dem Gotischen ins Fränkische, aus dem Fränkischen ins Norwegische übertragen werden konnten.

Das alte Lied, das durch die nordischen Beispiele von der Hunnenschlacht, von Wieland, Atli, Sigurd und Hamdir belegt wird, ist in seinem Wesen straff und knapp, beherrscht, in einfachem Zeilenstil, der Satz und Zeile am liebsten zusammenfallen läßt, ohne verschlungene Wortstellung und verschachtelten Satzbau. Die Haltung der einzelnen Gestalten ist gemessen, in der sparsamen Gebärde bedeutungsvoll. Das gotische Heldenlied, das hinter den west- und nordgermanischen Beispielen liegt, war mit einfachsten Ausdrucksmitteln streng stilisiert. Bilder und Vergleiche kamen selten vor. In den Stäben heben sich die Hauptbegriffe wirkungsvoll hervor, unverschlungen und unverschnörkelt, klar durchsichtig und unverkünstelt.

Das Heldenlied ist also nicht unmittelbare Volkskunst, sondern vornehme Hallenkunst, es gehört dem König und seinem Gefolge, und es ist strengste Form, wie sie die germanischen Dichter sich allmählich schufen. Wie fest gefügt diese war, beweist ihre fast tausendjährige Lebensdauer bei allen germanischen Stämmen. Großen Reichtum an Erfindung hat das Heldenlied eigentlich nicht. Dieselben Ereignisse und Eigenschaften kehren immer wieder: verräterischer Überfall und Mord, meist in der Königshalle, Gier nach Hort und Waffen, Fehde zwischen Verwandten, zwischen Bastard und Echtgeborenem, unbarmherzige Rache, herausfordernde Kränkung und reizbarer Stolz, wilde Grausamkeit, aber auch unerschütterliche Treue und Todesverachtung. Geschichtliche Begebenheiten, Ermanriks Tod (375), die Hunnenschlacht bei Worms (437), wo Gunther mit seinem burgundischen Heere den Hunnenscharen erlag, Attilas Tod (453), die Hunnenschlacht auf den katalaunischen Feldern (451), wo die Westgoten gegen die mit den Hunnen verbündeten Ostgoten kämpften: boten Grundlage und Anstoß für die Dichtung, die aber mit freier Erfindungskraft waltete und große weltgeschichtliche Gesichtspunkte gänzlich ausschaltete. Die katalaunische Schlacht ist eine Sippenfehde geworden, ebenso die Wormser Hunnenschlacht. Märchen und Sagen, z. B. Drachenkämpfe und der Zweikampf zwischen Vater und Sohn, sind eingeflochten oder auch Hauptinhalt geworden. Das Lied enthält eindrucksvolle Bilder und Vorgänge, kurze Einleitungen und Schlußworte geben Auf- und Abklang, Rede und Gegenrede, durch knappe erzählende Zwischenzeilen unterbrochen, die wie Bühnenanweisungen wirken, verleihen dem Heldenlied lebhaften, beinahe dramatischen Verlauf. Die Zahl der handelnden Personen ist klein, überall gelten die Gebote künstlerischer Sparsamkeit und Gedrängtheit. Das ursprüngliche Lied ist kurz, zwischen achtzig und einigen zweihundert Langzeilen, vorbedacht, auswendig gelernt und für Einzelvortrag bestimmt.

Das deutsche Heldenlied ging im 9./10. Jahrhundert aus der Pflege der Sänger in den Besitz der Spielleute über, die es aus Stab- in Endreim umsetzten und der neuen Umwelt anpaßten: gesunkenes Kulturgut, das aber volkstümlich wurde. Im ritterlich höfischen Epos stieg es wieder in höhere Kreise aufwärts: der Recke wandelte sich äußerlich und innerlich zum modischen Ritter. Und mit der ganzen höfischen Dichtung sank auch das Heldengedicht im 14./15. Jahrhundert zum Bürgertum herab. Das Lied vom hürnen Seyfried in den Drucken des 16. Jahrhunderts ist ein Beispiel arger Verrohung, die bänkelsängerisch anmutet. Als prosaisches Volksbuch vom gehörnten Siegfried erreichte es im Ausgang des 17. Jahrhunderts seinen tiefsten Stand: Jahrmarktsliteratur! Und doch erwies sich der Stoff als unverwüstlich, selbst im niedrigsten Gewand. Endlich kam ein neuer Aufstieg durch Wissenschaft und Kunst im 19. Jahrhundert, bei Richard Wagner sogar wieder im Stabreim, gleichsam aus den bewegten Gesprächen der Urlieder zu selbständigem Drama gewandelt! Der fremde Geist der Renaissance vernichtete die jahrhundertalte Heldensage, die Romantik belebte sie aufs neue!

Die Edda enthält ebenso viele und gehaltreiche Götter- wie Heldenlieder; wahrscheinlich sind sie aber erst norwegisch-isländischen Ursprungs und dürfen nicht wie die Heldenlieder teilweise auf gotische oder westgermanisch-deutsche Herkunft zurückgeführt werden. Es scheint fraglich, ob die Gattung des Götterliedes überhaupt als urgermanisch angesprochen werden darf.

Die Halle war das ragende Bauwerk altgermanischer Zeit. Mit der Hallenkultur ist nicht nur das Heldenlied verbunden, sondern auch die reiche Zierkunst. Könige und Fürsten bedürfen des Hortes, aus dem sie ihr Gefolge belohnen. Mit dem zunehmenden Goldbestande mehren sich seit Ausgang des 4. Jahrhunderts n. Chr. die Schmuckstücke im Königsschatz: Armbänder, Halsringe, Ringkragen, Spangen, Prunkgefäße aller Art, goldgeschmückte Schwerter und Schilde. Man darf nur an den Nibelungenhort erinnern, der durch alte Funde bestätigt wird. Der Drachenhort im Beowulf enthält goldene Erbkrüge, Gefäße der Vorzeit, Helme, Armringe an Schnüren aufgereiht, lauter gleißendes Gold. Die gotische Schmiedekunst ist noch einfach. Im Zierhandwerk macht sich die Verwendung von Tiergestalten und Bändern bemerkbar. In den jüngeren Formen wird die Tiergestalt mit dem Bändergeflecht verquickt, so daß die Tiere in die Bänder hinein zerdehnt erscheinen. Auch hier Auflockerung, Ausweitung, Anschwellung, Fülle und formzersprengende Verflechtung wie etwa im Heliandstil der Dichtung.

„In den Hallen der Fürsten altgermanischer Zeit lebte das Lied der Sänger, die die Träger des Wissens waren, und in ihren Schatzkammern sammelten sie die Werke der schmückenden Kunst, damit verdiente Männer zu belohnen. Weltliche und geistliche Fürsten späterer Zeit nutzen oft ihre Macht, herrlichste Bauten zu Zwecken des Staates, der Geselligkeit und des Glaubens zu schaffen; und noch die Schöpfer des Faust, Tell und Ringes des Nibelungen lebten in der Gunst kunstsinniger Fürsten. So waren die staatlichen Führer des Volkes oft Förderer unserer Gesittung." Daß der Sänger mit dem König vereint auf der Menschheit Höhen stehen solle, ist ein tiefes Wahrwort. Freilich drohte auch hier in den Zeiten von Renaissance und Barock die Gefahr der Überfremdung: „wälschen Dunst und wälschen Tand sie pflanzten uns in deutsches Land". Ludwig II. von Bayern war nicht nur der Schirmherr von Bayreuth, sondern auch der Erbauer französischer Prunkschlösser. In alter und neuer Zeit ist germanische und deutsche Art leider all zu oft an und in der Fremde zugrunde gegangen. Dieser Gefahr ist nur dadurch zu begegnen, daß der deutsche Geist sich **auf sich selber besinnt**. Statt Renaissance also **germanisch-deutsche Wiedergeburt** — das ist unsere Zukunftshoffnung!

Prof. Dr. Wolfgang Golther (Rostock)

Deutschland vor dem Weltkriege

Die in ihrer Bedeutung an dieser Stelle schon mehrfach gewürdigte Aktenveröffentlichung des auswärtigen Amtes unter dem Titel: Die diplomatischen Akten des auswärtigen Amtes, herausgegeben von Johannes Lepsius, Albrecht Mendelssohn-Bartholdy, Friedrich Thimme 1923 ff. (Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. in Berlin W 8) liegt nunmehr mit dem 39. Bande, wozu noch ein Registerband kommen soll, abgeschlossen vor. Da ist es denn wohl am Orte und an der Zeit, noch einmal einen Rückblick auf das ganze Werk und namentlich auf die letzten Bände zu werfen.

Das Unternehmen im ganzen war, das muß einmal angesichts aller Verherrlichung offen gesagt werden, eine große Dummheit und eine große Tat. Die Veröffentlichung war geboren aus dem Gedanken der Schuld des fluchwürdigen alten Regiments: der Kaiser und seine Ratgeber trugen die Schuld am Kriege, deshalb mußte Deutschland büßen, deshalb mußte das alte Regiment der Republik Platz machen! Versailler Friedensdiktat und Republik sind aus derselben Wurzel erwachsen: aus dem Gebote des Feindbundes. Die Republik ist und bleibt für Deutschland der äußere Ausdruck der Fremdherrschaft. Das was Versailler Frieden und Revolution voraussetzten, sollte die Aktenveröffentlichung beweisen. Sie hat das Gegenteil dargetan. Der Kaiser steht mit einer staatsmännischen Einsicht ersten Ranges glänzend gerechtfertigt da. Die Republik hat mit der Aktenveröffentlichung die Axt an die Wurzel ihres Bestandes gelegt. Das wird sich immer klarer herausstellen, je mehr die Kenntnis des Inhaltes Gemeingut wird. Darin lag die Torheit der Veröffentlichung vom Standpunkte der leitenden Staatsmänner. Wie soll überdies das Ausland noch vertrauensvoll mit einem Staate verhandeln können, dessen Regierung schon nach wenigen Jahren die diplomatischen Geheimnisse der Öffentlichkeit preisgibt?

Andererseits wirkt die Veröffentlichung, ganz abgesehen von ihrem unschätzbaren wissenschaftlichen Werte, als befreiende Tat gegenüber der Schuldlüge des Versailler Friedens wie gegenüber der republikanischen Staatsform. Auch nach dieser Richtung werden sich die Folgewirkungen allmählich ergeben.

Wendet man sich den letzten Zeiten vor dem Weltkriege zu, so ist zunächst der Vorwurf gänzlich unbegründet, daß man die Lage nicht klar erkannt hätte. Allerdings: die deutsche Diplomatie stand im allgemeinen nicht mehr auf derselben Höhe wie in der ersten Hälfte der kaiserlichen Regierungszeit. Von dem traurigen Dreigestirn mit den Doppelnamen Bethmann-Hollweg und Kiderlen-Wächter in Berlin und Wolff-Metternich in Baden war schon früher die Rede. Daß zu allerletzt Kiderlen-Wächter durch Jagow und Wolff-Metternich gar durch Lichnowsky ersetzt wurde, trug nicht zur Besserung der Lage bei. Auch le baron de Schön in Paris und Graf Pourtalès in St. Petersburg spielten traurige Rollen. Besser war schon Tschirschky in Wien.

Aber diese Mängel der Diplomatie richteten ebenso wenig Schaden an wie die unfähigen Diplomaten, mit denen Bismarck wirtschaften mußte. Denn dem Kaiser fehlte es nie an richtiger Erkenntnis der Lage. Gänzlich unbegründet ist der Vorwurf, daß man dem Kaiser nur schönfärberische Berichte habe vorlegen dürfen. Im Gegenteil hatte der Kaiser alle Mühe und Not, dem unbegründeten Optimismus seiner Diplomaten entgegenzutreten und ihnen die richtige Erkenntnis beizubringen. So hatte gegenüber einem damals viel Aufsehen erregenden Aufsatze der „Kölnischen Zeitung“ über russische Rüstungen Graf Pourtalès am 11. März 1914 aus St. Petersburg berichtet: „Vorherzusagen, wie es in drei bis vier Jahren aussehen wird, scheint an sich gewagt, wenn man nicht die Gabe besitzt, in die Zukunft zu schauen, deren sich der Korrespondent der ‚Kölnischen Zeitung‘ erfreuen zu können glaubt.“ Der Kaiser bemerkte dazu: „3—4 Jahr ist nicht weit ausschauend!!! geht auch ohne dieselben“, und „diese Gabe kommt vor! Bei Souveränen öfter, bei Staatsmännern selten, bei Diplomaten fast nie“,

sowie am Schlusse: „Der liebe Purzel hätte diesen Bericht lieber ungeschrieben lassen sollen! Nichtkenner Rußlands und schwache bedenkliche Charaktere unter seinen Lesern macht er total konfus!"

Darüber, daß Italien und Rumänien trotz aller gegenteiligen Versicherungen im Ernstfalle nicht zum Bündnisse stehen würden, hat in Berlin, vielleicht ausgenommen bei Kiderlen-Wächter, der Rumänien zu kennen behauptete wie seine Westentasche, niemals ein Zweifel bestanden. Für Italien stand seit Jahr und Tag durch Erklärungen der italienischen Staatsmänner selbst fest, daß Italien sich nicht am Kriege auf deutscher Seite beteiligen könne, wenn England auf der feindlichen Seite stehe. Höchstens ein entscheidender Sieg der deutschen Flotte über die englische zu Anfang des Krieges hätte in dieser Beziehung eine Wendung herbeiführen können. Dazu kamen die beständigen Reibungen Italiens mit Österreich in Albanien und in aller Welt. Das italienische Bündnis war durchaus brüchig. Mit Rumänien hatten es die Magyarisierungsversuche der Ungarn gegenüber der rumänischen Bevölkerung in Ungarn verdorben. Trotz aller Warnungen wurde diese zwecklose Politik, die doch niemals Millionen von Rumänen zu Magyaren machen konnte, fortgeführt. Die Erbitterung der öffentlichen Meinung in Rumänien gegen Österreich stieg aufs äußerste. Mit Deutschland wollte man eng verbunden bleiben, aber mit Österreich nichts zu schaffen haben, wenn nicht den Krieg.

Das führt auf den Schlüssel der ganzen politischen Lage: das Verhältnis Deutschlands zu Österreich.

Man hat gegen die auswärtige Politik Deutschlands den Vorwurf erhoben, sie habe die Bismarckschen Bahnen verlassen und sei dadurch in die Katastrophe hineingeraten. Das Gegenteil ist richtig. Die deutsche Politik hat die Bismarckschen Bahnen allzu getreu eingehalten, und das war ihr Verhängnis.

Bismarck hatte einst im Jahre 1879, angesichts der drohenden Haltung Rußlands vor die Wahl zwischen Rußland und Österreich gestellt, das Bündnis mit Österreich vorgezogen, weil ihm dessen Zustände damals im Vergleiche mit den russischen als die festeren und gesünderen erschienen. Aber er hatte sich immer noch den Rückzug nach der russischen Seite freigehalten. Das bewies der nach seinem Abgange im Jahre 1890 gegen den Willen des Kaisers preisgegebene Rückversicherungsvertrag mit Rußland. Und im äußersten Falle wollte Bismarck, wie er dem Grafen Hatzfeldt zugestand, den drohenden Zweifrontenkrieg — von englischer Feindschaft war damals noch nicht die Rede — vermeiden, indem er das österreichische Bündnis brach, sich wieder auf die russische Seite schlug und damit auch Frankreich matt setzte. Das bei Bismarck doch nur sehr bedingte Bundesverhältnis zu Österreich war aber mit Abbruch der russischen Rückzugsbrücke zum Angelpunkt der deutschen Politik geworden.

Der Kaiser hatte sich der Preisgabe des Rückversicherungsvertrages widersetzt. Doch hatte er gegenüber den Männern des neuen Kurses nicht durchdringen können. Daß er sich nachher gegenüber dem Kaiser Franz Joseph der Preisgabe als seiner eigenen Tat rühmt, ist als diplomatischer Schachzug, seine Verdienste um Österreich in das rechte Licht zu setzen, verständlich. Doch das Gegenteil war richtig. Er hatte nachher durch den Vertrag von Bjorkö, durch den er den Zaren so meisterhaft einzuwickeln verstand, den begangenen Fehler wieder gutzumachen versucht. Das hatte der Widerspruch des Fürsten Bülow verhindert. So ging das Verhängnis seinen Lauf. Wir waren auf Gedeih und Verderb mit Österreich verbunden.

Inzwischen hatten sich die nach Bismarcks Ansicht noch gesunden inneren Verhältnisse Österreichs in beiden Reichshälften merklich verschlechtert. Der nationale Zersetzungsprozeß war unter den parlamentarischen Regierungen mit rasender Geschwindigkeit fortgeschritten. Nicht das Ob, sondern das Wann des Zusammenbruchs Österreichs war noch zweifelhaft. Man setzte als äußersten Zeitpunkt das Ableben des Kaisers Franz Joseph, der schon das achtzigste Lebensjahr überschritten hatte. Auch über diesen inneren Zersetzungsprozeß herrschte in Berlin kein Zweifel. So berichtete am 22. Mai 1914 der deutsche Botschafter von Tschirschky aus Wien: „Wie oft lege

ich mir in Gedanken die Frage vor, ob es wirklich noch lohnt, uns so fest an dieses in allen Fugen krachende Staatsgebilde anzuschließen und die mühsame Arbeit weiter zu leisten, es mit fortzuschleppen. Aber ich sehe noch keine andere politische Konstellation, die uns einen Ersatz für das immer noch vorhandene Plus bieten könnte, das in der Allianz mit der mitteleuropäischen Macht liegt. Denn ohne diese Allianz müßte unsere Politik notgedrungen auf eine Aufteilung der Monarchie hinzielen. Ob wir dafür carte blanche von England erhalten würden, selbst wenn dieses mit uns in ein wirklich festes Verhältnis hätte gebracht werden können, ist zu bezweifeln, ebenso auch, ob eine Angliederung der deutschen Provinzen an uns auf die Dauer für uns günstig wirken würde. Die Frucht muß, wie mir scheint, noch weiter reifen."

Dieser innere Zersetzungsprozeß, weit entfernt, eine zurückhaltende auswärtige Politik Österreichs zu fördern, stärkte im Gegenteile die kriegerischen Neigungen seiner leitenden Persönlichkeiten, besonders des Generalstabschefs Konrad von Hötzendorff, des Vertrauten des Erzherzogs-Thronfolgers Franz Ferdinand. Man wollte mit allen möglichen feindlichen Nachbarn, vor allem mit Serbien, aber auch mit Italien und Rumänien kriegerisch abrechnen, ehe die Zersetzung im Heere soweit fortgeschritten sei, daß man es nicht mehr konnte. Besonders zum Zweck der Auseinandersetzung mit Rumänien knüpfte die österreichische Regierung enge Beziehungen mit Bulgarien an und stieß damit die Rumänen auch vom Standpunkt der auswärtigen Politik zurück.

Das einzige Rettungsmittel für Deutschland in der Gefahr der allgemeinen Einkreisung wäre ein entschiedenes Umlegen des politischen Steuerruders gewesen: Schutz- und Trutzbündnis mit Rußland und in Verbindung mit Rumänien, Serbien, Italien Aufteilung Österreichs. Dann war Frankreich mattgesetzt, nicht nur das deutsch-österreichische, sondern auch das russisch-französische Bündnis gebrochen — die russischen Staatsmänner wären dafür zu haben gewesen. England hätte ohne festländischen Bundesgenossen, entgegen den Befürchtungen Tschirschkys, nichts unternommen, wäre im Gegenteil der Ablenkung Deutschlands von Welt- und Flottenpolitik frohgewesen. Und Frankreich hätte sich nicht zum festländischen Landsknechte Englands hergegeben, wobei es ohne russische Hilfe die Last des Krieges allein hätte tragen müssen. Das war die Politik, welche die politische Lage im Frühjahr 1914 von selbst aufdrängte. Es wäre eine Politik gewesen wie die des großen Kurfürsten, der sogar mitten im ersten nordischen Kriege das Bündnis mit Schweden gegen Polen mit einem polnischen Bündnisse gegen Schweden umtauschte.

Dazu fand man in Berlin nicht die Entschlußkraft. Man hielt in Nibelungentreue an Österreich fest, um das Bündnis schließlich nach unermeßlichen Anstrengungen für das Haus Österreich durch dieses brechen zu lassen.

So ging das Verhängnis seinen Lauf. Schon mit den Russen hatten wir nichts weiter zu schaffen, als daß sie Österreichs Feinde waren. Deshalb erklärten wir ihnen den Krieg sogar noch früher als die Österreicher. Dann hatten wir im Osten, nachdem die Österreicher schon in den ersten Wochen aufgerieben waren, die Hauptlast des Krieges zu tragen. Mit Serben, Rumänen und Italienern schlugen wir uns herum, obgleich wir mit allen diesen Staaten gar nichts zu schaffen hatten und sie durchaus deutschfreundlich waren. Rumänen und Italiener gaben sich sogar der Hoffnung hin, sie könnten trotz des Krieges gegen Österreich mit Deutschland weiter in Frieden und Freundschaft leben. Dafür hatten wir für unsere eigentlichen Feinde an der Westfront nicht genug Truppen und mußten in endlosem Stellungskriege die Zeit hinbringen, die für den Gegner wirkte.

Deutschland hat den Weltkrieg geführt und sich geopfert für Österreich. Das Opfer war vergeblich. Österreich brach trotzdem zusammen und Deutschland mit ihm, Österreich für immer, Deutschland zu neuer Wiedergeburt. Und doch war es ein Erfolg. Der Erbfeind Deutschlands seit dem Reformationszeitalter, das Haus Habsburg-Lothringen, ist beseitigt, der deutsche Dualismus ist verschwunden. Der Zukunft gehört der großdeutsche Gedanke.

Prof. Dr. Conrad Bornhak

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Die Wehrbewegung und das geistige Deutschland

Einer freundlichen Aufforderung des hochverehrten Herausgebers nachkommend, möchte ich nach Abschluß längerer Vortragsreisen, die mich bisher daran hinderten, zu der Erörterung im „Türmer" das Wort nehmen; ich tue es um so lieber, als ich einige maßgebende Führer des Stahlhelm persönlich kenne und schätze. Ich bedaure es lebhaft, daß in der Erörterung ein Gegensatz aufgeflammt scheint. Eine persönliche Herabsetzung, besonders Friedrich Lienhards, aber auch Gustaf Hildebrants, die mich sehr schmerzlich berührte, ist nach meiner Kenntnis der Personen nicht den eigentlichen Führern des Stahlhelm zur Last zu legen. Ich kann es sehr wohl verstehen, wenn Herr Hildebrant, der sich in hingebender Weise für deutsche Dichter einsetzt, von dem mangelnden Widerhall in nationalen Kreisen enttäuscht ist. Ich habe in diesem Winter rund 60 Vorträge und Vorlesungen in den verschiedensten Teilen des Reichs gehalten und verdanke die Tatsache, daß ich meist ordentlichen, oft guten Besuch hatte, dem Werbeeifer der Jugend, nicht den Angehörigen der vaterländischen Gruppen. Aber soll man den Stahlhelm oder andere Bünde der Wehrbewegung dafür verantwortlich machen? Ich glaube, man fordert etwas von ihnen, was sie heut nicht geben können. Es ist das alte Deutschland, das sich immer noch auswirkt und das die Verantwortung für einen beklagenswerten Zustand trägt. Die Führer der Wehrbewegung aber wollen das neue Deutschland, das dritte Reich, wie man es in den Kreisen der Jugend nennt. Unter diesem dritten Reich stellt man sich etwas Reineres, Größeres, Geistigeres, Sozialeres vor, als das verflossene Reich war.

Ein so angesehener Mann wie Professor Dr. Max Wundt schrieb kürzlich — worauf schon der „Türmer" hinwies — im „Arminius", der ein Kampfblatt junger Kräfte in der Wehrbewegung ist: „Es kann, glaube ich, keinem Zweifel unterliegen, daß die zumal in der preußischen Monarchie bis dahin führenden Kreise, der Grundbesitz und der Adel, das Offizierkorps und Beamtentum, sich zum Teil um ihren entscheidenden Einfluß schon seit längerer Zeit gebracht hatten, weil sie der gleichzeitigen geistigen Bewegung nicht die Aufmerksamkeit schenkten, wie es nötig gewesen wäre. Es war einer der stärksten Trümpfe, welche die Demokratie in der Hand hatte, daß sie sich als den Bundesgenossen der geistigen Bewegung der Zeit einführen konnte. Wenn man den Raum, welcher den Fragen des geistigen Lebens und den geistigen Strömungen der Zeit in den Blättern der Linken eingeräumt war, mit dem vergleicht, den ihnen die konservativen Zeitungen vor dem Kriege zubilligten, so fällt dieser Vergleich allerdings sehr zuungunsten der letzteren aus. Der politischen Bedeutung auch geistiger Bewegungen ist man sich auf der Linken sicherlich sehr viel früher bewußt geworden als auf der Rechten ... Irre ich nicht, so ist die vaterländische Bewegung von heute auf dem besten Wege, noch einmal in den gleichen Fehler zu verfallen. Sie hat gleichzeitig und fast mit gleicher Stärke auf politischem und auf geistigem Gebiete eingesetzt. Aber wiederum scheinen die politischen Führer derselben nicht selten der Meinung, daß die geistigen Kräfte zur Erreichung ihrer Ziele unerheblich seien und daß ihnen eine größere Bedeutung für das politische Gebiet nicht zugestanden werden dürfe. Manchmal muß man den Verdacht haben, daß auch jetzt noch eine ziemliche Unkenntnis der wahre Grund eines solchen Verhaltens ist ... Schließlich sind es doch die geistigen Kräfte, welche die Fortentwicklung eines Volkes bestimmen. Wenn diese alle mehr oder weniger auf die

internationale Seite gezogen werden, so ist nicht abzusehen, wie die reale Entwicklung noch einmal wieder nach der nationalen Seite gehen soll."

Es schien mir wichtig, diese Warnung Wundts auch hier anzuführen. Die nationalen Kreise brauchen wirklich nicht zu fürchten, daß die geistigen Kräfte, die sich zu ihrem Volkstum bekennen, eitel oder gewinnsüchtig sind; seltene Ausnahmefälle würden die Regel nur bestätigen. Es gehört Selbstverleugnung, Verantwortungsgefühl, Opferbereitschaft dazu, wenn ein geistig Schaffender sich der Deutschbewegung anschließt; Verkennung, Armut, Sorge sind fast immer sein Los. Der Dichter, der Künstler aber weiß, daß ein Gott ihn rief, daß er seine Gaben erhielt, auf daß er für sein Volk damit wuchere. Viele mögen nicht ahnen, wie bittere Stunden es ihm macht, daß die andere Seite ihn durch eine Mauer von seinem Volke scheidet.

Wenn Schauwecker unpassende Worte über Lienhard, König, Geucke fand, so ist dafür nicht der Stahlhelm als solcher verantwortlich zu machen. Schauwecker vertritt eine ganz bestimmte literarische Richtung in der Wehrbewegung. Es sind das junge Kräfte, die ein Gefühl dafür gewannen, daß die Großstadt ein notwendiges Glied in der Entwicklung auch des deutschen Volkes ist, die nun das Tempo der Großstadt in ihr dichterisches Schaffen bannen möchten. In diesem Empfinden nannte jemand aus diesem Kreise einmal mich zusammen mit Lienhard und König als die Vertreter der „bürgerlichen" Dichtung! Ich glaube aber, daß dieser Kreis nicht tief genug sieht. Die Großstadt ist in der verhängnisvollen Zeit nach 1870 über uns gekommen, ehe wir uns auf sie eingerichtet hatten. Sie überrannte uns, wir machten gar nicht den Versuch, sie nach den Gesetzen deutschen Wesens zu gestalten. Nein, die Großstadt von heute ist nicht deutsch gestaltet! Darum wird eine Dichtung, die sich von ihr den Rhythmus vorschreiben läßt, kurzatmig sein und keinen Bestand haben. Lienhard, König und ich werden besonders stark in der Jugendbewegung gelesen, die doch gerade der Aufbruch einer neuen, alles andere als bürgerlichen Jugend ist. Vielleicht ist es nicht das bürgerliche, sondern das ewige Deutschland, dem Wolfram, Dürer, Goethe, Bach voranleuchteten, das wir suchen.

Was danken wir nun dem Stahlhelm und was dürfen wir von ihm erwarten? Um die erste Frage zu beantworten, müssen wir das Werk „Sechs Jahre Stahlhelm in Mitteldeutschland", herausgegeben vom Landesverband Halle-Merseburg, kennen. Wenn diese Männer um Seldte und Duesterberg — es ließen sich noch viele Namen nennen — nicht dagewesen wären und sich mit ihrem Leben eingesetzt hätten, dann wäre Deutschland rettungslos im Bolschewismus versunken, und wir alle hätten nicht den Raum für unsere Erneuerungsarbeit. Unsere Zeit ist schnelllebig und vergißt gern. Wir wollen aber nicht vergessen, daß diese Männer, dem Tod ins Angesicht schauend, aufrecht standen, als alles versank. Sie haben dann in mühsamer Kleinarbeit Tausende und aber Tausende aus dem Lager der Kommunisten geholt. In diesen Kampfjahren fanden sie nicht die Zeit, das geistige Schaffen zu betreuen. Sie müssen auch heute noch auf der Wacht sein; denn der Bolschewismus schläft nicht. Zurzeit liegt sein Schwergewicht in Kanton und Indien — wir wissen nicht, wann er dieses wieder nach Deutschland verlegen wird. Aber in der Wehrbewegung hebt ein neues Fragen an; man ahnt, daß die sich immer neu entwickelnde Zeit einen neuen Inhalt und neue Formen brauchen wird. Die Jugendbewegung, die vorwiegend auf das Geistige eingestellt ist, hielt sich bereit. In dem Wochenblatt „Die Kommenden" (Freiburg i. Br.) hat sie das Organ für die Berührung von Jugend- und Wehrbewegung geschaffen. Auch das eigentliche geistige Deutschland, der Kreis der Schaffenden, muß in Erwartung stehen. Die Wehrbewegung wird uns brauchen. Um Deutschlands willen wäre es nicht gut, wenn beide Kräfte sich dann entzweit hätten. Darum sollten harte Worte, die leider gefallen sind, vergessen werden.

Ich hoffe recht sehr, daß die angesponnene Erörterung schließlich doch gute Frucht bringen wird.

Wilhelm Kotzde

Nachwort des Türmers. Wir verzeichnen noch folgende bemerkenswerte Tatsache. General der Artillerie a. D. von Horn, der als Nachfolger des verstorbenen Generalobersten

von Heeringen das Präsidium des Deutschen Reichskriegerbundes „Kyffhäuser“ übernommen hat, forderte in seiner Ansprache auf der diesjährigen Berliner Delegiertentagung klare Stellungnahme gegenüber dem verderblichen Geiste des Materialismus und bekannte sich in erfrischenden Worten zur Weltanschauung des Idealismus. Er rief auf zur Verinnerlichung und Beseelung des Reiches, zur Wiedererweckung der verlorenen Gemütswerte und zur seelisch-geistigen Vertiefung unserer Kultur. Diese trefflichen Worte von einem berufenen Führer der vaterländischen Bewegung zu hören, ist uns eine ganz besondere Freude. Wir begrüßen Herrn von Horn als Bundesgenossen in vorderster Front. — Mit den Worten dieses reifen Mannes vergleiche man die unreife Anzapfung im „Standart“, Organ des Stahlhelms! Für uns ist die Stahlhelm-Angelegenheit hiermit erledigt. D. T.

Zum Parsifal-Schutz

schreibt man uns aus Lehrerkreisen:

Im Geschichtslehrplan meiner Dorfschule steht für einen Jahrgang neben Gudrun und Wieland die Parzival-Sage, der Lohengrin folgt. Mit leuchtenden Augen verfolgen die Kinder die Wege des „reinen Toren“. In enger Verbindung mit der Leidensgeschichte Jesu entwickelt sich das Sinnbild des Grals, schreiten empfängliche Kinderseelen mit dem Helden zur Gralsburg, erleben seine Irrfahrten, werden der Macht des Karfreitags bewußt, die alles Schwere zu befreiender Gralstat löst. (Goethes „Schatzgräber“ steht in Deutsch auf dem Plan.) — Es ist kurz vor Ostern. In der Zeitung steht, daß im Nationaltheater Weimar am Karfreitag der „Parsifal“ gespielt wird. Da erzähle ich den Kindern von dem Meister Richard Wagner, der es so wundervoll verstanden hat, die schönsten deutschen Sagen, die meisten von denen, die wir kennen oder kennen lernen (die Nibelungen und der Sängerkrieg auf der Wartburg werden im andern Jahrgang behandelt), in Dichtungen mit Musik zu gestalten. (Das Wort Musikdrama wird entsprechend geklärt.) Das Wort Meister verstehen die Kinder sehr gut. Wenn ich dann am Schluß der Parzival-Sage in meiner Stube am Klavier die Gralsglocken und -klänge aus dem „Parsifal“ ertönen lasse, so lauschen die Kinder atemlos, und es regt sich der Wunsch: das möchten wir sehen und hören, können wir da nicht hingehen? Aber ganz natürlich finden es die Kinder, wenn ich ihnen erkläre, daß sie erst größer werden müssen. Es gibt ja so vieles, wozu man erst verständiger werden muß. —

Es ist ein kalter Winterabend. Dicht eingehüllt wandern einzelne Gestalten der erleuchteten Schulstube zu, wo ihnen eine wohlige Wärme entgegenströmt. Nun sitzen die Großen als „Ländliche Bildungsgemeinschaft“ in den alten Kinderbänken. Heute soll's besonders schön werden. Das Klavier steht geöffnet, auch ist Besuch gekommen: ein stimmbegabter Nachbarkollege des Ortslehrers, eine ihm bekannte Sängerin aus der Stadt. Es gilt wieder einmal eine musikalische Vorbereitung. Viel solcher Abende haben in den letzten zwei Jahren die Teilnehmer genossen. Es galt ja das Lebens- und Kulturwerk Richard Wagners zu verstehen. Mit dem Fliegenden Holländer fing's an, Tannhäuser, Lohengrin, der Ring folgten, und auch die Meistersinger wurden in den zwei vorigen Wintern in dem verständigten Theater der nahen oder entfernteren Stadt gehört. Die letzten Wochen dieses Winters galten der Vorbereitung des weihevollsten Wagner-Werkes, dem „Parsifal“. Dieses hatte man sich aufgespart, um es in Weimar zu sehen. Heute soll zu der gedanklichen und literarischen, der dichterischen Vorbereitung (jeder der Teilnehmer hat die Reclam-Ausgabe in Händen) die musikalische kommen. So oder ähnlich ist die Vorbereitung auf Wagners Werk in dem im Sinne freier Volksbildungsarbeit tätigen Hildburghäuser Kreis geschehen (in Verbindung mit der Thüringer Volkshochschule), und so wird sie in manch andern Orten auch geschehen. Und so hoffen wir, daß im Laufe der Jahre diese Arbeit sich ausbaut und damit am Volke Erziehungsarbeit leistet. —

Welch einen vernichtenden Eindruck machen aber die Ausführungen des Herrn Otto Daube im „Türmer", Märzheft 1927, auf so für vertiefende Bildung des Volkes sich Einsetzende!

Als starke Sehnsuchtssaat wird die Parzival-Sage den Kindern ins Herz gestreut. Mag in den Zwischenjahren vielleicht manches verschollen sein, wird es nicht in diesen Winterabenden ihres gereifteren Lebens wieder wach? Werden sie so nicht durch das Bekanntwerden, durch das Eindringen in das Werk und Leben Meister Wagners in Gebiete des Seelenlebens geführt, die ihnen eine neue Welt offenbaren? Und man glaube ja nicht, daß es nicht manchen unter ihnen, auch unter den Arbeitern gäbe, die sich sehnen nach etwas Höherem, aber bisher nicht den Weg gefunden haben, weil ihnen Mittel und Führung fehlten! Diese kommen gern, kommen mit Gewinn. Soll man ihnen, die so zum Lebens- und Kulturwerk Wagners gefunden haben, die Krone des ganzen, den „Parsifal" vorenthalten? Es kann nur eine Antwort geben: Nein! Ein zweites Nein aber muß die Frage beantworten: Ist es solchen möglich, Bayreuth zu besuchen? Denn wer im Monat schon 100—200 Mark verdient und Familie hat, die zu versorgen er als seine erste Aufgabe betrachtet, kann nicht in die Alpen reisen, kann nicht einmal nach Kösen oder Bad Berka zur Erholung gehen, kann erst recht nicht Bayreuth besuchen, dem sind oft geringe Theaterpreise schon schwere Opfer. Wir sollten froh darüber sein, wenn wir denjenigen, die guten Willen haben, nicht noch die Tore versperren, die sie aus der Enge und Gehässigkeit der üblen Parteischablone hinausführen ins übergeordnete und seeleneingeordnete Reich der Kunst.

Oder sollen wir diese lieber dem „billigen" Kino überlassen und nicht alles versuchen, wie in angedeuteter Weise wenigstens einen Teil oder das zukünftige Geschlecht andere Wege zu führen? Und wenn einer unter Hundert die andere Bahn beschreiten lernt, könnten wir über diese Minderheit nicht eine größere Freude haben als über 99 Gerechte, die dessen nicht bedürfen?

Und solche erleben den „Parsifal" auch an einem Theater, das nicht über die erstklassige Gestaltungskraft Bayreuths verfügt; denn sie kommen nicht als Ästheten und Überbildete, sondern als schlichte Menschen. Von einem solchen Publikum sollte man nicht als von einem „Zerrbild" sprechen. Diesen werden die Aufführungen nicht „zu einer Sensation äußerlichster Art".

Sollte sie es nicht vielmehr denen eher werden, die mit vollgespicktem Geldbeutel Bayreuth in glänzenden Toiletten besuchen, um eben dort gewesen zu sein? Oder gibt es solche dort nicht?

Wie manchen mag es geben, die erleben ihren Gottesdienst in der schlichtesten Kirche mit dem einfachsten Orgelwerk ebenso stark vom Herzen aus, weil sie das Evangelium, das ihnen vielleicht in geringerer Nachbildung geboten wird, mit eigenstem Blut durchsetzen, als im brausenden Dom mit der vollendetsten Orgel und dem ausgezeichnetsten Redner. Für solche wird auch eine mangelhaftere Aufführung des „Parsifal" zum Erlebnis, wie sie es mir geworden ist und sehr vielen, die ich kenne. Und so kann sie trotz alledem „die Größe des Urbilds" offenbaren. Ich will nicht das geringste gegen die Meisterleistungen Bayreuths sagen, aber was ist zum Aufstieg Deutschlands wichtiger, solche zu gewinnen, die mit dem Herzen dabei sein möchten, aber es tatsächlich mit dem Geldbeutel nicht können, oder nur jener Schicht das heiligste Werk des Meisters zu bieten, die es geldlich ermöglichen kann?

Wer nicht mit strebendem und reinem Herzen kommt, der ist auch nicht durch die vollkommenste Verkörperung des Werkes zu gewinnen, und Bayreuth macht darin keine Ausnahme.

„Für die Jugend ist das Beste gerade gut genug." Das Wort gilt auch für das Volk in allen seinen Teilen, somit auch für die ärmste Schicht. Hier bedeutet nicht die allerbeste Aufführung oder im Bild des Buches gesprochen: der Einband, der kunstvolle Satz, der feingeschnittene Buchstabe, die feingestochene Note die Hauptsache — obwohl das alles natürlich am wünschenswertesten ist —, sondern der sittliche und geistige Edelgehalt; und deshalb gilt mir der „Parsifal" nicht entweiht, wie mir das Dichtwerk nicht entweiht gilt, wenn ich es im ärmlicheren Gewand in die Hand bekomme, vielleicht gar mit Druckfehlern behaftet, wenn es nur seinen edlen Gehalt offenbart und in mir den Funken entzündet, der glimmend harrt. Und dann wird der „Gralsraub" zum Gralsgeschenk, zum Gralssegen.

Werner Leonhardt

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Verinnerlichung!

(Paul Steinmüllers „Rhapsodien")

Nichts tut unserm Volke mehr not als Verinnerlichung, als seelische Erneuerung, als eine Neugeburt der Seele. Wir müssen lernen, ganz von innen heraus, aus der Seele zu leben. Dazu ist zunächst nötig, daß die schlummernde oder gefesselte Seele geweckt und befreit und die kranke gesund gemacht und gestärkt werde.

Einer der hervorragendsten Führer auf dem Wege der seelischen Erneuerung ist Paul Steinmüller. Ich möchte heute hauptsächlich von jenen Schriften reden, durch die er am meisten bekannt geworden ist, von seinen Rhapsodien (Rhapsodien von der Freude, Rhapsodien des Lebens und Rhapsodien vom verlorenen Königreich). Diese Rhapsodien gehören zu dem Köstlichsten, was unsre Zeit hervorgebracht hat.

Woher der eigenartige, dem Griechischen entlehnte Titel? Eine Rhapsodie war bei den alten Griechen ein Vortragsstück, unter Rhapsoden versteht man den Dichter, der seine Stücke selber vorträgt. Rhapsode war auch der Troubadour des Mittelalters, der Minnesänger — Dichter und Sänger (Vortragender) in einer Person. Der letzte Rhapsode bei uns war Wilhelm Jordan, der mit seinem Nibelungenliede von Stadt zu Stadt zog, um es selber vorzutragen. Hat Steinmüller auch an den Vortrag gedacht, als er diese wundervollen seelischen Offenbarungen, Stimmungsbilder der Seele, schrieb, die er Rhapsodien benannte, und die der Türmer-Verlag, Stuttgart, in Hunderttausenden schmucker Büchlein hinausgehen ließ? Es ist wohl kaum anzunehmen, so wenig Goethe bei dem innerlichsten seiner Dramen, beim „Tasso", an das Theater gedacht hat.

Und doch ist es etwas ganz Eigenes um diese gedruckten Rhapsodien, es ist etwas Eigenes um den Dichter Steinmüller, der zugleich Ethiker, Prediger, Seelsorger ist. Die Seele — des Einzelnen wie des Volkes — ist das A und O des gesamten Steinmüllerschen Denkens und Dichtens. Die ganze Not unsrer Zeit leitet er her vom Verlust der Seele, und in seinen „Feuerrufen in Deutschlands Nacht" klagt er: „Wir kauften die Erdteile aus und verloren das Vaterland. Wir gewannen eine Welt und verloren die Seele." Aber, so heißt es weiter: „Vor jedem Sterben kommt Gottes graue Botin und schlägt den Siechen den Becher vom Mund und stößt sie auf herbstliche Straßen, daß sie ihre Seele wieder suchen und finden. Diese Botin heißt Not. — Wißt ihr jetzt, warum wir zum Brachfeld wurden, über das unaufhörlich Pflugscharen und scharfe Eggen gehen und es brechen, reißen und glätten. Wißt ihr nun, warum alle Not kam? Löset die deutsche Seele!"

Von der unendlichen Mannigfaltigkeit unsrer seelischen Beziehungen zu Gott und Natur klingt und singt es in den Rhapsodien. Hier vernehmen wir, wie sich die Seele, die deutsche Seele, erlöst. Ein gottbegnadeter Dichter schildert uns, wie er den Weg der Erlösung geht. Sind auch seine Leser ihm auf diesem Wege in der Tat gefolgt? Die Rhapsodien-Büchlein sind sehr viel gelesen und haben Steinmüllers Namen in weiten Kreisen bekannt gemacht. Die hohen Auflageziffern lassen auch darauf schließen. Ob sie aber in der Lektüre die Seele der Leser im tiefsten erfaßt und, was doch eigentlich Zweck und Absicht: eine seelische Neugeburt bei den vielen Lesern bewirkt haben, das will ich füglich bezweifeln. Ich fürchte, das nur an der Oberfläche der Dinge haftende schnellebige Geschlecht unserer Tage hat auch über diese kostbaren Seelenoffenbarungen eines gottbegnadeten Verkünders mehr oder weniger „hinweggelesen" wie über alles andere, ohne im innersten Kern ergriffen worden zu sein, ohne den Weg zu einer seelischen Erneuerung

beschritten zu haben. Denn ich meine, wenn es anders wäre, wenn wirklich die vielen Leser von Steinmüllers Seelenbotschaft im Innersten erfaßt wären, so würde das sicher zu spüren sein, und wir hätten längst eine irgendwie erfaßbare große Steinmüller-Gemeinde in Deutschland, mit der man in Dingen der geistig-seelischen Erneuerung rechnen und praktisch weiterkommen könnte, während sich in Wirklichkeit heute noch alles dem praktischen Zugriff entzieht.

Mit bloßen Leser-Gemeinden ist heute nichts mehr getan, und zumal Steinmüller fordert mehr als Leser, er fordert Menschen, die voll und ganz zu ihm stehen, die an sich verwirklichen, was er ihnen gegeben, die dazu helfen, daß auch andern der Weg zur seelischen Erneuerung erschlossen wird, den er vorangegangen. Wo unter seinen zahlreichen Lesern, frage ich, sind diese Menschen? Steinmüllers Rufen ist wohl vernommen worden, aber es klang nicht innerlich wider, da die Menschen unserer Zeit noch zu tief in die Materie, die Welt des Stoffes, verstrickt sind und sich immer nur auf Augenblicke von ihr frei machen können. Und so konnte es wohl bei den meisten das Wunder seelischer Neugeburt nicht wirken.

Das Leid unserer Zeit, von dem Steinmüller sagt: „Es lehrt uns den Materialismus hassen wie die Pest, und schmiedet uns doch an ihn" — ist anscheinend noch nicht groß genug, sonst hätten wir uns längst frei gemacht vom Materialismus, der tiefsten Ursache alles Übels. Die Christus-Lehre ist die reine Geistlehre, und die Bitte des Vaterunsers: Erlöse uns von dem Übel — bedeutet nichts anderes als: Mach uns frei vom Materialismus! So betet die Menschheit nun schon bald zwei Jahrtausende, aber erst in unserer Zeit beginnt man, wenn auch zunächst in kleineren Kreisen, das „Übel" in seiner Besonderheit zu erkennen und sich auf die Notwendigkeit einer durchgreifenden geistig-seelischen Erneuerung zu besinnen.

Verinnerlichung ist nicht Verweichlichung, wie viele heute noch wähnen, sie ist vielmehr der Mutterboden, aus der allein wahre Kraft und Stärke geboren werden kann. „Wo blieb unsere Stärke?" frogt Steinmüller in seinen „Feuerrufen" — „In den Beratungssälen und auf den Gassen verbrodelt sie in lautem Gebelfer. Das aber ist nicht Kraft, sondern Gewalt. Einer schreit wider den andern, und alle schreien wider einen. Wie eine blökende Herde, in die der Blitz fuhr, erscheint mir die Masse!"... Und die „Rhapsodien vom verlorenen Königreich" (d. i. die Liebe) klingen aus in den tiefschürfenden, allumfassenden Gedanken: „Findet ihr das verlorene Königreich wieder, so werdet ihr staunend das Wunder anbeten, daß Macht und Ruhm nicht Dinge sind, die unser Schwert erwirbt, sondern Kronen, die Gott wie ein Geschenk um würdige Scheitel legt."

Im besonderen Hinblick auf unsre völkische Erlösung hat Steinmüller in unübertrefflicher Weise in der Rhapsodie „Die Helden" den Weg veranschaulicht, der allein zum Heil unseres Volkes führen kann. Er läßt das Leben in Gestalt eines Gesellen in die Schmiede Meister Eckarts treten, und der Schmied beginnt folgendes Zwiegespräch:

„Volk ist in Not! Seiner Dränger sind viel. Was hilft uns von ihnen, Schildrand oder Schwertscheide, Schiffes Bord oder Rosses Bug? Weißt du Antwort, Gesell?

Der Dränger erwehrt sich das Volk mit Waffen. Zum Sieg führt es allein seiner Seele Kraft. Glaubst du das, Meister?

Sie singen auf Straßen und Märkten, des Volkes Kraft sei siech. Scham vor der eigenen Tugend, stolz auf fremden Tand, blinde Gefälligkeit gegen Feinde binden seine Kraft. Weißt du es besser, Gesell?

Ich weiß, daß tiefe Brunnen im Volk rauschen, die nicht versiegen. Soviel Treue ist in ihm, soviel Liebe und ehrlicher Sinn, und wie die rote Fensterrose seiner gotischen Dome glüht der Glaube in ihm. Vergaßest du das, Meister Eckart?

Ich vergaß es nicht. Doch wer schlägt diese alten Brunnen wach, daß sie rauschen? Wo ist die Sonne, die jene Fensterrose aufglühen läßt? Uns fehlen Helden, deren Wort die Tiefen öffnet und hohe Ziele zeigt. Weißt du, ob sie erstehen, Gesell?

Ihr ruft nach Helden, die ihre blanke Jugendbrünne nicht unter dem Gespärr des Daches ver-

bergen. Werdet Helden im Schauen und Glauben, stolz und stark in der Liebe zum Leben. Wer wesenhaft wird, der ist ein Held. Wer mit Ernst und Eifer an sich selber schafft, der schafft an seinem Volk, der ist unbekümmert um das, was da sein wird. Weißt du das, Meister Eckart?"

Die Wesenhaftigkeit ist es, die uns fehlt! Wenn wir wesenhaft sind, so kommt die Wehrhaftigkeit von selbst. Man lese die ergreifende Rhapsodie von den „Wesenlosen", die das große „Schicksal mit der eisenklirrenden Rüstung" (der Weltkrieg) in den dunklen Marionettenkasten warf, in dem sie heute noch liegen! Wir sind kein Volk wesenhafter Deutscher mehr, wir sind nur noch Marionetten, Schachfiguren auf dem großen Spielbrett des Lebens und der Welt, mit denen fremde Mächte ihr Spiel treiben. Wären wir wesenhaft gewesen, so wäre es nie so weit mit uns gekommen. „Denn ich sage euch: nicht die britische Scheelsucht, nicht die gallische Rachsucht, nicht die welsche Untreue hätten uns gebrochen, wenn in uns die Geistesflamme gebrannt hätte, die Gott uns einblies, da er sprach: Du sollst ein Deutscher sein!"

Steinmüllers Auffassung vom reinen und wahren Deutschtum deckt sich mit dem, was für uns Wesenhaftigkeit bedeutet.

Diese Auffassung ist der einzige Weg, der aus dem heutigen Elend, der Zersplitterung und dem Chaos herausführen kann. Was ist wesenhaft? Was ist deutsch? Für Kinder Deutschlands ein und dasselbe! Wer kein Kernmensch, wer nicht wesenhaft ist, kann auch kein wahrer aufrechter Deutscher sein, und wer das Letztere nicht ist, kann auch nicht wesenhaft sein. Darnach gerechnet, dürfte die Zahl wirklicher Deutscher im heutigen Deutschland sehr knapp bemessen sein. Aber das ist nicht anders: Deutsche sind wir noch nicht, Deutsche müssen wir erst werden! Dem Namen nach sind wir es, dem Wesen, der Wesenhaftigkeit nach müssen wir es noch werden. Der Weg dahin, d. h. der Weg zur seelischen Deutschwerdung, geht über Paul Steinmüller. „Ihr Kinder, seid wesenhaft! Wesenhaft sein heißt frei sein vom Mummenschanz der Kultur, die den Menschen Drähte an die Glieder heftet und sie im bunten Tand wie Marionetten auf der Schaubühne springen läßt, um sie dann in den dunklen Puppenkasten zu werfen. Wesenhaft sein heißt frei sein von allem, was nicht Kraft und Selbständigkeit ist —"

Wir müssen zum rechten Begriff der Freiheit gelangen, wenn wir nicht dauernd unsere Kräfte auf falschen Wegen verzetteln wollen. „Singet das Lied von der Freiheit, aber singet es euch. Keiner wird unfrei, dem das Schicksal den Nacken bog, unfrei wird der Mensch nur in den Netzen seiner Gelüste. Denn ich sah im Joch Männer, die sich frei fühlten, stolz den Kranz trugen, den ich band, und sie schritten wie Könige über die Erde, unbeirrt von Staub und Schein."

Nur möchte ich statt Kultur Zivilisation sagen. Frei von allem Mummenschanz der Zivilisation — das ist's! Die Menschen unserer Zeit, im Zeitalter der sogenannten Freistaaten, der Republiken, haben es herrlich weit gebracht im Freiheitswahn. Das heutige Geschlecht ist das unfreieste, das je auf Erden gelebt, Sklaven der Zeit und des Raumes, wie nie ein Geschlecht zuvor, ganz zu schweigen von allem übrigen Sklaventum, am weitesten entfernt vom reinen Menschentum. Die Menschen unserer Tage sind alles andere, nur keine Menschen mehr. Sie wähnten zu herrschen durch den Verstand, durch die Technik, die Maschine, sie wähnten eben dadurch die Schranken von Raum und Zeit nahezu überwunden zu haben und — wurden abhängiger von Raum und Zeit als je zuvor, so daß sie heute überhaupt keine Zeit (siehe Auto-Raserei!) und keinen Raum (siehe Land- und Wohnungsnot, Volk ohne Raum!) mehr haben. Sie glaubten zu herrschen durch die Maschine und wurden von ihr beherrscht.

Größere Gegensätze als die autorasende, bodenwuchernde Menschheit von heute mit all ihrer Unrast und Seelenlosigkeit, all ihren Süchten und Krämpfen — und Paul Steinmüller, der Dichter und Seelenkünder der Stille, der göttlichen Ruhe und Liebe, sind schlechterdings nicht denkbar. Aber es ist kein Zufall, daß diese ungeheuren Gegensätze sich in derselben Zeitlichkeit begegnen: Nachdem die Selbstentfremdung, die seelische Verkümmerung, die Wesenlosigkeit am weitesten vorgeschritten, sind auch bereits, von der Vorsehung gesandt, die Geister auf dem Plan erschienen, ihr zu steuern und Wege zur Umkehr, zur Einkehr zu weisen.

Wie Steinmüller und sein gesamtes Schaffen ohne das große Erleben unserer Zeit, den Weltkrieg mit seinen Nachwehen, nicht zu denken ist, wie er durch eben dieses Erleben, das in all seinen Schriften widerklingt, ein Erwecker wurde, so wird er Tausenden und Abertausenden noch zum Erwecker werden, wenn der laute Lärm verhallt und die Macht der Stille an sie herantritt, denn nur in der Stille, in Einsamkeit kann sich die seelische Neugeburt vollziehen. „Wer mich will, läßt er das Leben sagen, der muß in die Stille gehen. Geht nicht auf den brausenden Jahrmarkt, ihr, die ihr das Leben sucht." Je größer die Not in unserem Volke wird, um so mächtiger wird die Stimme Paul Steinmüllers, des Rufers in der Wüste, zu den Herzen der Erweckten dringen. „Wach und bereit sein ist alles. Leid, weck uns auf!"

Es ließe sich noch sehr vieles sagen über die Art dieser Rhapsodien im besonderen, über die innige Natur- und Gottverbundenheit des Dichters, der die feinsten und leisesten Naturstimmungen jeweils mit einer besonderen Seelenstimmung in wundervollen Einklang zu bringen weiß (da ist nichts in der lebendigen Natur, dem unbewußten Teil der Gottheit, zu dem er nicht irgendwie ein besonderes Verhältnis hätte, nichts, das ihm unbekannt wäre, aus dem er nicht eigene Gedanken und Überleitung auf menschlich-seelische Verhältnisse fände); aber dies alles nachzufühlen und in sich widerklingen zu lassen, muß dem sich ganz in diesen Jungborn der Seele versenkenden Leser überlassen bleiben. Gustaf Hildebrant

Nachwort des Türmers. Der schwer leidende Dichter Steinmüller hat soeben ein neues Büchlein im Türmerverlag veröffentlicht: „Krankentrost". Möge ihm in seinem Siechtum noch die Freude werden, daß ein von innen her sich erneuerndes Deutschland seinen Rufen folgt! D. T.

Berliner Theaterwinter

Es gibt heute Stimmen genug, die das gegenwärtige Theater, das Theater à la mode, tot sagen. Richard Benz erklärte es schon vor Jahren als abgestorben; er verlangte eine „geistige Szene", ein unsichtbares Theater der tönenden Stimmen als Rückkehr zum Urelement der Sprachgestalt. Er lehnte das Körperlich-Mimische rundweg ab. Als Beispiel von der anderen Seite ließen sich hier die aus der Musik nebst Umsetzung in Körperausdruck hervorgegangenen Schulen anführen, etwa die Labansche. Allein der Mimus stirbt nicht so schnell, und es fehlt nicht an prophetischen Stimmen, die ihm eine neue Blüte in unserer Zeit und sogar ein ewiges Leben zusprechen. (Herrmann Reich.)

Der elementare Mimus hat in unserer Zeit das Theater entfesselt, er hat es sich selbst zurückgegeben, von jeder Überlieferung befreit. Das ist ein Lebensvorgang in unserer aufgewühlten Zeit. Es ist aber an uns, das Leben zu formen und ihm mit gestaltendem Willen das Abbild unseres Geistes aufzuprägen.

Wenn wir unter diesem Gesichtspunkt das gegenwärtige Theater in der Reichshauptstadt betrachten, so können wir nur mit dem Erdgeist in Goethes Faust ausrufen: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst..." Und da ist es nun peinlich zu sehen, daß der Leiter unseres preußischen Staatstheaters in Berlin höchst unzulängliche Versuche macht, Werke der großen Weltdichter seinem Geiste anzupassen, und daß es sich dabei herausstellt, daß dies der Geist eines kleinen sozialdemokratischen Ressentimentsmenschen ist. Der Skandal der „Hamlet"-Aufführung im Schauspielhaus am Gendarmenmarkt hat die Gemüter weithin erregt. Die deutschnationale Fraktion des preußischen Landtags hat sich des Falles Jeßner angenommen und dabei auch auf das Defizit von 3,5 Millionen Mark hingewiesen, das die Berliner Staatstheater im letzten Jahre machten. Über die künstlerische Seite der „Hamlet"-Aufführung hat man sich verhältnismäßig wenig gestritten. Mußten doch selbst Blätter wie das „Berliner Tageblatt" zwischen den Zeilen zugeben, daß es sich mindestens um eine grobe Geschmacklosigkeit

handelte, wenn Jeßner den König, Hamlets Stiefvater, mit einem gelähmten Arm auftreten läßt. Daß die Ausstaffierung der romantischen Tragödie Shakespeares mit modernen Uniformen, mit Hofgala und preußischen Gardehelmbüschen ein künstlerischer Unsinn ist, wollte man nicht unumwunden eingestehen. Es fehlt natürlich unter den Fortschrittsfanatikern der jüngsten Generation deutschen Blutes nicht an Leuten, die diese Jeßnerei für eine Wiederbelebung Shakespeares „im Geiste unserer Zeit“ halten! Und da liegt das Verhängnis: Ein junger, voraussetzungsloser Mensch von Temperament, der in unserer entordneten Zeit, die alles Gewesene verhöhnt, Shakespeares Wunderwerk zum ersten Male in dieser „Aufmachung“ sieht, wird bei der allgemeinen Unsicherheit des deutschen Instinkts nur allzu leicht dem faulen Zauber dieser Theatermacher verfallen. Denn diese Leute vom Schlage Jeßners wissen genau, daß man mit dem Mittel der Verblüffung den ahnungslosen Deutschen noch immer für destruktive Ziele einfangen kann. Eine andere Seite dieser Bemakelung der Öffentlichkeit Deutschlands ist der Eindruck auf die in Berlin lebenden und durchreisenden Ausländer. Ein französisches Blatt hat in jüngster Zeit dem Friedensapostel Fritz von Unruh bescheinigt, daß er mit seinem Preußentum und seiner eigenen Waffenehre in den Augen aufrichtiger Franzosen sein bestes Teil aufgegeben hat. Man kann sich die inneren Folgerungen vorstellen, die unsere ehemaligen Gegner im Weltkriege beim Anschauen einer solchen Verhöhnung unserer jüngsten Vergangenheit ziehen müssen, wenn sie auf dem Staatstheater diesen „Hamlet“ sehen.

Ein Gegenstück zu der Hamlet-Aufführung im Staatstheater am Gendarmenmarkt war die Aufführung der Berliner Tragikomödie „Razzia“ im preußischen Staatstheater in Charlottenburg, dem Schiller-Theater. Der im Grunde nur bedauernswerte Berliner Mittelstand, der vollkommen unter dem Einfluß der destruktiven Mächte der Linken steht, beklatschte die jämmerliche Aufführung dieses armseligen Stückes von Hans J. Rehfisch. Wurde im „Hamlet“ die jüngste Vergangenheit angegriffen und verhöhnt, so wird hier in „Razzia“ der Versuch gemacht, die wenigen Reste staatlicher Autorität, die uns in Gestalt unserer Polizei und unserer Gerichte noch geblieben sind, zu „erledigen“. Es wird dargestellt, wie das „Staatssystem“ die arbeitende Klasse ruiniert, wie in Berlin am Wedding eine klassenbewußte Proletarierfamilie durch Polizei, Gericht, Staatsgewalt zur Verzweiflung gebracht wird. Dabei wird gezeigt, wie ein Wachtmeister der Berliner Polizei die Tochter zuerst mit Gewalt (später für Geld) mißbrauchen will, wie erdachte Richter die Mutter und den Vater zum Geständnis quälen wollen, wie auf die Verfemten Razzia gemacht wird mit Gummiknüppeln, wie der Wachtmeister, der die Mutter als Gewichtfälscherin anzeigen mußte, schließlich, betrunken, von der gesunkenen Tochter gelockt, im Keller ermordet wird. Alles umschwelt vom Gestank der Gasse, der Dirnenwelt Neu-Berlins, der östlichen Schieber, der Kaschemme, umtobt vom Haß des Verblendeten, vom Klassenhaß, den die „Partei“ erst züchtet, dann verantwortungsscheu sich privat austoben läßt. Diese Trostlosigkeit und innere Unwahrheit wird mit ärmlichen Theatermitteln kunstlos und kleinbürgerlich vorgeführt. Kitsch und niedrigste Agitation gemischt! Selbst so ausgezeichnete Künstler, wie Kayßler und Bildt, vermögen das Ganze nicht erträglich zu machen. Das Programmheft der Staatsbühne schildert die Vorgänge der „Razzia“ im Kleine-Leute-Ton, klassenbewußt und mit moralischer Maske. Es verweist auf die Zukunft der Klassenbewußten und nennt unsere Zeit eine „Übergangszeit“. Es gefiele manchem dieser Macher wohl, wenn unser Staat ein Untergangsstaat würde ... [Der Piscator-Rummel fügt sich dem Gesagten würdig an. D. T.]

Daß man unseren bürgerlichen Mittelstand aber mit großen dichterischen Werken trotz allem noch fesseln kann, bewiesen die wiederholten Sonntag-Vormittag-Aufführungen der Tragödie „Die Perser“ von Äschylus vor ausverkauften Häusern in dem Riesenraum der Städtischen Oper in Charlottenburg. Die Tragödie eines besiegten Volkes, der Perser, zu einer der gewaltigsten aller Dichtungen geformt von Äschylus, dem Griechen, dem Sprecher des Siegervolkes, wurde für die deutschen Zuhörer zu einer Volksfeier, weil sie die ewigen Ordnungen



ertönen läßt aus göttlicher Höhe — lebensbejahend, heroisch, edel, ohne kleines Rachegefühl, wahrhaft königlichen Herzens! Wilhelm Leyhausen, dem Übersetzer und Spielleiter, gebührt Dank aller Deutschen — die diesen Namen noch verdienen. Großer Dank gebührt auch den Künstlern, die das Werk ermöglichten: Lothar Müthel, dem edelsten Sprecher des deutschen Theaters schlechthin, der die gigantische Erzählung des Boten vom Untergang der Perser hinreißend mit der inneren Sprachmusik, die wir an ihm verehren, gestaltete. Eduard v. Winterstein, der mit wuchtender Männlichkeit schicksalhaft den Chor führte, Annemarie Loose, die mit echter Würde die Königin Atossa, die Mutter des Xerxes, Witwe des Dareios, glaubhaft machte. Sie krönte mit ihrer königlichen Gestalt und Haltung, ihrer reinen, klangschönen Stimme das Ganze. Den Dareios sprach Walter Franck. Die vorzüglich gesprochenen Chöre des Volkes stellte der Sprechchor an der Berliner Universität und am Sportforum. Das Akademische Orchester begleitete mit einer Musik von Dr. Leyhausen. Das mächtige eindrucksvolle Bühnenbild schuf Friedrich Winkler-Tannenberg. Die Tragödie wuchs heute wie einst im Dionysos-Theater am Abhang der Akropolis von Athen zur Kultushandlung empor. Hier wie dort suchte ein Volk nach den Sinnbildern der Schicksalsdeutung, die der große Dichter ihm zu geben vermag. —

Was die Neu-Aufführungen von Werken lebender Dichter anlangt, so stehen sie in Berlin unter einem gewissen schlechten Stern ... Man sah in einer Vormittags-Aufführung der „Jungen Bühne" die historische Tragödie „Die Krönung Richards III." von Hans Henny Jahnn. Dieser an Feinheiten des sprachlichen Ausdrucks manchmal reiche Dichter entwickelt seine Historie vom teuflischen dritten Richard freizügig aus der — Sexualpathologie! Die Witwe König Eduards IV., Elisabeth, ist in seinem Stück ein Weib mit satanischen Lüsten, die sie an ihren Pagen ausläßt. Und Richard Gloster, der sie zur Ehe zwingt, übertrumpft sie dann in drei langweiligen Akten an satanischer Bosheit. Schließlich verendet Elisabeth auf offener Szene an einer Geburt. Man sieht: Alles satanisch und nicht dionysisch!

Mehr Glück hatte das Deutsche Theater mit dem vielbesprochenen „Neidhart von Gneisenau" von Wolfgang Goetz. Der Dichter stammt aus der jüngeren Generation der Deutschen, die noch Tradition, Instinkt für Deutsches, für Persönlichkeit im Leibe haben und zugleich Geist. Geist — das ist die Fähigkeit, über den Dingen zu stehen, jenseits jedes Massengefühls, kritisch aus Liebe. Um dieses Stück ist in der deutschen Presse viel ernsthaft gestritten worden — ein Zeichen, daß an ihm etwas sein muß! Und zwar bewegte sich der Streit diesmal nicht, wie es sonst bei uns üblich ist, auf der blöden Oberfläche der Parteikämpfe, sondern er wurde zu einer prinzipiellen Auseinandersetzung über den historischen Hintergrund des Werkes. Sogar der Außenminister Dr. Stresemann beteiligte sich an diesem Geisteskampfe, in dessen Mittelpunkt die Erörterung stand, inwieweit der Dichter berechtigt war, Gneisenau in den Schatten Blüchers treten zu lassen. Goetz hat aus diesem Umstande, daß in seinem Stück Gneisenau von Blüchers Ruhm vollständig überschattet wurde, seine dramatischen Spannungen abgeleitet. Der Streit konnte aber erst dadurch entfacht werden, daß die Darstellung auf dem Deutschen Theater Blücher zu einer Lustspielfigur machte, was wohl nicht in der Absicht des Dichters lag. Immerhin, es ist möglich, daß auch der Dichter das bedeutende Leben des Volkshelden Blücher unterschätzt hat. Sein Stück — in der Form gewiß nur eine Historie in Bildern — ist immerhin voller Gegenwartsatem und trifft in vielen Sentenzen seiner knappen Prosasprache (Grabbe ist hier, wie vielfach bei den Dichtern unserer Zeit, das heimliche Vorbild!) den Nagel auf den Kopf. Der Ausklang des Stückes ist ein Aufruf des verquälten Selbstüberwinders Gneisenau an das junge Geschlecht: Setzt euch klare Ziele! Lernt euch selber beherrschen, ehe ihr andere beherrschen wollt! Lernt denken! — Die Aufführung: Heinz Hilpert hat sie einstudiert. Er hat die besten Schauspieler zur Verfügung gehabt und durch sie einen künstlerisch bedeutsamen Eindruck ermöglicht. Überragend gestaltet Werner Krauß den Gneisenau, hinreißend in seinem geistsprühenden Temperament. Man ist versucht — selbst bei der erstaunlichen Wandlungsfähigkeit dieses Künst-

lers — zu sagen: es ist die Rolle für Krauß! Winterstein war in den wenigen Szenen des Scharnhorst von erschütternder Größe. Kurt Junker gab in der schwierigen Rolle des Königs Friedrich Wilhelms III. eine ausgezeichnete Leistung. Überaus fesselnd Max Gülstorff als mumienhafter Feldmarschall Möllendorf aus der Zeit des Alten Fritzen, Paul Biensfeldt als glatter Oberst Müffling, Oskar Homolka als Generaladjutant von dem Knesebeck.

Der starke Erfolg, den „Neidhard von Gneisenau" hatte, hat sich auf Fritz v. Unruhs „Bonaparte", dessen Aufführung im Deutschen Theater unter Hartung stattfand, nicht übertragen. Unruh, der Pazifist und Expressionist, ist in diesem Werk die Gestaltung historischer Szenen nicht gelungen. Sein Bonaparte ist ohne wahre Größe, seine Josephine mehr Dirne als die geniale Gefährtin des Genies. Kurz, ein hysterischer Bonaparte!

Auch das Theater der Hauptstadt leidet unter der allgemeinen Ideenlosigkeit unseres öffentlichen Lebens. Eine führende künstlerische Linie ist kaum zu bemerken.

Kurt Hotzel

Allerlei Lyrisches

Noch immer, trotz Not und Teuerung, singt und klingt es im deutschen Dichterwalde, unermüdlich, hier und dort. Freilich mußte auch diesmal wieder eine sorgsame Auslese aus der Überfülle der lyrischen Einläufe getroffen werden; und es war nicht eben viel, was standzuhalten vermochte.

Jacob Burckhardts, des berühmten Kunstgelehrten, gesammelte Gedichte (Benno Schwabe & Co., Basel) haben vornehmlich historische Bedeutung, darüber hinaus freilich auch menschliche Bekundung, und wenn auch selten die letzte schöpferische Eigenart erreicht ist, so wird man doch an manchen Versen, besonders auch an jenen im Dialekt, noch eine gewisse Freude und Empfänglichkeit fühlen. — Rudolf Borchardt mit seinen „Ausgewählten Werken" (Ernst Rowohlt, Berlin) gehört unter die Sonderklasse der Ästheten. Unsere Gegenwart hat doch nach und nach erkannt, daß wir andere Klänge brauchen als die zierlichen, sorgsam gewundenen Reime, die wurzellos in Treibhauslüften wehen; und so werden diese ichlosen Dichtungen zwar immer Liebhaber, vielleicht auch Bewunderer finden; daß sie jedoch irgendwelche lebendigen Wirkungen auslösen dürften, erscheint sehr zweifelhaft. — Ähnliches muß man dem „Garten der Ghaselen" von Max Bruns (J. C. C. Bruns, Minden in Westf.) nachsagen. Max Bruns hat uns ein paar Versbücher geschenkt, in denen man nicht alltägliche Gedichte entdecken konnte; die Stoffe waren nicht selten aus fremden, exotischen Gebieten gewählt. So mag auch die Form der Ghaselen erklärlich werden. Aber es ist nicht zu leugnen: diese Reimkunststücke sind deutschem Wesen ungemäß! Und dann: wer möchte abstreiten, daß gerade die vielfachen Reimverschlingungen daran hindern, das Letzte, Eigentliche auszusagen? Ob nicht so manches Gedicht unter der Not des Reimzwanges sich gewollt oder ungewollt von seiner ursprünglichen Absicht entfernt hat? Ein stattlicher Band von nahezu zweihundert Seiten! Namentlich unter den kurzen Stücken findet man allerlei feine, duftige Proben, — aber auf die Dauer ermatten diese einförmig klingenden, schwingenden Rhythmen beträchtlich. — Die Gattin des Dichters, Margarete Bruns, gibt einen nur schmalen Band unter dem Titel „In sinkender Sonne" (ders. Verlag). Neben dem schlichten Liede hört man antike Versmaße und einige ausgezeichnete und reizvolle Übertragungen nach Baudelaire. Die eigenen Strophen sind ehrlich, ein wenig stumpf; aber man lauscht ihnen beifällig als den treuen Äußerungen einer feinen Frauenseele. — Der alte, rüstige Kämpe Michael Georg Conrad schenkt noch einmal einen Versband „Am hohen Mittag" (Müller & Fröhlich, München); zum Teil Gelegenheitsverse, zum Teil Heimaterinnerungen, Weckrufe, Widmungen. Aus allen, nicht immer vollkommenen Gedichten leuchtet die aufrechte Kraft und Gesundheit eines deutschen Mannes.

Und darum bietet dieses knappe Buch zugleich ein menschliches Zeugnis von unverächtlichem Werte. — Richard O. Koppin schrieb in seinen beiden allgemein impressionistischen Bänden „Panflöte“ und „Das Gesicht der Nacht“ (Carl P. Chryseliusscher Verlag, Berlin) manch geschickte und hoffnungsvolle Zeile. — Heinrich Schäff-Zerweck hat in dem „Lebensland“ (Urquell-Verlag, Mühlhausen i. Thür.) eine hübsche Auslese seiner Dichtungen zusammengefügt; manche Verse freilich bleiben nur im Ungefähren; aber unter den Prosaproben, unter den Fabeln und Sprüchen entdeckt man allerlei, was sich rechtfertigen läßt und vor allem einen redlichen, deutschen Willen kundtut. — Eine strenge, ernste Kunst umschließt „Das innere Leben“ von Felix Braun (Inselverlag, Leipzig), nicht nur in der häufig verwendeten Form des Sonetts und der Ode, sondern im Empfinden und Wollen. Es ist ein etwas eigenwilliges Buch, das sich nur langsam, gleichsam widerstrebend aufschließt; die Melodie gedämpft, die Gesichte verhüllt. Und dennoch: diese gehaltene Ruhe erheischt Achtung und erzwingt sich Stunden der Einkehr vom Leser, denn sie hat viel Ehrlichkeit und Sommerverheißung; man säumt in den sorgsam geschnittenen Heckenwegen gern eine Weile, ohne freilich die letzte, bewegte Teilnahme zu finden. — Bernhard Flemes, der Niederdeutsche, sammelte seine Gedichte in dem Bändchen „Ewiger Wandersmann“ (Adolf Sponholtz, Hannover). Was sofort gefangen nimmt, ist die unbedingte Ehrlichkeit dieser Aussprache; mag manche Zeile auch taub oder ungelenk geblieben sein, es ist doch so freudige Unmittelbarkeit, so herzliche Besinnlichkeit fühlbar, daß man immer wieder Rast und Zuflucht hält. Verse wie „Der Wanderer“, „An das Jahr“, „Die Meilensteine“, „Der Schlaf“, „Ährengeflüster“, „Waldallee“, „Gespräch am Feuer“, „Wir Menschen“ haben Wert über den Tag hinaus. Die Landschaft ist erschaut, gelebt, gestaltet; manches kecke Bild zeugt von schöpferischer Fülle. Wieviel mehr kündet doch solch wahrhaftige Kunst als alle mühseligen Versuche verkrampfter Ästheten! — Eine Verheißung künden zweifellos auch die unter dem Titel „Komm Welt!“ gesammelten Gedichte von Richard Fischer (Pandoraverlag, Dresden-A), die starke Bewegtheit und leidenschaftliche Bezeigung in sich schließen. Zuweilen, wie in den Kriegsgedichten, lodert allzu befangene Erregtheit und Nähe; sicherlich bedeutet das Schlachtfeld keine freudige Tatsache; aber nur derjenige hat den Sinn erfaßt, wer auch im Kriege eine wirkende Macht höheren Wollens begriffen. Dies ist gerade hier zu betonen um so wichtiger, als Fischer sonst mit ernstem Eifer um die Beseelung ringt, um das Eingehen in die Dinge und die großen Zusammenhänge. Man empfindet solch löbliches Streben besonders bei den schönen und reinen Strophen „Gespräch bei Nacht“, „Auflösung“, „Geklärt“, „Wälder“, „Schöpfer“, „Bestürzung“, „Tal“, „Der Baum“, „Ach, daß wir“, „Der ewigen Stunde Lauf“. Hier ist eine reine Durchdringung und klare Besonnenheit erreicht, welche es weiter zu verfolgen gilt. Fischer verspricht eine große Entwickelung und schenkt schon in diesem Buche mehr als eine Erfüllung, die ihn uns wert und bedeutsam macht. Die Verse sind zumeist voll, rhythmisch selbständig und auch reich an eigenen Gleichnissen und Worten.

Erweiterung

Mit dem Hügelpfad aus dem silbernen Hain zu Höh
Geh ich langsam in die Wipfel der Bäume ein.
Ich fühle, wie sie sich weiten.
Um meine Seele zu kleiden,
Müssen sie so unermeßlich sein.

Nun geh ich baumhoch durch den Abend in mein Haus.
Nun füllen die Bäume und ich das ganze Weltall aus.

— Das „Thüringer Skizzenbuch“ von Julius Kühn (Amelang, Leipzig) überrascht durch zarte, erquickende Erdnähe und liebevolle Versenkung. Allerdings: es bleibt letzten Endes immer noch Impressionismus, Schilderung, und man wünscht dem regen Dichter, daß er nun auch

die kosmische Fühlung finden möge, die großen Weltfragen. Kühn versteht es meisterlich, in knappen Bildern seine zarten Pastelle auszubreiten. Manche Gedichte umfassen nur vier abschließende Zeilen. Der Dichter wandert wohlgemut durch Wald und Wiese, Dorf und Stadt, immer aufnehmend, Umschau haltend. Die Rhythmen sind zumeist ohne äußere Regel, völlig innerem Zwange entsprossen, bewegt und biegsam.

Auf dem Rennsteig

Hell jauchzt der Blick
weit über Täler hin und Gipfel!
Mein sommerfrohes Wanderglück
laubt sich beseligt in die grünen Wipfel.

— Strenger, höher im Wollen ist Siegfried von der Trenck mit seinem „Leuchter um die Sonne" (Leopold Klotz, Gotha). Es ist Gedankenkunst. Führer der Menschheit werden besungen: Kant, Buddha, Thomas von Aquino, Goethe, Shakespeare, Hebbel, Ignatius von Loyola, Augustinus, Johannes, Paulus, Luther, Jesus Christus, Molière und Mozart, — man sieht: eine ziemlich bunte Schar zieht vorüber. Zugleich aber tritt die ernste Frage hervor: ist der Dichter dieses hohen Stoffes auch selber stark und ebenbürtig? Man beginnt die ersten Verse und stößt sogleich auf die folgenden:

Königsberg ist eine Stadt von alter und reicher Geschichte,
und Ostpreußen ein Land voll unaussprechlicher Schönheit.
... Und oben vom Turme schallen
mittags um elf Posaunen ins Weltall: „Bleib mit deiner Gnade" ...

Das sind zunächst sehr fragwürdige Hexameter und sodann nichts weiter wie rhythmisierte Prosa. Und dergleichen findet man mehr als genug in dem Bande. Es ist dem Verfasser leider nur selten gelungen, zu wirklicher Gestaltung vorzudringen. Aber es wäre ungerecht, wenn man nicht das ehrliche Wollen mit in Anschlag brächte; auch haben sich verschiedene Teile zu Schönheit und Reife. Wer sich einen Buddha oder Jesus wählt, der darf sich freilich nicht verwundern, wenn er irgendwie scheitert, scheitern muß; hier vermag nur äußerste Schöpferkraft einigermaßen Gleichwertiges zu schenken. — Heinrich Lersch holt ebenfalls ziemlich weit aus; sein „Mensch in Eisen" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) gibt eine Selbstbiographie in Versen. Auch hier ein umfangreiches Unternehmen: zweihundert große Seiten, eng bedruckt. Um es gleich zu betonen: das Beste bleiben die eingestreuten Kriegsgedichte, die ja Lersch auch mit Recht weithin bekannt gemacht haben. Was er sonst bietet, leidet unter dem empfindlichen Mangel an Entfernung; der Dichter steht den Ereignissen zu nahe und verbunden; darum gelingt es ihm nicht, das Wesentliche vom Zufälligen zu scheiden, und so läuft eine Fülle des Gleichgültigen mit unter, was nur mühsam in Verse umgegossen ist. Darum geschieht es auch hier, daß man mitunter lediglich rhythmisierte Prosa zu hören glaubt. Zweifellos: es fehlt nicht an starken, mitreißenden Episoden, in denen sich Lersch als Könner erweist; man empfindet die Glut der Überzeugung — aber als Ganzes ist das Buch in sich gebrochen und mehr ein Erzeugnis des Willens, als seelischen Dranges und künstlerischer Bändigung. — „Die hohe heilige Verwandlung" bezeugt den Aufstieg Rudolf Paulsens, der weltanschauliche Verse zu formen unternimmt (H. Haessel, Leipzig). Manchmal freilich sucht er noch, erschöpft sich in Antithese und leisem Spiel (Stimme des Windes) oder allerlei eigenwilligen Wortbildungen, wie denn seine Gedichte mitunter skizzenhaft, noch nicht ausgefeilt erscheinen. Aber deutlich wird erkennbar, daß Paulsen um helle Ziele ringt, daß religiöse Forderungen seinen Geist bewegen. Und deshalb gilt sein Buch dennoch mehr als so manche nur geformten, aber inhaltblassen Gedichte; denn überall, wo dieser fromme Aufblick bemerkbar ist, dort blüht jene Verheißung, die hoffentlich auch in Paulsen sich irgendwie noch erfüllen wird. — Zur Höhe klimmen wir mit Ernst Bertram und

seinem „Nornenbuche" (Inselverlag, Leipzig). Hinter diesen zumeist reimlosen, strengen Versen steht die vaterländische Not, die Einsicht in die Leiden des Volkes und der Wunsch nach deutscher Erhebung und Besinnung. Das macht diese Gedichte so schwer und nachdenklich. Der hier redet mit Prophetenstimme, will gehört sein; denn er verliert sich nicht unter der Masse der Schreier und Prahler; er geht abseits, aufrecht, vornehm, bewußt und getreulich. Lange Abende hindurch ist dieses Buch mein Begleiter und Tröster gewesen. Gewiß — manche Verse bleiben noch ein wenig befangen in der Freude am schönen Worte; aber immer glüht und mahnt ein inneres Gesicht, eine schwermütig fordernde Wahrheit. Dieses Buch ist stolze Aufrichtung.

Nimm den ganz verirrten Pilger auf,
Wärme seinen Fuß in deinen Händen,
Denn es sind die Könige auf der Flucht,
Und du weißt nicht, wer dir anpocht abends.

Nimm den schwer verirrten Wanderer an,
Teile ihm dein Brot und deine Schale,
Denn es sind die Walter unterwegs,
Und du kannst nicht wissen, wen du tröstest.

Aus dem ganz verstaubten grauen Kleid
Siehe, holt der späte Gast die Krone,
Und er fügt sie auf sein wirres Haar,
Deine Kinder fallen in die Kniee.

Denn du nahmst den König in dein Haus,
Und ein Wanderer schwindet in der Frühe:
Brüder sind der Pilger und der Fürst,
Wanderer und Walter sind Ein Blut.

— Nun einige Anthologien. Sehr hübsch, auch im Druck ist der „Deutsche Jahrweiser" mit Sprüchen von Friedrich Logau, diesem unvergessenen, wahrhaft vaterländischen Epigrammatiker, dessen Verse heute so neu und gegenwärtig ansprechen (Wilh. Gerstung, Offenbach a. M.). — „Deutscher Eichenkranz", Balladen und Heldengesänge aus deutscher Geschichte, gesammelt von Karl Wehrhan (Herm. Eichblatt, Leipzig-Gohlis), ist namentlich für Schulen sehr geeignet, weil man darin viel Wertvolles und Bleibendes finden kann. Aus der neueren Kriegsdichtung sind aber zum Teil nur ungenügende Proben geboten. — „Lettische Lyrik" hat Elfriede Eckart-Skalberg übertragen (A. Gulbis, Riga), und zwar ausgezeichnet. Wer freilich Bodenständiges, Besonderes erwartet, der sieht sich sehr enttäuscht. Im allgemeinen sind die Proben recht unpersönlich und keineswegs überraschend, auch reichlich international. Dennoch ist dieses Zeugnis nicht zu unterschätzen, und manche Gedichte muten immerhin erfreulich und lockend an, wenn auch der Ertrag kein sehr bedeutsamer ist. — Otto von Glasenapp hat „Indische Gedichte aus vier Jahrtausenden" übersetzt (G. Grote, Berlin) und vor allem im ursprünglichen Rhythmus, so weit es möglich war. Welch eine Fülle und Herrlichkeit entfaltet sich hier; wie duftet und leuchtet es von östlicher Pracht und Helle! Liebeslyrik, Weisheitssprüche, Gebete; vom Rigveda beginnend bis zur Neuzeit. Wenn man etwa die Verse Tagores mit der beliebten Prosaübertragung vergleicht, so empfindet man deutlich, welch besonderer Abstand klafft. Im ganzen lesen sich alle Bearbeitungen sehr klar und flüssig. Helmuth von Glasenapp, der Sohn des Nachdichters, hat wertvolle Anmerkungen beigesteuert. — Für das sechste bis achte Schuljahr ist die Sammlung „Gemalte Fenster" von F. Schnaß bestimmt (A. W. Zickfeldt, Osterwieck am Harz); der Titel nach Goethes bekannten Versen ist nicht eben glücklich; die Auswahl selber sehr reichhaltig und meistens anerkennenswert. Einige neuere Dichter sind freilich

auffällig bevorzugt: Schaukal, Lissauer, Maria Kahle, Huggenberger, Vierordt u. a., während viele guten Namen fehlen. Wir freuen uns jedoch, daß der Jugend jetzt auch die Klänge aus der Gegenwart nahe gebracht werden sollen, und dieses Buch wird gewiß seinen Zweck voll und nachhaltig erfüllen. —

Zum Schlusse noch ein theoretisches Werk; die drei Bände „Deutsche Lyrik seit Herder" von Emil Ermatinger (Teubner, Leipzig). Da ich schon auf eine frühere Auflage im „Türmer" empfehlend hinweisen durfte, so kann ich mich über diese Neuausgabe kürzer fassen. Überall gewahrt man vor allem reiche Kenntnis, ein löbliches Zurückgehen zu den frischen Quellen. Der Verfasser zieht immer das Biographische heran, soweit er es zum Verständnis der Dichter für wünschenswert und nötig erachtet; manchmal vielleicht allzu ausgiebig, so daß daneben die nicht zu unterschätzenden Untersuchungen über das „Handwerkliche" etwas zurücktreten müssen. Goethe nimmt natürlich den meisten Raum in Anspruch; was Ermatinger hier zu sagen hat, gehört zum Besten und Reifsten der drei Bände. Der Verfasser führt bis zur Neuzeit, also bis zu Rilke, Dehmel, George. Ihm ist vor allem daran gelegen, das Typische zu beleuchten, die „symbolische Gestaltung". Darum wird man keine historische Vollständigkeit erwarten dürfen; aber man wird auch keine wahrhaft bedeutenden Lyriker vermissen. Über die Einschätzung der einzelnen Dichter kann man freilich verschiedene Meinung hegen; so ist es unbegreiflich, wie Arnim und vor allem Brentano nur nebenbei genannt werden, diese beiden reichen Sänger der Spätromantik, von denen Brentano zum mindesten bleibende Würdigung verdient; dieses Versäumnis fällt um so deutlicher auf, als dagegen minder wichtige Lyriker wie Schwab, Bodenstedt oder Lorm ziemlich ausführlich erörtert werden. Die Balladen von Hermann Lingg scheinen bedeutend unterschätzt; auch K. F. Meyer und Storm sind wohl nicht in ihren letzten Tiefen erschöpft worden. Indessen — man muß Ermatinger aufrichtig dankbar sein für dieses überaus lehrreiche und tüchtige Werk; er bewahrt sich immer die zarte Hand, das sinnende Auge; niemals löste er den Schmelz von den feinen Schwingen der Verse. Und es ist ein bewußt deutsches Buch, entsprossen aus Liebe und Glauben zum Volkstume. Ernst Ludwig Schellenberg

Franz Stassen: Der Ring des Nibelungen

Steinzeichnungen zu Richard Wagners gleichnamiger Opernfolge

Es erscheint mir als eine Ehrenpflicht, daß jeder, der Gelegenheit dazu hat, dem deutschen Volke zeige: Du darfst — trotz allem — stolz darauf sein, ein Deutscher zu heißen, nicht nur im Gedenken an der Väter Taten, nicht nur im unverzagten Hoffen auf eine bessere Zukunft, sondern im Erkennen dessen, was zu dieser Stunde an lebendigen und unvergänglichen Kulturwerten im geschlagenen Deutschland geschaffen wird.

Darf man so hohe Worte wagen auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst, nachdem Hans Thoma in hohem Alter, Oskar Zwintscher allzu früh verschieden sind, der Impressionismus nicht mehr „mode" und der Expressionismus in den meisten seiner Differenzierungen — Fremdwörter bezeichnen diese uns wesensfremden Auswüchse am besten — als Kinderkrankheit erkannt und überwunden ist?

Franz Stassen will nicht „Musik malen", ohne etwas darzustellen, und doch könnte man sagen, daß in seinen Schöpfungen zarte Melodien schwingen, gewaltige Akkorde brausen, wenn sein Werk es nötig hätte, von der Schwesterkunst die Sprache zu entleihen. In früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift ist darauf hingewiesen worden, daß manchen Illustrationen Stassens das Zuvielschaffenmüssen, die Brotarbeit, anzumerken sei. Gerade solchen, die aus diesem Grunde keine unbedingten Verehrer dieses Meisters sind, wünsche ich, sie möchten dieses so ganz von innen heraus geschaffene Lebenswerk kennen lernen.

Es ist schwer, ganz ohne Vergleiche ein wenig bekanntes Kunstwerk dem Verständnis des Lesers nahe zu bringen, und doch tut man durch den Vergleich meist beiden Künstlern unrecht.

Denke an das Hinreißende des Ausdrucks in Rethels Totentanz, ins Lebenbejahende übersetzt, ausgedrückt in einer Technik, die die Wucht einer lebensgroßen Kohlezeichnung, den Hauch zartesten Aquarells und die Exaktheit der Federzeichnung in sich vereinigt, so mag eine annähernd richtige Vorstellung zustande kommen.

Ich beginne absichtlich mit dem, was viele Laien „das Technische“ nennen, das aber in seiner taktsicheren Verbindung einen wesentlichen Teil des künstlerischen Erlebens ausmacht. So sei diesem Element des Werkes ein Ehrenplatz gesichert.

„Die Deutschen sind ein Volk der Musiker, D.chter und Denker.“ Das Werk Franz Stassens bestätigt diesen Satz, aber nicht in der üblichen Bedeutung, die ihn zur billigen Entschuldigung für mangelhaftes Malen und Zeichnen machen möchte.

Wohl ist alles, was der sechsundfünfzigjährige Künstler im Laufe seines außerordentlich fruchtbaren Lebens geschaffen hat, aus urgermanischem Empfinden und gründlichem historischen Wissen heraus gestaltet, aber die Kritiker im nationalen Lager, die weiter nichts konnten, als in ihm den Gesinnungstüchtigen zu loben, beweisen damit eine bedauerlich dilettantische Einstellung und schaden so dem Werk und dem Künstler, denen sie sich doch wohlgesinnt zeigen möchten.

Wenn man von farbigen Künstlersteinzeichnungen spricht, denkt man wohl vor allem an die großen Blätter aus dem Verlag von Teubner oder Voigtländer, die in kräftiger, manchmal etwas derber Art meist Landschaftsbilder zu prächtigem Wandschmuck bieten, dessen vielfarbige Wirkung durch das Übereinanderdrucken mehrerer Platten in je einer Farbe erzielt wird.

So arbeitet zwar auch Stassen, aber unendlich durchgeistigt und sparsamer in den farbigen Mitteln. Der oft berauschend farbige Reiz des Hauptbildes wird fast stets mit nur zwei Farben erzielt, während in einer dieser oder einer dritten Farbe — meist verbunden mit schwarzen Konturen — die ornamental-architektonische Umrahmung gegeben ist. Damit ist aber nur ein Teil dieser Umrahmungen gekennzeichnet, aus denen viele der Hauptbilder so organisch herauswachsen wie die Blüte aus schlichtem Kelch, der — kaum beachtet — sie doch trägt und zusammenhält. Als Beispiel hierzu nenne ich das vierte Blatt der Rheingold-Mappe: Der spitze Fels, auf dem durch die herabstrahlende Sonne der Glanz des Rheingoldes zu leuchtendem Leben erweckt wird, Fische und Rheintöchter aufperlend wie das wogende Wasser, aufblühend aus dem offenen Ring der Umrahmung, der gleichzeitig wie ein Symbol erscheint, daß das Gold noch unbezwungen nur ein lustig blinkendes Naturelement ist zu harmloser Freude, wie glitzernder Tau.

Viele dieser Randzeichnungen sind Meisterwerke im Geiste nordischer Ornamentik und dienen zugleich dem Künstler, die Überfülle seiner Gedanken zu Wagners Dramen in ornamentalen Figuren zu gestalten. Oft aber sind in den Rahmen selbständige Bilder aufgenommen, die eine inhaltliche Fortsetzung des Hauptbildes, ein vorheriges oder gleichzeitiges Geschehen darstellen. Und hier liegt die besondere künstlerische Kraft Stassens: M.t ganz wenigen Ausnahmen bildet jedes dieser Blätter einen vollen Akkord in zeichnerischer und farbiger Hinsicht trotz der Fülle der Gesichte, die zu verarbeiten waren.

Am stärksten ergriffen mich die Blätter, bei denen das scheinbar zufällige, irdische Geschehen des Hauptbildes als kleine Ursache durch die Figuren der Randzeichnungen eingefügt und ausgedeutet wird in seiner großen Wirkung im Weltgeschehen — hier dargestellt durch Leben, Lieben und Leiden der germanischen Götterwelt: In düster schwarzbraunem Tone ist das fünfte Blatt der Rheingold-Mappe gehalten. „So verfluch ich die Liebe.“ In rasendem Schwung fährt Alberich zur Unterwelt durch die T.efe des Rheins, in die kein L.chtstrahl mehr dringt. Im gurgelnden Kielwasser folgen ihm die Rheintöchter, nur von unten beleuchtet durch das strahlende Gold in den Händen des Diebes. So das Mittelbild, dessen malerisch weiche, naturalistische Technik ein wirkliches Ereignis glaubhaft macht. Zur Seite aber, auf schwarzem Grunde, schwin-

gen die Nornen das goldene Seil des Weltenschicksals, das dieser Tat entspringt. In strenger Federtechnik sind die gewaltigen Gestalten gezeichnet und so in eine höhere Wirklichkeit über zufälliges Geschehen und zufällige Beleuchtung hinaus gesteigert. Wo aber im Hauptbild Götter erleben und leiden, da zwingt der Meister noch dem Weltenraum den Begleitakkord ab: „Zum letztenmal letzt es mich heut mit des Lebewohles letztem Kuß" (Walküre). Tief steht der Vollmond am Sternenhimmel, in den einsam Wotan und Brünhild hineinragen, Aug' in Auge. Über dem Hauptbild aber spannt sich auf schwarzem Grund eine Sternenspange: Die ineinandergehenden Schweife zweier Kometen, deren abwärts gerichtete Strahlen-Körper doch auseinanderstreben, und in zart rieselnder Linie ist jedem die eigene Bahn vorgezeichnet. —

Sparsamkeit im Verwenden farbiger Steigerungsmittel darf als eine bewußte Stärke der hier besprochenen Lebensschöpfung des Meisters gelten, denn einerseits wird dadurch eine große Mannigfaltigkeit, andererseits eine Farbenpsychologie ermöglicht, wie sie mir ergreifender noch in keinem Werke der bildenden Kunst begegnet ist.

Als besonders eindrucksstarke Beispiele hierzu möchte ich zwei Blätter schildern. Als achtes Blatt der Rheingold-Mappe sehen wir in gelbrot und schwarz auf dem Hauptbilde Alberich in teuflischem Triumph: „Geraten ist ihm der Ring". Der Sieg des Materialismus und niedriger Sinnengier über die Liebe der edlen Frau, des edlen Mannes, die durch diese Tat gleichsam ihres Blutes beraubt, in fahlem Grau in den Randornamenten erscheinen, gefesselt durch die lebenabschnürenden Golddrachen. In einem Blatt der Siegfried-Mappe dagegen ist der Mensch (Siegfried) Sieger über die absterbende Götterwelt (Wotan). Einst mußte Siegmunds, des Schuldbeladenen, Schwert am ewigen Speer in Stücke gehen; aber neu geschweißt durch Siegfried, den reinen Helden, siegt es über die Waffe Wotans, des zwiespältig und schuldig gewordenen Gottes. Hier ist die wehende Lohe, in der Siegfried steht, kein Aufzucken aus schwarzen Tiefen. Wie das Feuer selbst, ist die Gestalt Siegfrieds in reinem Rotgelb gezeichnet mit wenigen zarten Schatten, nur um den Körper zu modellieren. Im Vordergrunde in dickem Nebelgrau Wotan, der gelassen die Trümmer seines Speeres aufhebt. Nur die oberen Konturen der gealterten, gebückten Gestalt sind wie mitleidig überglänzt von des Helden flammendem Sieg.

„Der Weckrufer bin ich und Weisen üb' ich" (Siegfried).

Wer Stassens Gemälde nicht kennt und es den anderen Blättern dieses Zyklus nicht entnommen hat, mag an dieser Schöpfung lernen, daß der Zeichner Stassen zu unseren ersten Farbenkünstlern zählt.

Durchzuckt von Blitzen ist rotvioletter Dunst geballt, durch den Wotan daherstürmt auf achtfüßigem Schimmel — weckend und aufpeitschend aus trägem Sichgenügen —, er selbst in furchtbarstem inneren Zwiespalt. Hier ist die durch Wagner gegebene Situation ganz verlassen, nur der Geist erfaßt und durch eigenes, innerstes Erleben gestaltet. Am Fuße des Bildes ruht Erda in wesenlosem, azurblauem Licht, leidenschaftslos, wunschlos, wie in einer Krypta, überwölbt vom violettblauen Erdenrund, in dessen felsiger Oberfläche man die Glieder eines erschlagenen Urriesen erkennt.

In farbiger Hinsicht für mich das ergreifendste Blatt des ganzen Zyklus — vielleicht. Denn noch ist er nicht abgeschlossen. Rheingold und Walküre liegen vor. Die Siegfried-Mappe ist im Druck und wird im neuen Jahr erscheinen, zur Götterdämmerung aber sind erst drei Steine aufgezeichnet.

Wie steht nun Stassens Werk zu Wagners Worten und zu den Bühnenbildern der Wagnerschen Opern?

Wie wenig es sich hier um „Illustrationen" im landläufigen Sinne oder gar um ein Anlehnen an die Bühnenbilder handelt, geht schon daraus hervor, daß Franz Stassen mit Vorliebe solche Vorgänge verarbeitet, die auf der Bühne überhaupt nicht dargestellt, sondern erzählt oder nur angedeutet werden. Als Beispiel hierzu sei außer dem geschilderten achten Blatt der Rheingold-Mappe eine in ihrer schlichten Größe besonders zu Herzen gehende Schöpfung, die in der ganzen

Folge bisher einzige Winterlandschaft, genannt: „Einst lag wimmernd ein Weib draußen im wilden Wald“ (Siegfried).

Im tiefverschneiten Tannenforst liegt ermattet Sieglinde geschlossenen Auges, ihr einzig Erbgut, die Schwertstücken, im Arm wie ein geliebtes Kind. Dumm-neugierig späht Mime durch die Tannen. Der Zwerg, der mit grotesken Bewegungen die Beine recht hoch hebt, um nicht im Schnee stecken zu bleiben und ja kein Geräusch zu verursachen, ist wie ein Sinnbild des sensationslüsternen Pöbels, und steigert die heldische Ergebung des schwangeren Weibes zum ewig gültigen Symbol geheiligter Mutterschaft.

Die schwere, blaugraue Stimmung des verdämmernden Wintertages — das Blatt ist nur in dieser einen Farbe gedruckt — gibt Anlaß, der Meisterschaft zu gedenken, mit der das Landschaftliche bei allen Kompositionen behandelt ist.

Als Gegenspiel zu diesem düsteren Blatt darf die stille, innige Seligkeit der Frühlingsnacht gelten, in der Siegmund und Sieglinde unter blühendem Apfelbaum ruhen, der seine duftschweren Zweige schützend tief herabneigt. Wotan in Brünne und Helm gewaltig groß, doch in zartester Zeichnung, erfüllt den Hintergrund des Bildes und segnet lächelnd das Paar. In blaßviolettem und zartgelbem Tone ist hier das flimmernde Weben der mondhellen Nacht ausgebreitet. Die mächtige Gestalt Wotans auf diesem Bilde ist auch ein besonders gutes Beispiel dafür, daß zarte Zeichnung nicht gleichbedeutend ist mit Verschwommenheit.

Von den vielen Gesichtspunkten, unter denen Franz Stassens Monumentalwerk noch betrachtet werden könnte, sei nur einer kurz gestreift: Seine Beziehungen zur Wagnerschen Musik des Nibelungenringes.

Ausführlich darüber zu sprechen, überlasse ich gern einem Referenten, der vor allem Musikverständiger ist und sich durch vorliegende Anregungen vielleicht veranlaßt fühlt, Meister Stassen selbst aufzusuchen und sich in sein Werk einzuleben. Wie früher schon in dieser Zeitschrift hervorgehoben, ist nur Klingers Verhältnis zu Brahms als Vergleich heranzuziehen, wenn auch das Verwachsensein von Stassens Kunst und Persönlichkeit mit Wagner viel unlösbarer ist.

In musikalischer Hinsicht scheint mir besonders feinsinnig das Blatt zum Vorspiel des Rheingold: Die Urruhe. An den Seiten des Bildes reichen die tiefsten Wurzeln der Weltesche hinab ins Urwasser, auf dessen Grunde das strahlende Haupt der Erda ruht, lieblich umspielt von feinen Wasserbläschen — gleich Gedanken zur werdenden Schöpfung. Der mittlere Teil des Bildes ist nur von schwachwogendem Wasser erfüllt. Oben ruhen an den Wurzeln der Weltesche die noch schlafenden Nornen.

So ist alles zarteste Vorbereitung der gewaltigen Schöpfung, schüchternes Aufperlen des großen musikdramatischen Geschehens — die Ruhe vor dem Sturm. In farbiger Beziehung auch hier wieder weise Zurückhaltung: das Blatt ist in einem stumpf olivgrünen Ton gedruckt.

Ich komme zum Schluß. Wie könnte er anders lauten als: „Schaue!“ — — — schaue und hilf anderen dazu! Sei es durch Ausstellung der ganzen Folge, wo immer Gelegenheit sich dazu bietet, sei es durch Anschaffung einzelner Blätter für Musik- oder Arbeitszimmer, wenn die Mittel zum Ankauf der ganzen Mappen nicht reichen.

Wartet nicht — nach leider so beliebtem deutschen Brauch —, bis der Meister tot ist! Auch er ist nur ein Mensch — wenn auch unserer besten einer —, dem ein freudiges „Ja“ das Herz erfrischt zu immer höher emporreißendem Abschluß seines mächtigen Werkes.

Aus den bisher vorliegenden Mappen (Rheingold, 24 Blätter, ℳ 280.—, Walküre, 26 Blätter, ℳ 300.—, Siegfried mit 28 Blättern, Preis ℳ 350.—) sind auch Einzelblätter (Größe 60 × 80 cm) zum Preise von ℳ 20.— beim Verlage (Ludwig Schroeter, Berlin NW., Schleswiger Ufer 10) erhältlich, der auch eine Buchausgabe — Wagners Text mit Stassens verkleinerten Lithographien — vorbereitet und zahlreiche andere von Stassen illustrierte Werke verlegt.

Helmut Wilm

Türmers Tagebuch

Das alte Leiden Europas · China und kein Ende · Die albanische Krise · Deutschland in der Schlichtungskommission · Frankreich und das Elsaß · Der Fall Haegy · Abrüstungsheuchelei und Pazifistentorheit

„Nun, was macht Ihr altes Leiden?" Lloyd George plauderte unlängst, Disraeli habe diese Frage an jeden Besucher gestellt. Aus Lebenskunst tat er's. Denn dann öffneten sich sofort die Schleusen der Seele, und die Fühlung war da. Wer hat auch nicht irgend ein altes Leiden und Ursache zur Klage darüber?

Von den Einzelmenschen muß man mannigfaltiger Antwort gewärtig sein. Bei den Einzelstaaten von heute hingegen wäre all das Weh und Ach aus einem Punkte zu kurieren. Sie leiden sämtlich am Weltkrieg; höchstens jeder in einer besonderen Erscheinungsform.

Auch die Sieger. „Da sie sich weise dünkten, sind sie zu Narren geworden", heißt es in der Schrift. Was sie in Versailles gegen uns ausheckten, schnappt fast ausnahmslos gegen sie selber ein.

Für China hat dies nun auch Jules Sauerwein erfaßt, den der „Matin" zum Bericht über die fernasiatischen Wirren ausschickte. Aller Fremdenhaß, so versicherte er, gehe auf den erzwungenen Wegfall der deutschen Sonderrechte zurück. Und er gibt Beispiele.

In Tientsin operierte ein deutscher Arzt eine chinesische Frau an Eingeweide-Tuberkulose. Allein sie starb. Ihre Familie klagte daher flugs auf Entschädigung. Der chinesische Richter vernahm einen chinesischen Sachverständigen. Dieser tiefgründige Medizinmann erklärte, der Arzt sei schuldig, denn Tuberkulose sei eine Krankheit der Lunge; es hätte somit die Brust geöffnet werden müssen und nicht der Bauch. Dem Deutschen schadet dergleichen wenig, da er durch die ortsüblichen Schmiergelder der sinnlosen Strafe leicht entgeht. Schwer aber leidet darunter das europäische Ansehen. Sauerwein fordert daher, daß, sobald mit China verhandelt würde, die Deutschen und Österreicher in die Verträge einbezogen und nicht anders gestellt würden als alle Weißen.

Aber so weit sind die Dinge noch lange nicht. Vorläufig geht es erst um Schanghai. Wird es den Nationalchinesen Kantons gehören oder die Zwingburg Englands sein? Die jüngste Niederlage der Südarmee hat die stets gleitenden Verhältnisse Chinas noch rätselhafter gemacht.

Die Möglichkeit eines Räte-Chinas scheint allerdings vorüber, seit der Südgeneral Tschiang-Kei-Schek in Schanghai wider die Bolschewisten ebenso kräftig eingeschritten ist wie Tschang-Tso-Lin in Peking, wobei er festgestellt haben soll, daß der Außenminister Tschen im Solde des roten Tscherwonetz stand. Wegen des Einbruchs in die russischen Konsulate fanden in Moskau tosende Kundgebungen statt; man berief auch die Gesandten ab. Aber die Begleitnote beschränkte sich nur auf die Aus-

malung, was für eine Hundegeschichte aus dem Handstreich hätte werden können, wenn man im Kreml nicht so fabelhaft vernünftig wäre.

England geht offenbar darauf aus, Schanghai festzuhalten und von da aus die verlorengegangenen inneren Konzessionen aufs neue zu erfassen. Wer Schanghai hat, der hat auch die hundert Millionen Menschen des Jangtsetales. Man wird doch die vier Milliarden nicht schwinden lassen, die dort angelegt waren? Man kann es auch gar nicht. Der Verlust Schanghais wäre zugleich der von Hongkong und Singapur, ja von Indien.

Darum setzt man sich dort immer fester ein. Ein starkes Heer ist gesammelt. Heimatbataillone im schottischen Kiltröckchen, aber auch Inder mit hohem Turban und blauschwarzem, schön gekräuseltem Vollbart, nebst Maultierkolonnen, Panzerhaubitzen, Riesentanks und Gasmasken. Die bittere Notwendigkeit dieser Maßnahmen wird durch Reuter eifrig dargetan. Er verfunkt wieder Greuel wie in den lügenfrohen Tagen des Weltkrieges.

Gern möchte man auch die anderen Staaten mit sich fortreißen in den Kampf wider das nationalistische Süd-China. Es trifft sich gut, daß die Kanton-Leute bei der Einnahme von Nanking aus Rand und Band gingen. Alle Fremden wurden ausgeplündert, die Konsulate nicht geschont und deren Flaggen durch den Straßenschmutz geschleift; eine völkerrechtliche Untat, wofür jene fünf Großmächte, die auch gegen uns zu Felde standen, wieder einmal ad hoc vereinigt von Kanton Entschädigung, Strafe für die Übeltäter und sühnenden Fahnengruß fordern. Weiter aber reicht die neue Einigkeit nicht. Zwar haben sie alle Schiffe geschickt, so daß jetzt 171 Kreuzer oder Kanonenboote vor der Jangtsemündung liegen. Aber jede Macht ist eigenwillig, und ihre Offiziere verzanken sich täglich ganz wieder so wie damals, als Waldersee Weltmarschall wider die Boxer war.

Auch unseren Schanghaier Deutschen wird die Lage ungemütlich. Wir sind ein abgerüstet Volk. Deshalb reihten sie sich diesmal nicht mehr wie früher in die Freiwilligenkompagnien der internationalen Konzessionen, sondern taten nur Hilfsdienst. So logisch dies ist, so ärgert es die Engländer. Verstiegene Diehards erörterten bereits wieder den wünschenswerten Ausschluß „unliebsamer Elemente“ aus der Konzession. Um die dicker werdende Luft zu klären, schickten die Deutschen einen Dank nach England für den auch ihnen gewährten Schutz. Leider schließt er mit den fragwürdigen Worten, England habe sich wieder einmal an die Spitze der zivilisierten Welt gestellt. „Wieder einmal.“ Es müssen aber noch Deutsche da sein, die damals auf Viehwagen und Kuli-Zwischendecks in die Sammellager verfrachtet wurden. Diese weigerten die Unterschrift, und so wurde, was Öl aufs Wasser sein sollte, Öl aufs Feuer.

Unsere Regierung hält sich den China-Wirren mit Recht fern. Schwerer dürfte ihr werden, sich durch die albanische Frage hindurchzuschlängeln.

Auch das Schkipetarenland ist ein altes Leiden Europas. Die Lösung von 1914 mit dem Prinzen Wilhelm von Wied als „Mbret“ an der Spitze war nichts als eine klägliche Aushilfe nach Maßgabe der Diplomatenratlosigkeit: „Ein kleines Land, das zwei haben möchten, um des lieben Friedens willen daher keiner haben darf, das macht man bis auf weiteres zum souveränen Staat.“

Auch in Versailles fehlte noch höhere Eingebung so völlig, daß man bloß dem alten Armutszeugnis das Siegel aufdrückte und Albanien in den Völkerbund aufnahm.

Das hat die Weisheit nicht weiser und Albaniens Sicherheit nicht sicherer gemacht. Schon während des Krieges hatte Italien, „um Leben und Eigentum zu schützen", Valona besetzt. Mussolini aber verkündet jetzt ein neu entdecktes „Völkerrecht auf das jenseitige Ufer", und seine Faschisten fordern es mit den Worten des Giovinezza-Liedes:

> „Mit starkem Arm wir schreiten den Weg,
> den Cäsar Augustus uns wies mit dem Schwert."

Gierig schweift daher der Blick nach drüben. Spalato ist die Stadt Diokletians, in den Faltengebirgen Albaniens warf der große Julier den Pompeius nieder und wurde zum Weltherrn. Die Wiedererringung ist ehrenvoll und — bringt Gewinn. Vor kurzem wurden dort Ölquellen entdeckt; ausreichend für den Verbrauch ganz Italiens.

„Der Balkan den Balkanvölkern" ruft demgegenüber der Südslawe. Er meint freilich: „Albanien den Serben". Denn auch er berauscht sich an einer gleißenden Vergangenheit, und sein Cäsar Augustus ist Stefan Duschan, der große König, der den ganzen Balkan beherrschte.

Als Rechtsnachfolger Österreichs an der Dalmatinischen Küste ist Jugoslawien zugleich Haßnachfolger für Italien. Erbfeinde gibt es nicht nur am Rhein, sondern auch anderswo in Europa; der Balkan zumal ist sogar ein verzwicktes System von lauter Erbfeindschaften. Der Vertrag von Nettuno sollte schlichten zwischen Belgrad und Rom, aber der Vertrag von Tirana zerschlug alles wieder wie ein Hagelwetter.

Jetzt beschuldigt einer den andern des Kriegsgelüstes um Albanien. Die Jugoslawen hätten, so heißt es in Rom, von den Franzosen vierzig nagelneue Tanks bezogen; die Italiener, so verlautet aus Belgrad, schickten ihre Pola-Geschwader zu frechen Erkundungsflügen der dalmatischen Küste entlang, und die hundert Feldmesser, die jüngst in Valona eintrafen, seien Offiziere in Zivil.

Beide Teile suchen Rückendeckung. Die Serbo-Kroaten taten's bisher ohne Glück. Der große russische Bruder von 1914 ist nicht mehr. Frankreich sieht zwar scheel auf das mussolinische Italien, aber festlegen möchte es sich nicht. Der Jugoslawenkönig klopfte neulich in Paris auf den Busch. Aber er empfand die Herren vom Quai d'Orsay als lauter kleine Mephistos, denn sie empfahlen ihm, nur ja 300 Messen für den Frieden lesen zu lassen, aber im übrigen waren ihre Taschen leer.

Rom hatte mehr Glück. Es sprengte die kleine Entente, versicherte sich Englands und hat jetzt mit dem Grafen Bethlen eine rauschende Verbrüderung gefeiert.

Ungarn ist in Trianon noch scheußlicher mißhandelt worden als Deutschland in Versailles. Man raubte ihm drei Viertel seines Landes und zwei Drittel seiner Leute. Der feurige Madjar empfand dies als unerträgliche Schmach. Sein Vergeltungsgelüst einzudämmen, dazu schuf man die kleine Entente. Als diese zerbröckelte, näherte sich Belgrad den Ungarn und bot ihnen Spalato als Freihafen.

Jetzt ist Bethlen in Rom mit wohlberechnetem Jubel empfangen worden. Man hielt ihm Paraden ab und legte ihm die Seidenbänder des Mauritius- wie des

Lazarusordens über die malerische Uniform. Den wackeren Madjaren sei in Trianon himmelschreiendes Unrecht geschehen; darin war die Faschistenpresse auf einmal einig. Was Italien vermöge, wolle es zu seinem Teile gerne gutmachen. Etwa durch Fiume als Freihafen.

Das ist eine Übertrumpfung Jugoslawiens, daher ein Schlag gegen dies. Denn Fiume ist viel größer als Spalato und für Ungarn besser gelegen. Allein umsonst ist der Tod. Was ist Ungarns Gegengabe?

Diese Freihafenfragen an der Adria berühren auch uns. Denn wenn ein wirtschaftlicher Zugang zum Meere allen berechtigten Ansprüchen eines Staates genügt, dann ist der polnische Korridor ein doppeltes Verbrechen. Wenn übrigens die römische Presse über die Unterdrückung italienischer Sprache und Kultur in Dalmatien so beweglich zetert, dann können wir hinwieder auf Tirol verweisen und auf das Sprichwort: Was du nicht willst, daß man dir tu' —

In Jugoslawien schien die Leidenschaft schon mehrfach dem Ausbruch nahe. Es kam, als in der Skupschtina die albanischen Dinge die Gemüter reizten, so weit, daß ein slowakischer Abgeordneter den italienischen Gesandten droben in der Diplomatenloge anpöbelte mit dem Rufe: „Dort sitzt noch Bordrero! Hinaus mit den Spionen und hinaus mit ihm!"

England hat noch immer vermittelt. So entschieden es mit Italien geht, so scheut es doch den Zusammenprall. Es förderte daher eifrig den jugoslawischen Antrag, eine Genfer Kommission möge an der albanischen Grenze nach dem Rechten sehen, wie einst bei den griechisch-bulgarischen Grenzfällen.

Hiergegen lärmte sofort die französische Öffentlichkeit. Im Augenblick sitzt dem Völkerbundsrat ja Stresemann vor. Sollte der Deutsche Schiedsrichter sein in einer Weltfrage? Boulevard-Frechheit unterschob ihm sogar, er sei fähig, sich seinen Spruch bezahlen zu lassen durch Gegengefälligkeiten des gerechtfertigten Staates an Deutschland.

Noch lauter schrie die gallische Nervensucht, als man hörte, der Überwachungskommission solle neben einem englischen und französischen Offizier auch ein deutscher angehören. Ob denn der Versailler Artikel 176 entzwei geschlagen werden solle, der Deutschland verbietet, an irgend einer militärischen Handlung teilzunehmen?

Trotzdem wurde die Kommission eingerichtet und Frankreich unterstützte sogar den englischen Wunsch auf deutsche Teilnahme. Gewiß um so aufrichtiger, je deutlicher sich erwies, daß die Kommission auf dem Papier bleiben wird. Die beiden hadernden Mächte sind nämlich übereingekommen, ihren Streitfall durch direkte Aussprache zu schlichten.

Das ist auch für uns das Beste. Wohl schmeichelt nach all dem auf uns gehäuften Schimpf, daß man uns nach acht Jahren schon wieder als Mitschiedsrichter einlädt. Aber es liegt auch zugleich eine freundliche Aufforderung darin, sich in die Nesseln zu setzen. Bis nach Saloniki hinunter schlummert jetzt gar mancher deutsche Soldat, gleichwohl ist der Balkan uns heute weniger denn je die Knochen eines pommerschen Grenadiers wert. Wir brauchen Einvernehmen mit Italien, wollen aber auch mit Jugoslawien in Frieden leben. Dieses sucht jetzt in gar eigenartiger Weise unsere Freundschaft. Belgrader Pressestimmen versichern, gerade die deutsche

Landesbesetzung habe den Serben gezeigt, welche Kraft und Gediegenheit in unserem Volke stecke. Der Politiker Joza Jowanowitsch hofft sogar, sein Land werde der Mittler sein zwischen Frankreich und uns; in vollen Tönen verkündet er daher das Friedensdreieck Paris-Belgrad-Berlin.

Der Gute schwärmt. Für den Franzosen bleiben wir stets der Stein des Anstoßes, und wenn er stolpert, ist ihm dies ein neuer Beweis deutscher Verruchtheit.

Auch das Elsaß ist ein altes Leiden. Für Frankreich, für uns und für den Wasgau selber seit jenen unheilvollen Tagen, als der vierzehnte Ludwig dieses deutsche Kernland losriß von dem Kern des deutschen Reiches.

In 200 Jahren hat es allerlei französische Geschichte miterlebt und manchen französisch-politischen Antrieb in sich aufgenommen. Völkisch aber blieb es deutsch, und die alten Regierungen störten es wenig darin.

Aber 1918 kam man in ein anderes Frankreich zurück. Die dritte Republik steht unter dem Gedanken des straffen National-Einheitsstaates. Hatte Deutschland berechtigte Stammeseigentümlichkeiten geschont, so wurden sie jetzt mißachtet, und die neuen landfremden Männer erklärten offen, sie setzten sich zum Ziel, daß in zwanzig Jahren keine elsässische Mutter mehr deutsch rede zu ihrem Kinde.

Der Elsässer ist vorwiegend Alemanne, also Starrkopf, und auf eine Hartnäckigkeit setzt er daher anderthalbe. Es ist nie auf den Straßen Straßburgs weniger französisch gesprochen worden als jetzt, seit es wieder französisch ist.

Abbé Haegy hat unserem Reichstag angehört. Er galt als zweideutig; Bethmann erklärte, er könne im Finanzausschuß nicht vertraulich sprechen, wenn dieser Mann dabei sei. Im Elsaß hingegen ist er jetzt der Vorkämpfer des völkischen Deutschtums. Er liebe das gottlose Frankreich nicht, hat er gesagt. Das Pariser „Journal" behauptete, er stehe im deutschen Solde. Darauf klagte er, und seine Zeugen bekundeten frei von ihrer alemannischen Leber weg einer nach dem andern den gärenden Unmut des Elsasses. Seine deutsche Art fühlt sich abgestoßen von dem atheistisch-zentralistischen Treiben des Pariser Parlamentarismus. Die deutsche Zeit tritt ihm schon langsam in das Licht der guten alten Zeit.

Das Ergebnis drohte für Frankreich bedenklich zu werden. Da taten sich Vorsitzender, Staatsanwalt und Verteidiger zusammen; im Nu war das Tribunal in eine Szene verwandelt. Eine Rührszene, wie sie höchstens auf einer deutschen Schmiere, nie aber in einem deutschen Gerichtssaale möglich ist. Der eine führte den Kläger zum Verklagten, damit sie einander umarmten, der andere erklärte tränenden Auges, das sei der glücklichste Tag Frankreichs, und stimmte die Marseillaise an, die der ganze Saal begeistert mitsang. Die Pariser Presse schwatzt von einem unvergeßlichen Augenblick; nüchtern, ja angewidert von der Komödie erklärt aber die elsässische: „Man versteht uns nicht und will uns nicht verstehen." Soviel steht fest: trotz Versailles, trotz Locarno und trotz des „vive la France", das der Verteidiger dem gebrochenen Französisch des Klägers Haegy abnötigte, ist die elsässische Frage nicht gelöst, sondern fängt erst an.

Aber daran sind, wie die Franzosen meinen, nicht sie selber schuld, sondern wir, die tückischen Deutschen. Um so mehr ist man auf der Hut, um so weniger denkt man an Abrüstung.

Auch diese ist ein altes Leiden von Versailles. Als man, um unsere gewaltsame Entwaffunng zu beschönigen, sie hinstellte als die notwendige Vorbedingung zur freiwilligen Entwaffnung der anderen, da hatte man sich abermals weise gedünkt und war abermals zum Narren geworden.

Ob man denn wirklich glaubte, uns dauernd ein Schnippchen schlagen und die öffentliche Meinung der ganzen Welt an der Nase herumführen zu können?

Die Abrüstungsvorkonferenz fiel ins Wasser. Sie war von Offizieren beschickt, und der „Vorwärts" meinte daher mit bitterem Witz, es sei gewesen, wie wenn man Schuster darüber vernehme, ob es praktisch sei, das Schuhzeug abzuschaffen.

Daß es jetzt nicht anders wird, dafür sorgt schon Paul Boncour, der Vorsitzende. Robespierrot nennt man ihn in Frankreich; die maßvolle „Köln. Volksztg." aber bezeichnet ihn bündig als den klassischen Vertreter der Abrüstungsheuchelei.

Jedes Land hat in Genf erklärt, es sei zur Abrüstung bereit, wofern die anderen es auch seien. Daß man sich über die Ausführungsformen nicht einigt, ist daher weiser Bedacht. Aber nur der Italiener war so ehrlich, zu sagen, was alle tun: „Wir denken an prozentuale Abrüstung erst, wenn wir jeder anderen Macht gewachsen sind. Bis dahin rüsten wir."

Belgien freilich hat seine Kriegsflotte aufgelöst. Aber was sagt dies? Sie war 1919 mit ein paar zurückgebliebenen deutschen Torpedobooten gegründet worden. England und Frankreich hatten als Gönner auch noch ein paar abgängige Archen beigesteuert. Die so beschaffene Flotte war so wertlos, daß ihr verboten war, in die hohe See zu stechen. Da sagte man sich, daß der praktischste Gebrauch, den man davon machen könne, ihre Zerschlagung zu Schrott sei.

Wohin man sonst sieht, wird aufgerüstet. England hat in diesem Jahre mit 36 Millionen Pfund das größte Defizit seiner Geschichte. Gleichwohl gibt es für Schiffneubauten 900000 Pfund mehr aus und 600000 für die neue Flottenbasis Singapur. Italien arbeitet mit Hochdruck. Die Tschechoslowakei bewilligt 350 Millionen für Rüstungszwecke, und Polen, dessen Staatshaushalt aus Schulden besteht, hat sich zweitausend neue Tanks beschafft. Frankreich aber hat gar die militärische Erziehung beschlossen für alle Kinder vom sechsten Jahre ab. Jeder Schüler verfeuert jährlich 40 Patronen in Gelände und Scheibenstand. Deutsche Turnklassen hingegen dürfen im besetzten Gebiete noch nicht einmal militärisch antreten. Die Sicherheit der französischen Truppen legt ihnen die Ordnung einer Hammelherde auf.

Zwischen den Genfer Kommissaren der Scheinheiligkeit sitzt unser Graf Bernstorff als der einzige, der ohne Hintergedanken spricht. Wenn er das Wort ergreift, werden daher die anderen besorgt; denn er kennt ihre Hintergedanken und entschleiert sie. Den deutschen Standpunkt verficht er mit Eifer und Geschick. „Da wir abgerüstet sind, verlangen wir die allgemeine Abrüstung kraft Artikel 8 des Versailler Vertrages. Kommt sie nicht zustande, dann ist auch Deutschland frei. Denn das ihm auferlegte Wehrsystem verbindet die größten Kosten mit dem geringsten Nutzen; ist also das sinnloseste der Welt. An Euch ist's, meine Herren!"

Selbst das „Echo de Paris" erkennt nachdenklich die unantastbare Logik dieser Bernstorffschen Worte. Freilich als einziges Blatt der französischen Presse. Alle anderen gehen darob wie Raketenkisten in die Luft. Was Versailles uns auferlege,

das gelte bis ans Ende der Tage; was es hingegen in Aussicht stelle, sei eine Sache der Siegermächte und gehe uns den Teufel an.

So aber denken die meisten, sei es von Weltmachtkitzel beirrt oder von Revancheangst. Der Pariser Vorort Lewallois enthüllte dieser Tage sein Kriegerdenkmal. Über der Leiche eines gefallenen Soldaten zerbricht ein Mann aus dem Volke schmerzerfüllt ein blutiges Schwert. Die Nationalisten tobten wie üblich, aber die Regierung bog die Sache bei dadurch, daß sie dem Bildhauer die Deutung abnötigte, das Schwert, das da zerbrochen werde, sei das deutsche Schwert.

Dieser Geist hat seinen besten Helfershelfer in unseren Pazifisten. Es gibt keinen übleren Friedenszerstörer als diese vorgeblichen Friedensfreunde. Durch kindisches Mißtrauen wollen sie erreichen, was nur aus Vertrauen erblüht, und so verhetzen sie statt zu versöhnen.

Bei keinem Volke der Welt wären die Femprozesse so offen verhandelt worden wie bei uns. Man schaute in Dinge hinein, die offenbar in Widerspruch standen zu dem Versailler Diktat. Aber sie geschahen infolge des Ruhreinbruchs, der nicht minder gegen Versailles war. Druck weckt eben Gegendruck. Wer kann von einem lebenskräftigen Volke verlangen, daß es sich wehrlos niedermachen lasse, wie die Juden, wenn der Feind am Sabbat angriff? Es gehört die ganze Verworrenheit eines Professors Förster dazu, daß er („zur Zeit Paris") eine hochmoralische Erklärung losläßt gegen diese „illegalen Machenschaften, die notorisch das Vertrauen in die Aufrichtigkeit der deutschen Friedenspolitik untergraben!" Mich hat diese Kundgebung in abschreckender Weise an jenen Mann erinnert, der da im Tempel betete: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie dieser Zöllner."

Die Leute um Förster hängen es an die große Glocke, wenn ein gradsinniger französischer Präfekt das Wort „Boche" von der Filmleinwand verbannt oder das Pariser Kabinett auf den stärksten Druck der Wohlanständigkeit in aller Welt endlich am Beethoventage die Frankfurter Goethe-Stücke sieben Jahre zu spät freigab. Aber das sind einzelne Schwalben, und den Sommer bringen sie noch nicht. Leute von der Pariser Friedensliga haben angeregt, es möchte in Locarno ein Ölbaum gepflanzt werden; in Erde, die aus französischer und deutscher gemischt ist. Gesetzt: er schlüge an; will man künftigen Jahrzehnten zu dem Witz verhelfen: das ist die einzige Frucht von Locarno?

Chronische Leiden heilen schwer oder gar nicht. Genf da draußen und unser Reichstag im Innern doktern daran herum mit schwacher Einsicht und wenig Geschick. Allein dieses Kurpfuschen nennt man hohe Politik und mit der Zeit sogar Weltgeschichte.

Dr. Fritz Hartmann, Hannover

(Abgeschlossen am 22. April)

Auf der Warte

Grüße Raoul Francés aus Indien und Australien

Der Türmergemeinde ist der Philosoph und Naturforscher Professor Raoul Francé durch seine Aufsätze und gewiß auch durch seine Werke (im Kröner-Verlag erschien jetzt Francés bedeutsames Werk „Bios“ in einem Bande als Volksausgabe!) so bekannt, daß viele unserer Leser Anteil nehmen werden an den inhaltsreichen Kartengrüßen, die Francé und seine Gattin von ihrer Studienreise durch fremde Meere und Erdteile dem Türmer zusandten.

Colombo (Indien), Dezember 26.
Sehr verehrte Herrschaften!

Welche Welt dieses Indien, von dem, wie ich jetzt sehe, Bonsels zu wenig und zu viel schrieb! Aber freilich, wer kann etwas Richtiges von diesem unbeschreiblichen Durcheinander von Pracht, Elend, Luxus, Unkultur, Weisheit und haarsträubendem Aberglauben, Herrlichem und Kitschigem schreiben! Allerdings nach dem geradezu erschrecklichen Mittelafrika glaubt man den Moslim, deren Glaube das Paradies nach Ceylon verlegt. Wir leben in einem Kokospalmenwald, der Indische Ozean rauscht in dieser heißen Dezembernacht zu den Fenstern herein, und Weimar scheint von hier so fern wie einer der funkelnden Südsterne da draußen.

In Herzlichkeit denken Ihrer Francés.

Kalgoorlie, 29. XII. 26.
(Westaustralien)

Liebe Freunde! Zum Jahresabschied dieses Kärtchen. Wir sind im tiefsten Westaustralien; 16 Stunden fährt der Transaustralian-Expreß zur nächsten größeren Stadt. Hier Goldgräber, Busch mit Känguruhs und rosa Kakadus, Wüstenhitze, Kameltreiber, Buschläufer und Goldminen, ein Wildwest-Milieu, wie es im Biedermeier in Texas war. Wir mitten drin im Khakidreß, hemdärmelig, fremde Pflanzen und Tiere forschend. Nachts im Kampf mit den Moskitos. So ist unser Neujahr.

Von hier geht es 4000 km durch ganz Australien bis Sydney. Dort wartet das Schiff für die Südseeinseln. Alles Gute für 1927! F.

Melbourne, 5. I. 1927.

Nun haben wir ganz Australien durchquert. Jetzt im regenreichen Osten, in Farnbaumwäldern und wieder im Tropenglanz. Ein Blumenmeer! Dazu Melbourne, eine amerikanisch-gigantische Stadt mit vielen Wolkenkratzern und gigantischen Preisen. Hotel pro Tag 55 sh = 55 ℳ!

Wir fahren heute nach Sydney (nochmals 17 Stunden Expreß) und von dort Mitte Jänner in die Südseewelt. Ich habe Empfehlungen an die Missionen und hoffe, das Außerordentlichste zu sehen. Also ein wenig verwildert und „abgekämpft“ sind wir schon. Dazu wirklich abgemagert. Ich denke, weitere Karten an Sie können erst nach Monaten kommen.

Herzlichst
Francés.

Wir hoffen, daß das Ehepaar glücklich von der Weltreise heimkehrt, und freuen uns jetzt schon auf das zu erwartende Buch. Der letzte Gruß kam soeben aus Neu-Kaledonien in der Südsee, wo das forschende Ehepaar „Korallenriffe und die ganz unerhörte Steinzeitkultur der Südsee“ studiert, umgeben von „melanesischen Kannibalen“, die ihr „täglicher Umgang“ sind. Wir wünschen den Forschern ein gutes Gedeihen — und den Menschenfressern keinen Appetit auf Europäerfleisch! D.

Kaiserin Hermine

Es gibt irgendwo eine republikanische Beschwerdestelle; sollte ihre Tätigkeit darin bestehen, jedem unbefangenen Deutschen den Geschmack an der republikanischen Staatsform zu verderben, so kann man sie als erfolgreich bezeichnen. Wir vermerken eine ihrer neuesten Taten. Sie hatte in Erfahrung gebracht, daß ein schlesisches Amtsgericht die Gemahlin des Kaisers Wilhelm II. als „Kaiserin Hermine in Doorn“ bezeichnet hatte. Wie pflegte die Rheinlandskommission zu schreiben, wenn ihr

irgend eine Äußerung in einem deutschen Blatt unpassend erschien? Sie pflegte das Blatt auf einige Monate im Rheinland zu verbieten, weil die „Würde und Sicherheit der französischen Truppen“ gefährdet sei („sécurité et dignité“). So regt sich denn auch die republikanische Beschwerdestelle gegen ihre eigenen deutschen Landsleute auf. Hier lag ein Anschlag gegen die „Würde und Sicherheit“ der deutschen Republik vor! Aufgepaßt! Und sie erlebte (wie wir in der „Täglichen Rundschau“ lesen) die Genugtuung, daß der Präsident des Landgerichts in Glogau die obige Bezeichnung reuig rückgängig machte und vor der Beschwerdestelle zu Kreuze troch. Er schrieb:

„Es trifft leider (!) zu, daß das Amtsgericht in Grünberg die Hermine Prinzessin von Preußen (!) mit Kaiserin Hermine in Doorn bezeichnet hat. Es ist dies nicht bloß in einem Einstellungsbeschluß, sondern in mehreren Beschlüssen dieser Art geschehen . . . Die Bezeichnung ist unrichtig und steht in Widerspruch mit der Verordnung vom 27. November 1923 — GS. S. 548 —. Daß Verstöße der mit Recht gerügten Art im Interesse des Ansehens der Justiz (!) in Zukunft in dem mir unterstellten Bezirk nicht wieder vorkommen, habe ich im Dienstaufsichtswege das Erforderliche veranlaßt. (gez.) Berthold.“

Wacker, Herr Berthold! Die Republik ist gerettet — fast hätten wir gesagt: das Kapitol ist gerettet! Schon sprachlich ist die Wendung „die Hermine Prinzessin von Preußen“ von geradezu klassischem Geschmack. Die „Frankfurter Zeitung“ (Nr. 194) verlangt aufatmend noch schärfere Maßnahmen:

„Es ist anzuerkennen, daß nach diesem Bescheid dem monarchistischen Unfug (!) des Grünberger Amtsgerichts ein Ende gemacht und Wiederholungen vorgebeugt ist. Der Fall sollte dem Justizminister (!) Anlaß zu einer allgemeinen Anordnung geben, damit überall auch in der äußeren Form von den Gerichten den Verfassungsvorschriften entsprochen wird.“

Welche Treue im Staatsdienst! Wissen Sie noch, was Sie zu Beginn des Weltkrieges (Nr. 251, 1914) veröffentlicht haben, republikanische Frankfurterin? Wir wollen es Ihnen in Erinnerung bringen:

„Schwarz-Weiß-Rot“

„Das Schwarz, das ist der grimme Ernst,
Der unserm Volk im Blute sitzt,
Der auf den breiten Stirnen thront,
Der aus den blauen Augen blitzt.

Das Weiß, das ist die reine Hand,
Die reines Schwert zum Kampf erhebt
Für Freiheit und Gerechtigkeit,
Die reine Hand, die niemals bebt.

Das Rot, das ist das teure Blut,
Das unser Volk im Kampf vergießt;
Das Herzblut deutscher Männer ist's,
Aus dem die Friedenssaat ersprießt.

Im deutschen Reich, im deutschen Land,
Da sind die dreie wohlbekannt:
Der grimme Ernst, die reine Hand,
Der Opfertod fürs Vaterland.“

So haben Sie vor einem Dutzend von Jahren die deutsche Fahne verherrlicht, und damit die damalige Staatsverfassung und ihren Träger, den Kaiser. Jetzt ist Ihnen kein Vorfall und kein Anlaß platt genug, um den Kaiser und seine vornehme Lebensgefährtin herabzusetzen. Für uns andere ist „die Hermine Prinzessin von Preußen“ nach wie vor Kaiserin Hermine. Ein mannhafter Republikaner, der wirklich Freiheit im Gefühl hat, müßte auch die Denkweise seiner Mitmenschen achten, die nicht ohne weiteres ihre Gesinnung wie ein Hemd wechseln können.

Andererseits vergleiche man die Verherrlichung in Bild und Wort, die neulich dem Reichstagspräsidenten Loebe zuteil wurde, als er wegen einer harmlosen Blinddarmerkrankung operiert wurde! Das Publikum wurde überschüttet mit Bildaufnahmen in allen Stellungen. Man könnte dies republikanischen Byzantinismus nennen, wie es ein Berliner Blatt getan hat. Dahingegen — „die Hermine“? Wer ist denn das? Nun, wir beglückwünschen Kaiserin Hermine, daß sie abseits in ihrem Kreise selber fühlen und feststellen kann, wer sie ist und was sie dem Kaiser ist.

NB. Dazu noch ein Wort aus dem „Deutschen Volksgeist" des selbständigen Denkers und Pädagogen Berthold Otto (28. März 1927) über die Kaiserhetze überhaupt: „Die Nachwelt wird wissen, daß alles Geschimpfe auf den Kaiser von derselben Lügenpropaganda geleitet wird, die im Weltkrieg und nachher auch gegen das ganze deutsche Volk in Tätigkeit war. Sie hat sich schon damals ganz hervorragend gegen den Kaiser gerichtet; aber mit besonderer Schärfe hat es eingesetzt, seit der Kaiser vom „Götzendienst des Geldes" gesprochen hat. Diese Propaganda wird mit der größten Ausdauer immer weiter fortgesetzt. Immer wieder bekomme ich von Leuten, die sich für deutschgesinnt halten, die erstaunte Frage zu hören: ‚Sie treten noch immer für den Kaiser ein? Das begreife ich nicht.' Ich übersetzte mir das in meine Sprache so: ‚Sie sind immer noch nicht auf die internationale Finanzpropaganda reingefallen? Wie kann man nur so hartnäckig sein.' Und ich muß zu meiner Entschuldigung anführen, daß ich auf Reklameschwindel überhaupt sehr selten reinfalle, also für derartige Machenschaften ein wenig taugliches Objekt bin."

Die Bayreuther Verschwörung

Was ist das eigentlich? Wir erfahren es von der „Frankfurter Zeitung". Nichts andres nämlich als — das Lebenswerk Wagners und Nietzsches! Jener großartige Beseelungsversuch wird hier zu einer „Verschwörung" herabgedrückt, zu einer Episode also, über die man heute lächelt. Wir lesen mit Bedauern in dem Frankfurter Blatt:

„Denken wir einmal an die Situation der deutschen Kultur vor gerade fünfzig Jahren, nämlich an jene großartige Bayreuther Verschwörung, die damit umging, der europäischen (? D. T.) Menschheit eine ganz neue Seele einzusetzen. Richard Wagner war der Führer, Friedrich Nietzsche sein Herold, viele geistige Menschen gerieten in eine mächtige Erregung. Heute würde, auch wenn gleich große Talente vorhanden wären, ein solches Unternehmen vom ersten Anfang an als nebensächliche Verzierung des Lebens erscheinen, es würde niemals über die Feuilletonspalten der Blätter hinausgelangen. Was bedeuten uns denn noch diese Kulturbünde, Weihespiele, Weisheitswochen? Eine Notiz in der Zeitung, gelesen im Gedränge der Untergrundbahn; überall ist dieses Gedränge, denn wir sind ja so unzählig viele... In der Zeit, als vom römischen Volke gesagt wurde, es wolle nichts weiter vom Leben haben als panem et circenses, konnte von einem freien Staate keine Rede mehr sein. Die Frage ist, ob die nominelle Selbstbestimmung bei uns Sinn behalten kann, wenn das Gehirn sich in der Fristung der Existenz erschöpfen muß, so daß allenfalls nur Kraft genug übrig ist, um zuzugucken, wie auf einer Leinwand andere Leute schöne und tapfere Dinge verrichten. Äußerste Intensität in der Arbeit bei äußerster Uniformität im Geiste, das wird wohl ein Ideal für die Ameisenrepublik sein. Ob eine Menschenrepublik damit bestehen kann, muß sich zeigen. Idealistische Freiheitsfreunde rufen, angeödet von der Trostlosigkeit des politischen Treibens, die Menschen würden sich das auf die Dauer nicht bieten lassen, sondern revolutionär werden. Ich glaube, sie denken nicht daran. Revolution ist ein Willensakt, nicht ein Verdrossenheitsakt. Verdrossen, oder auch gelangweilt, sehen die Leute dem öffentlichen Leben zu, wie es sich in überlieferten Formen weiterhaspelt. Stieg in früheren Zeiten die politische Unzufriedenheit, so konnten sich die Zeitungen in Meinungen und Berichten nicht genug tun. Heute drängen sie die Staatsgeschäfte zurück und in der letzten Zeit geht dieser Prozeß auffällig schnell voran, wenn man der Politik auch gewohnheitsmäßig noch die vordere Seite läßt. Der Mann der energischen Arbeit mag nicht viel davon, seine Frau noch weniger. Vielleicht wird in zwei Jahrzehnten die Zeitung aus Bildern mit kurzen Schlagworten darunter bestehen. Oft sagen die Leute, um den Mangel an öffentlichem Interesse zu begründen, wir hätten keine großen Führer. Aber unter einem Führer denken sie sich weiter nichts als einen sehr schlauen Mann, der alle in die Tasche stecken soll. Das Elementare, Gottesgnadenhafte, das einmal mit dem Be-

griff eines Volksführers verbunden war, wird nicht mehr gefühlt. Dagegen gibt es, glaube ich, Führerakademien und Führerkurse — Ersatz des Propheten durch den trainierten Manager. Im Grunde ist der Durchschnitt der Staatsmänner ungefähr so wie er immer war. Was nicht immer da war, ist beim Volke dieser Nebel innerer Gleichgültigkeit, durch den gesehen die Vorgänge der Politik einen fatal unwirklichen Charakter annehmen."

Das ist allerdings ein reizendes Bild vom geistigen Zustand der Republik! Just in einem demokratischen Blatt?! Habt ihr nicht wenigstens wacker dabei mitgeholfen: habt ihr nicht dem deutschen Volke die Seele aus dem Leibe herausverständelt? Und nun steht ihr, spöttelt und lächelt über diese „Kulturbünde, Weihespiele, Weisheitswochen", womit man wieder zu beseelen sucht — nachdem das deutsche Volk und seine Führer und Behörden Wagners Werk und seinen „Herold Nietzsche" gröblich im Stich gelassen haben.

Der ewige Deutsche und seine Gefährdung

Oft schon ist es versucht worden, den vielfältigen Inhalt dieses Begriffes in umfassenden Darstellungen zu ergreifen; doch noch fehlte die philosophisch besinnliche Zuweisung aller in dieses Gebiet fallenden Gedanken, die in Jahrhunderten das Bereich deutscher Weltanschauung bestimmten. In liebender Sorge ergreift Max Wundt die Feder, um aus der Fülle des Inhaltes der völkischen Bewegung deren leider eingetretene, dumpfe Enge und Geistleere zu überwinden (Deutsche Weltanschauung, J. F. Lehmanns Verlag, München). In strengen, herben Gedankenfolgen von hinreißender Überzeugungskraft erfaßt er den tiefen Sinn des völkischen Gedankens, wobei er rückhaltlos gegen das Falsche und Untergeistige spricht.

In zwei Richtungen erfüllt sich der Sinn der echten deutschen Weltanschauung: daß sie Ausdruck des natürlichen Wesens des Volkes sei, und zweitens auch eine gestaltende Wirkung auf dieses Volkstum ausgeübt habe und fortan ausüben könne. In diesem Sinne handhabt der Verfasser diese Erkenntnis, wenn er aus drei gewaltigen Geisteskreisen den Gehalt der deutschen Weltanschauung zusammenfaßt. Was Friedrich Lienhard zur Beseelung des Reichskörpers bereits im „Spielmann" forderte, „Griechenschönheit, Christusgüte, Germanenernst" (in den symbolischen Worten: Akropolis, Golgatha, Wartburg vereinigt), das bildet auch für Wundts Absicht die Grundlage seiner einenden Schau. Aufrichtig erkennt der Verfasser an, daß es in der völkischen Religion des Alten Testaments neben verstandesmäßiger Beschränktheit große religiöse Antriebe, die prophetischen Hinweise auf den Erfüller des Gesetzes gibt. Israel verkannte an Jesus seine Sendung; darum ward es verworfen und zerstreut. Dem deutschen Volke, dessen Eindeutschungskraft in Luther den trügenden Ballast der spätantiken Aufklärung aus dem Christitum schied, gab der Reformator mit der reinen Lehre die Aufgabe, in seinem Wesen und Leben den Sinn des christlichen Geistes auszubilden.

Wie aus drei Kulturkreisen der Inhalt der deutschen Weltanschauung zusammenwächst, so erstrebt sie in drei Formen ihre Verwirklichung. Der innere, beseelende, belebende Kern des Volkes, dem der Einzelne verpflichtet ist als der schicksalhaften Gemeinschaft seines Lebens, entwickelt zwei Normgebiete über das unerreichte Sollen seiner selbst hinaus: den Staat und die Kirche.

Diese bejahenden Zielgedanken des Jenaer Hochschulprofessors ringen mit der zersetzenden Macht des jüdischen Geistes. Das geringerwertige Mischvolkstum der Juden strebt aus sittlicher, göttlicher Setzung zur wirtschaftlichen Weltherrschaft und Tötung der idealistischen Aufgabenerfüllung. In überheblicher Anmaßung schleuderten 1911 jüdisch-intellektuelle Kreise dem erschrockenen Spießbürger das Wort entgegen, daß sie den geistigen Besitz des deutschen Volkes verwalteten. Wundt widmet dieser Gefahr einen Anhang seines Buches vom „ewigen Juden, Versuch über Sinn und Bedeutung des Judentums". Er erkennt: „Indem die Juden in dem Leben der anderen Völker aufgehen wollten, haben sie das Leben dieser

Völker weithin zerstört. Erst jetzt haben sie sich ganz als das erwiesen, was sie sind: die dunkle Macht der Verneinung, die tötet, was sie ergreift. Wer sich ihr ergibt, ist dem Tode verfallen.“ Qui mange du Juif en meurt. „Zahlreiche Deutsche erfahren von ihrem geistigen Besitz nur noch durch Juden, also auch nur soviel, wie den Juden gutdünkt. Von den sieben in Deutschland verbreiteten Büchern über Goethe sind sechs von Juden geschrieben! Der Judengeist schwingt furchtbar seine Geißel über der Menschheit und peitscht sie zu der wilden Unrast, die ihm selber innewohnt ...“ „Aber auch jetzt ist der bessere Teil im Judentum noch nicht erstorben.“ Wundt kann mit tiefer Berechtigung sagen, „daß die letzten Worte in völkischen Kreisen schon Anstoß erregen werden“; denn nirgends ist die deutsche Erbsünde der Zersplitterung stärker als in der völkischen Bewegung — und warum? Weil es bequem ist, den Juden schlechthin verächtlich zu machen: dann braucht man ihn nicht ernst zu nehmen. Aber die Gefahr wächst mit ihrer Verkennung; denn „die jüdische Geschichte ist die Darstellung eines großen, völkischen Schicksals; das Schicksal eines Volkes, das zu Hohem bestimmt war und sich dieser Bestimmung auch bewußt wurde, das sich aber den edlen Teil seines Wesens nicht zu bewahren vermochte und darum das Heil, als es sich ihm darbot, nicht erkannte und es von sich wies.“ Jetzt „geht der edle Zug durch die modernen Juden. Er hat diejenigen unter ihnen ergriffen, die ein wirkliches Bewußtsein von dem Edleren, Reineren, was ihnen unter ihren Wirtsvölkern entgegentritt, gewonnen haben; die sich die Geistesgüter dieser Völker nicht zu äußeren Zwecken, sondern aus wirklicher, oft leidenschaftlicher Verehrung aneignen wollen. Es sind die tragischen Gestalten des Judentums. Paulus war der erste und größte unter ihnen ... Es ist ein furchtbar warnendes Beispiel, die dringliche Lehre, was aus einem Volke wird, das den göttlichen Geist von sich stößt.“

„Den Deutschen vor allem ward die Bewahrung des christlichen Geistes anvertraut. Darum ist unter ihnen auch die Arbeit des Teufels besonders rege, um das Wirken des Christusgeistes zu hemmen und zu unterdrücken. Die Juden, schon in der Bibel die Kinder des Satans geheißen, besorgen diese zersetzende Arbeit. Unter den Deutschen ist darum der Gegensatz besonders schroff, und ihnen gilt vor allem das warnende Beispiel, das wir in dem Schicksal der Juden vor Augen haben. Zwei Geister ringen um die Seele des deutschen Volkes, der Christusgeist und der Judengeist. Betrachten wir unser Volk, wie es heute ist und wie es vor allem in den letzten Jahrzehnten geworden ist, so müssen wir uns schaudernd eingestehen, daß der Judengeist schon erschreckend weite Bezirke der deutschen Seele erobert hat. Zur Überhebung über den Juden haben wir heute kaum einen Anlaß und kaum mehr ein Recht, da so viele Deutsche völlig dem Judengeiste verfallen sind. Aber zur Lehre sollten wir uns ihr Schicksal dienen lassen und an ihm erkennen, wohin unser Weg geht, wenn wir noch weiter willenlos unsern Verführern nachlaufen, statt uns auf uns selbst und auf die uns von Gott gewiesene Bestimmung zu besinnen. Dem Deutschen ist heute vor anderm die Bewahrung des christlichen Geistes anvertraut. Es ist die ewige Aufgabe des Deutschen. Stoßen wir Christus von uns, so wie die Juden ihn von sich stießen, weil er ihr König sein wollte, so werden wir das Schicksal der Juden teilen. Dann wird der lebendige Quell auch unseres Daseins versiegen und unser Volkstum von innen heraus verdorren ...“ Dr. W.

NB. Dieser Anhang der Wundtschen Schrift („Der ewige Jude“, Preis 80 Pfennig) ist im Verlag Lehmann, München, besonders erschienen. D. T.

Mahnworte Wildenbruchs,

veröffentlicht in einem Aufsatz vom Neujahr 1908 — also ein Jahr vor seinem Tode — fallen uns zufällig in die Hände und sind auch heute wieder wahrhaft zeitgemäß. Sie passen genau in unsere eigene Einstellung im „Türmer“. Ernst von Wildenbruch schreibt:

„Deutschland — manchmal zur Nacht, wenn statt des Schlafes die Gedanken über mich

kommen, dann erscheinst du vor meines Geistes Augen, auf einsamer Klippe im Meer, ein einsames Weib, von Haifischen umfletscht, von Seeteufeln umglotzt, von Spottvögeln umkrächzt. Wie du dasitzest, mit den breiten Hüften, der mächtigen Brust, ein Mutterweib, nicht nur Mutter deiner eigenen Kinder, sondern eine Mutter der Welt; denn allen hast du gegeben, alle haben an deinen Brüsten gelegen und an der Milch, die sie von dir getrunken, haben einige von ihnen sich überhaupt erst zum Menschen herangesäugt. Wenn du den Fuß doch erheben wolltest, den weichen, weißen Fuß, der jetzt so träge ruht, und dem Gezücht aufs Haupt treten wolltest, das dich umkreist! Einmal hast du's ja gekonnt und einmal getan; entsinnst du dich nicht mehr?...

Entsinnst du dich nicht mehr? Gerade ein Menschenalter ist es her. In dem Menschenalter ist ein neues Geschlecht von Kindern dir herangewachsen, eine neue Generation. Was hat diese neue Generation dir gegeben und gebracht? Neue Wege zum Gewinn haben sie sich erschlossen; in ihren Städten die Einwohner haben sich vermehrt und verdoppelt; Gesetze und neue Einrichtungen haben sie geschaffen. Alles ganz schön, alles ganz gut, aber äußerlich, alles äußerliche Mittel, um einen Organismus zu erhalten, der von innen gestützt und getragen sein will, wenn er seinen Widersachern standhalten soll, dem nicht nur Blut in die Adern, sondern Seele in die Seele geflößt werden muß, wenn er lebendig bleiben soll. Diese neue Generation, was hat sie an deiner Seele gewirkt? Ist das Wort „Vaterland" zu einem unantastbaren, unverlierbaren Besitztum in ihnen geworden? Zu einem Begriff, der unanfechtbar über allen Tagesstreitigkeiten der Parteien steht? Den keine Gewalt uns wieder rauben kann? Nein — sondern das, was die Angehörigen anderer Nationen mit der Muttermilch einsaugen als etwas Selbstverständliches, Natürliches, Angeborenes, Nationalgefühl, ist für uns noch immer ein mühselig eingetrichtertes, künstlich beigebrachtes Bewußtsein. Ein Menschenalter, das sind drei Jahrzehnte — was haben in diesen drei Jahrzehnten die Männer, die zum Volke sprechen, die deutschen Dichter dem deutschen Volke gesagt? Haben sie seine Seele freudig gemacht durch großes, begeisterndes Wort? Seinen Arm gestählt durch Hinweis auf die Taten der Väter? Seine Augen erleuchtet durch Gedanken, die in ewige Weisheit blicken?

Das Gegenteil davon haben sie getan, sie haben ihr Volk entnervt. Mit Problemen einer überreifen, überreizten Kultur haben sie die schlichten Instinkte des Volkes verstört. An Stelle der dem Germanen ursprünglich innewohnenden männlich-mannhaften haben sie eine feminine Weltanschauung gesetzt. Mit den Erzeugnissen des Auslandes, und gerade mit den der deutschen Natur fremdartigsten, feindlichsten, mit den marklosesten, haben sie den Markt überschwemmt, von dem unser Volk seine Geistesnahrung erhalten soll. Daneben läuft in wüster Massenhaftigkeit eine seelen- und sinnenverderbende Hintertreppenliteratur einher, daneben eine Literatur von Sensations- und Witzblättern, die wie die Geier und bösen Fliegen über jede Wunde am Leibe des Vaterlandes herfallen, sie zerhacken und daran saugen, bis daß aus der Wunde eine Schwäre wird, deren Geruch durch die ganze Welt geht.

Was soll da werden? Was ist zu tun? Ein Notstand ist in unseren Seelen, die äußerlich reich, innerlich arm sind, ein dumpfes Gefühl, daß wir auf gleitender Ebene stehen, daß sich Wolken um uns türmen, aus denen Gewitter hervorbrechen können, und es schwillt eine Angst, daß die Gewitter zu Katastrophen werden möchten. Sollen wir sie, Hände im Schoß, erwarten? Uns mit dem Gedanken trösten, daß Deutschland schon einmal Katastrophen ertragen hat und immer wie der Phönix daraus entstiegen ist, weil der Deutsche erst im Unglück zum ganzen Mann wird? Das wollen wir nicht, denn wir wollen auch dessen eingedenk bleiben, daß solche Katastrophen uns manchmal um Jahrhunderte zurückgeworfen haben. Also was sollen wir tun?

Vorbauen sollen wir. Wie sollen wir vorbauen? Indem wir unsere Jungen in die Hand nehmen, diese blonden, gesunden, prächtigen deutschen Jungen, die Gott sei Dank in immer steigender Menge unsere Städte bevölkern und unser Land, und indem wir Männer aus ihnen erziehen, die der Zeit gewachsen sind und dem, was die Zeit bringt ... „Dem Deutschen fehlt es an bürgerlichem Mut" — das hat ein Größerer als ich, hat Bismarck gesagt. Darum, bei jedem Vorkommnis im privaten Leben rufen wir nach Polizei und hoher Obrigkeit, statt Hilfe bei uns selbst zu suchen; darum, bei jedem Ereignis in der politischen Welt, ist unser Gefühl: „Das geht mich nichts an, ist Sache der Regierung". Und dieses Gefühl ist elend und falsch, ist ein Ergebnis dessen, was ich als den hauptsächlichsten Mangel in der deutschen Natur empfinde: des Mangels an persönlichem Stolz. Wenn wir stolz wären, würden wir wissen, daß das Gesamtleben einer Nation sich in jedem einzelnen ihrer Angehörigen verkörpert, und wenn wir das wüßten, würden wir es als Pflicht des einzelnen empfinden, für Ehre und Wohl des Ganzen einzutreten, wo immer die Gelegenheit es verlangt. Dann würde es aufhören, das lakaienhafte Liebedienern vor dem Ausland, das herdenmäßige Hinterdreinlaufen hinter Hetzern und Schreihälsen, und aufhören vor allem das scheußliche Renegatentum. In diesen Begriffen das heranwachsende Geschlecht, Knaben und Mädchen, heranzubilden, ihm Stolz in die Seele zu pflanzen, daß er zu einer bleibenden herrschenden Macht, zu einer inneren Eigenschaft seiner Seele werde: das ist es, worin ich Aufgabe und Ziel unserer Jugenderziehung erblicke. Dieser Stolz hat mit Hochmut nichts gemein: er ist Selbstachtung."

Hier brechen wir den Aufsatz ab. Hart daneben, in derselben alten Zeitungsnummer (1916), die auf Wildenbruchs Aufsatz hinwies, fanden wir einen Spruch vom Herausgeber des „Türmers". Er lautet, in genauer Übereinstimmung mit unsern heutigen Forderungen:

„Seele zu schaffen dem Reiche der Mitten:
so halle die Losung,
Wenn euer siegender Kampf, Helden, das
Seine getan!
Deutsch und deutlich zeichnet das Reich sich
über die Erde,
Aber das stillere Reich wartet in geistiger
Luft.
In das Gebilde der Erde, mein Deutscher,
wirst du geboren,
Aber die Länder des Lichts eignest du kämpfend
dir an.
Schmiede wie Bismarck, mein heldisches Volk:
beseele dein Deutschland!
Schuf er die Krone aus Gold, schaffe nun
Kronen aus Licht!"

„Gedichte meiner Buben"

Ein pädagogisches Experiment

Eine höchst eigenartige Methode wendet der Stuttgarter Studienrat Fritz Stahn bei seinen elf- bis zwölfjährigen Gymnasialschülern an zur Belebung und Beseelung des deutschen Sprachunterrichts, der in der Erinnerung des älteren Geschlechts als etwas ach! so Ödes und Unfruchtbares dasteht. Er gibt als Schul- und Hausarbeiten den Knaben „Gestaltungsaufgaben", die sie in rhythmischer Darstellung zu lösen haben. Metrik und Verskunst läßt er dabei ganz aus dem Spiel; denn er will nicht etwa Dichter aufzüchten: es ist ihm vielmehr darum zu tun, die ganze Fülle unseres Sprachschatzes auszubreiten und einzupflanzen in die jungen Gemüter, daß sie zeitlebens davon den rechten Gebrauch zu machen wissen. Eigentümliche Vorübungen gehen voraus. Die Schüler müssen z. B. — und mit welcher Lust werden sie es tun! — zusammengehörige Wortreihen, wie alle Zeitwörter der Bewegung, des Geräusches, des Lichtes, die ihnen gerade einfallen, niederschreiben; die Einzelfunde werden dann, vom Lehrer ergänzt, zu langen Listen zusammengefaßt, wobei abseits liegende Ausdrücke von sinnenfälliger Klangwirkung nicht ausgeschlossen sind. Die Gestaltungsaufgaben selbst beruhen ganz auf Anschauung, vorzugsweise Naturanschauung.

manchmal an der Hand eines Bildes, das den kleinen Sprachbeflissenen vorgelegt wird. Morgendämmerung und Sonnenuntergang, Wasserfall und Springbrunnen, Feuerwerk und Italienische Nacht werden beschrieben. Und wie werden sie beschrieben!

Davon gibt nun eben Stahn in einem Buch Kunde, das er „Gedichte meiner Buben“ (1927, Verlag Silberburg G. m. b. H., Stuttgart) betitelt. In einer ausführlichen „methodischen und psychologischen Einführung“ legt er über seine Leitgedanken auf eine Weise Rechenschaft ab, die an seiner Befähigung und Berufung zu einem solchen pädagogischen Erneuerungswerke keinen Zweifel zuläßt. Natürlich stehen seine Bemühungen nicht völlig in der Luft, ordnen sich vielmehr in die Ideenwelt der Werkschulen ein, indem sie auf die redende Kunst beziehen, was dort mit der bildenden unternommen wird. Der vorliegende Band eröffnet ja auch eine geplante Schriftenreihe „Zum Verständnis der Gestaltungskräfte im Kinde“. Den Hauptinhalt machen nun aber die 168 halbdichterischen Darstellungsversuche der Schüler aus. Die Auswahl ist aus den Durchschnittsleistungen einer durchschnittlich begabten Klasse getroffen. Anzeichen individuellen schöpferischen Vermögens wird man nirgends finden, und man kann es natürlich auch gar nicht. Aber im allgemeinen: welche geradezu verblüffende Anschaulichkeit, Klarheit, Lebendigkeit, Ausdrucksfähigkeit in diesen kindlichen Erzeugnissen! Man glaubt einem berühmten deutschen Dichter gerne die Versicherung, daß er mit Staunen, Freude, Ergriffenheit in dem Buche hin und hergelesen habe. Doch ein paar Proben werden mehr sagen, als urteilende Worte zu erklären vermögen. Man höre drei verschiedene Behandlungen des Themas „Was geschah, als Christus geboren ward“.

Leuchtend thront Gottvater
an dem glänzenden Himmel,
Engelein tanzen hernieder
zur heiligen Krippe im Tale.
Eine Frau sitzt daneben
und wiegt sanft das Kind in Schlummer.
Hirten umstehen das Knäblein,
demütig beugen sie sich vor ihm.
Majestätisch geht die Sonne auf,
noch glänzender als je.
Goldiges Licht flutet in die Hütte,
noch goldiger glänzt des Knäbleins Schein,
in tausend Farben spiegelt sich die Hütte.

In andrer Auffassung:

Da schweben die Engel vom Himmel herab,
zu erschauen den Erlöser der Menschen.
Gottvater thront auf den Wolken hoch,
umgeben von Engelchören.
Den Hirten erschien eine Wundergestalt,
sie brachte ihnen die Kunde.
Nun kommen sie herbeigeeilt,
um anzubeten das Kindlein.
Da sitzt Maria auf einem Stein,
in ihrem Schoß ruht das Knäblein.
Engel preisen den großen Gott,
und Gestalten kommen mit leichtem Schritt
aus der goldenen Himmelspforte.

Und zum dritten:

Christus lag in der Mutter Hand
hilflos und mit der Hand gestützt,
Maria mit freudigem Gesicht
ist ganz im Übermaß beglückt.
Gottvater, von goldenen Engeln umgeben,
die immer auf und abwärts schweben,
thront hoch, noch höher als blaue Gebirge.
Die „Gute Seele“ schwebt sanft auf der Erde,
von einem goldroten Schein umflossen,
hinter ihr wimmeln auf leichten Füßen
die Engel mit gelben Geigen.
Sie spielen darauf so himmelzart,
daß das Knäblein leise im Herzen lacht.
Hirten ziehen von der Erde hierher,
bringen dem Heiland Schäflein zur Gabe.
Dahinter blüht ein Röslein zart
Und will doch gerne etwas sehn.

Eine Bereicherung der deutschen Literatur wird man in diesen jugendlichen Leistungen nicht erblicken dürfen. Wohl aber wirken die Unverdorbenheit, Natürlichkeit, Herzlichkeit, die daraus sprechen, wahrhaft erquickend. Das Hauptverdienst daran gebührt freilich dem Lehrer, der aus seinen Schülern alles herauszuholen gewußt hat, was diese Altersstufe unter günstigen Bedingungen herzugeben vermag. Er selbst hat eingeräumt, daß seine seelische

Beteiligung an den Bemühungen der Knaben von ausschlaggebender Bedeutung gewesen ist. Eine schematische Nutzbarmachung dieser Versuche für den Lehrplan der Mittelschulen kann daher nicht in Frage kommen. Aber Stahns Anregungen werden überall da auf fruchtbaren Boden fallen, wo mit Geist und Herz gesegnete Pädagogen sie in selbständiger, ihrer Eigenart entsprechenden Weise aufgreifen und abwandeln. Dr. R. Krauß

Gesellschaft für deutsches Schrifttum

Wir empfehlen unsern Berliner Türmerlesern dringend, sich dieser gut deutschen Gesellschaft anzuschließen. Der Jahresbeitrag für außerordentliche Mitgliedschaft beträgt nur 6 Mk. Man unterstützt damit förderenswerte Dichter, obenan Eberhard König, dem neulich ein erfolgreicher Abend gewidmet war, und gestattet dem wertvollen Unternehmen, sich weiter auszubauen zum Heile echt deutschen Schrifttums. (Anmeldung in der Geschäftsstelle der Gesellschaft: Berlin W 30, Martin-Luther-Str. 81; Leiter: Franz Alfons Gayda.)

Ein Mitarbeiter der Gesellschaft schreibt darüber: „Ich hoffe noch mehr Mitglieder zu gewinnen. Freilich: wenn nicht die verdammte deutsche Schlafmützigkeit wäre! Da herrscht der Gesichtspunkt: ‚Abwarten! Wenn die Gesellschaft erst in Fahrt ist, dann vielleicht‘ ... Dieses niederträchtige ‚wenn‘ der Bequemen und Lauen ist das Gift, das allen Erfolg vereitelt“...

Dazu gehört auch das trübe Kapitel von den nationalen Verbänden. Die Leitung der Gesellschaft stellt in einem Brief an uns fest, daß — als der Eberhard-König-Abend in Sicht stand — in der Zeitung „Der Jungdeutsche“ nicht eine einzige Zeile werbend darauf aufmerksam machte!

In der Tat scheint es fast aussichtslos, rechtsstehende Kreise für Kunst und Dichtung zu gewinnen, selbst wenn man beste Namen ins Feld führt. (So war der Eröffnungsabend dem Meister Hans Pfitzner gewidmet.) Und so ist denn die Entwicklung der Mitgliederzahl, gemessen an dem Aufgebot an körperlicher und geistiger Arbeit und an entsprechenden Kosten, verhältnismäßig noch gering. Wenn es nur 500 bis 1000 Mitglieder würden, so könnte ganz Bedeutendes geleistet werden. Wir bitten unsere Freunde in und um Berlin nochmals: unterstützt die Sache und opfert den geringen Jahresbeitrag von 6 Mk.!

Rein wirtschaftlich sollen übrigens von der Gesellschaft auch bedrängte Dichter gefördert werden durch unmittelbare Geldunterstützung, die dem Bedrängten monatlich einen bestimmten Beitrag zuführt. Lauter gute und durchführbare Absichten, die in das öffentliche Leben Berlins eine neue Note bringen, wenn — sie nicht an der Teilnahmlosigkeit des deutschen Volkes scheitern. D. T.

Zur Schuldfrage

Unter dem Titel „Weltpolitische Ziele und Mittel“ hat der unermüdliche Forscher nach den wahren Ursachen des Weltkrieges, der norwegische Gelehrte Dr. jur. et phil. Herman Harris Aal, in Oslo ein neues Standard-Werk herausgebracht, das in deutschen Landen bis jetzt eigentlich so gut wie keine Beachtung gefunden hat.

Morgenbladets Mitarbeiter für äußere Politik, Herr R., widmet diesem bedeutenden Buch in Nr. 273 vom 4. September 1926 einen langen Artikel. Wir entnehmen aus letzterem folgendes:

Die große Masse löst das Schuldproblem in der Weise, daß sie sagt: „Die Deutschen marschierten in Belgien ein, also sind sie schuldig.“ Aal ist sich klar darüber, daß die große Politik nicht auf so einfache Formeln gebracht werden kann. Er machte daher alle Begebenheiten vor Kriegsausbruch und die Hauptlinien der europäischen Politik zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung und bezeichnet sein Buch als einen Beitrag zur Lösung des Schuldproblems.

Inwiefern hat nun die äußere britische Politik teil am Ausbruch des Weltkrieges gehabt? Wenn dem so ist, welchen Endzweck verfolgte sie dabei? Und was war das Ziel des Außenministers Grey? Die Resultate dieses mit ungeheurem Fleiß zusammen-

getragenen Werkes, das der Mühe wert ist gelesen zu werden, wird gewisse Leute verblüffen und mehrere noch ärgern. Aber seine Beweisführung ist so klar und überwältigend, daß man sich ihr nicht entziehen kann.

Der Verfasser beginnt mit einem Hinweis auf die Fälschungen im englischen Blaubuch Nr. 105 und im französischen Gelbbuch Nr. 106, die beweisen sollten, daß Deutschland kriegerisch Frankreich überfallen hatte, während dieses friedlich war.

Das war der „Beweis", den Grey benutzte, um das britische Parlament zur Kriegserklärung zu bewegen, die er brauchte.

Diese Fälschungen können aber mit einer friedlichen Gesinnung der Urheber nicht in Einklang gebracht werden. Der Verfasser beleuchtet hierauf die Marokkostreitigkeiten, die bosnische Krise, die serbische Unterwühlarbeit gegenüber Österreich-Ungarn und Greys ungleiche Haltung gegenüber den zwei Machtgruppen nach dem Mord von Serajewo, indem er die Zentralmächte bei dem Glauben ließ, England würde sich bei einem eventuellen Kriege neutral verhalten, während er auf der anderen Seite Frankreich und Rußland englischen Beistandes versicherte. Erst im letzten Augenblick zeigte er sein wahres Gesicht — da hatten England und Rußland schon einen guten Vorsprung mit ihren Mobilmachungsvorbereitungen.

Greys Verhältnis zur Wahrheit erhält ein besonderes Kapitel. Sein Zweck war, Deutschland in den Krieg zu locken und es zu gleicher Zeit so einzurichten, daß Deutschland in den Augen der öffentlichen Meinung als der am Kriegsausbruch schuldige Teil dastand. Darüber hatten sich Cambon und Grey schon im voraus besprochen, und der Plan wurde mit Meisterschaft von dem Mann durchgeführt, der im September 1912 dem russischen Außenreichsminister erklärte, daß England einen europäischen Krieg dazu benützen wolle, um Deutschlands Machtstellung einen so fühlbaren Schlag wie möglich zuzufügen, und kurz darauf mit Frankreich eine geheime Absprache für solche Möglichkeit einging.

Bezüglich des Einmarsches in Belgien wird gesagt, daß er eine Handlung in Notwehr darstellte, England aber gab er den wirkungsvollen Vorwand zum Kriege. Der wirkliche Grund war allerdings ein anderer. Bis ungefähr 1887 hatte England über Belgiens Neutralität eine andere Auffassung, und seine moralische Entrüstung über den Bruch derselben war deshalb nicht echt.

Auch Äußerungen hoher französischer Militärs wie General Percin 1925 und Oberstleutnant Buat 1912 zeigen keinen besonderen Respekt vor Neutralitätstraktaten, wie z. B. dem belgischen im Falle eines Krieges. Buat sprach da ganz gelassen: Die Deutschen wissen ganz genau, daß Belgiens Neutralität uns nicht mehr geniert als sie selbst. Und derselbe Herr wurde deshalb nicht etwa entlassen, sondern stieg hinauf zum Generalstabschef und zum Kabinettschef unter Briand, welch letzterer der Meinung war, daß ein so entsetzliches Verbrechen, wie der Bruch von Belgiens Neutralität, nur die Deutschen begehen konnten!

Schon längst ist nun aber von englischer Seite zugegeben worden, daß besondere Belange England zum Eingreifen in den Krieg nötigten. Diese Belange werden im zweiten Teile tiefschürfend behandelt. Er schildert das britische Imperium und den Geist, der dieses geschaffen — einen Geist, der sich über alle Skrupeln und Regeln des Völkerrechtes hinwegsetzt, daher: Right or wrong — my country.

Aal schildert nun den Kampf um die Durchführung gewisser Völkerrechtsregeln, die aber immer an Englands Widerstand strandeten. Ferner weist er auf die Erfahrungen hin, die Norwegen-Dänemark machten, als in Friedenszeit 1801 und 1807 England deren Flotte überfiel. Ferner wird der Überfall auf die spanische 1718 und jener auf die französische 1755 geschildert. Letzterer war die Einleitung zu einem Krieg, dessen Ergebnis nach Pitt dahin lautete: „Ohne Englands Einwilligung darf fürderhin kein Kanonenschuß mehr auf dem Meere gelöst werden."

Nach des Verfassers Meinung haben der britische Charakter und die britische Politik mit einer Leidenschaft, deren keine andere Nation fähig ist, nach der Weltherrschaft gestrebt.

Die letzte Phase des Kampfes der Neutralen um ihre Rechte trat während des Weltkrieges in Erscheinung, da diese von England, unter Androhung von Aushungerung und Einmischung in ihre Angelegenheiten, sie dazu zwang, ihm willfährig zu sein. Ja nach dem Kriege gelang es England sogar faktisch, die Neutralität — sogar vertragsmäßig — durch den Völkerbund, wo es wohl auf lange Jahre die Macht in den Händen hat, aufzuheben. Durch seine Seeherrschaft und durch das Auseinanderhalten der Festlandstaaten hat sich eben England die Weltherrschaft gesichert. Der Abscheu Englands gegen Großmächte bekundet sich in seiner „Liebe“ zu den kleinen Nationen — aber auch diese werden am Zusammenschluß verhindert, wenn deren Macht für England etwas bedeuten könnte.

Das Buch selbst gibt ein lebendiges und höchst interessantes Bild von der hohen Politik und muß dazu beitragen, die Auffassung von der Weltkatastrophe zu läutern. G. H.

Was dem deutschen Richter not tut

Ein Nachwort zu den Juristentagungen

Vorbemerkung. Die Bedeutung der nachstehenden Mahnworte machen uns die Tagesereignisse: der Barmat-Prozeß, die Maßregelung des altelsässischen Lehrers Grünblatt und der Magdeburger Richterprozeß besonders wichtig, mag ihr Anlaß in den Juristentagungen des Herbstes schon von der schnellebigen Zeit halb vergessen sein. D. T.

Die Tagungen der Juristen sind vorüber. Die Internationale Kriminalistische Vereinigung in Bonn und der Deutsche Juristentag in Köln haben sich unter den verschiedensten Etiketten auch mit der Vertrauensfrage gegenüber dem deutschen Richter beschäftigt. Freundliche Worte sind ihm zuteil geworden: Der Richter müsse sich Kritik gefallen lassen, der Richter dürfe keine weltfremde und einseitige Persönlichkeit sein, der Richter müsse sich in die parlamentarische Form und ihre Belange einfügen — das waren wohl so die Grundklänge, auf die man die verschiedenen Reden und Entschließungen abstimmen konnte.

Wenn man die Worte nicht bloß hört, sondern ihnen nachsinnt, so geht es eigentümlich. Kommen da nicht Erinnerungen an eine vollendetere Weise, erscheint dann nicht alles wie ein schwaches und täuschendes Echo, das Verklingen schon ahnen lassend? Man will das Vertrauen zum Richterstand im Volke stärken und mahnt: „Kritik müsse sein und ertragen werden“! „Aber der tendenziösen, verallgemeinernden und zersetzenden Hetze gegen die deutschen Gerichte und ihre Rechtsprechung, die deren Unterwerfung unter die Parteimacht anstrebt, sollte der energische Kampf und Widerstand gelten. Diese Abwehr ist bisher von den Justizverwaltungen des Reiches und der Bundesstaaten ungenügend geführt worden. Es muß verlangt werden, daß die Justizverwaltung rasch und erschöpfend die Öffentlichkeit über alle Angriffe gegen einzelne Urteile, wie gegen die Justiz im allgemeinen, aufklären.“ Das jetzt beliebte Gebot des Schweigens im Interesse der Beruhigung der Öffentlichkeit ist vom Übel.

In dem Verlangen nach großer überragender Persönlichkeit für die Richteraufgabe klingt an die ideale Forderung von Abidres nach dem „königlichen Einzelrichter“. Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen. „Den materiellen Nöten des Richterstandes hat man zu wenig Rechnung getragen; seine soziale und wirtschaftliche Stellung ist für die Autorität des deutschen Richters von nicht zu unterschätzender Bedeutung; seine Hauptforderung, aus dem unpassenden Schema der ganzen Beamtenbureaukratie herausgenommen zu werden, harrt noch der Erfüllung. Von der wahren idealen Freiheit und Unabhängigkeit des deutschen Richterstandes kann freilich nach außen hin für die Öffentlichkeit solange keine Rede sein, wie der Richter noch im gewissen Sinne Vorgesetzte besitzt, d. h. wie der Einfluß der Verwaltung, durch das Beförderungssystem ausgedrückt, noch ein so großer ist; man braucht nur auf die Entwicklung der Dinge in Sachsen im Laufe der jüngsten Jahre hinzuweisen, um in dieser Richtung verstanden zu werden. Es erscheint notwendig, die Gleichstellung der richterlichen Tätigkeit mit der gesetzgebenden und administrativen Gewalt besonders zu betonen.“

Man kann auch nicht das Gefahrmoment, das für die Unabhängigkeit des Richterstandes in der Ausdehnung der Parlamentarischen Untersuchungsausschüsse zu erblicken ist, mit einer Handbewegung, man müsse eben der parlamentarischen Staatsform Rechnung tragen, begleichen wollen. Fast sieht es so aus, als ob dies ein Beweggrund für die auffallende Entschließung des Juristentages gewesen ist, die in ihrem Hauptsatz dahingeht: „Eine Abänderung der Bestimmungen über parlamentarische Untersuchungsausschüsse, die auf eine prinzipielle Einschränkung oder Zurückdrängung der Tätigkeit der Ausschüsse hinzielen, empfiehlt sich nicht." Über die Schäden der unseligen Ausdehnung der Tätigkeit der Parlamentarischen Untersuchungsausschüsse ist doch schon genügend oft das Richtige gesagt. Diese parteiische Durchkreuzung der Wahrheitsermittlung stellt sich immer mehr als eine reine Sabotage des rasch zugreifenden, unparteiischen, ordentlichen Untersuchungsverfahrens heraus. Die öffentliche, redselige, von Parteiinteressen gelenkte Art der parlamentarischen Untersuchung ist „ein gefundenes Fressen" für geriebene Angeklagte und ihre Helfershelfer, um der ernsten gerichtlichen Untersuchung ein Schnippchen zu schlagen. Hat man an den unerquicklichen Vorgängen im Barmat-Kutisker-Verfahren noch immer nicht genug? Die Parlamente sollten selbst erkennen, daß in Fragen rein krimineller Art für die Tätigkeit der Parlamentarischen Untersuchungsausschüsse zunächst kein Raum ist. Ist das kriminelle Verfahren abgeschlossen oder eingestellt, so mögen sie dann die Sache vom politischen Standpunkte aus weiter behandeln. Auf dem jetzt beschrittenen Wege gehen wir einem verderblichen Konflikt zwischen den gleichgeordneten Gewalten der Rechtspflege und der Gesetzgebung entgegen, dessen Folgen auch für das Reich unabsehbar sind.

Die überschriftliche Frage und die nachgesetzten Antworten sind nicht kritische Bemerkungen eines abseits stehenden Juristen, der irgend etwas auch sagen möchte. Es sind die sich dem besinnlichen Beobachter nach den beiden Juristentagungen zwangsläufig in die Erinnerung drängenden Worte von dem jüngsten deutschen Richtertage, Worte eines alten Parlamentariers, eines früheren Justizministers, eines ehemals gefeierten demokratischen Führers: Müller-Meiningen. Gerade weil die Reden und Beschlüsse in Bonn und Köln den Eindruck eines bänglichen Kompromisses hinterlassen konnten, sollten kräftige Worte und greifbare Vorschläge eines Mannes, dessen Ruf: „Recht in Not" durch seine politische Stellung weitester Widerhall am ehesten sicher ist, der Vergessenheit entrissen sein. Der politische Radikalismus — das wird immer klarer — drängt blind auf den Wahlrichter, d. h. auf den politisch ausgesiebten Richter auf Grund des Proporzes. Was das bei der heutigen Durchsetzung unserer ganzen Lebensverhältnisse mit fanatischem Parteieifer heißt, ist jedem Verständigen klar. Der Gefahr des drohenden Chaos der Rechtsprechung gilt es energisch und kühl entgegenzusehen. — Sehet, die Füße derer, die die Unabhängigkeit und Freiheit des deutschen Richterstandes zu Grabe tragen wollen, stehen bereits vor der Tür! „Caveant Consules!"

Rechtsanw. Dr. Luetgebrune-Göttingen.

Vorfrucht

Jeßners republikanischer Smoking-Hamlet wurde von der Linkspresse mit Lorbeerkränzen überschüttet. Das stachelte den Ehrgeiz Erwin Piscators, des Regisseurs der „Freien Volksbühne". Er band sich daher „Das Gewitter über Gottland" vor zu gesinnungstüchtiger Verballhornung im Sinne modischen Bühnenfexentums. Das Stück spielt zwar in den Tagen der Vitalienbrüder, die einer Art von urwüchsigem Kommunismus huldigten und daher auch Likedeler, das heißt Gleichteiler genannt wurden. Piscators geistreiche Schiebung machte sie jedoch zu richtig rotjuchtenledernen Neuzeit-Bolschewisten. Er ließ auf der Bühne den Rätestern aufgehen; der Hauptspieler trug die Maske Lenins, und auf einer Filmleinwand leuchteten Kernsprüche Trotzkis von der Diktatur des Proletariats. Piscators Eingriffe waren so grell, so vergewaltigend, daß Ehm Welk, der eigentliche Dichter sozusagen, mit lautem Protest das

Haus und sein geschändetes Kind verließ. Wohl ihm, daß er sich noch wehren kann; dem Kollegen Shakespeare blieb beim Hamlet nur übrig, sich im Grabe herumzudrehen.

Ist denn der Dichter ein Schulbub, der sich vom Ludimagister seine Stümperei um die Ohren schlagen lassen muß? Darf eine „freie" Volksbühne so frei sein, ein freies Kunstwerk nach Willkür zurechtzustutzen? Die Mehrzahl der Mitglieder verneinte dies, so rot sie sich sonst anstreichen. Der Widerspruch wurde so stark, daß der Vorstand versprechen mußte, künftig den Charakter der Bühne als einer überparteilichen Kulturorganisation wahren zu wollen.

Piscator hingegen stellt sich auf den rocher de bronze seines dünkelumwallten unumschränkten Regisseur-Selbstherrschertums. Er lud seine Kunstbrüder zu einer Gegenkundgebung, wofür ihnen die preußische Regierung sinnigerweise das Herrenhaus freigab. Vom Hochsitz des alten preußischen Feudalismus erklärten denn Kurt Tucholski, Arthur Holitscher und Ernst Toller, über jeder Ästhetik stehe die politische Gesinnung; für sie sei jede Kunst nur Proletkult, jedes Theater einzig kommunistische Propagandaanstalt. Schriftlich hat sich dem geharnischten Protest dieser sogenannten Intellektuellen angeschlossen „in Solidarität für seinen Kollegen" auch Leopold Jeßner, sowie Thomas Mann, den das Schwergewicht der Fallgesetze pfeilschnell die glatte Rutschbahn hinabträgt.

Der „Vorwärts" hatte zuerst Piscators Leistung als neue Offenbarung gefeiert. „Wir sperren Maul und Augen auf," so schrieb er, „werden primitiv gepackt. Man gerät wirklich in Trance, wird vollgestopft mit Eindrücken, und das ist ja die Hauptsache." Nach zergangenem Trance drang freilich des Gedankens Blässe durch. Man sagte sich, daß die Sozialdemokratie keinen schlimmeren Würger hat als den Bolschewismus, daß nur die allergrößten Kälber ihren Metzger selber die Stalltüre hoch und das Hoftor weit machen. Von da ab entschied man sich für die Kunst gegen den Proletkult; für die Volksbühne wider den überkandidelten Regisseur.

Allein das ist nicht Gefühl, nur Verstand. In dem primitiven Gepacktsein lag der Naturtrieb. Er verriet, daß man Fleisch vom Fleisch, Bein vom Bein des Bolschewismus ist; nur so verphilistert, daß man dessen starke Willensenergien nicht aufbringen und daher nicht mehr aufs Ganze gehen kann. Wo dieser sich hingegen selber einmal in die Seichtheiten des radikalen Philistertums verliert, da ist man jedoch sofort freudig bei der Partie.

So hat die Berliner Sozialdemokratie den kommunistischen Antrag unterstützt, alle Straßen umzubenennen, die an das „alte monarchistische Regime" erinnern. Mit der Luisenstraße wurde der Anfang dieser neuen Offensive gemacht. Man hat sie in eine Hugo-Preuß-Straße verwandelt. Denn was bedeutet das Andenken an die edelste Königin gegenüber dem des Mannes, der mit so viel Gesinnung, aber wenig Scharfblick die neue Reichsverfassung entwarf? Die Charité-Direktion hatte Einspruch erhoben, bekam jedoch von dem Kultusminister Befehl, ihn fallen zu lassen. Herr Becker läuft demokratischer Gepflogenheit gemäß sozialdemokratischen Torheiten ebenso scheuklappenhaft nach wie die Sozialdemokratie den kommunistischen.

Eine Menge anderer Straßen soll folgen. Gegen 6000. Voran natürlich Kaiserallee, Kurfürstendamm, König-, Markgrafen- und Prinzenstraße, Kronprinzen- und Friedrich Karl-Ufer. Das halbe Jahrtausend Hohenzollernzeit will man auslöschen, als ob es mit Kreide auf eine Schultafel geschrieben wäre. Aber wenn die Straßenschilder schweigen, dann reden die Steine. Selbst Wilhelm-, Friedrich-, Dorotheen- und Albrechtstraße dürften vor dem strengen Richter schwerlich bestehen. Grenadier-, Dragoner-, Kanonierstraße entstammen dem fluchwürdigen Militarismus, also fort damit."

Und der Ersatz? Der Rat der Stadt Leipzig hat die Umtaufe des Augustusplatzes in einen Karl-Marx-Platz, den die Stadtverordneten ihm ansannen, glücklich vereitelt. Der Berliner Magistrat wird fügsamer sein. Der „Deutsche Vorwärts" schlägt daher, damit an Stelle der gestürzten Herrscher der emporgestiegene, nämlich der Parlamentarismus zu Ehren komme, folgende neue Namen spottend vor: Geschäftsordnungsstraße, Debattenplatz, Fünferaus-

schußgasse, Mehrheitsbeschlußallee, Manteltarifweg, Streikgäßchen, Diätenbrücke, Parteisekretärstraße und Platz der Immunität.

Die Sache ist freilich bitter ernst. Man hat berechnet, daß der geplante Unfug der Reichshauptstadt hundert Millionen kosten würde. Die weitere Folge wäre eine Neubelastung der Grundbuchämter und ein zerrüttender Wirrwarr im Verkehrsleben.

Aber was liegt den Antragstellern daran? Fanatismus ist immer engstirnig. Die „republikanische Beschwerdestelle" erregt sich über ein Kaisermedaillon, das an der Hausfront des Potsdamer Rechnungshofes noch nicht weggemeißelt ist.

Hingegen hat man noch nicht gehört, daß gegen „Die rote Fahne" eingeschritten worden wäre, die jüngst unter das Bild Hindenburgs beim Abschreiten einer Ehrenkompagnie die Unterschrift setzte: „Mit dem ersten Preise dekoriertes Vieh". Es ist ja „nur" der Reichspräsident.

Severing hat für die Kommunisten das Wort von den „politischen Kindern" geprägt. Es sollte die Schonung entschuldigen, die man ihnen angedeihen läßt. Dies gefährliche Spiel dauert immer noch fort. Hat die Sozialdemokratie Gewähr, daß der vom Bolschewismus mit rücksichtsloser Tatkraft erstrebte „Groß-Kladderadatsch" nie kommen wird? Hat ihn nicht auch Bebel einst vorausgesagt? Und ist die Partei sicher, daß, wenn er hereinbricht, nicht ihre ganze Genossenschaft, das Reichsbanner voran, zum Kommunismus überläuft? Mir ist nichts zweifelloser als dies, jede Halbheit unterliegt dem, der aufs Ganze geht.

F. H.

Verkommende Jugend

Der Arzt erkennt eine Krankheit an den Erscheinungen (Symptomen). Auch die Erkrankung einer Volksseele läßt sich an diesen deutlich erkennen. Leider jedoch wird in diesem Falle fast allgemein der Fehler begangen, daß man hier — wie so oft — diese äußeren Erscheinungen mit dem Ding an sich gleich setzt. Man forscht zwar nach Ursachen, sieht aber als diese Ursachen nicht so sehr die tieferen Gründe als vielmehr die äußeren Antriebserscheinungen, welche ihrerseits doch auch eben nur Erscheinungen sind. Die Tatsache, daß ein großer Teil unserer Jugend in das gemeine Verbrechen hinabsinkt, sollte doch eigentlich Veranlassung sein, einmal nach den *seelischen* Gründen zu fragen, welche diesem Herabsinken zugrunde liegen. In der jüngsten Zeit mußte sich die Presse immer wieder mit einer Anzahl geradezu grauenerregender Morde seitens jugendlicher Verbrecher beschäftigen, die nicht nur in der Art ihrer Ausführung, sondern ganz besonders in der Ungeheuerlichkeit ihrer Beweggründe entsetzlich waren. In einem Falle ermordete ein vierzehnjähriger Junge drei Personen mit äußerster Kaltblütigkeit und gab bei vollständiger Reuelosigkeit über seine Tat als Grund zu dieser an, er habe — Filmschauspieler werden wollen und sich durch den Mord die Mittel dazu zu verschaffen gedacht! In anderen Fällen sind Muttermorde aus nicht viel stärkeren Anlassen heraus von Jugendlichen verübt worden. Beinahe eine Mordepidemie ist unter unseren Jugendlichen ausgebrochen.

Es steht außer Zweifel, daß in einer Zeit, welche die Feigheit zur höchsten Tugend macht, den an sich schon verworrenen, in der Pubertät doppelt unklaren Jugendlichen bei der herrschenden Begriffsverwirrung der (an sich doch unter allen Umständen feige) Mörder und Räuber als mutig erscheint. Bei diesem Umkehren aller Begriffe erscheint diesen Jugendlichen die Gefühlsroheit eines Haarmann als Mut. Dies ist nicht verwunderlich, da die Begriffe von Tapferkeit und Ehre von der herrschenden Zeitströmung als idiotische Gefühlsanwandlungen gekennzeichnet worden sind und werden. So werden Schattengestalten wie Haarmann und der Juwelenräuber Spruch, der, als er verhaftet in Berlin eintraf, von der Menge bejubelt wurde (!), zu „populären" Erscheinungen. Man hat als Ursache für diese Tiefstände den Kriminalfilm verantwortlich machen wollen. Es mag sein, daß hier und da dieser, sofern er wie entsprechende Schriften zur Schundliteratur gerechnet werden muß, als Anstoßgeber feststellbar ist. Man hat diese Jugendlichen nicht mit Unrecht durchweg als „Psychopathen" gekennzeichnet, weil bei ihnen durchgängig jede höhere Regung, jedes mo-

ralische Gesetz fehlt. Auch das ist fast allen diesen jugendlichen Verbrechern gemeinsam, daß sie in das Gewohnheitsverbrechertum absinken, jenen „fünften Stand", der sich rühmen kann, in gleicher Weise wie das Dirnentum seine Literatur zu besitzen. Dieser fünfte Stand der Verbrecher, Zuhälter und Dirnen wächst sich, zumal er zugleich politisch im Kommunismus organisiert ist, zu einer unerhörten Gefahr selbst schon für den Staat aus. Daß der preußische Staat es für angezeigt hielt, in der Polizei-Ausstellung des Jahres 1926 diesen fünften Stand in seiner ganzen Herrlichkeit denen, die ihm noch nicht verfallen sind, mit allen seinen Kunstgriffen zu zeigen, sei als Zeichen der gekennzeichneten weitestgehenden Verwirrung aller Begriffe nur nebenbei erwähnt.

Man braucht nicht nachzuweisen, daß mit dem allgemeinen Fehlen jeglicher höherer seelischer Regungen bei diesem jugendlichen Verbrechertum zugleich auch jedes Gemeinschafts- und Verantwortungsgefühl fehlt und daß das hervorstechende Merkmal aller dieser mit alkoholistischer Vererbung, Degeneration, Psychopathie usw. etwas überreichlich entschuldigter kindlicher Verbrecher ein vollkommen hemmungsloser Eigennutz ist. Das Gefahrmoment wird meist mit unerhörter Schärfe aus eben diesem Eigennutz heraus abgeschätzt: „Mir kann man nicht mehr als 10 Jahre Gefängnis geben, da ich nur vor das Jugendgericht komme." Eine derartige Äußerung, wie sie ein dreifacher jugendlicher Mörder tat, erhellt schlagend die ganze Einstellung dieses jugendlichen Abschaums. Nun zerbricht man sich den Kopf darüber, wie man den Brunnen zudecken soll, nachdem das Kind hineingefallen ist. Man erwägt rücksichtslose Durchführung eines Verbots des Waffenverkaufs an Jugendliche. Das ist so selbstverständlich, daß man jede Erörterung darüber füglich unterlassen könnte. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß diese Erörterung überhaupt notwendig ist. Denn diese entwurzelte Zeit weiß überhaupt nicht, was Freiheit ist; die Mehrzahl der Menschen dieser Zeit ahnt nicht, daß Freiheit nur auf der Grundlage der Erkenntnis der freien Gemeinschaft und der aus dieser Gemeinschaft erwachsenden Pflicht denkbar und möglich ist. Diese Menge will, wie Johannes Scherr, der große Kulturgeschichtler und vielleicht echteste Demokrat aller Zeiten in seinem Werke „Dämonen" zutreffend sagt, nur ihr behagliches Auskommen haben. Diese rein tierische, jeder menschlichen, d. h. sittlichen, Regung bare Sucht hat ganz die gleiche Quelle, wie eben jenes Verbrechertum, welches nichts ist als die krankhafte Steigerung ihres eigentlichen Wesens. Bei Erwägung der Abwehrmittel wird wie immer an den Erscheinungen herumgedoktert, jedoch an dem Fehlen eines den Notwendigkeiten des Volkes Rechnung tragenden Rechtes vorübergegangen. Wenn man als Quelle aller dieser krankhaften Erscheinungen das Fehlen des Gemeinschaftsgefühles und das Vorherrschen des Eigennutzes als letzte Quelle erkennt, so darf man nicht an der Tatsache vorübergehen, daß das römische Recht den Grundsatz des Eigennutzes als entscheidendes Wesen hat im Gegensatze zum deutschen Recht, welches sowohl im bürgerlichen Recht wie auch im Strafrecht als höchsten Grundsatz die Auffassung vertritt: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz!" Unsere Strafrechtler sollten hierüber doch einmal ernstlich nachdenken. Sie werden sich nicht dadurch gekränkt fühlen, wenn die Anregung dazu von einem Nicht-Juristen ausgeht. Wo das Seelische im Recht keine Stütze findet, geht es zugrunde. Gehen wir also der Ursache zu Leibe und packen wir das Übel an der Wurzel! Wir werden um diese Entscheidung nicht herumkommen! **Wulf Bley**

Die Vertretung des deutschen Schrifttums

Die Frage der Vertretung des deutschen Schrifttums ist gegenwärtig von besonderer Bedeutung. In diesem Jahre soll in Rom über die Neuregelung der internationalen Vereinbarungen betr. Urheberrecht und Schutzfrist verhandelt werden. Der Kampf um die Einführung der fünfzigjährigen Schutzfrist (bisher standen die Werke der Schriftsteller und Künstler dreißig Jahre lang nach deren Tode unter dem Schutz des Urheberrechts) ist in Deutschland in lebhaftem Gange. Fast in

allen europäischen Staaten besteht eine fünfzigjährige Schutzfrist. Wenn das in Deutschland noch nicht der Fall ist, so liegt das nicht zuletzt an der ungenügenden Vertretung der Schriftsteller, die natürlich in hervorragendem Maße an solchen Dingen Anteil nehmen müßten. Ebenso stehen infolge dieses Mangels die Schriftsteller in mancherlei Hinsicht gegenüber anderen Berufen weit zurück; sei es, daß es sich um staatliche Unterstützungen für notleidende Berufsgenossen oder überhaupt um staatliche Förderung des Schrifttums handelt. Die bildenden Künstler haben durch ihre machtvolle und geschlossene Organisation des Reichsverbandes der bildenden Künstler die Schriftsteller weit überflügelt. Sie genießen Vergünstigungen, die nicht im entferntesten auf der anderen Seite erreicht wurden. Die Vertretung des Buchhandels und Verlagswesens sehen wir in dem Börsenverein in einer untrennbaren Einheit vor uns stehen. Gleichfalls verfügen die Journalisten mit ihrem Reichsverband der deutschen Presse über eine äußerst wirksame Standesvertretung. Die freien Schriftsteller sind dagegen in mehr als 30 verschiedenen Vereinen, Verbänden und Gruppen zersplittert! Eine einheitliche Spitzenorganisation fehlt.

Ernsthaft kommen nun besonders in Frage die großen Berufsverbände. (Die bedeutenden Organisationen der Bühnenschriftsteller, Erzähler usw. rechnen als Fachvertretungen nicht hierher.) Es handelt sich um den „Schutzverband deutscher Schriftsteller“ und den „Deutschen Schriftstellerverband“. Der letztere Verband besteht nahezu fünfzig Jahre. An seiner Spitze standen Männer wie Ernst von Wildenbruch, Paul Heyse u. a. In den Kriegsjahren ist jedoch das Verbandsleben eingeschlafen, die Mitgliederwerbung unterblieb, so daß sich der Verband nicht verjüngen konnte. Als mit der Inflationszeit wirtschaftliche Erfordernisse aller Art gebieterisch eine wirksame Standesvertretung verlangten, schlossen sich zahlreiche Schriftsteller dem „Schutzverbande“ an, der seiner Eigenart entsprechend den gewerkschaftlichen Gedanken stark betonte. Der Schutzverband nahm einen raschen Aufstieg, galt es doch für den Schriftsteller, sich der rasenden Wirtschaft gegenüber seiner Haut zu wehren.

Der Deutsche Schriftsteller-Verband dagegen war durch die Erschöpfung seiner Barmittel den Aufgaben der Zeit gegenüber nicht mehr gewachsen und konnte erst nach der Stabilisierung der Währung wieder auf dem Plane erscheinen. Leider ist stellenweise nun ein heftiger Kampf entbrannt: Hie Schutzverband, hie Schriftstellerverband! Das ist des Standes der Schriftsteller unwürdig. Hat der Schutzverband ein Recht, den älteren Verband deshalb zu verdammen, weil er einmal versagte? Nein, ebensowenig wie der Deutsche Schriftsteller-Verband das Recht hat, den Schutzverband zu verurteilen, weil er eine Gewerkschaft sei. Jedem das Seine! Sachliche Auseinandersetzung ist beiden Verbänden förderlich, nicht aber der Ton haßerfüllter Gegnerschaft. Das Ideal ist selbstverständlich eine Verschmelzung beider Verbände zu einer brauchbaren Einheit, die allen Gliedern eine gebührende Vertretung aller Berufsbelange bietet — oder auch eine Überwölbung beider Verbände durch eine gemeinsame Spitzenorganisation. Um eine solche Einigung zu erzielen, bedarf es aufrechter Männer, die in beiden Verbänden auf das gleiche Ziel hinwirken.

Der Schutzverband glaubt diese Einigung nicht nötig zu haben, da er alle „prominenten“ Autoren in seinen Reihen habe. Das ist ein gefährlicher Irrtum. Der Begriff „prominent“ ist so umstritten, und wo er das nicht ist, weiß man doch niemals, in welch naher Zeit ein heute gefeierter Name verweht und vergessen ist. Abgesehen davon, daß der Deutsche Schriftsteller-Verband besondere Werte in seinen Schriftstellerheimen (Schloß Creutzburg, Jena, Wiesbaden) besitzt, die durch eine Boykottierung dieses Verbandes ihrer Bestimmung nach und nach völlig entzogen und in berufsfremde Hände gespielt würden, sammelt der Verband seit einigen Jahren bemerkenswerte Kräfte, die in absehbarer Zeit zweifellos zur Anerkennung kommen müssen. Auf parteilos deutscher Grundlage pflegt er den Gedanken des freien aristokratischen Schrifttums.

Der Deutsche Schriftsteller-Verband bejaht das Mäcenatentum (Gönner und fördernde Freunde). Es sind ihm daraus Vorwürfe gemacht worden. Hat nicht aber je und je alle geistige Arbeit, alle künstlerische Betätigung vom Mäcenatentum gelebt! Genießt nicht die Wissenschaft dauernd solche Förderung? Ist nicht der materiell Besitzende durch seinen Besitz den kulturellen Aufgaben seines Landes und Volkes gegenüber verpflichtet? Will man sich mit verächtlicher Gebärde zurückhalten, wenn hochherzige Menschen den Schriftstellern Stiftungen, Zuwendungen oder Schenkungen machen, die jungen aufstrebenden Talenten vielleicht erst den Weg bereiten, zu dem sie bestimmt sind?

Das alles sind Fragen, über die man sich verständigen muß, wenn der Wille dazu da ist. Solange der aber fehlt, sei es auf dieser oder jener Seite, wird die Entwicklung ihren Weg gehen zum Schaden des Schriftstellerstandes.

Das Wenigste, was man erreichen muß, ist eine oberste Vertretung der Schriftsteller. Sie könnte im Sinne des Lienhardschen Akademiegedankens zur Tatsache werden. Delegierte aus allen Verbänden müßten darin vertreten sein. Wenn dieses Ziel erreicht und eine Vereinigung der Verbände unmöglich ist, dann sollte man doch eine Formel gegenseitiger Anerkennung und Duldung finden, die geeignet ist, in allen Standesfragen von großer und allgemeiner Bedeutung grundsätzlich ein gemeinsames Vorgehen zu ermöglichen.

Auf dem diesjährigen Deutschen Schriftstellertag in Eisenach vom 28. Mai bis zum 4. Juni (Anfragen wegen Teilnahme und Wünsche um nähere Auskunft sind an das Stadtverkehrsamt in Eisenach zu richten) stehen diese Organisationsfragen zur Erörterung. Im Anschluß an einen Vortrag über die Aufgaben und Ziele der Preußischen Dichterakademie wird vom Stande der Verhandlungen zur Schaffung einer Arbeitsgemeinschaft der Verbände des Deutschen Schrifttums berichtet werden. Der Jenenser Verleger Dr. h. c. Eugen Diederichs wird sodann neben Prof. Dr. Schumann, Leipzig, über Urheberrecht und Schutzfrist sprechen.

Der Herausgeber des Türmers, Professor D. Dr. h. c. Friedrich Lienhard, hat zu dieser Tagung den Festvortrag mit dem Thema „Der Sängerkrieg auf der Wartburg“ zugesagt. Dr. Konrad Dürre spricht über die „Seelische Renaissance“. Nach der Tagung erfolgt eine Besichtigung des von Kommerzienrat Rossenhaschen geschaffenen neuen Schriftstellerheims auf dem historisch bedeutsamen Schloß Creuzburg an der Werra.

Fragen beruflicher Art werden neben weltanschaulichen Problemen behandelt. Die Vorträge sind umrahmt von geselligen Veranstaltungen und festlichen Darbietungen. Für politische und bekenntnismäßige Gegensätze ist die weiteste Grundlage einigenden Charakters gegeben. Die Grenzsteine sind „parteilos“ und „deutsch“. Auf dieser Ebene aber sollte es gelingen, eine würdige Gesamtvertretung des deutschen Schrifttums zum Segen der deutschen Seele und Kultur zu schaffen.

Karl August Walther

Herausgeber: **Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard**
Verantwortlich für den Text: Dr. **Gerhard Schmidt**; für bildende Kunst: **Karl August Walther**; Sachverständiger für Musik: Prof. Dr. **Hans Joachim Moser**, Heidelberg, Bergheimer Straße 52. Einsendungen sind allgemein (ohne bestimmten Namen) **An die Schriftleitung des Türmers, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4** zu richten.
Für unverlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Für Rückbeförderung Postgebühr beilegen!
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart



Rotwildpark bei Stuttgart Karl Purrmann-Haufler



Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Gründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

29. Jahrg. Juni 1927 Heft 9

Deutschland
kann nur einig werden
durch gemeinsame Arbeit,
vorausgesetzt, daß diese Arbeit die
ganze Nation in Anspruch nimmt.
Denn nur diese Arbeit wird
alle Kräfte wecken.

Lagarde

Der Geist der Pfingsten

Von Hans von Wolzogen

„Gott ist die Liebe." So hat der Apostel der Liebe den Sinn der frohen Botschaft in ein schönes Wort gefaßt. Der heilige Geist, der Geist vom Vater, den Jesus seinen Jüngern als Tröster verhieß, kann danach kein anderer sein als der Geist der Liebe. „Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz durch den heiligen Geist", steht im Römerbriefe. Ist doch auch aus der heidnischen Mythenwelt die uralte Begleiterin der Liebesgöttin, die Taube, in die christliche Symbolik herübergeflogen zur Versinnlichung des heiligen Geistes. Am Karfreitag kam sie hernieder zur Segnung des heiligen Grals, des Sinnbildes der christlichen Liebesmacht, des göttlichen Liebesopfers Jesu. Aber zu Pfingsten ist es keine Taube, die auf die Jünger segnend niederschwebt: da offenbart sich der heilige Geist in feurigen Flammen auf ihren Häuptern. Und sie wurden im Augenblick „entflammt", diese scheuen Getreuen, die seit ihres Meisters Scheiden ängstlich „in Furcht vor den Juden" hinter engen Mauern und geschlossenen Türen sich verbargen.

Das Feuer von der Höhe fällt auf sie, und sie sind Helden geworden: Kämpfer für ihren Glauben durch alle Welt, gegen alle Welt, bis in den Tod! Der Geist der Pfingsten ist ein Feuergeist. Es heißt von ihm bei Johannes: „Wenn er kommt, wird er die Welt strafen." So hat Luther kraftvoll das griechische Wort verdeutscht, das sonst nur „rügen" bedeuten würde. Aber wenn der Geist Gottes etwas „rügt", so ist die Rüge schon Strafe! Damit stimmen die folgenden Worte, die von Sünde, Gerechtigkeit und Gericht reden. Die Flammen der Pfingsten werfen einen scharfen Schein in die Welt der Sünde, wo die Liebe oft genug nur in der Gerechtigkeit sich zeigen kann, und gar die Liebe Gottes an ihrem Verächter zum Gerichte wird.

Genug, der Geist der Pfingsten darf nicht nur mit sanften Taubenflügeln gedacht werden. In Flammen kommt er zur Welt und bringt nach Jesu Voraussage das Schwert mit. Nicht nur das Schwert, dem der Märtyrer erliegt, auch das Schwert, das der Glaubenskämpfer wider die Welt zu führen hat: sondern das Flammenschwert der heiligen Glaubenswärter, der Ritterschaft zum Schutze des Guten und zum Gericht über das Böse.

So sandte auch der Gral seine Ritter aus; sie sollten nicht als betende Mönche in ihren Zellen hocken bleiben; sie mußten gerüstet sein und sich entrüsten können. Die Flammen der Pfingsten mußten aus ihren Schwertern, nicht nur den geistigen der Apostel, tapfer in die Welt hineinschlagen.

Vergessen wir nicht, wenn wir uns am Pfingstfest der Herabkunft des heiligen Geistes freuen und ihm friedliche Maien an unsere Pforte stecken, daß er ein Feuergeist ist und einen flammenden Dienst von uns fordert. Das ist der Trost für das Leid, daß uns der Heiland auf Erden verlassen hat: wir dürfen seine Ritter bleiben, für seine Wahrheit kämpfen, dem Gott, der die Liebe ist, in der Welt, die sie nicht ist, treue Kriegsdienste leisten. Auch der Geist der Pfingsten ist ein Heldengeist.

Arbeit

Von Walther Burk

Wuchtig reckt sich Dein gebietendes Bild zum Himmel, umdampft vom Schweiß, umflattert vom Rabenvolk der Seufzer und Sorgen, umheult vom wilden Kriegsruf des Lebenskampfes, und doch fromm umklungen vom Dankgeläute ums tägliche Brot.

Seit Anbeginn bist Du! Seit dem ersten Tage, da Menschenhand Menschenblöße zu decken gezwungen ward, da Menschenverstand das schützende Dach zu unseren Häupten erfand, seit der unseligen Stunde, da der Mensch sich vermaß, sein Gasttum auf dieser Erde gegen den Wahn zu vertauschen, daß sie sein Eigen und durch Kampf teilbar sei zwischen ihm und seinen Brüdern.

Ewig wirst Du sein — wenn immer die Welt selbst ewig ist — und die größte lebendige Gottheit bleiben, solange Menschen atmen. Triebkraft und flutende Welle im Meere der Schicksale.

Vielfach ist Dein Antlitz und tausendfach Dein Verhältnis zu uns: Trösterin dem Einen, finstere Zwingherrin dem Anderen, dem Dritten glückhaft-freundliche Gespielin und Geliebte, die ihn alles vergessen macht — Allen aber kräftigender, nährender Lebensstrom.

Eine Deiner Gaben aber, deren beseligende Süße der Müßiggänger nimmer kennt, preise ich vor allen anderen: Daß nur Du allein dem Sonntag und dem Feierabend den rechten Glanz und stillen Segen schenkst!

Das Gleis

Von Georg Kläbe

**Auf schwankend hohem Damm von Sand
Hinein ins unwegsame Moor
Trägt unsern tosenden Motor
Ein schmal gespurtes Schienenband.**

**Geschunden und geschmäht genug,
Von Räderkränzen blank geschrammt,
Zu steter Sklavenfron verdammt,
Trägt es geduldig Zug auf Zug.**

**Was draußen unsere Arbeit schafft,
Die Wand, die unser Heim umschließt,
Die Saat, die unserem Moor entsprießt,
Ist Zeugnis seiner stillen Kraft.**

**Es ist, so wenig es auch scheint,
Die Brücke hin zum festen Land,
Des Moores Rückgrat und das Band,
Das uns mit einer Welt vereint.**

Meisters Vermächtnis

Ein Roman vom heimlichen König. Von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Siebentes Kapitel: Gemma

(Tagebuchblätter des Dichters)

1.

7. Mai ...

Reizvoll zu sehen, liebe Gemma, ist eine gottbegnadete Künstlerin, die auf goldner Harfe spielt. Sie umarmt die Harfe mit der Zärtlichkeit einer Liebenden, ihre schlanken Finger am nackten weißen Arm fliegen zierlich und geisterhaft hin und her — und eine Fülle von perlenden Tönen fällt aus den Fingern ...

So möcht' ich Wohllaut schaffen. Oder bin ich selber eine Harfe unter deinen holden Händen? Und fallen aus meinem Herzen die himmlischen Töne, weil du darauf spielst?

Ich bewohne die beiden Stübchen über den Gemächern des Burghauptmanns. Als ich vorhin auf der Bastei lustwandelte, durchrann mich von Westen her ein überirdischer Lichteindruck. Sonnenuntergang! Seine Flammen sind Melodien. Der untere Saum einer schwarzblauen Wolkendecke war funkelndes Feuer. Aus dieser Feuerwolke schossen schräge, scharfe Strahlen auf die duftblau darunter schimmernde Erde. Kirchtürme, Dörfer und Hügel und Einzelbäume — das alles war eine ganz unwahrscheinliche Märchenlandschaft, ein magisches Gefilde, ein Zauberland, unirdisch verklärt ...

So stehe ich unter deiner Bestrahlung, liebe Unbekannte! ...

2.

8. Mai ...

Diese Blätter werden niemals in deinen Händen knistern, holde Gemma! Der Abendschein zittert darauf. Es ist etwas Großes um diese Sonnenuntergänge: mein Herz beginnt zu tönen, wenn die Sonne sich einsenkt in die errötenden Wolken. Das Land hat eine so dunkelblaue Farbe, als ob ich in eine südliche Landschaft oder in ein Märchenland verzaubert wäre. Irgendwo blitzt unter Wolkensäumen ein noch ferneres Geisterland herüber — und ich sehe Menschen wandeln, feingegliedert, phantastisch — leidlos, in Licht gewandelt — — und es ist doch ein heimischer Gau, in dem ich sitzend schreibe, ich zeitloser Narr, der nur fühlt und schaut — dich, du Unbekannte!

Ich habe vergessen, wer ich bin und wie ich heiße. Ich habe alles vergessen, was ich gelebt, gedacht, getan. Ich habe bisher nicht gelebt, doch ich lebe jetzt dreifach, zehnfach, tausendfach. Denn ich sehe in zwei Augen, die tief und funkelnd sind wie diese Landschaft. Und um die schönen Augen ist ein rosiges Gesicht von edelstem Gleichmaß, und um die Stirn ein schwarzes Stirnband und eine rote Rose im dunklen Haar ...

Wer bist du denn, die mich ins Zeitlose verzaubert? Ich hatte schon immer Verständnis für Frauenanmut und Mädchensüße, ich habe holder Weiblichkeit manch Lautenlied gesungen und bin im Herzen jung geblieben, obschon ich ein Fünfziger bin — Fünfziger? Was sind denn fünfzig Jahre im Großlauf der Jahrtausende? Kann denn das Herz altern? Und wenn ich steinalt werde, wie Methusalem, wird mich noch ein lieblich Mädchen entzücken oder ein edles Marmorbild oder eines Sonnenunterganges Lichterspiel ...

3.

9. Mai ...

Was ist denn geschehen? Ich bin einem optischen Eindruck unterlegen. Weiter ist nichts geschehen.

Ich habe auf dem Studentenfest von fern einen entzückenden weiblichen Kopf erblickt und fühle nun der Minne Not und Lust. Nicht einmal ihre Stimme habe ich vernommen. Und nun sitze ich in jeder dieser Abendröten und schau' in das geheimnisvolle Auge der Natur und belebe diese Blätter mit magischen Zeichen, als ob ich ein Wesen einkreisen könnte mit diesen Buchstaben, beschwören mit meinen fernhin fliegenden aufgescheuchten Gedanken ...

Noch ist nur ein blasser Streifen Licht am Abendhimmel, und ein Käuzchen ruft in den Wipfeln der hohen Ulmen, die um diese Burg schweigen ... Man soll mir kein Licht bringen, ich brauche kein Licht, denn in mir brennen zwei Augen die ganze Nacht ...

Wo weilest du? Wem gehörst du? Wer bist du?

Liebes junges Wesen, ich weiß nicht, wer du bist, noch wie du heißest, will es auch gar nicht wissen, denn der Strahl, der mich traf, ist zeitlos. Es war ein Lichtgruß von Seele zu Seele ... Ich bin von Schönheit besessen, von etwas Göttlichem besucht ... Es hat keinen Namen, es ist keine flüchtige Verliebtheit, es ist etwas aus der Ewigkeit ... Nie war ich mir so bewußt, daß der Mensch ein kosmisches Geschöpf ist ... Wismanns Kosmosophie hat recht ... Nüchtern betrachtet, könnte man sagen: ich alternder Junggesell liebe ein sehr junges Mädchen. Ich bin über dieses Geschehnis bestürzt und fassungslos ...

Diese Blätter sollen in mein Geheimfach.

4.

10. Mai ...

Warum den Menschen nicht sagen,
Daß sie aus Licht sind?
Daß sie seit ewigen Tagen
Ein Gottesgedicht sind?
Aus deinen Augen in meine
Flammt Seelenlicht —
Ich freue mich am Scheine,
Doch begehre dich nicht.

Ach, diese rieselnden reinen
Strahlen sind Glück.
Ich möchte mich mit dir vereinen,
Doch ich bebe zurück
Und bange, vielleicht zu verjagen
So holden Schein — —
Laß dir nur leise sagen:
Dein Herz ist mein.

Zwei Sterne, die sich begegnen
Auf kosmischer Bahn,
Zwei Seelen, die sich segnen
Und strahlen sich an
Und haben sich viel zu fragen
Wie du und ich, Kind — —
Warum den Menschen nicht sagen,
Daß sie aus Licht sind?

5.

11. Mai ...

Lieber Verbindungsbruder!

Ihr habt mir vorige Woche mit dem Festbankett zu meinem fünfzigsten Geburtstag meine gesunkene Lebensstimmung ganz bedeutend erhöht. Frischer pulsierte mein Blut in euren studentischen Wirbeln, und brausende Gesänge schleuderten den alternden Poeten wie einen Federball in das Land des Leichtsinns — — Es war ganz köstlich, sich verstanden zu fühlen von euch prächtigen Burschen! Ich war wieder jung und hellauf wie der jüngste Fuchs, wahrhaftig!

Aber — aber — ich greife doch nicht mehr zu wie dazumal, als ich meine erste lyrisch-epische Dichtung schuf und mit Trink- und Minneliedern um mich warf ...

Ich sitze hier in der köstlichsten Abendstille. Doch mein Gemüt ist bewölkt.

Der Fürst hat mich nämlich beauftragt, einen Roman über diese Burg zu schreiben. Ich habe zwar gehorsam zugesagt — aber ich warte vergebens auf den Besuch der Muse. Ein Dichter, der auf Befehl dichtet — —?! Und der zuvor Archive durchwühlen soll?! Ein Dichter, der ohnedies schon jegliches Papier haßt!? ... Und erhält nun fürstlichen Befehl, abermals Papier zu bekritzeln, statt — —

Grad heraus: statt zu *lieben*, statt zu *lachen*, statt zu *küssen*!

Laßt's euch beichten, Bundesbrüder: ich sah am Festbankett zu Ehren meines fünfzigsten Geburtstages unten am mittleren Tisch das klassische Profil eines jungen Mädchens oder einer jungen Frau. Sie trug ein schwarzes Stirnband um das dunkle Haar und eine kleine rote Rose darin. Da sie von fern wie eine feingeschnittene Gemme wirkte, nannte ich die Unbekannte im Geiste Gemma. Es wurden mir zu Ehren viele Trinksprüche geredet. Gemma leuchtete und lächelte und schwieg im Frohsinn der anmutigsten Jugend ...

Ich sollte gleichfalls reden, aber ich sah nur Gemma. Ich brachte dann auch einen übermütigen Trinkspruch zustande, aber mein Herz weinte. Immer nur reden! Immer nur denken und dichten! Immer nur Papier! Ach wieviel lieber säße ich mit Gemma in einer blühenden Laube! Warum bin ich Junggesell? Warum lacht und duftet nicht jene rote Rose und der Mund darunter an meinem Halse? Welches Beglückten Braut bist du, Gemma? Warum bin ich, der so viel von Minne sang, selber brautlos?

Ich schicke diesen Brief an den Bundesvorsitzenden nicht ab, Gemma, besorge nichts, mein holdes Geheimnis, mein Gruß aus der Ewigkeit!

Ich sitze auf dieser Burg, der „berühmte" Gast eines guten Fürsten, des Bruders meiner verehrten Fürstin, und bin mit Lorbeerkränzen belastet. Ach, was sind mir Lorbeeren! Ich bin krank nach Liebe, nach Schönheit ... nach Liebe, Liebe ...

Eine schöne Liebende und eine liebende Schönheit — auf wen ihr Auge strahlt, der ist im Paradiese.

Ich bin nicht im Paradiese. Als Junggesell sitz' ich auf dieser Burg Nebo und schau' mit umflorten Augen westwärts in ein unerreichbares Lichtland, wo Liebende wandeln ...

Sag's nicht laut, mein Herz!

6.

12. Mai ...

Lieber Bundesbruder!

Ich wollte dir gestern einen steifleinenen Dankbrief schreiben, den du in den „Mitteilungen" unseres Verbandes abdrucken solltest. Aber ich warf ihn wieder in die Schublade, er ist mir zu luftig und lustig geworden, und ein Jubilar darf vor den akademischen Füchsen nicht als Luftikus seiltanzen. Also, lieber alter Kerl, sprich in gemessenen Formen allen Teilnehmern am Festbankett und unsren Bundesbrüdern überhaupt meinen höflichen und herzlichen Dank aus! Umrande jedoch diese Danksagung mit einem breiten Trauerrande: denn die junge Schwester irgendeines Studenten, die mit schwarzem Stirnband und roter Rose irgendwo da unten am mittleren Tisch saß, hat mein Herz verwundet. Ich wollte ihr zutrinken, aber ich mußte ja immer Reden anhören und mit feierlichen Greisen anstoßen. Zum Kuckuck auch, der Mensch lebt nicht nur von Reden und Papier und Archiven und all dem Teufelszeug! Ich danke der jungen Dame, deren klassisches Profil aus der Ferne wie eine feingeschnittene Gemme wirkte (ich nannte sie also Gemma) und deren Anblick mich während der Tischreden labte. Meint denn aber ihr jungen Grashüpfer, ihr dürft allein hinter Rosenbüschen scharmutzieren und hübsche Mädchen minnen? Es lebe der Bursch, es lebe die Liebe, es leben die immerjungen Fünfzigjährigen! Ich fühle mich jung wie der Jüngste. Doch zum Henker, das ist keine akademische Danksaguug — druck' sie also nicht — hörst du! — Mach etwas Anstandvolles zurecht daraus — ich bin ganz und gar nicht in der Stimmung — — Vivat Gemma! Vivat Academia!

Gehab dich wohl, Alter!

Die Laute her!

7.

12. Mai, abends ...

Schelmchen, ich muß dich mit der Laute vom Herzen heruntersingen! Geht's nicht kosmisch, so mag's komisch gehen ...

Wie schön, miteinander jung zu sein,
Wie schön, miteinander zu kosen!
In einem närrischen Blütenhain
Voll Nachtigallsingen
Umranken, umschlingen,
Umblühen mich Arme und Rosen!
Ein rosiger Mund und ein duftendes Rot,
Ich weiß nicht, was sich mir williger bot —
O schön, miteinander jung zu sein!
O schön, miteinander zu kosen!

Wir sind der alltäglichen Worte bar,
Wir brauchen kein Mittel zum Bunde.
Nur manchmal schiebt sich ein Zöpfepaar
Beredt mir herüber zum Munde.
Und manchmal streich' ich ein schattend Haar
Vom sprechenden Augenrunde —
So leuchtet im ganzen glühenden Hain
Nicht eine der glühenden Rosen —
O schön, miteinander jung zu sein!
O schön, miteinander zu kosen!

Heute sing' ich den ganzen Abend zur Laute und vernachlässige mein Tagebuch.

8.

13. Mai ...

Laß mich mit dir ernsthaft plaudern, Gemma!

Diese Abendröten haben mir's angetan. Schönheit ist ein Lichtgeheimnis. Was ist doch das Licht für eine zauberhafte Macht. Es grüßt mich aus deinem Auge und aus diesen Abendröten.

Was mich auf jenem Festbankett traf, war ein optischer Eindruck. Ich bin von diesem Lichteindruck erschlagen. Ich schweige, schaue, staune. Wenn wahre Schönheit auftaucht, verblaßt daneben alles anmutige Mittelgut. Schönheit ist dem Genie vergleichbar. Das Talent verblaßt daneben. Ich leide unter dem allzuvielen Mittelgut. Wie unschön und ungenial ist diese moderne Menschheit! Ich habe zu viel in die Abendröten geschaut und das Lichtgeheimnis entdeckt. Ich habe lebenslang das vollendet Schöne und vollendet Gute gesucht. Beides im Bunde ist das Paradies.

Ich bin Junggesell geblieben, denn ich habe nicht gefunden und bin nicht im Paradies. Und ich hab mit meinem Dichten abgeschlossen — trotz fürstlichen Be-

fehls. Das Geheimnis wahrer großer Schönheit hat mich von fern getroffen, durch dich, meine unbekannte Gemma — ach, ich werde Genieland nie betreten!

Pfusche nicht weiter, mein Stift! Suche nicht weiter, mein Herz!

9.

14. Mai ...

Laß dir ein Geheimnis anvertrauen, Gemma!

Als ich auf die Erde gesandt wurde, um als Mensch meine Prüfungen zu bestehen, sagte mein himmlischer Führer: „Du sollst dort unten die Schönheit von ferne schauen, tief empfinden, doch nie erreichen. Geh' hinab und bestehe tapfer die Prüfung!"

Ich habe sie schlecht und recht bestanden ... Ich habe schon als Kind Schönes angestaunt und Gemeines gehaßt; ich habe dann Schönes zu fassen, zu singen, zu gestalten gesucht — es ist Pfuschwerk geblieben ...

10.

15. Mai ...

Du hast ein so herzinniges Lächeln, Gemma, ich könnte darin ausruhen. Denn viel tiefer noch ruht man in einer Seele aus, in einer liebenden Seele, als im allerschönsten Abendrot. Wie mag deine Stimme sein? Wie deine Handschrift? Gewiß groß und edel wie dein Herz und dein harmonisches Antlitz.

Wie seltsam, daß ich unter diesem optischen Eindruck leide! Kann denn Schönheit schmerzen? Was ist denn dieses Heimweh, das in mir brennt?

War es die Muse, die mich von ferne grüßte — nur von fern — und weiterschwebte?

Schönheit und Liebe sind durch unterirdische Kanäle miteinander verbunden. Auch Haß und Häßlichkeit.

Ich bin in meiner Heimat, im Lande der Seligen, wenn ich mir einschlafend dein Gesicht vorzaubere. Welche Macht hast du denn über mich, Gemma? Ich will dich nicht einfangen. Kann man denn Licht einfangen und in einen Sack sperren?

11.

Danksagung unseres Jubilars.

(„Mitteilungen" Nr. 77)

In seiner jugendlich übermütigen Art schreibt uns der verehrte Dichter Rolf Leander folgenden Dank:

Allen Teilnehmern am Festbankett und allen Bundesbrüdern, die meiner gedacht haben, hiermit höflichen und herzlichen Dank! Besonders noch einer jungen Dame mit schwarzem Stirnband und roter Rose, die irgendwo am mittleren Tisch saß und aus der Ferne wie eine Gemme wirkte, weshalb ich die holde Unbekannte im Geist Gemma nannte. Ihr Anblick und der Gedanke an Jugendlichkeit überhaupt hat mich während der vielen Trinksprüche gelabt. Es lebe der Bursch; es lebe die Liebe! Ich fühle mich so jung wie der jüngste Fuchs. Vivat Gemma! Vivat Academia!

Leander.

Ende des zweiten Buches.

Drittes Buch: Das Kästchen

Erstes Kapitel: Wismann und Nata

Die Landschaft, der wir uns nun nähern, führte vor hundert Jahren den Namen „pädagogische Provinz“. Im Volksmund hieß sie Hochalm.

Um die rasch vorübergerauschten geistvollen Erziehungsversuche jener alten Zeit wußten nur noch Gebildete und Goetheforscher. Letztere hatten im alljährlichen Goethejahrbuch einen scharfen Streit geführt, ob hier die richtige Stätte wäre, wo einst jene pädagogische Provinz geblüht, oder ob der Hauptbau und die versteckt liegende Halle als spätere Gründung anzusprechen seien. Der Streit blieb unentschieden.

Das hügelige Vorgelände, das in seinen entlegenen Teilen zum Hochgebirge anstieg, nannte man im weiterem Umfang schlechthin das Oberland. Wissende bezeichneten Konrad Wismann als den wiedergeborenen „Gottesfreund aus dem Oberland“. Es soll einst unter diesem Namen ein weiser und liebevoller Meister von dort aus die große religiöse Bewegung der mittelalterlichen Gottesfreunde oder der Mystiker um Tauler, Eckhart und Suso entfacht haben. Das mächtige „Stirb und Werde“ flammte schon damals im Geistesgewölk dieser Landschaft; jene Männer wirkten mit den Sprachmitteln ihrer Zeit und gingen wieder dahin. Nicht anders stand es mit den kurzen pädagogischen Versuchen des klassischen Zeitalters; sie wurden unmittelbar nach Goethes Tod vom hereinbrechenden Materialismus hinweggeschwemmt. Nach manchen amtlichen Bedenken engherziger Behörden, nach wirtschaftlichen Sorgen, nach allerlei gelehrtem Zank über Weltentstehung machte endlich ein großer Brand vollends Kehraus. Die Grundmauern des Haupthauses mit dem noch überragenden Turm wurden vom Fürsten von Ried, dem Vater der Fürstin, samt weitem Umland angekauft. Man einigte sich später mit der Regierung darüber, daß hier ein weitläufiger Naturschutzpark anzulegen sei. Und Jahrzehnte hernach, als sich der Materialismus erschöpft hatte, zog hier der junge Wismann ein, der sich bis dahin im üblichen Schuldienst geplagt und von der Behörde wenig Förderung gefunden hatte. Nach des Vaters Tod übernahm die phantasievolle Fürstin selber die Schutzherrschaft über dieses Eiland des Geistes; hier blieb sie, die Thron und Vermögen verloren hatte und meist bei ihrem Bruder lebte, auch nach dem Umsturz unbehelligt. Einige Freunde und Geldmänner — obenan Meister und Graumann — standen wie Paladine um die erlauchte Gönnerin her, so daß die edle Sache auch wirtschaftlich gestützt blieb.

Nur im versteckten Waldwinkel eines Seitentales hatte sich unter der Obhut eines steinalten Einsiedlers die heilige Halle mit ihren Bildern einigermaßen erhalten, noch immer umschirmt von einer hohen Mauer, weltfern, mehr eine närrische Besonderheit und von der lauten amerikanisierten Welt verlacht oder ganz vergessen, nicht mehr Gegenstand vielfacher Ehrfurcht. Diese edelste aller Tugenden, die Ehrfurcht, in den Herzen der Menschheit wieder aufzurichten, war Wismanns stilles Lebenswerk.

Wer sich vom weitgedehnten Marktflecken Langenthal her dem Bezirk nahte, der erblickte zunächst einen hohen Turm, der aus einem neueren Hauptgebäude

mittelalterlich emporragte und auf seiner Spitze ein stattliches Kreuz trug. Dieses Kreuz war im Schnittpunkt von sieben roten Lichtern umrankt; in jeder Nacht glühte diese siebenfache elektrische Flamme in die Umwelt hinaus. Es war ein erhabner Anblick. Die Burg, die vor Jahrhunderten dort geragt, war zum Schutze der großen Verkehrsstraße angelegt, die durch dieses Tal über das Gebirge führte. Außer diesem hohen Turm war aus jener Zeit nur noch die geräumige Schloßkapelle geblieben, heute wieder mit einer Orgel versehen, heute wieder Stätte der Andacht. Wer etwa am Sonntagmorgen in die Nähe kam, der konnte aus diesem neubelebten Raum mit den gotischen Fenstern zum Orgelklang brausenden Männergesang vernehmen.

Ein rascher, klarer Gebirgsbach rauschte durch das Tal. Eine Viertelstunde oberhalb des Hauptbaues teilte sich dieses Wildwasser und umrann das Schloß und seine weitläufigen Obstgärten, um sich nachher, unmittelbar vor Langenthal, wieder zu vereinigen. So lagen denn Bau und Gartenland auf einer großen Insel. Die Vorderfront des Hauptgebäudes schaute nach dem Flachland hinaus; aber die Hinterfront über die weiten Gärten hinweg in das ferne Hochgebirge, dessen weiße Gletscherfirne gleich einer Geister-Schutzwache den Horizont umstanden.

Rechts auf den Hügeln war in zerstreuten Häusern ein Dorf ausgebreitet; auf den Höhen zur Linken aber zeigte sich in reizenden Gärtchen eine Gruppe von Villen, wo sich Waisenkinder unter der Pflege von besonders ausgebildeten Helferinnen familienweise zusammenfanden. Jeder Helferin waren im umzäunten Heim und Garten fünf bis sieben Kinder anvertraut. Die hübsche Siedelung mochte wohl siebzig und mehr Kinder beherbergen, die dort in besonderer Schule belehrt wurden.

Auch das Dorf gegenüber hatte seine Schule mit drei Lehrern. Dort hatte vordem Wismann gewirkt und dabei dieses bedeutsamen Tales Geheimnis eigentlich neu entdeckt. Und dort war ihm der kühne Gedanke gekommen, dieses Gelände zurückzuverwandeln in eine wieder vergeistigte Landschaft; wobei er ein Jahrhundert übersprang und zugleich die Gedanken von einst zeitgemäß erneuerte. Die begeisterungsfähige Fürstin hatte mit ganzer Tatkraft zugestimmt.

Das Schloß vermochte mindestens hundert Personen aufzunehmen. Wismann verließ den Staatsdienst und siedelte sich als Rektor i. R. dort an. Es gründete sich eine Gesellschaft der Freunde der Hochalm, kurzweg „Gesellschaft der Alm-Freunde" genannt. Diese durchgeistigte Sommerfrische mit ihren sorgsam ausgewählten Gästen war zugleich eine Führerschule mit mehrwöchigen Lehrkursen im Lenz, Hochsommer und Herbst. Das waren Wochen voll strenger und zielbewußter Arbeit, wobei Neugierige oder Zufalls-Gäste ausgeschlossen blieben. Gleichzeitig hatte Wismann die Oberleitung der Waisen-Schule; und eine weitverzweigte Arbeitsgemeinschaft breitete sich über das ganze Oberland aus, eine Saatschule des Geistes, die besonders von Lehrern und Studenten, Geistlichen und Ärzten besucht war. Mit dieser Arbeitsgemeinschaft war Wismann durch persönliche Reisen und zwanglos erscheinende Blätter in inniger Fühlung.

Es war ein sonniger, vom Ostwind angenehm durchwehter Sommer-Sonntag. Wismann saß in seinem leichten, gelben Sommerkleid, die nackten Füße in San-

dalen, am weißen Tisch unter der Linde. Er liebte diese Terrasse hinter dem Schloß, die sich stufenweise in die Gärten hinabzog. Man hatte von hier aus einen wahrhaft erquickenden Blick über die weichen Obstbaumwipfel der Gärten in das duftige Halbrund der Berge. Sein Auge verweilte auf einem bestimmten Punkte im blauen Duft des Gebirges. Dort war eine Bergbühne eingebaut; ein Bergfest war geplant, das in wenig Wochen gefeiert werden sollte und zu dem bereits die ersten Proben festgesetzt waren. Noch fehlte jedoch die Hauptdarstellerin, eine Nixe oder Nymphe. Darüber sann er nach. Der große Garten mit seinen vielen Beerenbüschen, Obstbäumen und Haselnußsträuchern, durchweht vom Sommerwind, lachte zu ihm herauf. Dieser Garten bot dem größten Teil seiner Schüler und Anhänger genügend Pflanzen- und Obstnahrung.

Wer hätte wohl in diesem schmächtigen, hager-gelblichen Männlein, der durch eine scharfe Brille in die Welt sah, das Oberhaupt der geistigen Landschaft vermutet? Der Körper des etwa vierzigjährigen zähen und spannkräftigen Meisters glich fast einem Knaben und war gleichmäßig gut ausgebildet; Wismann war ein glänzender Turner. In dem schlicht-freundlichen Gesicht mit der hohen Stirne war bedeutende Weisheit mit erstaunlichem Klarblick gepaart. Wen er mit etwas geneigtem Haupte anschaute, der war durchschaut, und es bedurfte keiner Worte. Im Umkreis dieses Mannes kam nichts Unechtes, nichts Unwahrhaftes auf. Seine Stimme war freilich immer ein wenig belegt. Lunge und Atmungsorgane blieben empfindlich; und nur durch seine meisterhafte Selbstbehandlung hielt sich dieser ungewöhnliche Geist im zarten Körper aufrecht und konnte so viel Arbeit leisten.

Es war heilige Sonntagsstille um ihn her. An solchen Tagen kam die Stimmung des Naturschutzparkes besonders zur Geltung. Verwehte Glockenklänge schwangen von fernher durch's Tal; kein Schuß eines Jägers scholl jemals durch dies Gebiet; kein Tier ward hier getötet, es sei denn, daß ein Sperber auf einen lahmen Hasen schoß oder der Igel einen Maulwurf erlegte und was derlei Kriegswerk im Haushalt der Natur sein mochte. Manche behaupteten, daß hier die Landschaft selber Frieden ausströmte, mindestens daß Wismann insgeheim irgendwie durch seine Kraft der Ausstrahlung gesundend wirke. Sein ärztliches Wirken und Wissen hätte ihn allein schon berühmt gemacht, wenn er es nicht mit einer gewissen Verschwiegenheit und gleichsam nebenbei ausgeübt hätte. Nicht minder zart und unauffällig war seine seelsorgerische Erkenntnis und Heilfähigkeit.

Auf dem weißen Tische lagen die Briefe, die mit der Morgenpost eingelaufen waren, darunter ein Schreiben von seinem Freund, dem Dichter Leander. Diesem auf- und abwogenden Gemütszustande gegenüber schien Wismanns Kunst zu versagen.

... „Ich bin wieder einmal entzwei, lieber Konrad“, schrieb Rolf. „Man hat mich jetzt ‚berühmt‘ gemacht — aber ich weiß genau, daß mein bisheriges Leben samt meiner Kunst nur Bruchstücke sind, und daß ich nicht zur Vollendung reifen werde, wenn nicht die göttliche Führung eingreift. Aus mir allein schaff' ich's nicht mehr. Ich gelte als Lyriker und Idylliker, bin aber innerlich zermalmt unter der Wucht der Erkenntnis menschlicher Tragik. Wir sind zum Sterben geboren, leiden hienieden, streifen das Glück — und gehen unerfüllt wieder dahin — —

niemand weiß, woher und wohin! Ich glaubte das Leben zu foppen, aber das Leben ist mächtiger und hat mich gefoppt. Ich glaubte die mächtigste Kraft hienieden, das Geschlechtsleben, spielend leicht unter die Füße zu bringen — Unsinn, die Geschlechtskraft ist nur ins Innere verdrängt, in die Phantasie, und zieht nun verspätet umher wie ein nächtlich Raubtier. Du siehst, ich spreche offen, allzu offen. Ich bin von außen leidlich tugendhaft, doch in Wahrheit sehr sinnlich. Ich möchte, obschon ich wirklich nicht gemein bin, mit allen Zöpfchen und Brüstchen anmutig spielen und scherzen — aber dem Ernst der Zeugung nebst Geburt und Vaterschaft mit allen Folgewirkungen eines ganzen Menschendaseins möcht' ich verantwortungsscheu aus dem Wege gehen. Ihr habt dort das Rosenkreuz zum Sinnbild — ich drücke mich um das Kreuz herum und will nur die Rosen pflücken. Nun habe ich zum erstenmal im Leben von fern eine junge Frau oder ein Mädchen gesehen, vor der ich klipp und klar erkläre: dies ist die Frau, von der ich Kinder will! Ja wohl, mit aller tiefernsten Verantwortung, die damit zusammenhängt! Sie ist sinnenfroh und tugendhaft zugleich, sie ist schön und ist nicht brünstig, doch inbrünstig, sie ist gut und rein, Geist und Körper und Seele sind im Gleichgewicht — sie hat alles, was ich nicht habe. In der Phantasie habe ich mancherlei weibliche Wesen umspielt, — aber hier bete ich an. Hier begreife ich, daß innigst liebende Empfängnis göttlich ist. Konrad, Freund, ich will meine papierenen Werke samt und sonders ins Feuer werfen — denn ich habe das Leben gesehen! Ach, ich möchte nur noch Mensch sein, nicht mehr Dichter, nur noch Mensch: Gatte, Vater, sechsfacher Vater und weiter nichts. Ich habe nie gelebt, sonst hätte ich alle Last und Lust der Ehe auf mich genommen und mich eingeordnet in den großen Haushalt der Menschheit, die ihr Los willig trägt. Kann ich's nachholen? Ist Gemma verheiratet oder noch frei? Du hast mit dem Zigeuner Rolf nichts fertig gebracht, aber Gemma, ja, Gemma würde noch was aus mir machen ..."

Wismann in seiner schönen Ausgeglichenheit aller Kräfte schüttelte verwundert den Kopf. „Er will seine Bücher verbrennen und will Kinder zeugen? ... Er will nicht mehr Dichter, sondern nur noch Vater sein? ... Das Wunder des blühenden und früchtetragenden Lebens hat ihn gepackt ... Vielleicht wird noch etwas aus ihm."

Das blühende Leben selber trat nun mit raschen Schritten auf die Terrasse heraus: Natas helle Gestalt. Sie trug ein weißes Sonntagskleid, wie man es etwa von Bildern der Königin Luise kennt: der Gürtel nicht weit unterhalb der schön geformten Brust und um den offenen Hals ein Goldkettchen mit Kreuz, das holdselige Gesicht von der Farbe der Apfelblüte — ein Bild von heiter-herzlicher Seelenstimmung und Harmonie.

Schlank und leicht bewegten sich ihre weißen Schuhe über den Gartenkies. „Störe ich?" fragte sie. „Verzeihung, aber ich möchte Ihnen doch ganz schnell sagen, daß schon morgen mein Bruder kommt! Ich erhielt soeben diesen Eilbrief." Sie reichte dem Freund und Führer das Schreiben. „Er erzählt darin von den Ehrungen Leanders und von zwei jungen Freunden Thalmann-Gros — oder wie sie heißen —"

„Ja, die sind auf dem Wege zu uns", bestätigte Wismann. „Es ist schade, daß sich Leander nicht als vierter angeschlossen hat. Er ist wieder einmal entzwei, und zwar diesmal ernstlich."

„Trotz aller Ehrungen?"

„Eben dadurch! Nach einer Höhenwelle kommt bei ihm mit unbedingter Sicherheit die Tiefstimmung. Rolf hat prächtige Eigenschaften, aber er ist noch viel zu viel Eindrucksnatur oder gar Naturbursche, zu wenig eingefügt in den Rhythmus, zu wenig vom Geist stetig geführt. Er verdeckt diese Unbeherrschtheit durch dichterisches Spiel. Er schimpft scheinbar überlegen auf die Tagesliteraten, sitzt aber doch immer wieder mit ihnen zusammen und lauert auf ihr Urteil, wo er doch wissen sollte, daß sie grade das Gute und Reine an ihm verkennen und ablehnen müssen. Wenn er sich noch durchringt, wird er sich einfachen und tüchtigen Lebensverhältnissen zuwenden, wird die Tragik des Lebens vollbewußt auf sich nehmen und auf den Beifall der öffentlichen Meinung verzichten. In Wahrheit können wir nur aus uns heraus unser Schicksal entfalten und vollenden. Es ist in ihm noch ein unbefriedigter Ehrgeiz und ein unbefriedigtes Triebleben. Die Liebe ist zwar auch Spiel und Anmut; doch nicht nur dazu ist der schöne Körper der Frau und ihr seelischer Reiz geschaffen, sondern zum gemeinsam durch die Liebe aufblühenden Werk, seien es nun Kinder oder Bücher oder sonst etwas, was die Menschheit erhebt und erfreut. Diesem entschiedenen Ernst will der gute und etwas zaghafte Junggesell Rolf ausweichen, hat aber andererseits auch nicht den vollen Mut zur Entsagung. So bleibt ihm ein unbehaglicher Zwitterzustand."

Wismann steckte Leanders Brief wieder in den Umschlag und lehnte sich im Gartensessel zurück. „Doch nun zu etwas anderem, liebe Nata! Sie wollten meinen Rat, nicht wahr, denn es stehen Ihnen ernste Tage bevor."

Er winkte ihr, Platz zu nehmen; sie setzte sich auf einen der weißen Gartenstühle; und beide schauten zunächst in die schöne blaugrüne Ferne, deren Silberduft sie umspann. „Allerdings, Herr Wismann, ich fürchte, damit allein nicht fertig zu werden. Weniger, was mich selber betrifft — da glaube ich ungefähr zu wissen, was ich tun muß — aber ich weiß noch nicht, was ich ihm — was ich Felix raten soll."

„Es hat Sie Kämpfe gekostet, liebes Kind, ich weiß wohl", sprach Wismann zart „Seine Briefe, die Sie mir anvertraut haben, liegen da in dem Päckchen; ich habe sie genau gelesen. Tragen Sie alles wieder auf Ihr Zimmer und holen Sie mich dann zu einem Spaziergang ab! Es ist heute fast alles ausgeflogen; wir besprechen diese Dinge draußen in der Natur."

Nata flog mit den Briefen auf ihr Stübchen und kehrte bald wieder zurück. Dann wandelte sie mit dem barhäuptigen Wismann durch den Park.

„Zunächst verstehe ich nicht," begann Nata, „nach welchen Gesichtspunkten Felix eigentlich seine Reise hierher eingerichtet hat. Er führt zwar Tagebuch, soviel ich weiß, und schickt es alle paar Tage an den Vater. Doch er schrieb mir von allerlei Menschen, die er früher kaum kannte, von einer hübschen, blutjungen Witwe und einer ebenso schönen Gutsbesitzersgattin und einer Nelkenkultur, vom Dichter Leander, von der Fürstin, — kurz, es geht ein bißchen kunterbunt durcheinander."

„Wie das Leben", flocht Wismannn ein.

„Das sind doch alles Umwege, deren Sinn ich nicht recht einsehe", meinte Nata. „Warum kommt er denn nicht geradewegs hieher? Ist er denn etwa auf einer

Brautschau?" fuhr sie echt weiblich fort. „Was soll denn diese Frau von Wildenhain? Und was gar die fürchterliche Frau von Traunitz? Wenn ich ihn nicht so gut kennen würde, möchte mir manchmal fast bang um ihn werden."

„Er kommt allerdings nur in wunderlichen Zickzackpfaden der pädagogischen Provinz näher," sagte Wismann, „aber die Hauptsache ist doch, daß er kommt und nicht unterwegs stecken bleibt. Einige von diesen Begegnungen hatten ihre Bedeutung, andere hat er sich aus Trotz erzwungen — alles in allem ist er mit mancherlei Menschen in Berührung gekommen und hat deren Schicksal belebt oder gefördert oder hat wenigstens irgendwie Stellung genommen. Liebes Kind, eigentlich handelt es sich bei allen Menschen um das Geheimnis des Kästchens. Alle suchen ihre eigenste Lebensbestimmung und sind glücklich, wenn sie sich bestimmungsgemäß auswirken können."

„Ich habe manchmal Lust, das Kästchen verschwinden zu lassen für immer", gestand Nata.

„Begreiflich, Nata, ganz begreiflich! Aber erstens würde ich es zu solchen Zwecken nicht herausgeben. Und zweitens ist doch die Frage, ob man anvertrautes Gut in dieser Weise unterschlagen dürfte. Es ist Besitz einer Familie, nicht einer einzelnen Person, und ist Überlieferung von alten Meistern — ganz abgesehen von den wichtigen neuen Urkunden. Und Sie haften nun einmal dafür durch das väterliche Vertrauen."

„Ja, das hab' ich mir auch gesagt," erwiderte Nata leise. „Und Felix schrieb in seinem Brief dasselbe."

„Diese Briefe," fuhr Wismann fort, „waren mir seelenkundlich unschätzbar. Man kann die Stufenfolge seiner Stimmungen daran verfolgen. Zuerst erregtes Staunen, Neugier, untermischt mit Mißtrauen, wie es seiner besonnenen Natur entspricht; dann plötzlich das Entsetzen über seine vermeintlich uneheliche Geburt, die ihm — wie er meint — vielleicht ein heimlich niedergelegtes Vermögen schenkt, ihn aber von Schwester und Vaterhaus trennt und ihm dauernden Makel anheftet. Dies hat seine rechtschaffene, grade Natur besonders hart getroffen. Ihm liegt es nicht, wenn etwas zu verhehlen ist. Er ist eine wunderbar wahrhaftige Natur. Prächtig! Das liegt übrigens auch in seinen Schriftzügen, die ich immer mit Vergnügen auf mich wirken lasse."

„Ja, er ist herrlich zuverlässig", bestätigte Nata bewegt. „Er hat schon lange insgeheim eine unbestimmte Ahnung, daß irgendein Geheimnis mit ihm geht. Und das mag er nicht. Er streicht es einfach aus seinem Bewußtsein aus. Er wäre imstande, das Kästchen uneröffnet in einen Abgrund zu werfen, weil er Geheimnistuerei nicht liebt."

„Ja, zum Diplomaten ist er schwerlich geboren", sprach Wismann besinnlich. „Ich habe mir das oft überlegt: was war aber damals zu tun, bei der Plünderung des Schlosses, als Mutter und Kind bedroht waren? Es war eine Handlung rascher Geistesgegenwart: Ihr wirklicher, grade gestorbener kleiner Bruder, Nata, war im Nu in die königliche Wiege geschoben und als toter Kronprinz ausgegeben — — und der richtige Königssohn als Knabe des Leibarztes in Sicherheit gebracht. Meister hat es mir genau erzählt; es war das Werk eines Einfalls, eines Augen-

blicks. So begann dieses lange Geheimnis. Erst nachher haben die wenigen, die dabei waren, alle zu fassenden Entschlüsse durchdacht und durch Urkunden das Ereignis festgehalten."

„Wie viele wissen denn davon?" fragte Nata.

„Sehr wenige, aber manche ahnen den Sachverhalt. Des Verbannten Gemahlin starb bald danach, durch die Unbilden des Umsturzes, an gebrochenem Herzen; Ihr Vater und der Oberst, einige juristische Vertrauensleute — kurz, viele sind es nicht. Und diese wenigen sind eidlich gebunden. Selten ist ein so wichtiges Geheimnis so streng gewahrt worden."

„Warum eigentlich?"

„Das liegt in der Natur der Sache, Nata. Man hatte Grund anzunehmen, daß in jenen aufgerührten Jahren, wo der Mord zur Politik gehörte, fanatische Umstürzler den Thronerben töten würden, um dem Lande Unruhen zu ersparen."

„Entsetzlich!" Nata rang die Hände. „Aber nun, Herr Wismann, droht ihm denn nun keine Gefahr mehr, wenn er die Dokumente in die Hand bekommt? Und wenn er etwa vom Oberst aufgehetzt wird, sich mit Gewalt seiner Rechte zu bemächtigen? Wenn es zum Bruderkrieg kommt — und wenn er meuchlerisch oder im Kampf getötet wird? Denn ich kenne seine mutige Natur. Er wird sich nicht scheuen oder schonen. Bitte, bitte, was soll ich ihm raten?"

„Ihr Rat, liebe Nata, wird am schicksalsnotwendigen Verlauf dieser Dinge nicht das Geringste ändern können, nichts ändern dürfen. Es ist nämlich ein Grundgesetz vereinbart worden, daß Felix Friedrich ganz allein aus sich heraus entscheiden soll —"

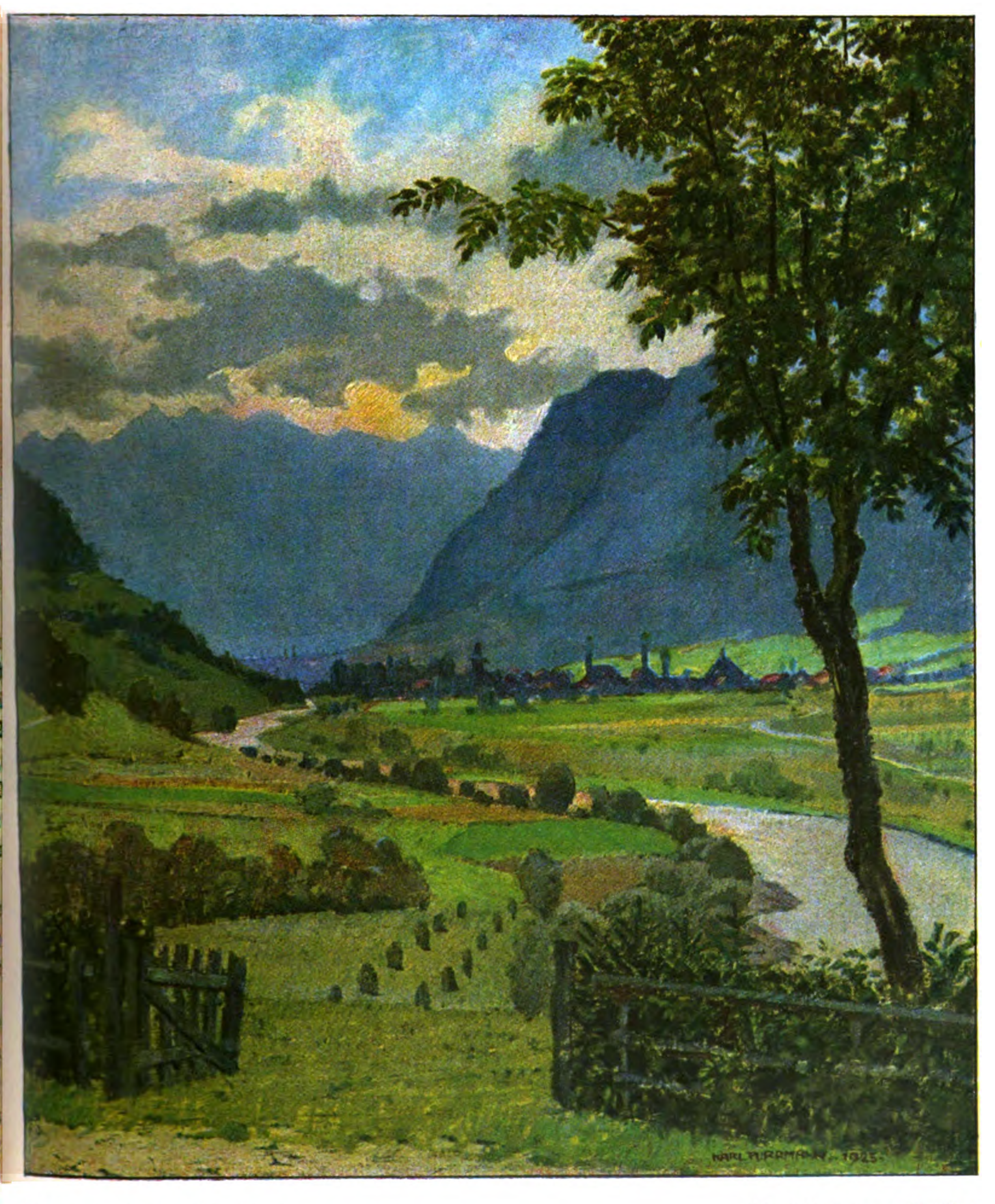
„Ja, ja, ganz allein — was man so sagt! Aber wer tut denn das auf der Welt? Wer ist denn nicht vom Rat oder Gerede seiner Umwelt irgendwie abhängig, selbst wenn er meint, ganz frei zu handeln? Haben nicht schon mein Vater und der Oberst genug an ihm herumgezerrt? Jener nach innen in die stille Arbeit, dieser nach außen in den Machtgedanken! Und wenn jene ein Recht haben, auf ihn einzuwirken — hab' ich's denn etwa weniger? Bin ich nicht seine — —"

Sie wollte Schwester sagen, aber da stiegen ihr auch schon die Tränen empor. Sie konnte das Wort jetzt nicht mehr in den Mund nehmen; sie sah sich den bisherigen Bruder entgleiten in die unpersönliche hohe Politik, wo das persönliche Gefühl kein Recht mehr hatte.

„Ich meine, lieber Herr Wismann," fuhr sie nach einem Weilchen fort, in dem sie einen Grashalm am Wegrand abzupfte und in den Fingern zerknitterte, „Felix und ich, wir haben bisher als Geschwister alles miteinander besprochen. Sollte er mir nun sein Vertrauen entzogen haben? Gewiß bin ich mit meinen achtzehn Jahren zu jung, und jene reifen Männer haben wohl alles besser bedacht. Aber ich höre meines Bruders liebe, klare Stimme, wie er zuletzt dort im Elternhaus zu Dorneck immer wieder zu mir kam: ‚Sag' einmal, Nata, was meinst denn du dazu?'"

Nun flossen ihr, ohne daß sie es merkte, die Tränen über die Wangen.

„Ich werde den Ton seiner Stimme," fuhr sie fort, „lebenslang im Ohr behalten. Die grausame Politik geht freilich über mein Schicksal hinweg. Aber diesen Klang kann sie mir doch nicht nehmen." Sie fuhr hastig über die Augen. „Doch das ist ja schließlich unwichtig — wie aber wird sich Felix stellen?"



Unterinntal bei Hall in Tirol

Karl Purrmann-Haufler

„Liebe Nata," sprach Wismann warm, „Sie dürfen nie vergessen, daß Sie liebende Partei sind und eigentlich gar nicht raten dürfen. Sie greifen ja sonst in seine Freiheit ein."

„Ja, ich weiß wohl, ich darf ihn seiner Bestimmung nicht untreu machen", sprach Nata gefaßt und leise, senkte ergeben den Kopf und warf den Rest des unruhig gepflückten Halmes bei Seite. „Das wäre klein und eigensüchtig von mir. Aber kann ich es wirklich nicht mit ihm durchsprechen? Ganz sachlich?"

Sie wandte das schöne, tränenfeuchte Gesicht treuherzig zu Wismann hinüber, der auf stillen Sandalen zu ihrer Linken schritt, und der herzlich gern an ihre Sachlichkeit geglaubt hätte, aber ein liebes Lächeln gegenüber dem guten Kinde nicht ganz unterdrücken konnte.

„Ihre sachliche Besprechung in allen Ehren," sprach er, „aber bedenken Sie auch, wie es ihn beglücken muß, sich mit einer großen Aufgabe beehrt zu sehen. Wollen Sie das unterbinden? Übrigens" — und über sein freundlich-kluges Gesicht flog ein neckischer Zug — „um von diesem Gesprächsstoff etwas abzulenken: an einer Stelle seines Briefes habe ich ein wenig Eifersucht durchgespürt — Eifersucht auf mich! Und da habe ich mich herzlich gefreut. Er macht sich also Sorge, daß Sie ihm entweichen könnten, indem Sie sich mit dem Junggesellen Konrad Wismann verloben, der mehr als doppelt so alt ist als Sie, und der seine ausgeprägte Lebensaufgabe hat, wozu keine Ehe paßt. Das ist ein Zug, über den Sie sich eigentlich rein sachlich freuen könnten — ich meine, rein sachlich, denn Sie wollten ja sachlich sein, nicht wahr?"

Das klang so neckisch und gütig, und er schaute sie so schelmisch von der Seite an, daß Nata errötend lächeln mußte.

„Sie ersehen daraus, sachliche Nata," fuhr er fort, „daß ihm Ihr Schicksal ebenso warm am Herzen liegt, wie Ihnen das seine. Und so sind Sie beide, wenn auch nicht durch Blutsbande, so doch durch den schönen Zug gegenseitiger Fürsorglichkeit herzlich miteinander verbunden. Sollte dieses heilige Band, das auch eine Form der Liebe ist, zerreißbar sein? Auch wenn hundert Kästchen hundert Geheimnisse offenbaren?"

„Nein, nein, nein!" rief Nata bewegt mit freudig zitternder Stimme, indem sie dankbar seine Hand ergriff. „O lieber Freund, Sie haben wieder einmal das rechte Wort gefunden! Nein, nein, nie zerreißbar! Wenn er wirklich einmal im Sinne dieser Landschaft, durch deren Sonntagsstille wir schreiten, erfahren hat, was wahre Liebe ist — niemals kann er" — sie brach erregt ab. „Verzeihen Sie, Herr Wismann, ich bin so schwach. Dieser letzte Winter, in dem ich das alles verarbeiten mußte, hat mich doch ein wenig mitgenommen."

„Ja, Nata, es ist gut, daß dieser Spannungszustand nun bald von Ihnen genommen wird", antwortete Wismann und nahm sie fürsorglich an den Arm. „Sehen Sie, liebes Kind, diese gemeinsam durchgesprochenen Sorgen haben auch Sie und mich zu inniger Freundschaft verbunden. Vergessen Sie auch dies nicht, wenn Sie Ihren inneren Reichtum aufzählen! Sie haben sich wunderschön in unser Werk eingelebt; Sie haben mein ganzes Vertrauen — ich darf wohl sagen: meine väterliche Freundschaft gewonnen. Und wollen Sie andererseits auch dies nicht vergessen,

liebes Kind: Sie sind auch mir eine Kraftvermehrung geworden. Weib und Kinder sind mir versagt, weil sie sich mit meiner besonderen Sendung, auch mit meinem Gesundheitszustand nicht vereinigen lassen. Um so wichtiger sind mir reine, gute Menschen, zumal feingestimmte, seelisch und körperlich gesunde weibliche Naturen, die mir in Form der Freundschaft Lebenswärme zuführen. Ich nähre mich von Ihrer Seelenwärme, liebe Nata. Sehen Sie, und auch ich werde mein Wahltöchterchen bald ziehen lassen müssen. Erwägen Sie zu dem Problem Felix und Nata auch das Problem Wismann, über dessen Pforte vollbewußt das Wort ‚Entsagung' oder ‚Stirb und Werde' steht!"

Dies allerdings hatte Nata, von persönlichen Sorgen erfüllt, noch gar nicht ins Auge gefaßt. Es wurde ihr jäh bewußt, wie viel gute Kraft dieser ungewöhnliche Mann im Kampfe mit der Schulbehörde verbraucht hatte, um auf die verknöcherte Erziehungswissenschaft der Gegenwart Einfluß zu gewinnen — und wie man den genialen Menschenbildner hatte ziehen lassen. Tiefe Schwermut überflog Wismanns Gesicht; es war ernst und gleichsam alt geworden, ohne die innere Heiterkeit zu verlieren, die ihn immer durchstrahlte. Hier war seine stille Wunde; auch ihn hatte der Zeitgeist in den Winkel gedrängt. Er sprach mit ganz feiner Wehmut, ohne jede Pose. Nata schmiegte sich plötzlich an seine Schulter und sagte leise: „Sie haben recht! Wir sind gewohnt, von Ihnen nur immer zu nehmen. Und wieviel geben Sie uns! Aber sicherlich, wir geben Ihnen auch stündlich, täglich: nämlich unauslöschlichen Dank!"

Sie blieben stehen. Das schlanke Mädchen lehnte plötzlich den Kopf an Wismanns Schläfen an; er bog das Gesicht der hochgewachsenen Jungfrau herüber und küßte sie auf die Stirn.

„Ich spür' es wohl, liebste Nata", sprach er unendlich gütig und hielt einen Augenblick das lichtblonde Geschöpf an seinem Herzen. Aber sogleich war er wieder in seiner natürlichen harmonischen Heiterkeit, und sie schritten Arm in Arm zurück.

„Das bißchen Leben ist rasch zu Ende," sprach er; „es kann unendlich reich und ebenso unsagbar fad und leer sein. Sie wissen, daß wir hier ein kosmisches Christentum pflegen und allen Wert darauf legen, wie wir das Erdenleben unter ewigen Gesichtspunkten gestalten. Was sind irdische Königskronen, liebes Kind! Wir haben ganz andere Fernen vor uns. Und wir wollen doch auch in der Ewigkeit noch ein bißchen zusammen wirken, nicht wahr, Töchterchen?"

„Ja, Vater!"

(Fortsetzung folgt)

Frühlings-Mittag

Von Carl Meißner

In die liebe Sonnenschwüle
Weht noch frische Frühlingskühle,
— Hauch, ja Du erlabst!
Und eratmend rast' ich schweigend,
Heiter meine Seele neigend —
— Leben, ja Du gabst!

Vögel künden gute Tage,
Dumpfes Dunkel sank zur Sage
Und das Herz wird hell. —
Springe denn von Stein zu Steine
Du der meine, wieder reine
Lautere Lebensquell!

Pfingstbewegung

Von Geh. Kirchenrat H. Rosenkranz

Ein Türmer schaut aus nach den Zeichen des Himmels, nach Frühlingsboten und -stürmen. Pfingstbewegungen nennt man Frühlingstage der Kirche. Sie können auch als Frühlingsträume erfunden werden, wenn — wie vor Jahren an einer solchen in Hessen — manches als Schwärmerei, anderes als unecht erkannt wird. Diese Gefahr wird sich stets gerade dann erneuern, wenn ein großes Warten und Sehnen nach neuen Pfingsten durch ernstdenkende Kreise geht.

Allgemein bekannt ist, was in der Geschichte als „pfingstlich“ erwiesen ist; weniger allgemein bekannt und sehr verschieden beurteilt sind die kirchlichen „Bewegungen“ dieser Zeit; berechtigt deshalb die Frage: wie Frühlingsboten auf diesem Gebiete aussehen.

Das erste christliche Pfingsten kam über die Menschen, die es erlebten, gleich einer Windsbraut; mit einer Verwirrung der Sprachen, die die babylonische ausglich, — denn jede fand ihre Hörer; und wirkte wie eine Geburtswehe unmittelbar in der Gründung der Christengemeinde sich aus. Es war tatsächlich der Frühling der Kirche, der „nahte mit Brausen, sich rüstete zur Tat“!

Wir Evangelischen erkennen einen zweiten in der Reformation. Ein Sturm der Geister; seine Tat: eine erneuerte Kirche. Aber wir wissen: dieser Sturm folgte erst dem Erwachen eines Frühlings, das aus dem Schrei eines Gewissens nach seinem Gott, aus Beten und Ringen, aus der Stille hervorbrach und mit dem Geiste betaut ward, der im stillen sanften Sausen dem „unaussprechlichen Seufzen aufhalf“. Und das erinnert uns daran, daß auch das erste Pfingsten doch auf solchem heiligen Warten ruhte.

Darum lassen wir auch zum Beispiel eine „Pfingstbewegung“ gelten bei Franz von Assisi, der den Geist des göttlichen Liebhabers neu erstehen ließ; nur schloß ihn die Rücksicht auf die Hierarchie, statt die ganze Kirche damit zu beleben, in die Zwangsjacke eines Ordens ein. Aber das innerliche Siegel pfingstlicher Art hatte auch sein Geist: das Verlangen nach Erneuerung aus dem Leben des Herrn der Kirche.

Heute fehlt uns zwar der geschichtliche Abstand zur klaren Würdigung der neuen Bewegungen in der Kirche. Aber sie treten uns in einer Fülle von Gestalten entgegen.

Viel redet man von der „kommenden Kirche“. Ist das Pfingsthoffnung oder — Frühlingstraum? Wir sehen Leute genug, die auch hier vom Zerbrechen der alten Formen das Neue erwarten. Als ob die Scherben schon Neubau wären! Die ersten Christen verfuhren vorsichtiger. Und selbst der moderne vom Christentum gelöste Volksstaat hat zwar vieles in Scherben geschlagen, aber die äußere Ordnung wenigstens des Sonntags (vgl. Aprilheft 1926 „Auf der Warte“) noch nicht anzutasten gewagt. Freilich: dessen Geist weckt er nicht, denn er kennt ihn nicht.

Darum stehen Organisationen auf für eine lebendige Volkskirche. In Sachsen z. B. will der „Volkskirchliche Laienbund“ in dem weiten Kreise des Kirchenvolkes das Bewußtsein wecken, was es an seiner Kirche hat und was es ihr schuldig

ist; wie es auch der „Evangelische Bund“ mit besonderer Betonung der protestantischen Interessen und Abwehrfront gegen Rom will. Und Bünde mit dem Namen „Lebendige Volkskirche“ oder ähnlich wollen gewiß nicht die bestehende Kirche totsagen, noch allein den Totenerwecker spielen, sind aber von dem heiligen Ehrgeiz erfüllt, in der Kirche das Christentum zu stärken, das nicht ohne „Leben“ zu denken ist. Ein reformatorischer Zug liegt auch gerade in ihrer Einseitigkeit; denn wenn nicht seine ganze Seele auf das Innerliche gerichtet gewesen wäre, so wäre auch Luther nicht der Held des Glaubens und des Gewissens in seinem Riesenwerk geblieben. Die neuerlich betonte Innerlichkeit ist wiederum aber bereits stark unterschieden von der allzu einseitigen, wie sie vor Jahren z. B. der viel und doch zu wenig beachtete reformatorische Kopf eines Sören Kierkegaard darstellte, der das Ideal der Innerlichkeit in der Form neuer Gesetzlichkeit einschärfte, das Wesen des Christentums allein im unbedingten Gehorsam gegen den Christus sah, der uns im Gewissen in seiner absoluten Majestät gegenwärtig sei, und in Christo selbst nicht den Versöhner, sondern den Herrn der Seele kannte; also seine Bewunderer für nichts, nur seine Nachfolger achtete. Überdies aber leben die genannten Bünde von dem Missionswillen, der namentlich den Tagen der sogenannten lutherischen Orthodoxie wie des 17. so des 19. Jahrhunderts mehr oder weniger gefehlt hat; sie sind erfüllt von dem Hochgefühl eines göttlichen Berufes an die umgebende Welt, von dem aktiven Eroberungstrieb, wie er dem Calvinischen Reformiertentum besonders eigen war und noch ist, — allerdings hier auch zu dem „christlichen Imperialismus“ neigt, der den anglo-amerikanischen Begriff vom Reiche Gottes beherrscht.

Darin ist ihnen die heutige Form der christlichen Jugendbewegung am ähnlichsten, die mit solchem Triebe zum Teil durch den Zusammenhang mit eben dieser anglo-amerikanischen Welt fortgerissen sein mag, und deshalb auch in Weltbünden und Kongressen Formen annimmt, die in ihrer politischen Weite den Horizont des jüngeren Teils ihrer Glieder überschreiten, ohne doch den deutschen Boden in klarer und tiefer Gründung persönlichen Christentums verleugnen zu wollen.

Hier müssen auch die Zeichen bemerkt werden, die auf das Hochkommen einer neuen Geistesbewegung in den ernsteren Kreisen sozialistischer Jugend hinweisen. Ähnlich einer Stimme, die jüngst in den „jung-sozialistischen“ Blättern vernehmbar war, schreibt im 11. Stück vorigen Jahres das „Sonntagsblatt für das arbeitende Volk“: „Es läßt sich nicht verhehlen, daß irgend etwas in uns zerbrochen ist, und es steht uns schlecht an, überheblich von der „verlorenen“ Kirche zu reden. Wer unsere Situation erkannt hat, muß bekennen, daß ein lebendiges Ringen um neue Innerlichkeit unter uns wirkt, daß es sich nicht mehr um die Eroberung des Wissens, nicht um das rein verstandesmäßige Erfassen des Wesens der Dinge handelt, sondern um das Erlebnis, um den neuen Menschen.“

Nimmt an solchen Bewegungen der Jugend die akademische gar nicht teil? Es darf nicht übersehen werden, daß ein einheitlich vorherrschender Zug in ihr nicht zu erwarten ist, sie ist heute nach ihrer Herkunft bunter gemischt als je, in ihren Fakultätsstudien aber, in so verschiedenen Richtungen eingestellt, von ihren Schulaufgaben und vielfach zugleich dem Druck des Daseins beschwert. Kein Wunder, wenn das Februarheft des Türmers in jener Rundfrage eine gewaltig

verschiedene Beurteilung zeigt. Man findet zwar z. T. ihre „idealistische Tradition" in Abwendung vom Parlaments- und Parteiabsolutismus und gegen den „Druck von oben auf Pazifismus-Nichtopferung fürs Vaterland" und erkennt an, daß „die akademische Jugend am wenigsten schuld ist an der überhandnehmenden Neigung zum Amerikanismus und der Lässigkeit des Kampfes gegen Schmutz und Schund in der Literatur", ja, auch daß sie „um ihr eignes Weltbild ringt". In solchem Ausspruch begegnet uns aber auch erstmalig die Beobachtung eines Zuges, der mit den besprochenen verwandt ist, erfreulicher jedenfalls als das, was Moser meint mit dem, was er „bei den einseitig ‚jugendbewegten' findet: viel Mißverstand und Manier". Wie aber in gesunder Opposition gegen schlechthinnigen Pazifismus der Waffenstudent das nationale Prinzip festigen will, so sind auch die stilleren Kreise der Besinnlichen der Beachtung wert, die bewußt das Reich Gottes wollen und als „deutsch-christliche Studenten" und in andern kleinen Kreisen gesammelt sind, geführt vom vormaligen Reichskanzler Michaelis u. a. hervorragenden Männern. Auch hier ist pfingstliches Leben zu spüren.

In der großen Öffentlichkeit steht daneben seit langen Jahren die Bewegung der Gemeinschaften, die das Leben der Gläubigen pflegen wollen durch gegenseitige Erbauung ohne Einordnung ihrer Arbeit in die organisierte Kirche, — freilich schon darin mehr oder minder an einer Einseitigkeit kranken, die leicht auch zu Konflikten führt und die gesunde Entwicklung hemmt.

Nach dieser Seite gerade steht im Gegensatz dazu die immer zielbewußter gewordene Arbeit des evangelischen Gemeindetages, die indessen zwar zuletzt dem Dienst des Wortes zur Belebung der Gemeinde freiere Bahn macht, aber zunächst auf dem Wege organisatorischer Einstellung der in der Gemeinde vorhandenen Fähigkeiten ein Werkmeister zur geordneten Leitung des geistlichen Lebens sein will.

Ein neuer Windhauch, der nicht übergangen werden soll, ist auch der Aufruf des evangelischen Kirchenausschusses zur sozialen Arbeit der Kirche, seine Losung, die „societas", die menschliche Gesellschaft „mit evangelischem Geiste zu erfüllen, eine Gemeinschaft auf dem Boden aller durch das moderne Wirtschaftsleben beherrschten gesellschaftlichen Beziehungen zu schaffen, und zwar nur durch das Wort". Die Aufgabe der Kirche selbst (nicht nur der inneren Mission) soll also nicht mehr nur die Verkündigung evangelischer Glaubenslehre sein, sondern auch Entfaltung der ungeheuren Potenzen der Liebe, in der unverfälscht die Quellen der ewigen, in Christo geoffenbarten Liebe rauschen. Wir blasen nicht in das Horn der höhnischen Kritiker, die hierin mehr den Wind der Revolution rauschen hören, der die Segel auch der Kirchenmänner geschwellt habe.

Während der unchristliche Sozialismus zuletzt nur das Selbstbewußtsein und — die Selbstsucht des einzelnen Menschen entwickelt hat, auch in seinem religiösen Suchen seine Jünger haltlos umherirren und vereinsamen ließ und die große Weltanschauungsnot aufzog, („edle Ranken irren ohne Halt am Boden", wie am Schluß eines Sturmtages), will man mit der neuen Tat-Losung der Kirche eben die sanften Hände in Bewegung setzen, die jene losen Ranken wieder aufbinden und den lebendigen Waldesdom umgrünen und mit dichtem Laub durchziehen lassen, der Gottes Ehre verkündet und in dem er Anbetung findet.

Ist in dem Allem „kommende Kirche?" Oder besser gesagt: „Pfingstbewegung?" Ich schätze Schlagworte nicht, am wenigsten auf diesem Gebiete; und jenes enthält das falsche Bild einerseits einer verlorenen Kirche hinter uns, andererseits einer Zukunft ohne klaren Umriß vor uns. Richtiger würde man dafür von der „neuwerdenden Kirche" sprechen; denn das ist sie stets wie jede der Entwicklung unterworfene, aber lebensfähige Größe. Nur insofern erinnert das Wort gerade bewußt an „Pfingstbewegung", weil es von den Subjektivisten deutlich abrückt und die Frucht der ersten Pfingsten wieder erstrebt: eben die Kirche als eine Lebens- und Seelengemeinschaft im Geiste Christi.

Wo ist aber das Brausen des Geistesfrühlings?

Ist, so fragen wir dagegen, der Gesang des Sturmes wirklich die Grundmelodie des Frühlings? Oder nicht vielmehr der stille Atem, den nur der belauscht, der „das Gras wachsen hört"? das leise Erwachen der Lebenskeime, die Sonne und Tau schon weckten? „Woher, wohin, wir ahnen es selber kaum; es rührt sie ein alter, ein seliger Traum?" Dazu noch eins. Das jüdische Pfingsten, dem das christliche sich anschloß, brachte nur die „Erstlinge" des Feldes auf dem Opferaltar. Ebenso nennt Paulus Röm. 8 die ersten Christen solche, die „des Geistes Erstlinge haben". Nach Gottes Ordnung sind also in beiden Reichen auch den Spätgeborenen weitere Gaben vorbehalten, wie der Herr der Kirche selbst verheißen hat. In beiden Reichen erschöpft sich die himmlische Lebensquelle nicht mit einem Male. Damit ist unser Recht zunächst erwiesen, in neuen Bewegungen auch Kräfte des Pfingstgeistes zu vermuten.

Die Naturwissenschaft zwingt uns ferner, immer umzulernen. Sie kennt z. B. allerhand Bewegungen in der Erdoberfläche, deren Art sie oft erst nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden ergründet. So die „Opferkessel" der Felsengebirge aus heidnischer Vorzeit, wie man sie lange nannte, — dann als Gletscherkessel und Strudeltöpfe angesprochen: heute erkennt man sie als einfaches Ergebnis hundert- und mehrjähriger Verwitterung. Ob nicht auch in der Welt des Geistes neben majestätischen Frühlingserscheinungen Pfingstbewegungen dort vorgehen, wo nur in der Stille, aber mit unheimlicher Ausdauer vielleicht an felsenharten Völkerseelen nur der unvermerkte Regen des Geistes sich auswirkt? Oder: wenn der atmosphärische Elektrizitätsausgleich das eine Mal mit Gewittern und Felsstürzen einherbraust, aber ebenso sicher das andere Mal in friedlicher Stille vorgeht, — sollte ähnliches nur in gewaltigen Reformationsstürmen, nicht auch in allmählichen Auswirkungen sich vollziehen?

Merkmale doch wohl genug, um viele Formen von „Pfingstbewegung" möglich zu nennen!

Eins nur hindert auch jeden Glauben an Gottes Wirken in ihnen und bildet schwerere Hemmungen als selbst die glaubenslose Feindschaft gegen die Kirche. Das ist das elende „Philistertum", das sich nur im eigenen Lebenskreise dreht und jede Störung seiner „Gemütsruhe" ablehnt. Der Humor der Welt- und Sprachgeschichte legt den Namen der alten Feinde des Gottesvolkes besonders in akademisch gebildeten Kreisen dem Spießbürger bei. Der Jenaer Oberpfarrer Götze, der um 1690 einem in blutigen Händeln mit den Bürgern der Stadt erschlagenen

Studenten die Grabrede mit dem Texte hielt: „Philister über dir, Simson!“, hat zwar nicht geahnt, daß er die Sprache um diesen durch Jahrhunderte vererbten Spottnamen bereicherte. Dieser trifft aber im vollen Ernst die heute gefährlichsten Feinde des Gottesvolkes, die unbewußt schlafmützigen Verächter der heutigen Kirche und des geistigen Aufschwungs überhaupt.

Deutsche Stoßseufzer

Von E. Kriesche

Leider das Stichwort „modern“ bezaubert die wankende Menge:
Modern wird, was nun modern, bald im Gerümpel der Zeit.

Gegenwart scheinet uns klar, Vergangenheit können wir lesen,
Aber die Zukunft verhüllt mitleidig schützende Nacht.

Daß wir trotz aller Kultur so tief in den Abgrund gesunken,
Zeigt uns den Mangel der Zeit: fehlende Herzenskultur!

Parlament nennt man es wohl, weil alle dort plappernd parlieren,
Plapperment wäre dafür eher das richtige Wort.

Habt ihr noch nicht an Parteien genug im „redenden“ Reichstag?
Eine wahrhaftig noch fehlt: das ist die Arbeitspartei!

Überall streiken im Reich die Arbeiter, Schüler, Beamten;
Fehlet zum Streiken der Grund, streiken sie aus — Sympathie!

Streikrecht zu üben verführt zu unberechtigtem Streiken;
Leicht kann der lähmende Streik werden zum würgenden Strick.

„Streiken“ benennt man englisch der Arbeiter Unlust zur Arbeit;
Fort mit dem englischen Wort! Nennet es „Faulenzerei“!

Stellt an den Pranger und straft die lebenverteuernden Wuchrer!
Heftet die Namen auch an, daß die Hallunken man kennt!

Hochschulbildung dem Volk: So lautet das neueste Schlagwort.
Senket vor allem dem Volk Hochsinn ins zweifelnde Herz!

Fische sind leider noch kaum für gewöhnliche Mittel erschwingbar;
Dabei wird überall doch fleißig im Trüben gefischt!

Ist es ein Wunder, daß man die Waffengenossen der Neger,
Daß die Franzosen fortan man Senegallier nennt?

Römer besiegten wir einst, und sollen ertragen Romanen,
Die mit sadistischer Wut schänden das rheinische Land!

Luther und Schiller, ihr Helden, geboren am 10. November,
Helfet dem ringenden Volk gegen den inneren Feind!

Organisieren ist gut, jedoch zu viele Organe
Schädigen Leben und Leib, organisieren zu Tod.

Was „Sanktionen“ man nennt, man sollt' es „Erpressungen“ nennen:
Und Erpressungen sind nirgends und nie sanktioniert.

Sonnabend

Von Chr. Broehl-Delhaes

Welch liebes, trautes, verheißungsvolles Wort: Sonnabend! Er ist der köstliche Auftakt zum Sonntag, der warme, frohe, geschäftige Sonnabend, an dem wir zuletzt mit friedlich ineinandergelegten Händen nach viel Arbeit und Mühe die Woche beschließen.

Überall ward geputzt, gefegt und gescheuert im niederrheinischen Dorf, und gelber Sand auf die Dielen gestreut. Der Sonne letztes, liebevolles Abschiedsgrüßen umfängt den sinkenden Tag mit stummer Dankbarkeit. Die Luft ist berauscht von nahenden Düften, dem Ahnen des kommenden Festes, dem Frieden des auferstehenden Sonntags. Kirchenglocken schwingen zum Avegeläut. Kinder brechen Blumen in Feld und Hag, um die stillen und schweigsamen Kreuzbilder zu schmücken ... weil morgen Sonntag ist.

Kein Abend des Alltags kommt dem Sonnabend gleich. In seiner Andacht versinken die großen und kleinen Sorgen. Die Welt wird zum aufgeschlagenen Buch, das wir während der harten Wochenarbeit so wenig lesen konnten, das aber nun seine tausend Herrlichkeiten kündet. In der leisen, sanften Dämmerung wird die Seele beschaulich, fromm und still und harret wunschlos des Herrn ...

Denn morgen ist Feiertag. Er spendet Ruhe und für eine ganze Woche wieder Kraft — Kraft und Weihe!

Arbeit

Von Gustav Schüler

Wir müssen doch hindurch! Und wenn die Planken
Vom Braus der Wasser bis ins Mark erbeben,
Wir müssen mit entdeckenden Gedanken
Ins neue, dunkle, notgeborene Leben,
Und alle Kräfte, die uns noch gelassen,
Mit beiden Fäusten fest zusammenfassen.

Das Schicksal schäumt. Flutansturm und Entweichen.
Nur eines bleibt, gebaut auf Ewigkeiten:
Arbeit, du Psalm, du Gnade ohnegleichen,
Altar des Alls, du mußt dich neu bereiten.
Wir bringen dir mit notgeweihten Händen
Eiserne Schalen voll von Opferbränden.

Und schwören dir mit allen Seelengluten,
Du letztes Heil, da alles Heil verloren!
Dann keimt vielleicht der Morgenschein des Guten
Mit Rosen aus des Himmels Sabbattoren —
Und Gott wird näher, der uns fast entschwunden,
Bis wir — o Heil! — aus Arbeit Gott gefunden.

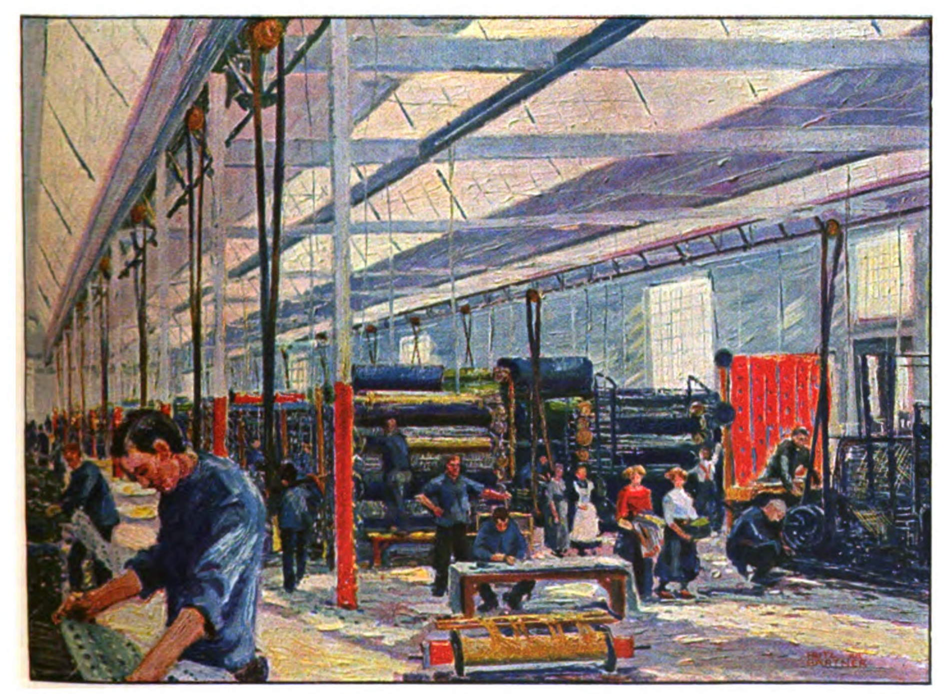
Rundschau

Der Kapitalist

Der Kapitalismus hat nicht nur die Wirtschaft, sondern alle Kulturgebiete und Wertarten mit seinem Geiste durchtränkt. Er ist in die Wissenschaft, in die Kunst, in die Ethik eingedrungen und hat diese Lebensgebiete verwirtschaftelt. Diese kapitalistische Lebensordnung, unter der wir leben und seufzen, war nur dadurch möglich, daß ein besonderer Typus Mensch, „der Kapitalist" mit seinen seelischen Eigenarten, zur Vorherrschaft kam. Es ist auch hier der Geist, der sich den Körper baut. Um den Kapitalismus richtig zu erfassen, müssen wir uns deshalb die Grundelemente des kapitalistischen Geistes klar machen, die mir folgende zu sein scheinen:

1. Das Denken in Geld: Es würdigt alle Werte zur Ware herab. Der kapitalistische Mensch kennt z. B. nicht mehr den Seelenwert von Haus und Hof, sondern verkauft sie bei der Konjunktur. Es ist eben alles Ware geworden, auch die Kunstschätze sind nur Handelsobjekte. Dieses Denken in Geld hält den Menschen von den Dingen fern. Jede tiefere seelische Beziehung zu den Gütern fehlt. Alles wird in Geld ausgedrückt und ist vertauschbar. Das Geld drängt sich zwischen die Dinge.

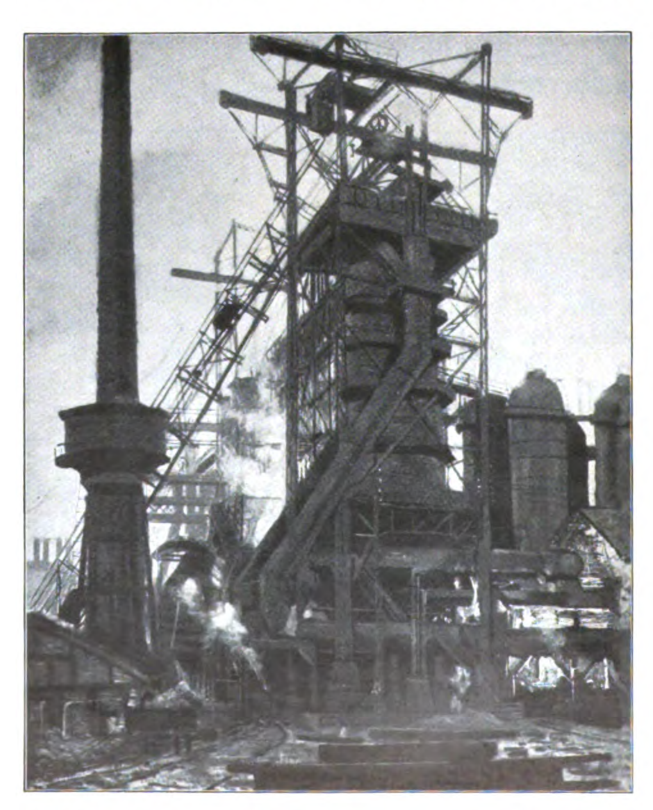
2. Das Evangelium der Arbeit: Der Kapitalist hat dieses moderne Evangelium erfunden. Die Arbeit wird als Selbstzweck gesetzt. Es handelt sich um den pathologischen Zustand des sinnlosen Geldverdienens, der die innere Leere durch Arbeitswut zu vertilgen sucht. Nervöse Hast und ständige Unruhe sind die äußerlichen Kennzeichen dieses Evangeliums der Arbeit.



Weberei — Fritz Gärtner

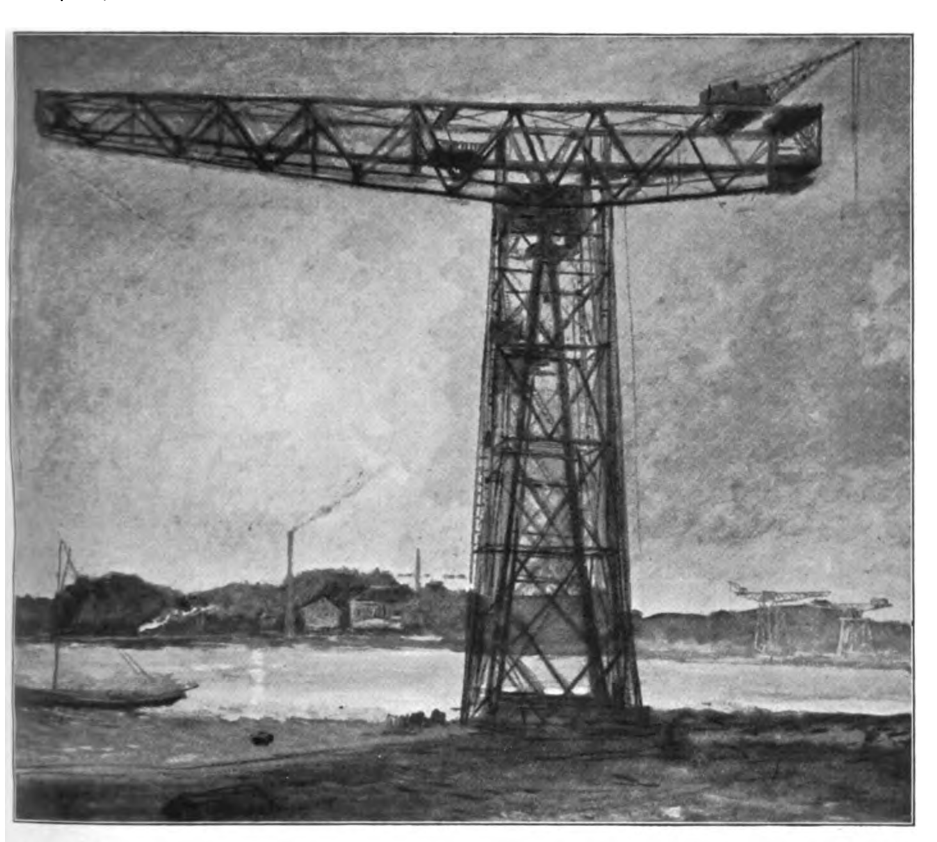
3. Gleichheit und Individualismus: Für den Kapitalisten sind alle Menschen gleich. Es gibt für ihn keine auf inneren Bindungen beruhende Gemeinschaften, sondern nur durch Vertragsverhältnisse zusammengefaßte isolierte Individuen. Die Persönlichkeit, die etwas Einziges ist, wird durch den Gleichheitswahn zerstört. Die Menschen werden zu Zahlen herabgewürdigt, um dann mittels des allgemeinen Stimmrechtes von der Plutokratie beherrscht zu werden. Kompakte Majorität und anonyme Listenwahl sind die Säulen des demokratischen Systems, das stets im Dienste des Kapitalismus steht. Den aus der Gebundenheit losgelösten Individuen, die sich innerlich einsam fühlen, wird aber von dem kapitalistischen Individualismus das Recht zum Ausleben eingeräumt, wenn sie nur äußerlich als nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft erscheinen.

4. Die Unfreiheit und Versachlichung: Der Mensch soll das Maß aller Dinge sein. Der Kapitalist kennt aber nicht mehr den Menschen als Menschen, sondern nur als Sklaven des Unternehmens, dem er selbst sklavenhaft verbunden ist. Nietzsche sagt: „Alle Menschen zerfallen wie zu allen Zeiten so auch jetzt noch in Sklaven und Freie, denn wer von seinem Tage nicht Zweidrittel für sich hat, ist ein Sklave, er sei übrigens, wer er wolle.“ Unter dem „für sich haben“ ist wahrhaftig nicht ein Genießen zu verstehen, sondern einem Über-Persönlichen dienen. Dieses Über-Persönliche ist aber mehr als ein Geldobjekt. Der landwirtschaftliche Besitz ist vielfach heute noch ein derartiges überpersönliches Gebilde, das den Besitzer ausweitet und lebensfest verwurzelt. Haus und Herd sind dann der ruhende Pol, an dem die einzelnen Generationen vorbeiziehen. In der Hand des Kapitalisten werden aber diese überpersönlichen Gebilde abstrakte Versachlichungen.



Hochofenabstich Fritz Gärtner

5. Sensation und Reklametätigkeit: Durch Sensation und ständigen Modewechsel verdient der Kapitalist. Es gibt deshalb keinen Stil mehr, sondern hunderterlei Stilarten, die möglichst in jedem Winter wechseln. Dieser Reiz des Neuen gestattet dem Kapitalisten keine Erholung, sondern nur Amüsements, die keine naive Heiterkeit, sondern nur krampfhafte Lustigkeit darstellen. Die Sensation, das Neue wird durch Reklametätigkeit gesteigert. Das Gute wirkt nicht mehr durch sich, sondern nur durch die Erfolgstechnik, die als besondere Gabe der „tüchtige“ Mensch im kapitalistischen Zeitalter besitzen muß. So ist die unvornehme Marktschreierei mit dem Kapitalismus unlöslich verbunden.



Hammerkran Fritz Gärtner

6. Spezialistentum und Mechanisierung: Der nichtkapitalistische Mensch ist der natürliche Mensch, der universal als Ganzes alle Seiten des Lebens ausbildet. Der kapitalistische Mensch will die Unnatur und erstrebt das Spezialistentum, das Fachmenschentum. An Stelle des Organismus wird ein Mechanismus gesetzt, der jede Totalität, jeden Gesamteindruck ausschließt. In der Wissenschaft ist diese Zergliederung selbstverständlich auch eingedrungen, denn die Zerstörung durch den Verstand, die Intellektualisierung ist durchaus kapitalistischen Geistes. Der Gegensatz zum kapitalistischen Menschen ist der religiöse Mensch, der die Einheit des Lebens, die Universalität empfindet, in die er alles Einzelne, Spezialistische einordnet. Der religiöse Glaube ist organisch verwurzelt in den natürlichen Bindungen von Volk und Vaterland. Der spezialistische, kapitalistische Mechanismus löst die völkische Lebensgemeinschaft auf und setzt als Surrogat an ihre Stelle den abstrakten Menschheitsbegriff.

Es ist hier versucht worden, das Wesen des Kapitalismus durch eine Darlegung seiner Elemente zu erfassen. Man kann diese Bestandteile selbstverständlich auch anders darstellen und gruppieren. Der kapitalistische Geist wird sich uns vor allem in seinem Verhältnis zur Kultur erschließen, zu welcher der kapitalistische Wirtschaftsmensch in schärfstem Gegensatz steht. Der Kapitalist verwechselt ständig Kultur mit Zivilisation, wenn er sich als Träger des sogenannten Kulturfortschrittes anpreist.

Das Wort Kultur kommt von colere (den Acker bebauen) und bedeutet eine Verwurze-

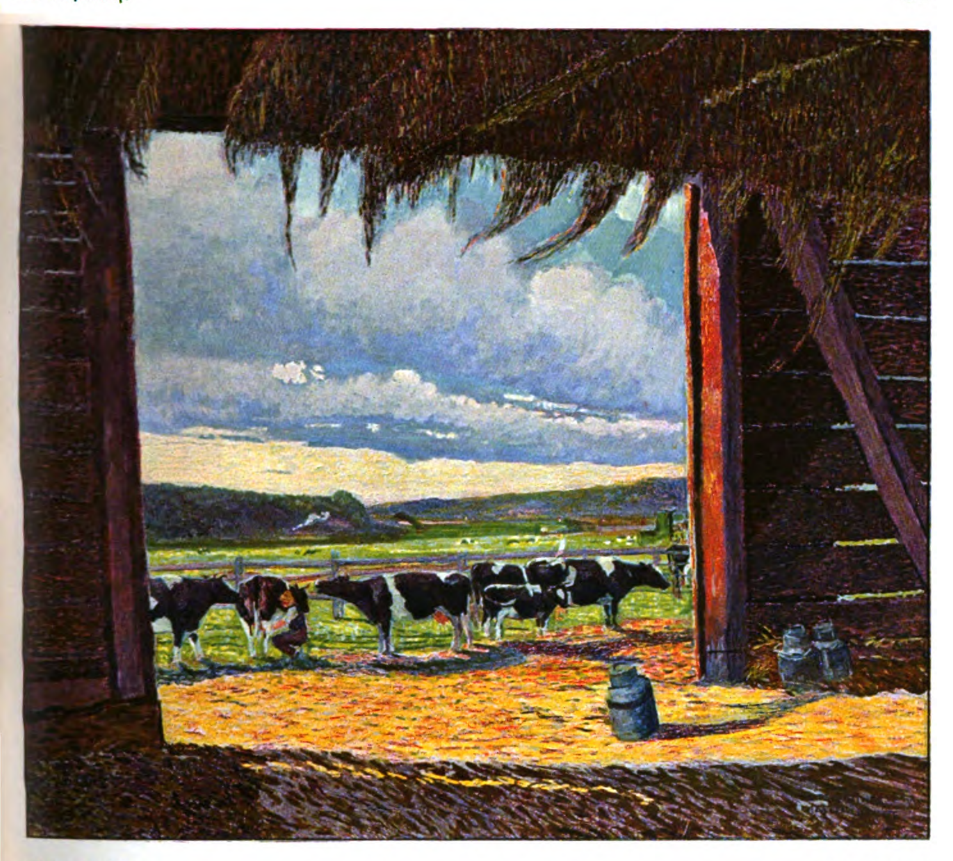
lung im Volk und in der Religion. Das echte Kulturleben ist aristokratisch, idealistisch und schöpferisch. Es besteht eine tiefe Gemeinschaft der Persönlichkeiten. Goethe hat das Wesentliche der Kultur mit den Worten umschrieben: „Völker und Menschen sind nur solange produktiv als sie religiös sind." Und Nietzsche dürfte eine andere Seite der Kultur dahin charakterisiert haben: „Kultur ist vor allem Einheit des künstlerischen Stils in allen Lebensäußerungen eines Volkes." Die Träger der Kultur sind Gläubige, freie und schöpferische Persönlichkeiten.

Die Zivilisation bedeutet Verbürgerlichung, Herrschaft der Bourgoisie und ihres Ethos. Die Worte „spießbürgerlich" „philisterhaft" drücken den Geist der Zivilisation aus. Der Kapitalismus ist nichts weiter als eine potenzierte Spießbürgerlichkeit. Kapitalismus und Zivilisation gehören untrennbar zusammen. Die Zivilisation ist unreligiös und aufklärerisch. Die Massenaufklärung und die Mittelmäßigkeit sind typische Ausstrahlungen des Geistes der Zivilisation. An Stelle der Kunst tritt der reiche Komfort, an Stelle des Lebensstils der Geschmack, an Stelle des Organischen das Mechanische. Der wahrhafte Künstler macht dem glänzenden Virtuosen Platz, der die Technik beherrscht.

In der ganzen Art, wie heute die Musik betrieben wird, können wir die Vorherrschaft des kapitalistischen und zivilisatorischen Geistes erkennen. Unsre großen Meister schrieben Kammermusikstücke, die, wie der Name schon sagt, für das stille Kämmerlein bestimmt waren. Gleichgesinnte und gleichgestimmte Freunde fanden sich damals zusammen und huldigten der Frau Musika. Heutigen Tages ist an Stelle der Kammer der Konzertsaal getreten, wo sich die sogenannte Gesellschaft in glänzenden Toiletten zusammenfindet, um irgend einen



In der Glanzseidefabrik — Fritz Gärtner



Beim Melken Fritz Gärtner

seelenlosen Techniker zu bewundern. Die Beherrschung der Technik wird bezahlt. Der Kapitalist kann sich auch etwas darauf zugute tun, daß er arme Künstler unterstützt. Er ist angeblich gar nicht so und geht keineswegs nur im Geldverdienen auf. Er läßt Geiger und ähnliche Leute ausbilden. Doch diese Auch-Künstler kapitalistischen Gepräges müssen Erfolg haben und möglichst in klingender Münze auch die glänzende Hilfe bezahlt machen. Man vergleiche mit dieser ganzen Art und Weise deutsche Männer und Frauen, darunter auch Fürsten und Fürstinnen, die Meister in Stand gesetzt haben, Ewigkeitswerte zu schaffen! Da war man von vorneherein überzeugt, daß bei einem großen Künstler nicht der Erfolg maßgebend ist, ob er Großes und Unvergängliches geschaffen hat. Im Gegenteil wurde der geniale Meister durch nichts abhängig gemacht von der Gunst des Publikums. Daß das große Kunstwerk nicht kapitalistisch ausgewertet werden kann, hat Beethoven in einem Briefe an Goethe 1823 in den Worten zum Ausdruck gebracht: „Ich habe so vieles geschrieben, aber erschrieben — beinahe gar nichts.“ Auf dem Boden dieser adligen Lebensauffassung sind einzig und allein die großen Meister deutscher Tonkunst denkbar. Es ist einfach unmöglich, auch nur einen Fall anzuführen, wo kapitalistische Wirtschaftsmenschen, z. B. amerikanische Milliardäre ein Genie gehoben und ihm geholfen hätten, trotzdem wahrlich den Kapitalisten weit größere Mittel zur Verfügung stehen, als den stets in gewisser Beschränktheit lebenden deutschen Fürsten.

Mit einer inneren logischen Notwendigkeit kann der kapitalistische Wirtschaftsmensch nur

Eintags- und oberflächliche Künstler und Techniker großziehen. Er sucht in der Kunst keine Erhebung, sondern ein Zerstreuungs- und Betäubungsmittel. Man kann eben nicht im Geschäft nüchtern und in der Kunst begeistert sein. Der Kapitalist verlangt nützliche Beschäftigungen. Kunst und Künstler gelten ihm aber als unnützlich. Das „Dreimäderlhaus", das aus den Weisen Schuberts zusammengestohlen wurde, ist ein typischer Ausdruck des kapitalistischen Geistes. Die Verfasser dieses Bühnenstückes haben durch die Ausbeutung Schubertscher Melodien an einem Abend so viel verdient, wie Schubert in seinem ganzen Leben nicht.

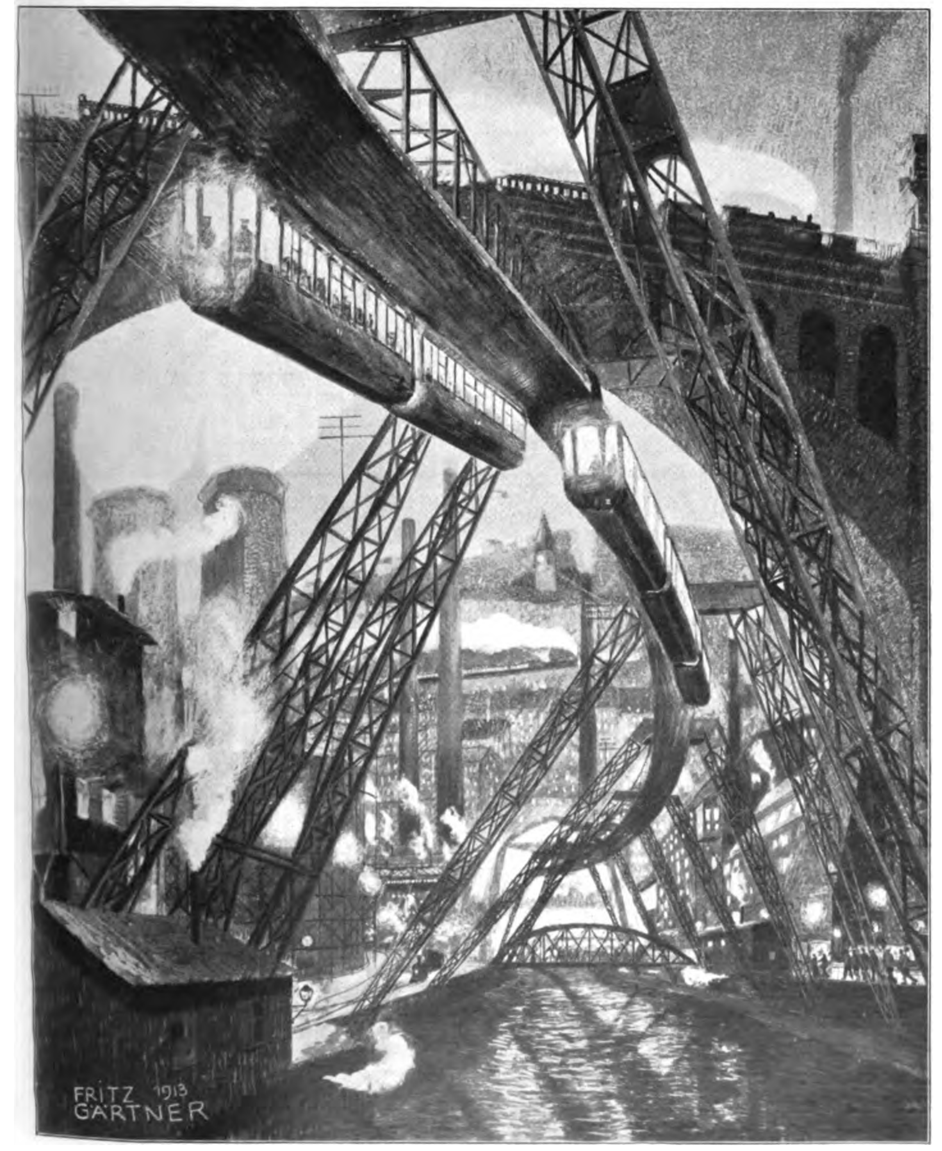
Ein Großer im Reiche der Tonkunst, Richard Wagner, hat in Leitmotiven seiner Werke und in theoretischen Betrachtungen ganz wundervoll diesen Fluch, der am Kapitalismus haftet, ausgesprochen. Im Rheingold und in den drei anderen Stücken des Rings der Nibelungen wird ein Weltproblem dargestellt: „Nur wer der Liebe flucht, gewinnt das Gold." Unter Liebe ist hier die tiefe innerliche Verbundenheit mit dem, der alles Leben erhält und trägt, mit Gott zu verstehen. Man kann nur Gott dienen oder dem Mammon. Mit diesen Worten hat unser Herr und Meister eine ganz klare Entscheidung verlangt. Diese Forderung ist an uns heutige Menschen ebenso gestellt wie an die Menschen vor zweitausend Jahren. Sie ist ewig gültig und kann durch keine moderne Entwicklung außer Kurs gesetzt werden. Und doch starrt uns die Frage entgegen: Ist es möglich, in unserer Zeit diesen Geist echter und unvergänglicher Kultur hineinzutragen in die Welt?

Leicht ist es, aus der kapitalistischen Umgebung, die uns aller Orten mit ihren Fangarmen zu umklammern sucht, in die Einsamkeit zu flüchten, um hier ein anscheinend Gott wohlgefälliges Leben zu führen. Der so handelt, der ist nicht vom christlichen Geist erfüllt. Das Christentum verlangt von uns, in der Welt über der Welt zu stehen. Wir können gewiß nicht die moderne

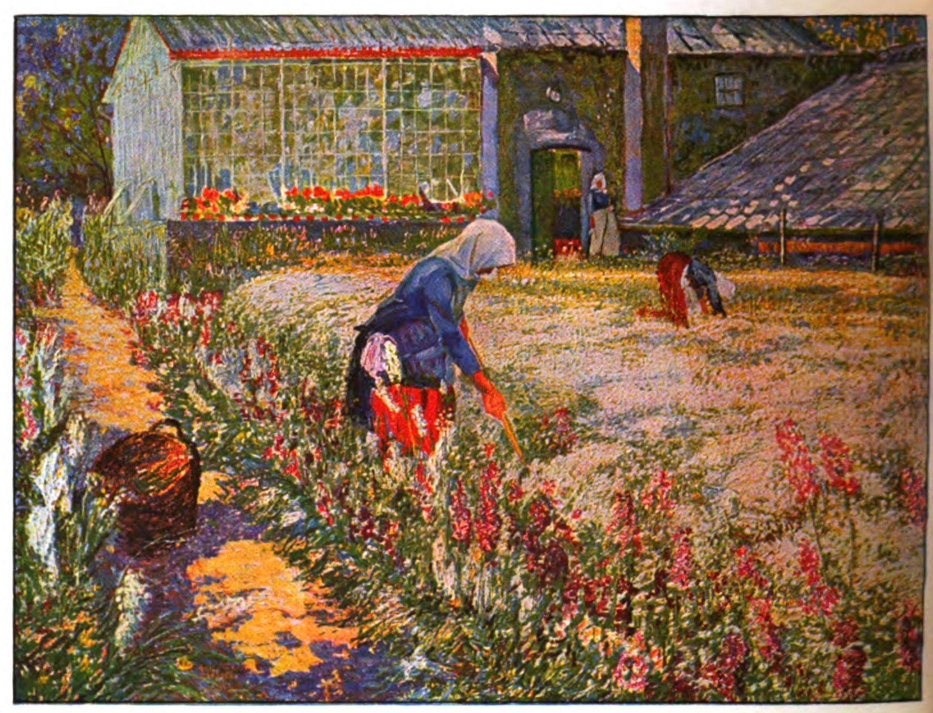


Spatenstecher — Fritz Gärtner

Entwicklung rückwärts schrauben. Feigheit aber ist es, sich bequem anzupassen, weil es ja alle tun. Gegen diese feige Bequemlichkeit zu kämpfen, ruft uns die christliche Religion auf. Sie ist eben keine Massenreligion. Sie sammelt nicht die müden und kranken Seelen, sondern die tapferen, die Lebensmutigen und Optimisten, die trotz allem den Kampf aufnehmen. Diesen aristokratischen Charakter des Christen hat Luther in den prächtigen Worten zum Ausdruck gebracht: „Und kehre Dich nicht an die Menge und gemeinen Brauch, denn es sind wenig Christen auf Erden, da zweifle Du nicht an, dazu so ist Gottes Wort etwas anderes denn gemeiner Brauch."



Schwebebahn — Fritz Gärtner



Im Blumengarten — Fritz Gärtner

In diesem Zusammenhang erinnert Luther an Tertullians Worte, daß Christus nicht gesagt habe, ich bin die Gewohnheit, sondern die Wahrheit. Gegen diese süße Gewohnheit, die der kapitalistische Geist überall ausstreut, gilt es zu kämpfen, um die Wahrheit zu gewinnen.

Das Christentum, das gegen die allgemeinen kapitalistischen Lebensgewohnheiten ankämpft, ist die Grundlage einer wahren Kultur. Ricarda Huch hat sehr feinsinnig in ihrem Buche „Der Sinn der heiligen Schrift" (Insel-Verlag) gesagt: „Die weltlichen Schätze ersticken die Geisteskraft, Phantasielosigkeit charakterisiert die Zeiten großen Reichtums. Phantasie ist ein Kind der Armut: Sie will eine leere Wand, um ihre Zaubereien darauf zu malen. Deshalb ist Reichtum im Grunde die bitterste Armut. Man denke nur an die trostlose Öde des modernen Theaters oder moderner Wohnungen, von denen man sagen kann, sie sind desto öder und trostloser, je geschmackvoller sie sind. Kultur ist nicht denkbar ohne Künstlertum. Künstler sein heißt mit schöpferischer Phantasie aus dem Durcheinander ungeordneter Rohstoffe etwas gestalten. Wahres Künstlertum schaut die Welt von innen und findet sie doch schöner wieder."

Die schwere Zeit, durch die wir hindurch gehen, kann uns zum Besten dienen, und uns, die wir in dem Reichtum des Kapitalismus zu ersticken drohen, den Segen der Armut lehren. Man muß nur die Seelen- und Kulturlosigkeit des Kapitalisten erkennen, um Luthers Worte ganz zu verstehen. „Reichtum ist das geringste Ding auf Erden und die allerkleinste Gabe, die Gott einem Menschen geben kann. Was ist's gegen Gottes Wort, ja, was ist's auch nur gegen leibliche Gaben, wie Schönheit, Gesundheit und Gaben des Gemütes, wie Verstand, Kunst, Weisheit. Dennoch trachtet man so emsig danach und läßt sich keine Arbeit noch Mühe und Gefahr verdrießen noch hindern. Darum gibt Gott gemeiniglich Reichtum den groben Eseln, denen er sonst nichts gönnet."

Dr. Hans Siegfried Weber

Dr. Ed. Stadtler und seine Arbeit für den Wiederaufbau Deutschlands

Unter den führenden Persönlichkeiten unserer Tage ragt als eine der bemerkenswertesten der Alt-Elsässer Eduard Stadtler hervor. Er bestätigt die Tatsache, daß das wunderschöne Land zwischen Rhein und Wasgenwald neue Blüten und neue Früchte hervorbrachte, als es wieder zum Reich gekommen war. Kaum fünfzig Jahre war das Elsaß wieder bei dem Reich, und schon hatte sich neben dem wirtschaftlichen Aufschwung eine schöpferische Lebendigkeit entwickelt, welche die alten fruchtbaren Zeiten des deutschen Mittelalters wieder aufleben ließ. Dieser Lebendigkeit ist auch Ed. Stadtler entsprossen.

Geboren in Hagenau, wuchs er aus kleinbäuerlicher Abstammung in streng katholischer Erziehung auf, mußte aber, da seine verwitwete Mutter 1896 eine zweite Ehe einging, als Elfjähriger das Haus verlassen. Er wurde einem klerikalen Institut in Belfort zugeführt. Dort hat er das französische Gymnasium mit der Tendenz zur Geistlichen-Erziehung absolviert, dann in Graz von 1903—1905 Geschichte, Philosophie, Pädagogik, Geographie studiert. 1905 kehrte er neunzehn Jahre alt in seine Heimat zurück, wo er sich zunächst zur Ablegung des Abituriums am deutschen Gymnasium in Hagenau vorbereitete, um im Herbst 1906 an die Universität in Straßburg überzusiedeln. Hier kam er in nähere Berührung mit Herrn Prof. M. Spahn und hatte zugleich mit seinem Eintritt in die deutsch-katholische Studentenkorporation Gelegenheit, in die deutschen Fragen hineinzuwachsen, sowohl von der historischen wie politischen Seite her. Letztere interessierte ihn so stark, daß er als Student die Jugendorganisation des Zentrums (Windthorst-Bund) in Straßburg übernahm und in aktiver Agitation dafür wirkte im Kampf gegen Wetterles Richtung für die innere Angliederung des Elsaß und der Partei an Deutschland. Diese Agitation setzte er auch fort, nachdem er 1910 das Staatsexamen abgelegt hatte und in Bischweiler, dann in Forbach als Lehrer tätig war. Wegen seiner politischen Aktivität kam er mit der Schuldirektion in Konflikt, was zu seiner Entlassung aus dem Schuldienst im Herbst 1912 führte und ihn zu dem Entschluß brachte, obwohl eine einstimmige Kundgebung im Straßburger Landtag sich für ihn einsetzte, sich ganz der politischen Arbeit zu widmen. Er trat als Sekretär in die Zentralleitung der Windthorstbewegung in Köln ein und entwickelte eine ununterbrochene Tätigkeit im Rheinland, Elsaß-Lothringen, Baden, Württemberg, Bayern, Schlesien als Redner und Schriftsteller. Mit dem Ausbruch des Krieges wurde das Kölner Sekretariat geschlossen. Dafür nahm das „Düsseldorfer Tageblatt" seine Dienste als politischer Redakteur in Anspruch, bis er, als Landsturm-Rekrut in Ulm und Münsingen ausgebildet, am 1. Januar 1916 an die Westfront versetzt wurde. Während der beiden ersten Kriegsjahre vollzog sich in ihm eine innere Wendung, die das deutsche Bewußtsein zum nationalen Erlebnis steigerte. In der Broschüre: „Das deutschnationale Bewußtsein und der Krieg" legte er ein Bekenntnis zum preußisch-deutschen Staatsgedanken ab. Im Schützengraben vor Verdun verfaßte er die Schrift: „Französisches Revolutionsideal und die deutsche Staatsidee", später noch: „Parteipolitische und ständepolitische Volksvertretung". Im August 1916 wurde er als Vizefeldwebel mit seinem Regiment an die Ostfront versetzt und in die Endoperationen der Brussiloff-Offensive verwickelt, wobei er Anfang September in russische Gefangenschaft geriet. Er benutzte die Zeit seiner Gefangenschaft, um Russisch zu lernen und die russischen Verhältnisse zu studieren, die seinem politischen Kopf mancherlei zu denken gaben.

Im Februar 1918 konnte er durch Flucht sich der Gefangenschaft entziehen und im deutschen Generalkonsulat zu Moskau Beschäftigung finden. Dann nach Berlin übergesiedelt, erlebte er die Revolutionstage dort und rief mit Heinrich von Gleichen die „Vereinigung für nationale und soziale Solidarität" ins Leben. In dem Programm dieser Gesellschaft nahm er den Kampf gegen die Formaldemokratie auf und setzte sich für berufsständischen Aufbau des Staates ein.

Außerdem beteiligte er sich an der Gründung der „antibolschewistischen Liga“, wobei er mit führenden Männern des Unternehmertums (Helfferich, Stinnes, Vögler, Borsig, Hugenberg, Quartz) u. a. zusammentraf. Seine Fühlung mit dem Zentrum hörte mit der Revolution auf, ohne daß er sich einer anderen Partei zuwandte, da eine überparteiliche Ideenwelt ihn gefangennahm und ein starkgeistiger Aktivismus in der Richtung eines ständischen Staates ihn beherrschte, getragen von dem politischen Willen von Wirtschaftsgruppen und parteipolitisch unabhängigen Sachverständigen der Wirtschaft. Er war damals noch des Glaubens, daß die gegründete Zentralarbeitsgemeinschaft der Unternehmer und der Gewerkschaften von beiden Teilen ehrlich gemeint sei und zu einer ständischen Form sich entwickeln ließe, in der die alten vom Marxismus großgezogenen Gegensätze überbrückt und zu gemeinsamer nationaler Arbeit vereinigt werden könnten. Da in der Liga starke demokratische Strömungen sich geltend machten, die weder den Einsatz für die ständischen Ideen noch den Kampf gegen die Formaldemokratie billigten, zog sich Stadtler von der Liga im Frühjahr 1919 zurück, um sich dem Juniklub anzuschließen, in dem Männer wie Möller van den Bruck, H. von Gleichen, Dr. A. Dietrich, Max Hildebert Böhm, Dr. Fr. Rehr u. a. sich für parteifreie Politik zusammengefunden hatten. Auch Prof. M. Spahn schließt sich dieser Gruppe an, und es bricht sich der Gedanke Bahn, aus dem Juni-Klub eine Hochschule für nationale Politik zu schaffen. Dabei geht die Vortragstätigkeit Stadtlers ununterbrochen fort. Seine literarische Arbeit konzentriert sich seit dem Frühjahr 1919 im „Gewissen“, einem Wochenblatt, das durch drei junge Offiziere in Potsdam ins Leben gerufen worden war; Stadtler übernahm es am 1. Januar 1920 als Herausgeber, nachdem inzwischen der Juni-Klub die Form des „Rings der Jungen“ angenommen hatte, in dem sich ein reges politisches Leben entwickelt mit der Losung „Arbeitsgemeinschaft, berufsständischer Aufbau des Staats, Sachverständigendiktatur“. In den Spektator-Aufsätzen des Prof. Troeltsch im „Kunstwart“ spiegelt sich dieses Leben wider. Im Herbst 1921 tritt Professor Spahn in die deutsch-nationale Partei ein, während Stadtler sich der Deutschen Volkspartei anschließt. Im Kampf gegen den Reichskanzler Wirth wird gegen Stadtler ein Verfahren wegen Landesverrat eingeleitet, was allgemeines Aufsehen hervorruft und seinen Namen in weitere Kreise trägt.

Die Vortragstätigkeit Stadtlers hat sich bis 1922 im wesentlichen in Berlin, Spandau (Johannes-Stift) und in Mitteldeutschland abgespielt. Dann eröffnet sich ihm ein neues Gebiet, das er mit besonderem Eifer erfaßt: Ostpreußen. Seine preußischen Ideen, die in ihm starkes Leben gewonnen hatten, stoßen nun mit dem Preußischen Raum zusammen und werden durch enge Beziehungen zum Ostpreußischen Heimatbund gestärkt. Seine Vorträge in Königsberg, Osterburg, Friedland, Bartenstein, Gerdauen, Wehlau, Kranz u. a. hinterlassen, wie überall, starke Eindrücke. Durch die Berührung mit der Stahlhelmbewegung, durch Teilnahme an den studentischen Lehrgängen in Spandau wird er immer tiefer zu aktiver Teilnahme an der vaterländischen Politik angeregt, während er andrerseits durch Konflikte mit Stresemann innerlich von der Deutschen Volkspartei abzurücken sich gedrungen fühlt. Zugleich zieht er sich mehr und mehr vom Ringkreis zurück, um schließlich die Herausgabe des „Gewissen“ niederzulegen. Mehrfache Kandidaturbemühungen für den Reichstag scheitern daran, daß die Polizei bei der Durchsicht der Papiere Stadtlers die Entdeckung macht, daß er auf Grund des Vertrags von Versailles nicht deutscher Reichsangehöriger, sondern französischer Staatsbürger sei.

Entscheidend für Stadtler wird die im Herbst 1924 beginnende politische Preußenarbeit in Pommern, wobei er nach und nach immer nähere Fühlung mit dem ansässigen Adel gewinnt, so vor allem mit Herrn von Wedel-Fürstensee und seinem Hause. Hier bildet sich ein Mittelpunkt für die Werkgemeinschaftbewegung innerhalb der Landbevölkerung aus. Der Versuch, diese Bewegung auch in die Industrie zu verpflanzen, gelingt zuerst auf Grund alter Stahlhelmbeziehungen im Niederlausitzer Industriegebiet. Von dieser Arbeit soll nachher die Rede sein.

Im Herbst 1925 erfolgte die Gründung des „Bundes der Großdeutschen“, Mitte Februar

1926 erscheint als vierzehntägige Wochenschrift das „Großdeutsche Reich“, von Stadtler herausgegeben, die so gut einschlägt, daß sie von Januar 1927 ab in eine Wochenschrift sich verwandeln kann. Hand in Hand damit geht eine politische Schriftenreihe. Es erscheinen von ihm rasch hintereinander die Broschüren: Was ist Politik? Werden und Vergehen des bismarckschen Reiches. Staatsprobleme des Weltkriegs. Soldat und Politiker. Weltkrieg und soziale Frage. Werksgemeinschaft als soziologisches Problem.

Auf diese Schrift soll im nachstehenden vor allem die Aufmerksamkeit gelenkt werden, weil ihre Gedanken sich nicht nur in dem Bereich ideologischer Prinzipien abspielen, sondern mitten in die Wirklichkeit unseres Volkslebens hineinstoßen, und starke Umwälzungen hervorrufen, deren Endwirkungen unabsehbar sind.

Im Mittelpunkt steht die Idee der Werksgemeinschaft.

* * *

Die Werksgemeinschaft ist eine Idee, die dem Gedanken der Volksgemeinschaft entsprungen ist. Volksgemeinschaft ist eine natürliche Verbundenheit aller Menschen, die, auf dem gleichen Boden erwachsen, gleichen Geistes und Blutes sind und sich nach außen hin durch gleiche Sprache, Sitte und Kultur kennzeichnen. Die Wurzel der Volksgemeinschaft ist die Familie, deren Bedeutung der große Volkserzieher Pestalozzi vor allem in seinem Volksroman „Lienhard und Gertrud“ ins Licht gestellt hat. Die Familien sind die Urzellen der Volksgemeinschaft, früher wirtschaftlich und kulturell, heute nur noch in letzterer Beziehung. Denn an Stelle der Familie ist wirtschaftlich das einzelne Unternehmen, das Werk, der Betrieb getreten. Diese Betriebe bilden in ihrer Gesamtheit die Urzellen der Volkswirtschaft. Aus ihnen baut sich die Organisation der Wirtschaft auf. Sie wird richtig und lebensfähig sein, wenn die einzelnen Teile, die zu ihr gehören, in rechter Weise zusammenarbeiten und gut ineinandergreifen. Die getrennte Organisation von Arbeitgebern und Arbeitnehmern ist darum sinnlos. Diese Sinnlosigkeit wird aber ganz übersehen, weil alle wirtschaftlichen Verbände, auch die christlichen und nationalen, sich zur Klassenkampforganisation ausgewachsen haben, bei der es heißt, daß der Vorteil des Arbeiters nur durch Schädigung des Unternehmers, des bösen Kapitalisten, und umgekehrt der Vorteil des Unternehmers nur durch Schädigung des Arbeiters, als ewig Unzufriedenen, zu erzielen sei. Durch diese unsinnige Auffassung ist die natürliche Wirtschaftsgemeinschaft zerspalten worden. Der Amerikaner H. Ford hat bekanntlich die Arbeitsgemeinschaft in seinem grandiosen Unternehmen durchgeführt, in dem er von vornherein alles dahin zuspitzte, dem Arbeiter den größtmöglichen Lohn bei höchster Leistung zuteil werden zu lassen. Hier ist der bewußte Zusammenschluß aller Kräfte des Unternehmens erfolgt zum Zweck der höchstmöglichen Erfüllung aller Betriebsarbeiten und zum Zweck der höchstmöglichen Hebung der ganzen Wirtschaft im Interesse des Aufstiegs des Gesamtvolks. Der durch Marx zur Siedehitze aufgepeitschte Gewerkschaftsgedanke führte bei uns zu der verhängnisvollen Spaltung der natürlichen Bindungen. Das war die große Sünde gegen den heiligen Geist der Gemeinschaft, an deren gräßlichen Folgen wir leiden, nicht zu entschuldigen mit dem Hinweis, daß die Sünden des Liberalismus, dem die Unternehmer huldigten, ebenso himmelschreiend sind.

Beiden Teilen fehlt die wahre Gesinnung, die aus der Hingabe an das Gesamtwohl entspringt und nur auf dem Boden einer lebendigen Volksgemeinschaft lebendig bleiben kann. Diese zielhafte Gesinnung will die Werksgemeinschaft pflegen und zu einem starken Willen entwickeln, der zur Tat schreitet. Sie tritt in der gemeinschaftlichen Arbeit an einem Werk, an einem Betrieb hervor, an dessen Blüte der Arbeiter, der Unternehmer und der Angestellte gleichmäßig beteiligt sind.

In der Werksgemeinschaftsbewegung handelt es sich also letzten Endes um eine seelische Erneuerung unseres Volkstums von den Zellen her: Familie, Heimat, Arbeitsbetrieb. Sie tritt damit in schärfsten Gegensatz zu den marxistischen Gewerkschaften, welche durch die Erregung von Haß und Neid unsere Arbeiterschaft heimatlos und seelenlos gemacht hat, ohne

ihre wirtschaftliche Lage auch nur im geringsten zu verbessern. Die Werksgemeinschaft dagegen will die Menschen innerlich verwandeln und allmählich die Stätten der Arbeit, die Werke selbst zu gesunden Lebensorganismen der Menschen und der Arbeit umsetzen. Haß und Neidgefühle werden dann dem Gefühl selbstverständlicher Solidarität unter denen Platz machen, die zu einem Werk gehören. Unternehmer, Angestellte, Arbeiter sind von dem Geiste der Gemeinschaft erfüllt und fühlen sich beschwingt und glücklich in diesem Geiste. Bisher war der Marxismus die Glaubenswelt des Proletariats. Er hat aber seinen Anhängern nicht die Verwirklichung seiner Glaubensziele gebracht. Die Werksgemeinschaftsidee bringt dem Arbeiter nun einen neuen Glauben, den Glauben an die Anerkennung des Arbeiterstandes, seine Heranziehung zur Mitverantwortung in Staat und Wirtschaft. Wenn es gelingt, der Arbeiterschaft dieses Ziel als Evangelium in die Seele zu pflanzen, dann wäre für die Erneuerung unseres Volkes unendlich viel erreicht. Da, wo die Werksgemeinschaft bereits festen Fuß gefaßt hat, haben Arbeiter, Angestellte und Unternehmer gleichmäßig gewonnen, seelisch und materiell. Es handelt sich nun darum, die Idee der Werksgemeinschaft in den beteiligten Kreisen weiter zu verbreiten und fest einwurzeln zu lassen. Geschieht dies, dann können wir getrosten Sinnes der Zukunft unseres Volkes entgegenschauen.

Nicht ohne harte Kämpfe wird dies gelingen. Denn es ist leicht erklärlich, daß die Ideenwelt der Werksgemeinschaft auf starken Widerspruch stößt, sowohl bei den Arbeitern wie den Unternehmern. Erstere schwören in ihrer Mehrzahl immer noch auf den Marxismus, glauben immer noch, daß sie auf den Wegen des Klassenkampfes ihr Ziel, Besserung ihrer wirtschaftlichen Lage erreichen können. Die Arbeitgeber aber wurzeln im Liberalismus, der dem schrankenlosen Wettbewerb der wirtschaftlichen Kräfte huldigt, und sehen ihr Heil im Drücken der Löhne, um höhere Erträge für sich zu gewinnen. Beiden Gruppen ist im Laufe des 19. Jahrhunderts, das die marxistische proletarische Gedankenwelt und die wirtschaftsliberalen Forderungen bis zum Extrem herausgearbeitet hat, die Idee der Gemeinschaft verloren gegangen, die allein uns Rettung aus der verworrenen Lage bringen kann. Wieweit die marxistischen Kreise von dieser Einsicht entfernt sind, kann man daraus ersehen, daß ihre Presse den Werksgemeinschaftsgedanken als eine Idee des Unternehmertums hinstellt. Das Unternehmertum wolle durch bezahlte Agitation damit die Organisationen des selbstbewußten, zur Macht gelangten Proletariats zerschlagen, um die Arbeiterschaft unter die eigene Willkür zwingen zu können. Der liberale Unternehmertyp aber neigt dazu, den Werksgemeinschaftsgedanken als Sozialismus oder Kommunismus zu empfinden, weil er ihm Bindungen und Verantwortungen auferlegt, von denen die liberale Wirtschaftstheorie nichts weiß.

Diesen herrschenden Machtgruppen gegenüber hat die Idee der Werksgemeinschaft einen schweren Stand. Sie läuft Gefahr zwischen beiden Mühlsteinen zerrieben zu werden, um so mehr, als Stadtler den wirtschaftlichen Werksgemeinschaftsgedanken mit der politischen Idee der ständischen Vertretung an Stelle des herrschenden Parlamentarismus zusammenfügt. Der Gedanke nach solcher Verbindung liegt nahe. Denn die innere und äußere Geschlossenheit der Werksgemeinschaft bildet eine Macht, die, durch zweckmäßige Verbindungen gesteigert, nicht ohne tiefgehenden Einfluß auf das staatliche Leben bleiben kann, ja dieses Leben grundsätzlich umgestalten muß. Damit wird die Aufmerksamkeit der politischen Parteien, die heute das Heft in der Hand haben, auf die Werksgemeinschaftsbewegung gelenkt; eine Aufmerksamkeit, die sich bald in Gegnerschaft auflöst, da durch sie die Herrschoft des Parlamentarismus in Frage gestellt wird. Wie die durch Liberalismus und Marxismus auseinanderorganisierten Menschen des wirtschaftlichen Lebens zusammenorganisiert werden müssen, so müssen die parteipolitisch auseinandergerissenen Volksgenossen zu berufsständischen Gemeinschaften zusammengeschlossen werden. Organische Werksolidarität und lebendige Berufsgemeinschaft legen neue Grundlagen zu einer staatlichen Macht, ohne die ein Volk auf die Dauer nicht bestehen kann. Nur Macht gibt Schutz. Der Schutzlose, der Einzelne wie das Volk, ist zum Untergang verurteilt. Noch hält

der nationale Eigennutz unserer Nachbarn unser Volk am Leben, das durch die Lüge eingeschläfert worden ist, daß es als einzige Ausnahme schutzlos sein könne und in diesem Glauben weiterschuftet von Tag zu Tag. Scheint doch dieser Glaube durch den Rettungsanker Weltwirtschaft — Völkerbund genügend gestützt zu sein. Dieser Glaube ist so bequem. Darum wird der liberalistisch Denkende und marxistisch Befangene die Utopie eines Weltwirtschaftlichen Völkerbundes jeder Idee vorziehen, die an ihn oder an seine Organisation unbequeme Forderungen richtet und Taten verlangt, die jenseits der Bequemlichkeitsrechnung liegen. Die Werksgemeinschaftsidee ist demnach eine pädagogische Idee großen Stils, die in Erinnerung an den hundertjährigen Todestag des Schweizer Pädagogen Pestalozzi das gewaltige alte Menschheitsproblem aufrollt, ob und wie die Menschen zu besseren Menschen erzogen werden können.

Ohne Zweifel bricht in dem Gedanken der Werksgemeinschaft die Sehnsucht des modernen Menschen nach echter Gemeinschaft durch im Gegensatz zu bloßen gesellschaftlichen Organisationen, die den familienhaften Charakter des Zusammenlebens der Menschen aufgelöst haben. Und doch ist die Wahrheit unumstößlich, daß das Reich Gottes nur da ist, wo echte Familie und echte erweiterte Familiengemeinschaft ist. Aus ihr allein kann sich im Geistigen wie im Leiblichen die Kraft des Volkes erneuern. Das war der Standpunkt des Volkserziehers, dessen hundertjähriger Todestag seine Ideen wieder lebendig werden ließ. Sie kehren auf besondere Weise in dem Werk des Dr. Stadtler wieder, den man darum auch als einen Jünger Pestalozzis bezeichnen könnte.

Welche Gestalt dieses Werk angenommen hat, kann an zwei Orten unseres Vaterlandes erkannt werden, und zwar einmal auf dem Lande, das andre Mal in einem Industriebezirk. In Pommern fanden sich Männer, die über den alten Patriarchalismus hinaus waren, andrerseits aber auch die kämpferischen Klassenschichtungen innerhalb der Landwirtschaft grundsätzlich ablehnten und gegen beide Richtungen den Gedanken der gemeinschaftlichen Verbundenheit von Großgrundbesitz, Bauerntum und Landarbeiterschaft praktisch aufgriffen und verwirklichten. Das Pommersche Landbundsystem ist bis heute die Ideallösung der Werksgemeinschaftsidee und der berufsständischen Ideenwelt. Die Idee des Berufsstandes hat den Klassenkampf überwunden, an dem ein Volk elend zugrundegehen muß. Die Rechtsform einer neuen vertikalen Gesellschaftsordnung löst die Klassenkampforganisationen auf und entspannt sie in einen wirtschaftsfriedlich gegliederten Organismus. Der Geist, der ihn zusammenhält, ist nicht der materielle Wirtschaftsgeist, sondern der bäuerliche Berufsgedanke, verstärkt durch Heimatgeist und geschlossene nationalpolitische Ideenwelt.

Noch war aber nicht der Beweis geliefert, daß innerhalb der deutschen Großindustrie der Werksgemeinschaftsgedanke und der berufsständische Aufbau zu verwirklichen sei. Dr. Stadtler nahm als Feld seiner Tätigkeit das Gebiet des Niederlausitzer Braunkohlenbergbaus in Angriff, um den Beweis der Anwendbarkeit zu liefern. Wie überall sonst war dort auch das Unternehmertum in einem Arbeitgeberverband und Bergbaufachverband als „Bergbauverein" organisiert. Getrennt davon marschierten die Gewerkschaften und gewerkschaftlich eingestellten Organisationen. Nachdem es gelungen war, einen Teil des Unternehmertums für die Gedankenwelt zu interessieren, setzte eine intensive geistige Bewegung ein, die sich an die Besten der Arbeiterschaft, der Angestelltenschaft und des Unternehmertums richtete, um durch besondere Lehrkurse gläubige Vorkämpfer des Werksgemeinschaftsgedankens und des berufsständischen Gedankens heranzubilden. Die Kursteilnehmer schlossen sich freiwillig zu der „Guteborner Vereinigung" zusammen und bald war der Punkt erreicht, wo Arbeiterschaft, Angestelltenschaft und Unternehmertum die „Niederlausitzer Bergbauwerksgemeinschaft" gründen konnten. So wuchs aus den Werksgemeinschaftszellen der einzelnen Gruben und Fabriken der Niederlausitz der große Baum des berufsständisch zusammengefaßten Bergbaus der Niederlausitz heran. Bergherren, Bergbeamte, Bergleute, schichtweise gegliedert, getragen von einheitlichem Geiste fühlen, sich als Organe derselben berufsständischen Arbeitsgemeinschaft.



In dem Schlußwort seiner Broschüre „Werksgemeinschaft als soziologisches Problem“ schildert Dr. Stadtler das Septemberfest 1926 der „Guteborner Vereinigung“ in Erinnerung an die Pommersche Landbundversammlung 1925 und schließt mit den Worten: „Solche Erlebnisse gründen sich auf blutgewordenen Ideen. Das ist nicht mehr Buchweisheit. Das ist volles, heiliges Leben. In aller Trostlosigkeit unserer Tage stützen solche Erlebnisse den Glauben an den Wiederaufstieg unseres deutschen Volkes zu Freiheit und Macht.“

In der Schrift: Die Guteborner Werksgemeinschaftsbewegung (Verlag des Bundes der Großdeutschen G. m. b. H. in Berlin, Potsdamer Straße 121) erhält der Leser einen genauen Einblick in die Arbeit, die dort nahe der Ostgrenze des Reiches geleistet worden ist.

* * *

Der Eindruck, den die Lektüre der Stadtlerschen Schriften hinterläßt, ist so erhebend, daß der Leser ganz in den Bann der glühenden Vaterlandsliebe gerät, die den Verfasser beseelt. Es ist, als ob die geheime Sehnsucht all der Besten aus dem Wasgau nach dem alten Mutterland sich in ihm angesammelt und nun im Weltkrieg zum Durchbruch gekommen sei. Diese starke Vaterlandsliebe ist das treibende Element in ihm, das ihm keine Ruhe läßt. Millionen andrer Deutscher stehen ihm in der Stärke des Vaterlandsgefühls nicht nach, gegenüber denen, die — von der Menschheitsidee gefesselt — ihr vaterländisches Gefühl absterben ließen, aber worin sie sich mit dem Alt-Elsässer nicht messen können, ist dies, daß er sein ganzes Sinnen und Trachten nur dem einen Gedanken hingibt: Wie ist meinem Volke zu helfen, daß es unter den Völkern der Erde wieder geachtet, ja gefürchtet dastehe, unabhängig, frei von allen Fesseln, die eine vielköpfige Allianz von Militärs und Bankleuten ihm auferlegt haben wider alles Recht und alle Gerechtigkeit.

Um diese Freiheit, ohne die ein großes Volk auf die Dauer nicht leben kann, zu erlangen, ist es vor allem nötig, die innere Unfreiheit zu überwinden, in die uns der Marxismus, dieses seelenlose materialistische System, gebracht hat. Es hat die Nation in zwei Völker zerrissen, die einander nicht mehr verstehen, weil die Idee des Vaterlandes dem einen Teil genommen wurde und das Ganze so viel an Stoßkraft verlor, daß es in seiner Zerrissenheit gelähmt zur Unfreiheit verdammt ist. Also gilt es zuerst dieses inneren Zwiespaltes Herr zu werden, der aus den wirtschaftlichen Verhältnissen stammt. Denn was an ideologischen Gegensätzen in unserem Volk sich bekämpft, ist eine Sache für sich, die wir hier beiseite lassen, so wichtig sie an sich ist.

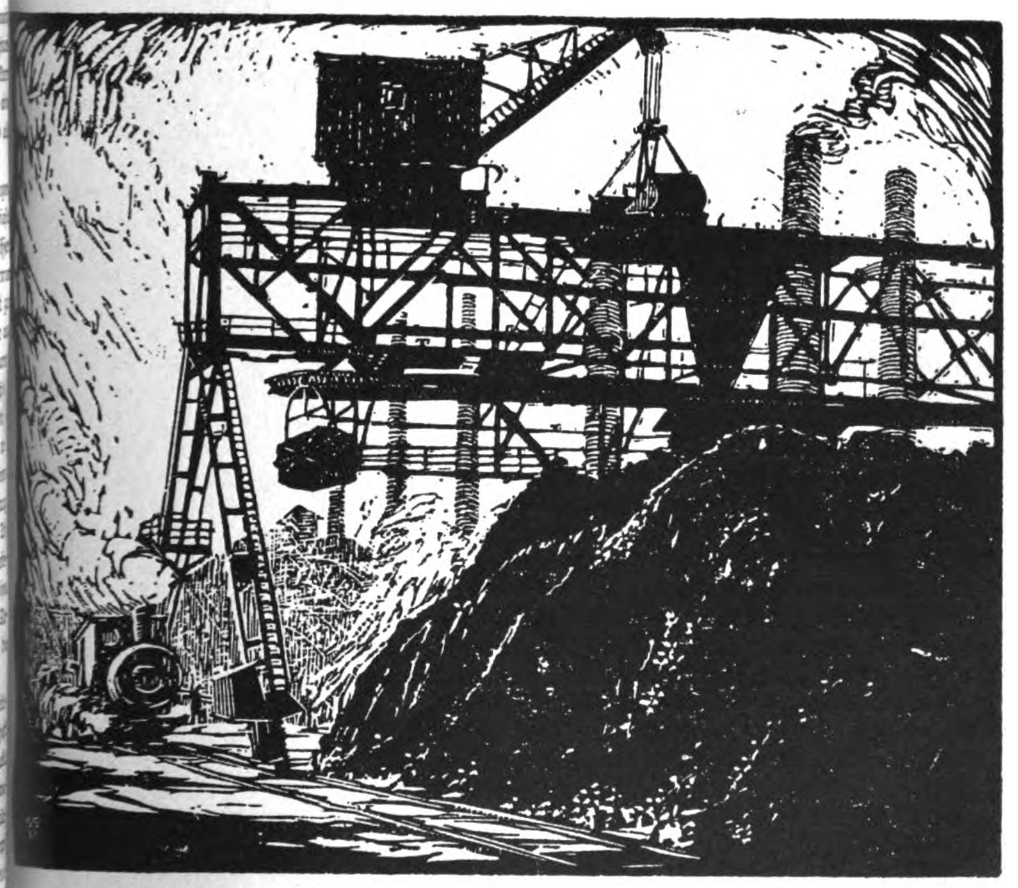
Die industrielle Entwicklung hat bei uns zu dem Kampf zwischen Arbeit und Kapital, Arbeitnehmer und Arbeitgeber, Faust und Kopf geführt. Durch Marx geschürt und mit Waffen versehen, die sich heute als völlig stumpf erweisen, tobt er nun schon Jahrzehnte lang, um zu keinem andern Ergebnis zu führen, als zur unnützen Vergeudung von Kräften. Die heiße Sozialisierung der ersten Revolutionsjahre hat sich in eine kalte verwandelt, die dem Sterben nahe ist. Auf diesem Weg kommen wir nicht zu dem inneren Frieden; auch das gesamte Genossenschaftswesen ist stecken geblieben in einem kaufmännischen Betrieb, der kleine Wohltaten austeilt, ohne dem Ganzen zu helfen. Die Gründung der „Zentralen Arbeitsgemeinschaft“ aber, vom November 1918, mit frohen Hoffnungen begrüßt, erwies sich bald nur als eine tote Form, der die zielhafte Gesinnung und der gesinnungsbewegte starke Wille fehlte.

Nun tritt mit Stadtler eine neue Form ins Leben, die das besitzt, was der Zentralen Arbeitsgemeinschaft abging: die Werksgemeinschaft. Von hier soll es über die Berufsgemeinschaft zur Volksgemeinschaft gehen und damit zur nationalen Freiheit, ein Ideal, dem alle guten Deutschen zustreben sollten. Denn es ist kein Naturgesetz, daß die deutsche Arbeiterbewegung für alle Zeiten marxistisch, klassenkämpferisch und antichristlich orientiert sein müsse. Natürlich ist vielmehr, das zusammenzuführen, was von Natur zusammengehört. Der Klassenkampf kann nur in der Gemeinschaft, und zwar in der Gemeinschaft der Wirtschaftszelle überwunden werden, nicht in großen, gegen einander organisierten Berufsverbänden, in denen die Träger der Gemeinschaft niemals in direkte Berührung zueinander kommen. Ganz anders in der Werks-

gemeinschaft. Hier wird der Arbeiter anerkanntes Mitglied eines Berufsstandes. Er regelt gemeinsam mit den anderen Gruppen, dem Angestellten und dem Unternehmer, innerhalb des Berufsrings seine wirtschaftlichen Interessen. Der Unternehmer braucht dabei nichts zu opfern; er gewinnt aber die geistige Führung im Betrieb zurück, die in der Standesgemeinschaft von selbst ihre Anerkennung findet.

Noch steht diesen Gedanken heute alles entgegen, was Macht im Staate ist, vor allem auch die großen Gewerkschaften. Aber sie werden sich, wenn auch unter harten Kämpfen durchsetzen, weil sie gesund sind und in ihrer Einfachheit und Schlichtheit die Macht der Wahrheit für sich haben. Das marxistische Wolkengebilde beginnt zu zerflattern, nachdem es schon zu lange die deutsche Erde überschattet hat. Unter der Führung des Alt-Elsässers wird ein neuer Weg gebahnt, auf dem der Aufstieg unseres Volkes mit Sicherheit erfolgen kann. Das ist sein Glaube, und wir teilen diesen Glauben mit ihm.

Prof. Dr. W. Rein



Kohlenkran — Gerd Schniewind

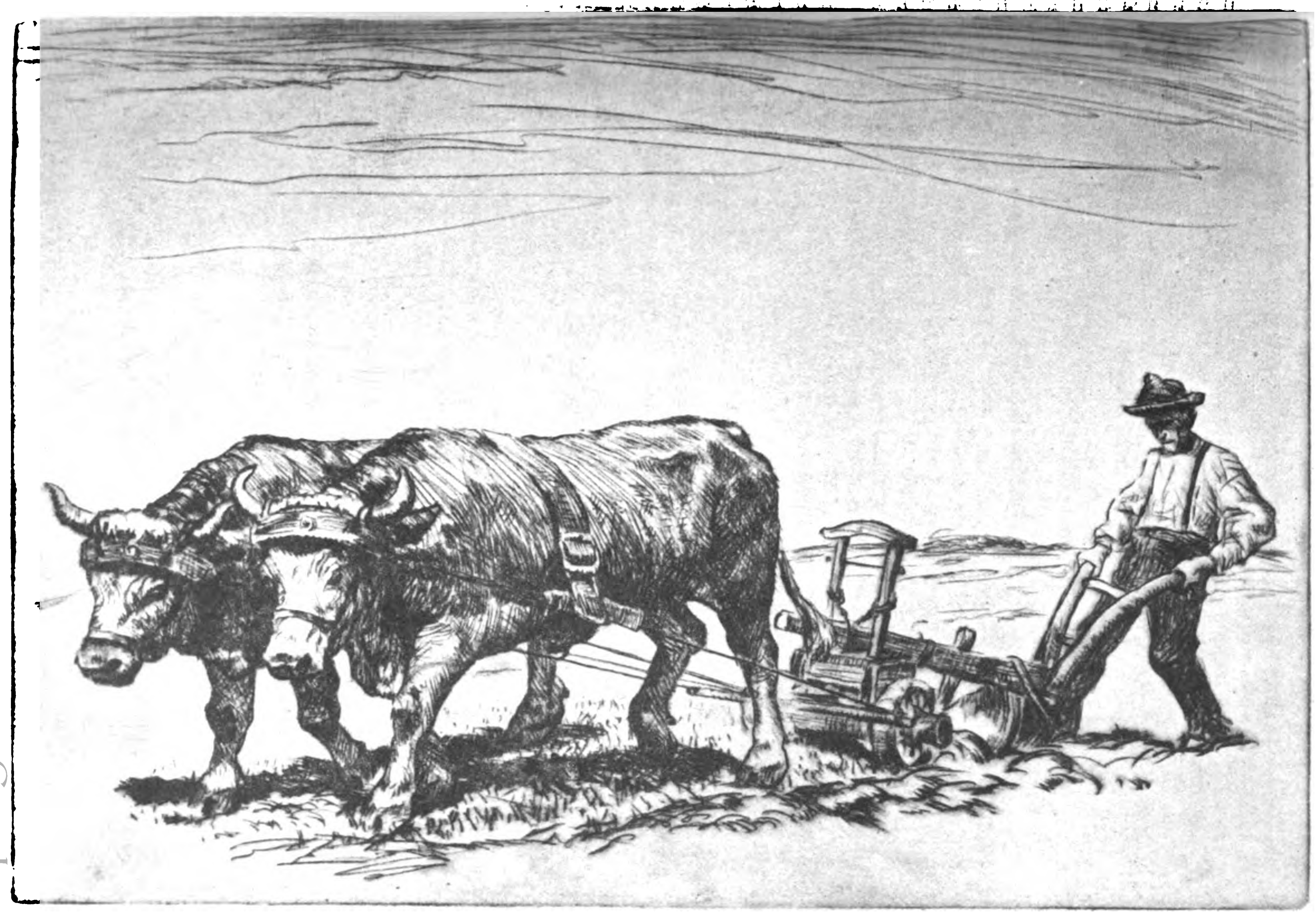
Das alte Heer und das Volkslied

Daß die im Liede zum Ausdruck kommenden Empfindungen des Volks Beachtung verdienen, ist anerkannt. Seit der englische Bischof Thomas Percy 1765 in seinen „Resten alter englischer Dichtungen" die erste nationale Volkslieder- und Balladensammlung schuf und damit einen weitreichenden Eindruck erzielte, ist in allen Ländern fleißig gesammelt worden; und gerade in Deutschland haben die besten Geister der Volkspoesie, „der Muttersprache des Menschengeschlechts", ihre Aufmerksamkeit gewidmet: es genügt an Hamann, Herder, Goethe, Arnim, Brentano, Uhland, Hoffmann v. Fallersleben, R. v. Liliencron, die Gebrüder Grimm zu erinnern.

Man hört oft die Behauptung: sobald ein Volk anfinge, Kunst-Musik zu pflegen, sei es mit dem Volkslied vorbei. Der Satz ist falsch — davon kann sich jeder überzeugen, der mit dem Volke in nahe und dauernde Berührung kommt. Tatsächlich weiß und merkt „das Volk" wenig von der guten Kunstmusik; sie entspricht gar nicht seinen Bedürfnissen. Auch die jetzt bis in die entlegensten Dörfer gedrungenen Grammophone haben das Volkslied nicht verdrängen können. Zwar gehört es auch bei der Landbevölkerung heute zur „Bildung", die neuesten Tänze und Operettenschlager zu kennen und gelegentlich mitsingen zu können; aber, wenn es gemütlich wird, wenn man etwas Gefühlvolles, etwas „für's Herz" haben will, singt man nach wie vor die Lieder, die dem Empfindungsleben des Volkes entsprechen.

Von der geschliffenen Kunstdichtung, auch der volksliedmäßigen, unterscheiden sich die wirklichen Volkslieder wesentlich. Sie sind ungeschickt im Ausdruck, plump in der Form, sprunghaft in der Gedankenfolge, inhaltlich bald lyrisch, bald dramatisch bewegt, oft sentimental, manchmal derb bis zur Roheit, nicht selten aber auch von überraschender Zartheit der Empfindung; die einfachen Melodien melancholisch oder ausgelassen lustig, auch die traurigen oft mit Widibummvalleras und Juchheirassas dekoriert — alles genau dem Wesen des Volkes entsprechend und somit recht eigentlich Kunst; sofern nämlich eine Kunst nur dann diesen Namen voll verdient, wenn die Erzeugenden wie die Genießenden zu dem Geschaffenen in einem unmittelbaren Verhältnis stehen: — ein Zustand, von dem unsere „gebildeten" Kreise bekanntlich weit entfernt sind.

Im alten Heer fand das Volkslied die liebevollste Pflege, und zwar ohne alle Anwendung von Zwangsmitteln seitens der Vorgesetzten. Soldaten haben zu allen Zeiten gern gesungen; die Menge der alten Volkslieder, die ausgesprochene Soldatenlieder sind, legt Zeugnis dafür ab. Sie sangen auch im alten Heer gern, auf dem Marsch, im Biwak, beim Putzen, Gewehrreinigen und anderen langweiligen Beschäftigungen. Die allgemeine Wehrpflicht machte das Heer zu einer zentralen Erhaltungs- und Verbreitungsstätte des Volksliedes. Die Mannschaft der jüngeren Jahrgänge lernte die Lieder von den „alten" Leuten und gab sie an die nächste Generation weiter; in dem Gardekorps strömten Jahr für Jahr Leute aus allen Teilen des Reichs zusammen; in den östlichen, wenig bevölkerten, aber garnisonreichen Provinzen dienten Mannschaften aus den westlichen, dichter bewohnten Gegenden, aus Schleswig-Holstein, Rheinland, Westfalen, Hamburg; die Urlauber, die von den verschiedensten Truppenteilen an den Feiertagen in ihrem Heimatdorf oder -Städtchen zusammentrafen, längere Zeit auf Übungsplätze, zur Schießschule, zum Lehrbataillon usw. Kommandierte: sie alle trugen zur Verbreitung ansprechender, leicht faßlicher Lieder bei. Nur so erklärt es sich, daß eine große Zahl von Liedern Gemeingut des ganzen Heeres war und blieb; man hörte sie am Rhein, in Thüringen wie in Ostpreußen und Schlesien. Oft genug erhielt man auf die Frage, woher die Leute dieses oder jenes neu aufgetauchte Lied hätten, zur Antwort: Das hat der Gefreite N. vom Urlaub mitgebracht, oder: Das hat uns Sergeant C. (der von irgendeinem Kommando zurückgekehrt war) „gelernt". Einige Jahre vor dem Kriege hörte ich plötzlich von einer aus Hamburgern, Westfalen und Westpreußen bestehenden Kompagnie oben im Nordosten des Reichs mit Begeisterung ein Loblied auf Tirol singen: „Das schönste in der Welt ist mein Tirolerland mit seinen stolzen



Der Pflüger — Otto Quante

Höh'n und seiner Felsenwand“ usw. Sicherlich wußten die meisten Sänger gar nicht, wo Tirol liegt. Nähere Nachforschungen ergaben, daß ein von einer süddeutschen Unteroffizierschule kommender Unteroffizier das Lied hier eingeführt hatte. Mit seiner hübschen, flotten Melodie bürgerte es sich rasch bei fast allen Kompagnien des Regiments ein. Wie ein anderes Lied, in dem das Schwabenland eine entscheidende Rolle spielt, und das bei einem westpreußischen Regiment viele Jahre hindurch mit Vorliebe gesungen wurde, sich nach dem Norden verirrt hat, habe ich nicht ergründen können. Es lautet folgendermaßen:

Auf dieser Welt hab' ich kein' Freud'
Ich hab' 'nen Schatz, und der ist weit,
Er ist so weit, so weit, über Berg und Tal,
Daß ich ihn nicht mehr sehen kann.

Und als ich ging über Berg und Tal,
Da sang so schön die Nachtigall,
Sie sang so schön, so schön, sie sang so fein;
Sie sang, ich sollte glücklich sein.

Und als ich kam über Berg und Tal,
Sah ich mein' Schatz auf Schildwach stehn.
Mir sprang das Herz, mir tat's so weh,
Daß ich mein' Schatz auf Schildwach seh.

Und als ich kam in die Vorstadt hinein,
Da schenkt er mir ein Ringelein,
Ein Ringelein an der rechten Hand,
Damit sollt ich ins Schwabenland.

Ins Schwabenland da will ich nicht,
Denn lange Kleider trag ich nicht;
Denn lange Kleider und spitze Schuh,
Die kommen keiner Dienstmagd zu.

Eines Tages hörte ich von vorwiegend aus Hamburg stammenden, erst wenige Wochen dienenden Rekruten, die noch nie zusammen hatten singen können, auf dem Marsch zum Schießstand ein bekanntes Soldatenlied. Sie hätten es zu Hause oft von vorbeimarschierenden Abteilungen gehört, sagten sie. Man konnte häufig beobachten, daß die sich bei den Kasernen herumtreibende Vorstadtjugend die in den Abendstunden aus den Kasernenfenstern erschallenden Lieder mit- und nachsang; ebenfalls ein wichtiger Verbreitungsfaktor.

Einige Jahre vor dem Kriege hatte man es für nötig erachtet, sich von „oben“ her durch Verfügungen des Marschgesanges im Heere anzunehmen und vor allem „Heil dir im Siegerkranz“, „Ich bin ein Preuße“ und „Deutschland, Deutschland über alles“ empfohlen. Das war gut gemeint, aber psychologisch verfehlt. Man hatte denn auch damit sehr wenig Glück, denn derartige Lieder waren nicht beliebt bei den Leuten: bald war es der Text, bald Rhythmus und Melodie, was ihrer Empfindungsweise nicht entsprach. Dagegen das Lied von dem Mädchen, das Brombeeren suchen ging und ganz etwas anderes fand:

Es wollt' ein Mädchen früh aufstehn,
Dreiviertel Stund' vor Tag,
Im Wald wollt' sie spazieren gehn,
Ju ja ju spazieren gehn,
Bis daß der Tag anbrach usw.;

oder: Kehr'n wir einst wieder
In unsrer Heimat ein,
Schwarzbraunes Mädel,
Du schenkst uns ein ...

oder: Setzt zusammen die Gewehre,
Legt ab des Tornisters Schwere,
Helm ab! hier ist Rendezvous.
Laßt uns eins gemütlich singen,
Bald wird Horn und Trommel klingen,
Und vorbei ist's mit der Ruh ...

Das waren Lieder, die gern und freiwillig gesungen wurden, die sich jeder rasch aneignete, die nicht eingeübt zu werden brauchten; sie singen sich von selbst, es sind Volkslieder. Es gibt viele Dutzende dieser Art, zuzeiten verschwand das eine oder andere auf Jahre hinaus und schien gänzlich vergessen, da tauchte es plötzlich wieder auf; irgendeiner hatte es wieder irgendwoher mitgebracht.

Wer machte nun diese Lieder und ihre oft entzückenden Melodien, die so untrennbar von dem Text sind, daß dem Kenner der Lieder immer etwas fehlt, wenn er sie geschrieben sieht, und daß er sie nur singend zu lesen vermag? — Niemand weiß es. Es sind Volks-, es sind Soldatenlieder der alten, echten Art: die alten, vertrauten Gestalten: der Jäger, der Wanderer, der Soldat auf einsamer Wacht oder zu Tode verwundet, der treue Kamerad, das Mädchen, die Jägersfrau, die Frau Wirtin, die Müllerin; die wohlbekannten Szenerien: der Wald mit Hirschen und Rehen und den Vöglein, die so wunderschön singen und unter denen die Frau Nachtigall den ersten Rang behauptet, Wiese und Garten, Blümlein und Bächlein, Berg und Tal, ferne Straßen und blutige Schlachtfelder und die weite, weite Welt; die uralten, ewig jungen Stoffe: Kampf und Tod für Freiheit und Vaterland, Liebe und Eifersucht, Treue und Untreue, Abschiedsweh, Verlassenheit und Wiedersehen, Sehnsucht nach der Heimat und der Liebsten, Sterben und Begrabenwerden. Von Gräbern und ihrem Blumenschmuck wurde mit Vorliebe gesungen, z. B. in den folgenden hübschen Liedern:

Ist alles dunkel, ist alles trübe,
Dieweil mein Schatz 'nen andern liebt.
Ich hab' geglaubt, sie liebet mich,
Aber nein, aber nein, sie hasset mich.

Was nützet mir ein schöner Garten,
Wenn andre drin spazieren gehn
Und pflücken mir die Blümlein ab,
Daran ich meine Freude hab'.

Was nützet mir ein schönes Mädchen,
Wenn andre mit spazieren gehn
Und küssen ihr die Schönheit ab,
An der ich meine Freude hab'.

Ja, dort auf jenem Rasenhügel,
Da baut man mir ein einsam Haus,
Und wenn ich sie nicht lieben darf,
Dann kommen all die schwarzen Brüder
Und legen mich ins kühle Grab.

Die letzten Strophen eines anderen Liedes lauten:

Ich muß wandern auf fremden Straßen,
Muß meinen Schatz einem andern lassen.
Die hab' ich so treu geliebt,
Hat mich nun so sehr betrübt.

Auf meinem Grab, da könnt ihr's lesen,
Was für ein treuer Schatz gewesen,
Der hier liegt und der hier ruht.
Ach, sein Herz war treu und gut.

Auf mein Grab, da könnt ihr pflanzen
Viel schöne Blumen, schöne Pflanzen,
Auch die eine, die da spricht:
Leb wohl, leb wohl, vergiß mein nicht.

Doch nicht immer überläßt man sich der Trübsal, sondern gefällt sich in Trotz und Hohn:

Deine Schönheit reizt mich nimmer,
Denn es gibt ja viele Frauenzimmer,
Die viel schöner sind wie du,
Die viel schöner sind wie du.

oder: Sie sagt', ich sollt' sie nehmen,
Sobald der Sommer kommt.
Der Sommer ist gekommen,
Ich hab' sie nicht genommen;
Scher dich weg von mir, scher dich weg von mir,
Scher dich weg von meiner Tür.

Die weite Verbreitung des Liedes, dem letztere Strophe entnommen ist, und das zu den beliebtesten Soldatenliedern in allen Provinzen gehörte, wird dadurch bezeugt, daß Tetzner in seinem Buch „Die Slawen in Deutschland" (Braunschweig 1902) es unter den Hochzeitsliedern der Polaben anführt. Auch zwei andere ausgesprochene und bekannte Soldatenlieder nennt er unter den Liedern der Kuren.

Es wäre nun wunderbar, wenn im alten Heer mit seiner Ununterbrochenheit der Entwicklung, seiner hohen Bewertung der Überlieferung, seinem steten Anknüpfen an das Gewesene, — wenn in dieser Sammel- und Bewahrungsstätte des Volksliedes sich neben den neueren nicht noch Reste der alten Lieder erhalten hätten. Und in der Tat bringt das Durchblättern jeder beliebigen Sammlung alter Volkslieder den Beweis, daß es so ist. In der Sammlung „Von Rosen ein Krentzelein" (R. Langewiesche) findet sich eine ganze Anzahl alter Lieder, die sich — natürlich mit stärkeren oder geringeren Abwandlungen — bis auf unsere Tage als beliebte Soldatenlieder erhalten haben. Im folgenden spreche ich — das sei ausdrücklich betont — nur von solchen Liedern, die ich selbst im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege von Soldaten habe singen hören. Da ist zunächst das alte Lied „Marlbruck". Der Herausgeber der genannten Sammlung sagt darüber: „Das Lied verdankte seine Entstehung dem Gerücht, daß Marlborough in der Schlacht bei Malplaquet 1709 gefallen sei... Seine Verbreitung in Deutschland bezeugen frühzeitig fliegende Blätter."

Marlbruck zog aus zum Kriege,
Weiß nicht, kommt er zurück.

Er kommt auf Ostern wieder,
Längst Trinitatis noch.

Trinité ist nun vorüber,
Marlbruck kam nicht zurück.

Madame stieg in die Höhe,
So hoch sie steigen kann,

Sah ihren Pagen kommen,
Wie traurig kam er her.

„Ach Page, lieber Page,
Was bringst du Neues mit?"

„Das Neue, das ich bringe,
Macht schöne Augen naß.

Leg ab die rosigen Kleider
Und deinen Blumenschmuck.

Dein Marlbruck ist gestorben,
Tot und begraben schon.

Ich sah'n zu Grabe tragen,
Vier Offiziers trugen ihn.

Der eine trug den Harnisch,
Der andre seinen Schild.

Sein großes Schwert ein dritter,
Der vierte, der trug nichts.

Um seines Grabes Hügel
Ist Rosmarin gepflanzt.

Auf seinem höchsten Zweige
Schlug eine Nachtigall."

Neue Fassung, in der unsere Soldaten das Lied sangen. (Ich gebe die erste Strophe mit allen Wiederholungen, wie sie die einfache, im Marschrhythmus etwas eintönig dahinfließende Melodie verlangt):

Ein Fähnrich zog zum Kriege,
Widibummvallera, juchheirassa!
Ein Fähnrich zog zum Kriege,
Wer weiß, kehrt er zurück,
Wer weiß, kehrt er zurück?

Er liebt ein schwarzbraunes Mädchen,
Die war so wunderschön.

Sie ging zum hohen Berge
Und schaute nach ihm aus.

Sie sah einen Fähnrich kommen,
Von Blut war er so rot.

„Ach Fähnrich, lieber Fähnrich,
Was bringst du Neues mir?"

„Die Neuheit, die ich bringe,
Macht dir die Äuglein rot.

Dein Fähnrich ist erschossen,
Ist tot, und lebt nicht mehr.

Ich hab' ihn sehn begraben
Von vielen Offiziers.

Der erste trug sein'n Küraß,
Der zweite sein Gewehr,

Der dritte seinen Degen,
Der vierte seinen Hut.

Über sein Grab wurde geschossen
Mit Pulver ohne Blei.

Da droben auf jenem Hügel,
Da singt die Nachtigall."

In dem sehr alten Lied von der schwarzbraunen Hexe, die von dem wilden Jäger zu Tode gehetzt wird, heißt es am Schluß:

Es wuchsen drei Lilien auf ihrem Grab,
Es kam ein Reiter, wollt's brechen ab.
„Ach Reiter, laß die Lilien stan!
Es soll sie ein jung frischer Jäger han!"

Dasselbe Motiv behandelt ein von den Soldaten viel gesungenes Lied:

Drei Lilien, drei Lilien,
Die pflanzt' ich auf mein Grab;
Da kam ein stolzer Reiter
Und pflückt sie ab.

Ach Reitersmann, ach Reitersmann,
Laß doch die Lilien stehn;
Die soll ja mein Feinsliebchen
Noch einmal sehn.

Und sterbe ich noch heute,
So bin ich morgen tot,
Dann begraben mich die Leute
Ums Morgenrot.

Ums Morgenrot, ums Morgenrot
Will ich begraben sein,
Da bin ich bei meinem Feinsliebchen
So ganz allein.

Auch das zuerst 1560 in Augsburg gedruckte Lied vom Gretlein, das von ihrem Liebsten von des Vaters Hof geführt wird, lebte noch unter den Soldaten:

Alte Fassung:

Die Gret hub an zu weinen

— — — — — — — —

Da nahm er's bei den Händen,
Bei ihrer schneeweißen Hand,
Er führt' es an ein Ende,
Da er ein Wirtshaus fand.

„Nun Wirtin, liebe Wirtin,
Schaut aus um kühlen Wein;
Die Kleider dieses Gretlein
Müssen verschlemmet sein."

— — — — — — —

„Ach Gretlein, liebstes Gretlein,
Warum weinest du so sehr?
Reuet dich dein freier Mut
Oder reuet dich dein' Ehr'?"

„Es reut mich nicht mein freier Mut,
Dazu auch nicht meine Ehr',
Es reuen mich meine Kleider,
Die werden mir nimmermehr."

„Ach Gretlein, liebstes Gretlein,
Nun laß dein Weinen sein,
Gehst du mit einem Kindlein klein,
Ich will der Vater sein.“ usw.

Neue Fassung:

Ich ging einmal spazieren
In einem grünen Wald,
Da begegnet mir ein Mädchen
Von den Jahren achtzehn alt.

Ich nahm das Mädchen bei der Hand
Und führt' sie in den grünen Wald,
In dem Walde, ja im Walde,
In dem Wald in ein Wirtshaus rein.

„Frau Wirtin schenken Sie mal ein
Für dieses Mädchen Bier oder Wein,
Denn sie hat ja Sammet und Seide
Und das muß versoffen sein.“

Und als das Mädchen das vernahm,
Da fing sie sehr zu weinen an,
Ja sie weinte, ja sie weinte,
Ja, sie weinte bitterlich.

„Lieb Mädchen, warum weinest du?
Weinst du um deinen stolzen Mut?
Oder weinst um deine Ehre,
Die du längst verloren hast?“

„Ich weine nicht um meinen Mut,
Auch nicht um meines Vaters Gut,
Doch ich hab' hier was verloren,
Und das finde ich nicht mehr.“

„Hast du etwas verloren? —
Einen Sohn hast du geboren,
Darum weinest du, darum weinest du,
Darum weinest du so sehr!“

Ich dreht' mich um und lacht sie aus
Und sucht' mir eine andre aus.
„Ohne dich, ja ja, ohne dich, ja ja,
Ohne dich kann ich schon sein!“

Das Zwiegespräch:

„Weinst du um deinen stolzen Mut,
Oder weinst um deines Vaters Gut,
Oder weinst um deine Ehre?“ usw.

kommt so oder ähnlich sehr häufig in den alten Liedern vor. Ich finde es in der genannten Sammlung noch in „Ulrich und Ännchen“, „Stolz Sieburg“ und „Das Mädchen und der Reiter“. Das letztere hat — wenigstens mit den ersten Strophen — den Grundstock zu einem noch in neuester Zeit verbreiteten Soldatenlied abgegeben:

Alte Fassung:

Es ritt ein Reiter zum Berg hinauf.
Was sah er auf der Straße stehn?
Ein junges Mädchen, und das war schön.

Er red't mit ihr, er sprach zu ihr:
„Willst du nach meinem Willen tun?
Auf gruniger Heide zu jagen?“

„Nach eurem Willen tu' ich nicht,
Auf gruniger Heide jag' ich nicht,
Ich will eine Jungfrau bleiben.

Ich bin ein Mädchen von achtzehn Jahr
Und trage ein Kränzlein im schwarzbraunen Haar,
Die Rosen will ich brechen.“

Und als sie die erste Rose brach,
Da rannen ihr die Tränen 'rab,
Da fing sie an zu weinen.

„Und weinst du vielleicht über Geld und Gut?

— — — — — — — —

usw.

— — — — — — — —

„Ich weine um meine Ehre.

Ich weine um meinen Rosenkranz,
Der liegt zu Straßburg auf der Schanz,
Den darf ich nicht mehr tragen.“

Neue Fassung:

Es wollt' ein Jäger jagen
Dreiviertelstund' vor Tagen
Wohl in dem grünen Wald.

Da begegnet' ihm auf der Heide
Ein Mädchen im weißen Kleide,
Die wollt' er haben zur Eh'.

Er tät' das Mädchen wohl fragen,
Ob sie ihm helfen wollt' jagen
Ein Hirschlein oder ein Reh.

„Dir jagen helfen, das tu' ich nicht,
Das ist der Mädchen Arbeit nicht,
Du bist ein schlechter Jägersmann!"

Das tat den Jäger verdrießen,
Er wollte das Mädchen erschießen
Wohl um das einzige Wort.

Das Mädchen fiel ihm zu Füßen,
Er sollte sie doch nicht erschießen
Nur um das einzige Wort.

Er tät sich gleich wieder bedenken,
Er wollt' das Leben ihr schenken
Um ihre süße Lieb'.

„Das Kränzlein sollst du bald tragen,
Ein schneeweißes Häublein und Kragen.
Und wirst meine Jägersfrau."

Das traurige Lied von dem jungen Grafen, dessen Liebste ins Kloster geht und dem darüber das Herz bricht, läßt sich bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen; es wurde in veränderter Fassung überall im deutschen Heer viel gesungen. Das Urteil Herders über die alte Melodie: „traurig und rührend; an Einfalt beinahe ein Kirchengesang", paßt durchaus auf die jetzige, die also im wesentlichen wohl unverändert geblieben ist. Die neue Fassung lautet:

Es welken alle Blätter,
Sie fallen alle ab,
So muß ich mein'n Schatz verlassen,
Den ich geliebet hab'.

Ins Kloster wollt' sie gehen,
Wollt' werden eine Nonn',
So muß ich die Welt durchreisen,
Bis daß ich zu ihr komm'.

Am Kloster angekommen,
Ganz leise klopft' ich an:
„Gebt heraus die jüngste Nonne,
Die zuletzt ins Kloster kam!"

„Ist eine 'reingekommen,
So kommt auch keine 'raus.
Und wer drin ist, muß drin bleiben
Im dunklen Nonnenhaus."

Da kam sie an die Pforte,
Schneeweiß war wohl ihr Kleid,
Und ihr Haar war abgeschnitten,
Zur Nonn' war sie bereit.

Was trug sie in dem Körbchen?
Zwei Flaschen roten Wein.
„So leb' wohl, mein Herzallerliebster,
„Das soll dein Abschied sein."

Drauf hat er noch getrunken
Die zwei Flaschen roten Wein,
Und nach dreimal dreißig Stunden,
Starb er zu Köln am Rhein.

Alte Fassung (letzte Strophen):

Und da sie vor's Kloster kamen,
Wohl vor das hohe Tor,
Fragt' er nach der jüngsten Nonne,
Die in dem Kloster war.

Das Nönnlein kam gegangen
In einem schneeweißen Kleid,
Ihr Härl war abgeschnitten,
Ihr roter Mund war bleich.

Der Knab', er setzt' sich nieder,
Er saß auf einem Stein,
Er weint die hellen Tränen,
Brach ihm sein Herz entzwei.

Die alte „Rewelge“ (auch in der Sammlung „Von Rosen ein Krentzelein“) ist mit ihrer Anfangsstrophe der Stamm eines neuen, viel gesungenen Textes geworden:

Des Morgens zwischen dreien und vieren,
Da müssen wir Soldaten marschieren
Das Gäßlein auf und ab,
Feinsliebchen schaut herab.

Gegen Schluß des Dienstjahres, im Spätsommer, ertönten überall im alten Heer besonders häufig die „Reservelieder“; das beliebteste war schon seit Mitte des vorigen Jahrhunderts bekannt:

Was blinkt so freundlich in der Ferne?
Es ist das liebe Vaterhaus.
Wir sind Soldaten, sind es gerne,
Doch jetzt ist unsre Dienstzeit aus.
Drum, Brüder, stoßt die Gläser an,
Es lebe der Reservemann.
Wer treu gedient hat seine Zeit,
Dem sei ein volles Glas geweiht. usw.

In der Tagesliteratur tauchen hier und da Notizen auf, die das lebhafte Interesse weiter Kreise für den Volksgesang bekunden. Es wäre zu wünschen, daß sich dieses Interesse auch betätigte. Es ist eine so kleine Mühe, derartige Lieder aufzuschreiben; freilich muß durchaus auch die Melodie festgehalten werden: mit dem Text hat man das Volkslied erst halb. In jeder Provinz gibt es heute Vereine und Gesellschaften für Volkskunde, Landesgeschichte usw. und zahlreiche andere Sammelstellen, die für jeden Beitrag aus privaten Kreisen dankbar sind. Warum will unsere Zeit, der das Sammeln doch so außerordentlich erleichtert ist, sich von späteren Geschlechtern vorwerfen lassen, sie habe vor lauter Eifer für das Alte bemerkenswerte Erzeugnisse der Gegenwart vernachlässigt, warum soll ihnen die Entdeckung vorbehalten bleiben, daß es auch Anfang des 20. Jahrhunderts ein lebendiges Volkslied gegeben habe? Pfarrer, Lehrer, Offiziere, Gutsbesitzer, Fabrikleiter — alle, die mit dem Volk noch in wirklich enge tägliche Berührung kommen, sollten sich verpflichtet fühlen, mitzuhelfen, daß nicht Wertvolles unbeachtet am Wege liegen bleibe. Es singt und dichtet nach wie vor im deutschen Volk; es kommt nur darauf an, daß man zu hören versteht.

* * *

Wenn von Soldatenliedern die Rede ist, muß ich stets eines unvergeßlichen Erlebnisses mit dem Dichter gedenken, der den einzigartigen Volkston quellfrischer Ursprünglichkeit wie wenige zu treffen wußte, Detlev v. Liliencron. Wir hatten eines Abends in Weimar scharf pokuliert und endigten in später Stunde in einem Kaffeehaus. Das Gespräch kam auf Soldatenlieder, und plötzlich stand der damals 64jährige Dichter auf und sang, begeistert wie ein Fähnrich und unbekümmert um die spärlich umhersitzenden Gäste mit halblauter Stimme:

Ein Schifflein sah ich fahren,
Kapitän und Leutenant;
Darinnen waren geladen
Zwei brave Kompagnien Soldaten,
Kapitän, Leutenant,
Fähnrich, Sergeant,
Nimm das Mädel, nimm das Mädel bei der Hand, vallera!
Kameraden, Soldaten,
Nimm das Mädel, nimm das Mädel bei der Hand.

Wenige Wochen später erhielt ich aus Alt-Rahlstedt bei Hamburg folgenden, das warme Interesse des Dichters bekundenden Brief: „Recht vielen Dank für die gütige Übersendung der Soldaten- (Volks-) Lieder, die mich sehr interessiert haben. Die eine Strophe aus dem oben erwähnten Lied: „Setzt zusammen die Gewehre

Horch, ‚das Ganze' wird geblasen!
Hahn in Ruh! — den grünen Rasen
Deckt manch tapfrer Kriegersmann.
Beim Appell wird mancher schweigen,
Und die blinden Rotten zeigen,
Daß der Feind auch schießen kann

habe ich mir abgeschrieben." (‚Rotte' heißen zwei hintereinander stehende Leute in der Kompagnie; ‚blind' ist eine Rotte, bei der ein Mann fehlt.)

„Der Refrain des herrlichen, wahrscheinlich uralten Soldatenliedes: ‚Ein Schifflein sah ich fahren' heißt: Kamerade, Soldate; das n fehlt hier. Wahrscheinlich stammt es aus Süddeutschland. In alten gedruckten Volks- und Soldatenliedern steht es immer ohne n.

Ihr
sehr ergebener Kamerad Liliencron."

Major a. D. Max Oehler, Archivar des Nietzsche-Archivs



Bergmäher — Fritz Gärtner



Feierabend W. Varduhn

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Verrat an den Siedlern

Der peinliche Kompetenzenstreit zwischen Preußen und Reich (mit Denkschriften und Ministerreden geführt), die Erörterung der Siedlungsfrage in der Presse und im Reichstag haben weite Kreise des deutschen Volkes darüber belehrt, daß auf einem lebenswichtigsten Gebiete, auf dem der Boden-, Brot-, Heimat- und Kulturgewinnung durch Urbarmachung und Ansiedlung (von der Familiengründung im Sinne der Volksaufartung ganz zu schweigen) derart trostlose Zustände herrschen, daß mit Recht von einem Verrat an den deutschen Siedlern gesprochen werden kann. Welche Summen von redlicher Arbeit! Und welch geringes Entgegenkommen bei den Behörden!

Das wachgewordene Gewissen der Nation wollen wir in dieser günstigen Stunde schärfen für einen Sonderfall, der scheinbar typisch ist für die Art und Weise, wie deutsche Landräte den in ihren Kreisen siedelnden Familien Hilfe leisteten. Die folgenden Auszüge aus Briefen und Denkschriften sprechen eine sehr peinliche Sprache, und sie schreien nach Schutz und Schirm.

* * *

„Im Oktober 1921 übernahm ich durch Kauf von einem Siedler ein zirka 30 Morgen großes Rentengut mit einem kleinen Wirtschaftsgebäude ohne jegliches lebende und tote Inventar. Mitte 1922 erwarb ich eine in vier Kilometer im Moorgebiet liegende 80 Morgen große Ödlandsfläche zwecks Anlage von Wiesen und Weiden.

Mein Grundsatz: Erst Schaffung von Wiesen und Weiden beziehungsweise Kulturflächen, dann Vergrößerung des Viehstandes und Erweiterung der Wirtschaftsgebäude.

Frühjahr 1923 Anlage von 1½ Morgen Wiese und einigen Streifen Seradella auf der Ödlandsfläche.

Im Frühjahr 1924 wurden nach umfassenden Vorbereitungen 7 Morgen Wiese und 19 Morgen Acker in Neukultur gebracht. Auf der Altkultur erstmalig Saatkartoffelanbau (Anerkennung von der Landwirtschafts-Kammer Hannover und der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft Berlin ausgesprochen). Zwecks Schaffung eines Stützpunktes wurde auf der Ödlandsfläche eine Scheune errichtet.

Im Jahre 1925 wurden zirka 14 Morgen an Kulturboden neu hinzugewonnen.

Sämtliche kultivierten Ländereien versprachen nach Behebung der mangelhaften Entwässerungsverhältnisse und sonstigen Schwierigkeiten im Laufe der Jahre einen vollen Erfolg. Einen diesbezüglichen Hinweis ergaben die Ernteergebnisse des trockenen Jahres 1925 (pro Morgen zirka 9 Zentner Hafer, 7 Zentner Roggen, 20 Zentner Heu, 70 Zentner anerkannte Saatkartoffeln). Die restlichen 40 Morgen Ödland sind 1925 erstmalig bearbeitet worden. Der Viehbestand betrug 1925: 2 leichte Pferde, 2 Milchkühe, 1 Rind, 2 Zuchtsauen, 11 Läuferschweine und 30 Stück Geflügel.

Dieser Erfolg, nur erzielt durch höchste Anspannung aller persönlichen wie wirtschaftlichen Kräfte, wurde untergraben durch die für uns Siedler unverschuldeter Weise entstandenen Verluste. Der in dem Vorvertrag angesetzte Zinsfuß von 4% pro anno ist nach der Inflation ungeheuer überschritten. Es bestanden folgende Zinssätze:

	1924	1925
für Restkaufgeld	8%	8%
für Roggendarlehen	6—7%	6—7%
für Staatsdarlehen	6½%	6½%
für Darlehen der Kreissparkasse Neustadt (durchschnittlich)	18%	14%

Die hier aufgeführten Belastungen sind im wesentlichen nur auf Grund der tatsächlichen Leistungen errechnet.

1924 entstanden an Belastungen:	Zu errechnende Zinsen:
2200.— M Restkaufgeld p. a. 8%	176.— M
750 Zentner Roggenanleihe pro Zentner 8 M: 6000 M 7%	420.— „
6000.— M Betriebskapital 18%	1080.— „
Zinsen Sa.	1676.— M

Vertraglich festgesetzt, wie auch nach Ansicht aller Siedlungssachverständigen ist für den Siedler nur ein Zinssatz von 4% p. a. tragbar. Zu 4% gerechnet ergeben sich für die gesamte Belastung 1924 576.— M Zinsen p. a. Also sind entgegen der vertraglichen Vereinbarung zuviel gezahlt im Jahre 1924

1100.— M

1925 ergibt sich nach obiger Aufstellung unter Berücksichtigung einer Neukultur von zirka 14 Morgen und eines Zinsfußes der Kreissparkasse von 14% (die anderen Zinssätze gleichen denen des Vorjahres) eine Zinsenlast von 1828.— M unter Ansatz von 4% p. a. 688.— M, also zuviel gezahlte Zinsen 1925

1516.— M.

Gesamtverlust durch Zinsüberlastung 1924 und 1925 2616.— M.

Kapitalverluste bei der Roggenanleihe. Beantragung der Roggenanleihe Mai 1923. Auslieferung der Stücke an die Siedler Mitte Dezember 1923 (sonst übliche Auslieferungszeit zirka 4 Wochen nach Beantragung). Es ergaben z. B. folgende Auswertungssätze pro Zentner 4.42 M, 5.30 M, 4.14 M, 3.20 M und 1.90 M durchschnittlich 3.70 M. Bei Ansatz von 750 Zentner erhielt ich tatsächlich 3,7 mal 750 gleich 2775.— M. Rückzahlungskurs Mindestwert 8.— M pro Zentner — 8 mal 750 gleich 6000.— M. Somit beträgt die Differenz (Verlust)

4225.— M.

Dieses Kapital hat der Siedler nie erhalten, muß es aber verzinsen und später zurückzahlen! Zur Zeit müssen sogar 7500.— M verzinst werden!

Verluste durch mangelhafte Entwässerung. 1924 mußten infolge der mangelhaften Entwässerung, die hauptsächlich durch schlechte Vorflutverhältnisse bedingt war, Kultivierungsarbeiten doppelt ausgeführt werden. Der entstandene Schaden betrug mindestens 1000.— M, hierbei sind 10 Morgen à 100 M in Ansatz gebracht. Beweis der mangelhaften Entwässerungsverhältnisse: Abänderung der öffentlichen Entwässerungsanlagen 1925.

Bei all diesen Berechnungen sind Zeit- und Kraftverluste nicht mit berücksichtigt. Zum Beispiel erwähne ich, daß allein der Zeitverlust infolge der schlechten Wege — im Vergleich zu guten Wegen — laut meinem Betriebstagebuch nur An- und Abfuhr gerechnet mindestens pro Tag eine Gespannstunde betrug, in Geldwert ausgedrückt 1 M, auf das Jahr berechnet 200.— M gleich 200 Gespannstunden. In drei Jahren M 600.— Verlust.

Nach Aufrechnung der oben genannten Verlustwerte ergibt sich ein Gesamtverlust von

8441.— M

etwa 20% des durch amtliche Schätzung vom 15. November 1925 ermittelten Grundstückwertes. Ein absolut seitens des Siedlers unverschuldeter Verlust.

Im weiteren Sinne führte zu persönlichen Verlusten an Zeit und Kraft meine Tätigkeit als Vorsitzender der Lichtenhorster Siedlervertretung. Die ungeordneten Verhältnisse (schlechte Wege, mangelhafte Vorflutverhältnisse, ungeklärte Besitzverhältnisse), wie auch die persönliche

wie sachliche Verständnislosigkeit des Siedlungsunternehmers (Landrat und Kreisausschuß) hatten zu dauernden Klagen und Beschwerden von seiten der Siedler geführt. Sie hatten die Siedler zur Geltungmachung ihrer Interessen gezwungen. — Allein die verspätete Ansiedlungsgenehmigung (Ende Juli 1924 noch nicht vorhanden, trotzdem 55 Siedlerstellen seit etwa 1919 besetzt waren!) hat die Interessen der Siedler erheblich geschädigt, besonders, da die Voraussetzungen der Ansiedlungsgenehmigung noch nicht erfüllt waren und auch heute noch nicht in vollem Maße erfüllt worden sind.

Durch Zwang des Kreises (siehe Notarieller Vertrag Nr. 807 d. Not.Reg. für 1922 des Justizrats Dr. Rohlfing, Neustadt am Rübenberge) war ich zur Kultivierung meiner 80 Morgen Ödland innerhalb dreier Jahren verpflichtet. Diese für einen Siedler an und für sich unerfüllbare Bedingung hoffte ich durch Übernahme eines Nebenerwerbes auszugleichen. Infolge Überarbeitung brach ein im Kriege erworbenes Nervenleiden wieder aus. Meine durch die Krankheit bedingte Abwesenheit wurde zu meinem Nachteil ausgenutzt. Die Kündigung von Krediten seitens des Kreises (Einklagen des Saatgutwechsels, auftragswidrige Verwendung eines Wechsels) machten seit Herbst 1925 eine geordnete finanzielle Abwickelung unmöglich: trotzdem ist durch Zusammenfassung aller finanziellen Kräfte eine Tilgung von zirka 10% meiner Gesamtschulden innerhalb 10 Monaten erreicht worden, naturgemäß hat unter all diesen widrigen Verhältnissen die Fortführung meines Betriebes stark gelitten. Auf keinen Fall dürfen m. E. Konjunkturwerte zur Beurteilung der Rentabilität einer Siedlung herangezogen werden, besonders bei derartig erfolgversprechender Entwickelung eines Betriebes. Verteilung der Belastung auf einen Zeitraum von mindestens 20 Jahren ist erforderlich.

Wie schon erwähnt, ergibt sich eine nutzlose Belastung von 8441.— ℳ, für die ich nie eine finanzielle Leistung erhalten habe, aus der ich nie irgend welchen Nutzen ziehe und deren Vorhandensein vom Kreise mit Stillschweigen übergangen wird. Bei Betrachtung der Sachlage von diesem Standpunkt erwarte ich ganz entschieden eine größere Rücksichtnahme seitens des Kreises, der bis jetzt meine Interessen mit Füßen getreten hat und als Vertreter des Staates mir in denkbar — „entgegenkommenster“ Weise den Dank des Vaterlandes (Kriegsteilnehmer 1914—1918) abstattet, indem er mich von Haus und Hof vertreibt.“ (!)

gez. Ernst Wegener, Rentengutsbesitzer
Siedlung Lichtenhorst Kr. Neustadt a. Rübenberge
(Provinz Hannover)

Ebenso erschütternd wie diese nüchterne Abrechnung wirkt folgender Brief, den uns eine Siedlerfrau zur Verfügung stellte:

„Wie leicht und hoffnungsfroh war es uns ums Herz, als wir hier anfingen, obgleich es von Anfang an Schwierigkeiten genug gab! Eine Baracke mit Pultdach wurde eigenhändig in Norderney abgebrochen und verladen, hier an Ort und Stelle aufgestellt und, ehe Fenster, Türen und alle Wände eingesetzt waren, stellten wir ein Feldbett hinein und einen Herd und zogen mit unserem vorhandenen Vieh ein. Die Ziege und das Milchschaf wurden je an einen Bettpfosten gebunden, die Gänse lagen unter dem Bett und zwei Ferkel wohnten in einer umgekippten Tonne. Wir haben selber Fensterglas eingesetzt, die Bretter genagelt und Wände hochgezogen. Es war ein schöner warmer Sommer, und die ungestörte Einsamkeit gefiel uns sehr. Wir hatten mit einem Bauunternehmer abgemacht, daß er bis Oktober ein kleines Wohnhaus aufbauen sollte, denn die Baracke sollte nur als Stall und Küche dienen. Das Haus mußte, wenn wir die staatliche Beihilfe haben wollten, nur 70 qm Fußbodengröße haben. Um die Beihilfe zu bekommen, ließen wir den Grundriß so klein einzeichnen, sandten den Plan ein und begannen zu bauen, denn es hieß, hier sei die Genehmigung nicht so nötig. Nachdem die Wände bis in Fensterhöhe gediehen waren, verließ der Unternehmer den Bau und überließ uns unserm

Schicksal. So hat er es öfters noch gemacht, die verdienstvolle, leichte Arbeit war dann sein — dann kam ein Winter in der Baracke, so kalt und naß, ohne ausreichende Ernährung, fortgesetzte Krankheit und sehr viel Arbeit! Denn nun war schon mancherlei Vieh angeschafft. Im Frühjahr begann das Suchen nach Handwerkern, die den Bau beenden sollten. Da jedes Dorf zehn Kilometer von der Siedlung entfernt liegt, war es unmöglich, die Leute zu bewegen, täglich herauszukommen, es gab für sie bequemere Arbeit. So ließen wir endlich Maurer von auswärts kommen und beköstigten sie in unseren beschränkten Verhältnissen. Als das Haus dann fertig war, kam die Genehmigung zum Bau, aber der Zuschuß wurde abgelehnt, weil es unvorschriftmäßig sei aus gesundheitlichen Rücksichten, weil man von der Küche direkt in den Stall ging! Warum ist uns das nicht eher mitgeteilt?! Das war schon ein harter Schlag in unserer Rechnung. — Und als wir dann in unser Häuschen eingezogen waren, nachdem wir ein Jahr in der Baracke gelebt hatten, haben wir bei jedem Wetter und Sturm uns gewundert, daß wir nicht mehr im Wohnraum naßregneten, daß wir im Bett ohne Schirm über dem Kopf und ohne Wanne auf den Füßen liegen konnten, daß bei Schnee nicht eine leichte weiße Decke auf dem Bett lag und das Deckbett an der Stelle, wo der Atem ausstößt, nicht gefroren war, daß wir ohne Handschuhe essen konnten und nicht mehr die Füße im Bratofen des Herdes zu wärmen brauchten. Wie oft haben wir erwartet, der alte Zustand müßte wieder eintreten, aber das Wunder blieb. Zwar sackte bald der Schornstein, riß große Risse in Dach und Wände, füllte sich der Keller mit Wasser, zeigten sich andere Mängel, denn das beste Maurermaterial kommt nicht zu einem armen Siedler in so primitive Verhältnisse. So haben wir 1921 die Baracke gebaut, 1922 das Wohnhaus, 1923 einen großen Stall, 1924 eine Scheune und 1925 eine Verlängerung des Wohnhauses. Nebenbei mußte die Kultivierung von Ödland erfolgen und die Bestellung der Felder, Heu gemacht werden, manches Jahr zwölf Kilometer entfernt vom Hof. Die Fuhren zu den Bauten (Holz z. T. vierzig Kilometer weit, Steine, Lehm und Kalk) nahmen so viel Energie und Kraft, daß wir oft meinten zusammenzubrechen. Doch wir haben Seite an Seite tapfer gerungen und immer wieder den Kopf oben behalten. Aber das alles dauert dem Herrn vom Kreise zu lange! Sie wollten Erfolge sehen; sie kommen, nachdem wir volle fünf Jahre hier gearbeitet haben, zum ersten Mal auf den Platz! Sie sehen die Ernte, die in diesem Jahr zu unserm Stolz gut für dies Land ausgefallen ist, und finden sie ungenügend, sehen die Wiese, die mehr Heu als alle umliegenden gegeben hat, finden den Acker schlecht und legen hier den Maßstab an, den sie bei ihren fetten, alten Höfen haben mögen! Wären sie jedes Jahr einmal gekommen, hätten sie den Fortschritt sehen müssen. Nun verweigern sie uns die Staatskredite, für die sie zwar gutsagen müssen — denn sie finden angeblich nicht genügend Sicherheiten; und wo auch die Beihilfen von Provinz und Staat bleiben, die uns zufallen sollen (die man nicht zurückzugeben braucht), wo das alles bleibt, das wissen wir nicht. Wie bequem, sich von ein oder zwei Häusern aus über die Siedlungen vollkommen zu orientieren! Man hat seiner Pflicht ausreichend genügt, und man ist im Bilde! Daß das Bild zeigt, daß der treue Ratgeber noch mehr Land haben möchte und Siedlungen braucht, die andere mit Tränen und Herzblut aufbauten, um eine Heimat, eine eigene Scholle zu haben, das spielt keine Rolle. Zu tausend Morgen können immer noch einzelne kleine Stellen von achtzig bis hundert Morgen hinzukommen. Wo die Familien dann bleiben, ist gleich. Deutschland ist groß. Wie kann eine Siedlerfrau sich anmaßen, Kinder haben zu wollen?! Entweder siedeln, oder als untauglich raus! Was nützt es, daß die Leute in jeder Beziehung die solidesten waren? — Wehe euch, wenn man auf mündlichen Versprechungen besteht. Lichtenhorst hatte ein Gefangenenlager mit vielen großen Baracken, die den Siedlern nach Auflösung des Lagers versprochen waren zu Scheunen. Da ein Industriemann aber mehr Geld bot, als man den Siedlern abnehmen konnte, war es da nicht verzeihlich, daß der Kreis das Geld lieber nehmen wollte als seine Siedler fördern?! Daß die Siedler auf dem Versprechen bestehen, die Scheunen zu bekommen, ist

eine Frechheit. Man kann sich leider nicht dagegen wehren, aber den Kämpfern für diese Angelegenheit muß es angestrichen werden. — Wie können die Siedler ‚in dem Dreck' (wörtlicher Ausdruck des Landrats von Lichtenhorst) den Kopf so hoch tragen?! Hat ihnen das Wort Friedrich des Großen den Sinn verdreht, wenn er sagt: ‚Wer bewirkt, daß dort, wo bisher ein Halm wuchs, deren zwei wachsen, der leistet mehr für sein Volk als ein Feldherr, der eine große Schlacht gewinnt.' Ja, wir wissen es, was wir leisten, wir gehen getrost und still und froh unseren Weg und bitten Gott um seinen Segen zu unserer Hände Werk." E. v. D.

Diesen Zeugnissen, die man mit heiligem Zorn liest, brauchen wir nichts mehr hinzuzufügen. Dr. Konrad Dürre



Heuträger Fritz Gärtner



Furchenzieher — Fritz Gärtner

Bauern-Not

In Heft 1 Oktober 1921 des „Türmer“ steht ein Aufsatz von G. Schröer „Die Schuld am deutschen Bauerntum“, der es verdiente, allen denen mit Flammenzeichen ins Herz gebrannt zu werden, die ihr deutsches Vaterland lieben, die den Boden lieben aus dem die Urkraft quillt, und besonders denen, die berufen sind, die Geschichte der Nation zu führen und zu verwalten.

Es ist heute dringend nötig, die Gesamtheit des Volkes darauf hinzuweisen, daß jede Nation dem Untergang geweiht ist, die ihren Bauernstand abwürgt oder verkümmern läßt. Wir sind leider auf dem Wege dies zu tun.

Es ist eine höchst betrübende und gefährliche Tatsache, daß es Tausende gibt, die, wenn man das hohe Lied des Bauern singt, die Meinung hegen, man singe damit ein Lied auf Unkultur, Roheit und Gemeinheit, weil für sie „der Bauer“ ein Mensch niederer Ordnung ist. Wie Wenige sind sich bewußt, daß sie mit dem, oft nur gedankenlos gebrauchten Schimpfwort „Bauer“ den ganzen Stand beleidigen und heruntersetzen, den Stand, der unser aller Ahnenstand ist!

Hüte sich jeder, den Bauernstand zu verachten oder als etwas Lästiges zu betrachten, wovon man sich befreien müßte! Auf seinen Schultern stehen wir letzten Endes alle, und wir sind ihm tagtäglich heißen Dank schuldig, denn ohne seine Arbeit fällt unsre ganze Lebensführung zusammen. Heute erleben wir das traurige Schauspiel, daß viele deutsche Bauern von ihrer Scholle vertrieben werden, weil sie in der Heimat der Verkümmerung preisgegeben sind.

Gewiß, es wäre töricht, bessere und billigere Produkte nicht vom Auslande zu nehmen, aber es ist ebenso töricht, unser Eigenes, unsre Erbsubstanz dafür zu opfern oder verkümmern zu lassen.

Es sei mir erlaubt, ein Beispiel aus meinen kleinbäuerlichen Verhältnissen herauszugreifen, das im heutigen Deutschland nicht vereinzelt dastehen wird, da wir überall unter dem Druck und Zwang gleicher Verhältnisse stehen. Ein deutscher Krieger, ein stattlicher, hochgewachsener

blonder Franke hat sich als tapferer Soldat in vielen Kämpfen Auszeichnungen und Offiziersrang erworben. Sein Studium als bildender Künstler wurde durch den Krieg abgebrochen. Er heiratet, wie viele, im Krieg und erwirbt ein kleines Landanwesen, in dem er die Familie unterbringt. Mehrfach verwundet und zunächst erwerbsbeschränkt, erhält er nach Kriegsschluß eine bescheidene Pension und versucht nun, mit dieser sowie dem Ertrag aus der kleinen Wirtschaft und den winzigen Einkünften als Gemeindeschreiber seine Familie, die inzwischen sich vermehrt hat, durchzubringen. Auch seine Frau und deren betagte Mutter helfen werktätig mit in Haus und Wirtschaft.

Als Mensch mit lebendigem, vielleicht noch nicht ausgegorenem Geist beteiligt er sich auch an politischen Strömungen und macht sich durch sein freimütiges, etwas draufgängerisches Temperament bei manchem unbeliebt. Die wirtschaftliche Lage und nicht zuletzt die für jedes Landanwesen allzuharten Abgaben ans Finanzamt (nach der Formel: wer Besitz hat, auch wenn er davon nicht leben kann, der soll dafür gestraft werden!) bedrücken ihn schwer. Nachdem auch einige Versuche, sich durch gewerbliche Betätigung Mittel zum Lebensunterhalt zu verschaffen, aus unabänderlichen Gründen nicht zum Erfolg führen, ferner die kleine Pension zurückgezogen wurde (!), faßt er nun mit Bitterkeit im Herzen den Entschluß, nach Brasilien auszuwandern, um dort mit dem Resterlös aus seinem Anwesen den Versuch zu machen, sich eine Existenz zu gründen.

Die kleine Gemeinde fördert aus begreiflichen Gründen den Verkauf seines Anwesens und ist erleichtert, diese Familie von drei Erwachsenen und sieben Kindern los zu werden.

Nun rufen viele: wie wird das gehen! ach die arme Frau, die armen Kinder! Aber weiß einer bessern Rat?

Darf es denn soweit kommen, daß diejenigen, die gewillt sind, den Heimatboden zu bebauen, sich so bedrängt und mit Recht verbittert fühlen, daß sie darob der Heimat den Rücken kehren?!

Unsere Technik und wir

Vor längerer Zeit erschienen an dieser Stelle eine Reihe von Aufsätzen über die Stellung, die wir Menschen von heute zu unserer Kirche einnehmen. Fast ebenso brennend, besonders für die Techniker, scheint mir die Frage, wie wir uns zu unserer heutigen Technik und Wirtschaft stellen sollen. Gibt es doch kaum jemand unter uns, der in seiner äußeren und inneren Lebensgestaltung nicht mehr oder weniger von der modernen technischen Entwicklung beeinflußt wird.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß die Technik uns von sehr vieler körperlicher Arbeit freimacht, uns zahlreiche und höchst bewunderungswürdige Möglichkeiten des gegenseitigen Verkehrs, des Gedankenaustausches, der Naturbeherrschung gegeben hat, die unseren Vätern unbekannt waren.

Verstehen wir jedoch unter Kultur eine Pflege des menschlichen Innenlebens, der Seele, so scheint sofort die Kulturfeindlichkeit unserer Technik und Wirtschaft einzuleuchten, die ihr von ihren Gegnern immer zum Vorwurf gemacht wird. Das Kennzeichen des heutigen Geschäftslebens ist die Unrast, das Hetzen und Jagen. Zur Pflege der Seele gehört aber ganz gewiß die Entspannung, die Befreiung vom äußeren Treiben, das Ruhigwerden, die innere Sammlung, das geruhige Anhören einer Beethovenschen Sonate, gehört vor allem die Besinnung auf sich selbst.

Sollen wir also nun darum die bisherige Entwicklung der abendländischen Menschheit verneinen und den Ruf erheben: „Hinweg mit der Unkultur unserer Technik! Zurück zur Natur!" Man geht nicht einen langen Weg, Jahrtausende hindurch, um ihn dann plötzlich und freiwillig

zu verlassen. Die Technik ist eben doch eine Lebensform unserer Zeit, und unsere Aufgabe kann nur sein, sie innerlich zu wandeln, sie mit neuem Geiste zu erfüllen!

Vielleicht haben aber jene recht, die sagen, daß die Entwicklung der menschlichen Seele, der inneren Kultur, nicht Schritt zu halten vermochte mit dem stürmischen Aufbau der äußeren Kultur, der Technik. Dann wäre es die Aufgabe unserer Zeit, diese seelische Entwicklung nachzuholen. Aber mit dieser Auffassung kann doch kaum gemeint sein, daß wir nun in unserem innersten Wesen ebenso unruhig, hastig, überstürzend werden sollen wie es unsere Technik ist. Das wäre ein Widerspruch in sich, denn Seelenpflege braucht immer Ruhe.

Aber es gibt noch eine andere Möglichkeit, Technik und seelische Kultur miteinander zu vereinigen. Dieser Weg besteht in einer neuen Beseelung unserer technischen Arbeit, in einer neuen Einstellung zu ihr. Wir müssen wieder Freude und innere Anteilnahme gewinnen an unserer Arbeit, so wie sie ist, sie muß uns zur Förderung und Ausbildung unserer Seelenkräfte dienen. Die wichtigste der Forderungen, die hier an uns gestellt werden, scheint mir die folgende: „Tue deine Arbeit stets und unter allen Umständen mit dem Einsatz deiner ganzen Persönlichkeit und so, daß kein anderer sie besser leisten könnte." Die Erfüllung müßte eine gewaltige Stärkung der seelischen Kräfte im Menschen bringen. Sagt doch schon Meister Eckehart: „Nimm ein jedes Werk, wie unwert du es nehmen willst, es macht dir wahrer Gehorsam edler und besser. Darüber hinaus sollen wir uns an unserer Arbeit wahre Freude verschaffen dadurch, daß wir sie recht tun, auch dann, wenn uns dies kaum möglich erscheint." Ja dann gerade erst recht! Bei alledem ist die Frage der Entlohnung nicht so wichtig, wie wir gewöhnlich meinen. Zwar sind wir durchaus berechtigt, ja verpflichtet, für wohlgetane Arbeit den gerechten Lohn zu verlangen — diese Forderung ist schon im Neuen Testament verankert —, aber wenn wir die angemessene Vergütung nicht erhalten, so ist uns entgegen der landläufigen Meinung in keiner Hinsicht erlaubt, unsre Arbeit schlechter zu tun. Siehe das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg! Ferner wird uns auferlegt, mit den Kräften, die uns von der Natur gegeben sind, auch wirklich zu arbeiten zum Wohle der Menschheit.

So kann wohlgetane technische Arbeit — wie jede recht erfüllte Aufgabe überhaupt — zu einem tiefen Quell starken inneren Erlebens werden.

Der technische Beruf scheint im übrigen einen geheimnisvollen seelischen Zauber auszuüben. Es ist doch auffallend, daß mehrere meiner Bekannten ihrer inneren Einstellung nach die Wahl zwischen dem Berufe eines Ingenieurs und — Pfarrers hatten und von diesem zu jenem Beruf übergetreten sind.

Es genügt jedoch m. E. nicht, wenn der Einzelne zu seiner technischen Tätigkeit eine neue Einstellung zu gewinnen und sie mit neuem Geiste zu erfüllen sucht. Das innerste Wesen der ganzen Technik insgesamt muß sich wandeln. Wir brauchen diesen Wandel, wenn wir ein neues Erstarken unserer seelischen Kultur wünschen.

Es mag sein, daß diese Hoffnung teilweise noch zu kühn ist. Es besteht bei uns in Deutschland die Gefahr, daß gerade die innerlich regsamen Menschen von der heutigen Form der Technik so abgestoßen werden, daß sie nicht den Mut und die Kraft mehr besitzen, unter Wahrung ihrer inneren Einstellung ihren technischen Beruf voll auszufüllen, sondern ihre Hoffnungen und ihr Streben enttäuscht aufgeben oder sich ganz von der Technik abwenden.

Die Wirtschaftskrise, unter der wir in den letzten Jahren leiden, scheint mir neben anderen auch eine Folge des Kampfes zu sein, der heute um den Geist in der Wirtschaftsführung und der Technik ausgefochten wird und der an Stärke wohl eher zu- als abnehmen dürfte. Da es im Grunde rein geistige Vorgänge sind, um die es hier geht, so beanspruchen sie die vollste Anteilnahme aller Menschen, denen der Sinn des Lebens sich nicht im äußeren Geschehen erschöpft. Welchen Ausgang dieser Kampf nimmt, wird die Zukunft lehren. Hoffen wir, daß die sinnvolle, harmonische Verbindung von Kultur und Seele den Sieg davontragen werde.

Dipl.-Ing. W. Zschaage, Frankfurt a. M.

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Franz Herwig

Alle Vorzüge eines guten geschichtlichen Erzählers, vor allem Phantasie und dichterisches Ahnungsvermögen im Verein mit sorgsamem Quellenstudium, Vaterlandsliebe und heldischer Weltanschauung, dazu eine volkstümlich packende Darstellungskunst sind dem Dichter Franz Herwig zu eigen, der auf seinem Gebiete unter den Mitlebenden eine überaus achtungsvolle Stelle einnimmt.

„Erst ein ganzer Mensch — dann erst ein Schaffender!" Dieser Ausspruch des Künstlers kennzeichnet sein Ringen nach Vervollkommnung. 1880 in Magdeburg als Sohn eines kleinen Beamten geboren, besucht er bis zum 15. Jahre das Gymnasium. Dann packt ihn die Sehnsucht nach dem Süden, er schleppt alle nur erdenklichen Bücher von der Stadtbibliothek zusammen und läßt die Schule Schule sein. Nun steckt man ihn, der den Vater früh verlor, als kaufmännischen Lehrling in eine Maschinenfabrik. „Fabelhafter Eindruck von Maschinen und Menschen", schreibt er an Arthur Binz, „zwischendurch mein Traumleben weiterspinnend: Dramen als Sechzehnjähriger." Mit neunzehn Jahren brennt er durch, dem Hunger preisgegeben. Ein Aufenthalt in Breslau, wo seine Schwester lebte, ist wichtig wegen der „unvergeßlichen Eindrücke im Dom zur Fastenzeit und der Hinwendung zum Religiösen". Hier erhält er bereits Anregungen für seinen späteren Roman „Wunder der Welt". In Danzig, wohin seine Schwester übersiedelt, geht er zur Journalistik über. Dort wird auch sein naturalistisches Drama „Opfer" aufgeführt. „Drei Tage später lief ich fort mit zehn Mark in der Tasche, um Berlin zu erobern." Eine ruhelose, entbehrungsreiche Wanderzeit führt ihn quer durch Deutschland nach München und wieder zurück nach Berlin. In Französisch-Buchholz, wo er in einer winzigen Stube eines kleinen Arbeiters haust, „von Schmalzstulle und schwarzem Kaffee lebend", entwirft er den erst nach Jahren ausgeführten Plan zu einem Roman der Julie von Voß. Ein schöner Erfolg seines Freilichtspiels „Herzog Heinrich am Finkenherd" auf der Harzer Bergbühne verschafft ihm eine Anstellung bei einem medizinischen Verlag in Leipzig. Bald kann ein erster Polenroman „Die letzten Zielinskis" von ihm erscheinen. Gleich darauf, im November 1905, zieht er nach Rom, um sich drei Wochen „satt zu trinken"; ebensolange weilt er am Gardasee. In Zürich kommt er zum Buchhandel, und seitdem geht sein Weg langsam aufwärts. Jetzt lebt Franz Herwig als angesehener Schriftsteller und Verlagsberater in Weimar.

Sein erstes Werk von künstlerischer Reife, der Roman „Wunder der Welt" (1910), den er auf seines Schaffens Höhe völlig umarbeitete, ist eine ausgesprochene Erlebnisdichtung. In dem jungen Künstler rangen damals quälende Weltverneinung mit heldischer Lebensauffassung, Liebe zu Deutschland mit begeisterter Schwärmerei für Italien. Darum fühlte er sich von der widerspruchsvollen, seltsamen Gestalt Kaiser Ottos III. angezogen, der — ein Spielball großer Ratgeber — bald die Weltherrschaft erstrebt und Rom in seine alte Herrlichkeit einsetzen will, dann wieder, dem mystischen Einflusse Adalberts von Prag und anderer Asketen erliegend, tage- und nächtelang mit Bußübungen verbringt in gefährlicher Willenlosigkeit. Tief tragisch wirkt der Ausgang dieses edlen, sehnsuchtsvoll ringenden, aber schwachen Charakters: Deutschland, das Otto zum Nebenland herabsinken läßt, plant den Abfall, die verhätschelten Römer aber, deren Stadt er mit Prunkbauten schmückte, sperren ihm die Tore. Das bricht dem Kaiser das Herz. Ein heftiges Fieber streckt den Ruhelosen aufs Todeslager. Von einem Häuflein Getreuer wird sein Leichnam unter ständigen Kämpfen nach Deutschland gerettet.

Die Erzählung, die fast ausschließlich in Italien spielt, ist reich an düsterer Weltuntergangsschwermut, an feingeistigen Gesprächen, an plastischer Charakteristik und farbiger Landschaftszeichnung. Merkwürdigerweise hat sich der Dichter Ottos berühmte Wallfahrt nach Gnesen und seinen phantastischen Zug zur Gruft Karls des Großen entgehen lassen; grade an diesen abenteuerlichen, dramatisch starken Bildern hätte sich doch der Zwiespalt in Ottos Charakter besonders eindrucksvoll aufzeigen lassen.

Die Rahmenerzählung „Die Stunde kommt!" (1911) hat gleichfalls Italien zum Schauplatz; auch über ihr liegt eine melancholische Stimmung. In einer Sturmnacht im Palazzo Gonzaga in Maderno steigen die Geister vergangener Geschlechter aus den Mauern und zwingen den Dichter zur Gestaltung. Die drei Novellen handeln von Menschen, die von der Pest der Ruhelosigkeit gepeitscht werden, die hungern und dürsten nach hoher Wissenschaft und reifer Kunst, nach schrankenlosem Sinnesgenuß oder nach Macht und Reichtum, und die, als ihre Todesstunde kommt, mit leeren Händen dastehen, in der Erkenntnis, daß sie das Eine, was nottat, den Frieden Gottes, nicht erstrebten. Die kunstvolle, sichere Linienführung, die farbensatte, gedrungene Sprache, zumal der letzten Erzählung vom Untergang des Geistersehers und Alchimisten Dr. Ghiselli, erinnern an die Kunst von C. F. Meyer.

Im schärfsten Gegensatz zu diesen Werken jugendlichen Weltschmerzes steht der randvoll von Leben erfüllte, gesunde Reiterroman „Jan von Werth" (1913). Das Schicksal dieses Draufgängers und Abenteurers, der es vom Küferjungen zum Generalissimus gebracht hat, ist der Darstellung wohl wert. Nur wenige Deutsche wissen etwas von diesem kühnen Helden des 30-jährigen Krieges, höchstens entsinnt man sich von der Schule her seines waghalsigen Zuges bis vor die Tore von Paris. Daß er inmitten einer verruchten Zeit ein ehrlicher, grader Kerl geblieben, daß er sich im vaterlandslosesten Abschnitt deutscher Geschichte als guter Deutscher fühlte, wer ahnt es! Aber grade dieses Ehrgefühl und dieses deutsche Empfinden lassen ihn als Untergebenen eines eng dynastisch eingestellten, lieblosen Fürsten (Maximilian) zur tragischen Persönlichkeit werden, treiben ihn, den Fanatiker der Ehrlichkeit, zum Verrat. Diese fesselnde Gestalt ist in glänzender Weise in ihrer bunten Umwelt dargestellt. Die Ereignisse überstürzen sich nach Goethes Rezept: „Besonders aber laßt genug geschehn." Der Ton ist ausgezeichnet getroffen, anfangs voll Humor und Laune, dann in klingendem Dahinstürmen, endlich ernster werdend bis zur düsteren Tragik.

Herwigs Polenroman „Das Schlachtfeld" (1920) und „Das Begräbnis des Hasses" (1921) möchte ich nur kurz erwähnen, obschon ich die kulturgeschichtliche Bedeutung des ersten und seine Charakterkunst ebenso willig anerkenne wie im zweiten die frische und packende Dramatik der Kämpfe zwischen einem deutschen Freikorps und polnischen Insurgentenscharen. Die Liebe zu Polen und die Absicht beider Erzählungen: die Aussöhnung zwischen Deutschen und Polen aber werden bei uns Ostmärkern nur geringem Verständnis begegnen. Wir haben die Bandeneinfälle in Oberschlesien erlebt, die an Scheußlichkeiten alles in den Schatten stellen, was der Weltkrieg an Greueln gebar; wir müssen tagtäglich die Enteignungen und die Ausweisungen tausender Deutscher mitansehen: — wir haben längst erkannt, daß die Polen unsere Ausrottung, nie und nimmer aber Versöhnung erstreben und daß jedes Entgegenkommen von unserer Seite gleichbedeutend war mit der Einbuße an deutschem Volkstum.

Einen Höhepunkt erreichte dann der Dichter mit dem Roman „Dunkel über Preußen" (1920). Das Werk bedeutet eine Ehrenrettung für die arg verleumdete Julie von Voß, dieses schöne, hochsinnige, kluge Mädchen, die ihr Herz darbrachte auf dem Altar des Vaterlandes, um den gutmütigen, aber schwachen Friedrich Wilhelm II. zu lösen von unwürdigem Sinnengenuß, eigennützigen Günstlingen und unklarem Mystizismus. „Sei mein guter Genius!" ruft der Prinz aus, „sei des Vaterlandes Genius! Ich gebe mich ganz, aufrichtig und restlos in deine Hände, und in deine Hände lege ich das Vaterland wie ein Brautgeschenk." Aber als ihm dann Julie als Gattin zur linken Hand angetraut ist, da sind alle seine guten Vorsätze bald vergessen, und

die edle Frau muß erkennen, daß ihr Opfer umsonst war: des Königs Leidenschaft, die Kamarilla der Rietz, das Gaukelspiel der Wöllner und Bischoffswerder sind mächtiger als sie, und ihr Herz verblutet in fürchterlicher Vereinsamung. Der Roman ist sowohl als seelische Entwicklungsdichtung wie als großangelegtes Kulturbild eine bedeutende Leistung. Unvergeßlich bleiben einem die beiden durchaus echt wirkenden Bilder, in denen Friedrich der Große auftritt, zumal die Nachtszene zwischen dem todkranken, menschenverachtenden und mißtrauischen großen König und der opferfreudigen, begeisterungsstarken Julie. „Preußen," so endet das tiefe Werk, „muß erst wieder durch schwere Not gehen, durch eine schwere Not, die wie in einem Schmelzofen das reine preußische Gold heraustreibt. Des großen Friedrich Geist muß erst wieder angebetet werden, dieser Geist der unbedingten Hingabe an das Vaterland. Unser Auge kann nicht in die Zukunft sehen, aber ich glaube an Preußen!"

Von des Dichters Erlebnis des deutschen Zusammenbruchs in der Nachkriegszeit, von der Erkenntnis, daß ein glaubensbares Volk nicht zur Höhe kommen kann, legt auch die Legende „Sankt Sebastian vom Wedding" (1921) bedeutendes Zeugnis ab. Der Mönch Sebastian, ergriffen von Christi Gebot: „Siehe, ich sende Euch wie Lämmer unter die Wölfe!" verläßt sein stilles, behagliches, friedvolles Kloster und geht voll heiliger Begeisterung und tapferer Barmherzigkeit in die tosende, mammonsgierige Großstadt, um Seelen für Gott zu erretten. Des Lammes werden die Wölfe Herr, aber sein Opfertod ist nicht vergebens, und viele folgen ihm nach. Die Erzählung ist in bilderreicher, kraftvoller Sprache gehalten, besonders eindrucksstark ist die gleißende, seelenmordende Großstadt geschildert.

Auf einen ganz andern Ton gestimmt ist der altfränkische Musikantenroman aus der Mitte des 18. Jahrhunderts „Das Sextett im Himmelreich" (1921). Um seiner Seele ein Fest zu bereiten, um aus der unruhvollen Gegenwart zu flüchten in die Welt der Romantik, schrieb der Dichter dieses stille, zarte, besinnliche und launige Buch. Es redet von einer Seelenkultur, die uns Heutigen schon fast wie eine Sage anmutet. Die Widmung des Romans „Meinem Deutschland zu gutem Trost" wird jedem in Erfüllung gehen, der sich mit gesammelter Muße in dieses liebenswerte, melodische Kleinstadtidyll versenkt. Nur einmal wirkt der katholische Standpunkt des Verfassers für evangelische Leser nicht tröstlich.

Auch der Roman „Das märkische Herz" (1923) ist voll Schalkheit und Menschengüte. In die wüstesten Fehden der Quitzowzeit (die im Gegensatz zu Wildenbruchs idealisierendem Schauspiel streng geschichtlich geschaut ist), plumpst da ein 13jähriges geraubtes Kerlchen, und seine zähe Lebenskraft, sein guter Mutterwitz, sein nie versagender Humor helfen ihm zur Freude des Lesers aus den verzweifeltsten Lagen. Durch seine goldene Treue gewinnt er sich die Liebe seiner Herren, und selbst dem griesgrämigsten Gegner weiß er noch ein Lächeln abzulocken. Zum Greifen nahe werden einem die Hauptgestalten: der edle Gans von Putlitz und sein braver Knecht Henning, die starken, rohen Quitzows, der draufgängerische Mönch Benediktus, der verschlagene Friedrich von Zollern, der glänzende, liebenswürdige, aber leichtfertige Siegesmund. Die Mundart ist glücklich hineingewoben, altes Volksgut reichlich verwertet; unter anderm wird von fahrenden Scholaren ein Mysterienspiel aufgeführt (um dessen Wiederbelebung sich Herwig Verdienste erworben hat: er ließ 1921 „Das Adventsspiel", „Das kleine Weihnachtsspiel" und das stimmungsreiche „Passions- und Osterspiel" erscheinen. Weniger gelungen erscheint uns sein „Mittsommerspiel" (1924): es wirkt konstruiert, und die heilige Jungfrau tritt wie eine dea ex machina auf.)

Um an seinem Teile das Dunkel über Deutschland zu lichten, gibt der Dichter jetzt eine auf fünfzehn Hefte berechnete „Heldenlegende" (1923 f.) heraus, in der er Deutschlands Jugend durch das Beispiel seiner Großen des Schwertes und des Geistes anfeuern will zu heldenhafter Gesinnung und Tat. Nach den vorliegenden Heften zu urteilen, wird das Werk seine Aufgabe erfüllen, weil man spürt, hier steht ein Mensch und Künstler dahinter, dem das Heldische im Blute liegt, der in inbrünstiger Liebe alles umfaßt, was im Tiefsten deutsch

und fromm ist. Man muß diese Legenden laut lesen, um ihrer Kraft und Gedrungenheit inne zu werden. Zuweilen („Dürer“, letzter Teil) stört die einseitige katholische Geschichtsauffassung.

Eine große Überraschung hat Herwig seinen Verehrern mit seinem letzten Romane, „Die Eingeengten“ (Weihnachten 1926), bereitet: Der Dichter schien hier einen Seitensprung in den Naturalismus gewagt zu haben. Das Werk spielt in der tiefsten Bevölkerungsschicht Berlins, unter Dirnen und Vagabunden, Wucherern und Bordellwirten, und führt den Leser oft in bedenklichste Lagen. Der Herausgeber vom „Hochland“ (in dem der Roman zuerst erschien) mußte den Dichter gegen eine Anzahl heftiger Einsprüche und Anklagen entrüsteter, in ihrem sittlichen Empfinden gekränkter Katholiken verteidigen. Aber Herwig geht hier nur in den Bahnen weiter, die er sich in seiner tiefen Legende „Sankt Sebastian“ vorgezeichnet hat, ja, der Roman ist geradezu ein bewußtes Weiterspinnen der Legende; setzt er doch die Wirksamkeit und den Märtyrertod des Heiligen als bekannt voraus. Mit gleich packender Leidenschaft und Größe ist wieder das Raubtier Großstadt gestaltet und die unsagbare seelische Not der seiner Machtgier unterjochten „Eingeengten“. Von den naturalistischen Romanen jedoch unterscheidet sich Herwigs Werk durch den religiösen Unterton, der das Ganze durchwärmt, durch das unendliche Mitleid mit den Verworfenen, Ausgestoßenen, ruhelos Umgetriebenen. Denn gerade unter ihnen lebt, wie einst unter Zöllnern und Dirnen, tiefes Sehnen nach Liebe, Licht, Erlösung, zeigt sich vielfach rechte Hilfsbereitschaft und natürliche Menschengüte; und ihr furchtbares Schicksal bietet den Nachfolgern des Herrn ein überreiches Arbeitsfeld. Von ergreifender Schönheit und Wahrheit ist der kindlich-schlichte, allzeit gütige, fröhlich-schaffensfrohe Jünger Sebastians, eine wahrhafte Franziskusnatur, prachtvoll der stachlichte krumme Kellerjude mit seinem Herzenstakt und seiner gütigen Schlauheit — er bedürfte einer eingehenden Würdigung, der Fülle der Gesichte gerecht zu werden. Und so ist Herwigs Buch, trotz aller Bedenken, ein frommes und tapferes Werk, voll weitherziger Religiosität und feinem Wissen um die letzten Dinge, eines der Bücher, die uns Einkehr halten lassen bei dem, was in uns göttlich und licht ist. Diese letzte Dichtung Herwigs zeigt den Künstler in voller und, wie wir hoffen, aufsteigender Entwicklung.

Zur Einführung in des Dichters Werk eignet sich das hier benützte, aufschlußreiche Werbeheft von Arthur Friedrich Binz „Franz Herwig“ (Wolfram-Verlag, Düsseldorf, 2. Aufl. 1923, 51 Seiten).

Dr. Martin Treblin

Über Industriedichtung im rheinisch-westfälischen Industriegebiet

An sich ist die Industriedichtung noch eine sehr junge Kunstform, ist sie doch ein Ergebnis der Entwicklung unserer Kohlen- und Eisenindustrie, des Landes an Ruhr und Lippe. Schon in frühester Zeit gab es allerdings „Bergmannsdichtungen“, doch dürfte man ihnen hohen literarischen Wert nicht beimessen, zum mindesten kommen sie für die Arbeiterkreise von heute — von Ausnahmen abgesehen — als literarisches Allgemeingut kaum in Frage. Vielfach sind die Dichtungen, bei denen es sich vorzugsweise um Lieder, Schwänke und Anekdoten aus der Welt „unter Tage“ handelt, niemals niedergeschrieben worden und im Laufe der Jahrzehnte, ja Jahrhunderte, besonders nach dem Aufblühen der Industrie von den siebziger Jahren an, der Vergessenheit anheimgefallen. Von dem naiv-kindlichen und frommen Gehalt der meisten dieser Lieder zeugt z. B.:

Altes Bergmannslied.

Das Bergwerk sei gepreiset
Jetzt und zu aller Zeit.
Weil Gott darinnen beweiset
Seine Allmächtigkeit.
In der Erde schafft er frei
Metalle mancherlei
Und lässet auch noch früh und spat
Erz wachsen aus großer Gnad.
Sein Name gelobet sei."

(Aus „Deutsche Volkslieder", G. Stierling)

Von Märchen, Schwänken, Anekdoten und Erzählungen früherer Zeit hat sich nur ein verschwindender Bruchteil erhalten können; diese Dinge sind an sich auch weniger als Literatur anzusprechen, als eben Ausflüsse der Lebens- und Arbeitsanschauung damaliger Bergmannskreise, die man nur wenig schriftlich festlegte. Der „Berggeist" galt als übersinnliches Wesen von unheimlicher Kraft, zu fördern oder zu schädigen; das Pfeifen war in den Stollen verboten, weil der Geist darüber zornig wurde; Kobolde, Zwerge und spukhafte Gestalten hatten ihre Daseinsberechtigung. Einen Anklang findet man in Th. Körners romantischer Oper „Die Bergknappen", obwohl sie ihren Ursprung kaum in Westfalen zu suchen hat. Der Bergmannsstand an sich verfügte indessen wohl über eine disziplinierte kulturelle Organisation — mehr als heute —, wenn er auch, vielleicht gerade weil er zahlenmäßig im Verhältnis zur Bevölkerung anderer Berufsstände ziemlich schwach war. Das änderte sich aber mit der fortschreitenden Entwicklung des Bergbaues; man trieb Schächte durch die nördlich der Ruhr liegende Mergelschicht, die Folge war Ansiedlung von auswärts kommender Arbeiter, Städtegründung, Aufbau der Eisenindustrie und damit verbunden neue Verkehrseinrichtungen, Belebung des Handels und Entstehen einer seinem Charakter und sozialen Gruppierung nach ganz neuartigen Welt. Die Bergleute haben die Tradition der eigenen Tracht, ihrer Vorrechte, ihres Standes und des damit verbundenen Geisttums nicht beibehalten können; ganz allgemein gesprochen sind auch sie „Proletarier" geworden, ohne Wurzel, ohne Eigenart — ohne „Heimat", bewußt oder unbewußt.

Den Bergmann Heinrich Kämpchen (geb. 1847) kann man als den ersten Arbeiterdichter von Bedeutung ansehen. Man muß einsehen, was es im umfassenden Sinne heißt, Arbeiterdichter sein, wenn man Kämpchens Lebenswerk tiefgehend würdigen will. Seinen Werken („Aus Schacht und Hütte" 1898, „Neue Lieder" 1904, „Was die Ruhr mir sang" 1909), die fast alle von sozialistischer Tendenz durchtränkt sind, haftet eine Naivität und oft holprige Einfachheit an, die frei ist von jedem Intellektualismus und deshalb gerade in heutiger Zeit erfrischen muß. Er sagt:

„— und was ich reime und was ich kann,
ich hab' es als Bergmann erlernet."

Gott sei Dank sind wir noch davon entfernt, nach neuestem amerikanischem Muster „Dichterschulen" einzurichten, haben also die Einsicht, daß nicht „Wissen" sondern „Können" Macht ist, und daß das etwas taugt, was elementarem Drange zufolge geschaffen werden mußte, ohne Form und Feilung, die erst in zweiter Linie ausschlaggebend sein müssen. Kämpchens Dichtungen sind aber überall bewußte Absichten, sind Kampfgeschrei im Dienste parteipolitischer Agitation, die als künstlerische Werte aus diesem Grunde verstimmen müssen, sei man nun Sozialist oder nicht. Das war überhaupt die Grundstimmung seiner heute verschollenen Mitarbeiter, denn jede Dichtung, die nicht innerstem, rein menschlichem Erleben entspringt, muß der Vergessenheit anheimfallen. Vielleicht gibt es auch, gerade unter den Arbeiterdichtern, so

paradox es klingen mag, eine „unbewußte Tendenz“ — bei Kämpchen war es nicht der Fall. Bemerkenswert für ihn ist seine Stellung als Bergmannsdichter, der nichts von der romantischen Versunkenheit und frommen Auffassung seines Berufes früherer Zeiten wissen wollte. Er ist Naturalist, Sozialist und schwimmt mitten im Fahrwasser der literarischen Strömung seiner Zeit.

In die gleiche Kerbe der Parteilyrik seines Vorgängers haut der noch lebende Viktor Kalinowski (geb. 1879). Auch sein Schaffen durchsetzt ganz sozialistische Fühlung, auch er ist eifrigster Kämpfer der Organisationsbestrebungen seiner Kameraden und alles, was er schreibt, klingt letzten Endes immer wieder in bewußter Absicht aus. — Max Lotz (geb. 1876) bringt in Form und Inhalt nichts Neues, ist Parallele und Fortsetzung der Vorerwähnten.

Eine uns heute unangenehm berührende „Bearbeitung“ des „Motivs Industrie“ ist um die Wende des Jahrhunderts üblich gewesen. Obwohl Zolas „Germinal“ zeitlich keinen Zusammenhang dazu besitzt, möchte ich ihn wohl als typisches Produkt dieser Art Erzeugnisse ansehen. Wir sind durch die milieuhafte Schilderung nun soweit gepeinigt worden, daß uns manchmal ein Widerwille ankommen muß. Besonders uns, die wir täglich und nächtlicherweile das sicher grandiose Bild unsrer Industrieheimat in uns aufnehmen. Aber wir wissen alles das ja längst, was uns diese Schreiber durch ein Vergrößerungsglas haarscharf kenntlich, besser sichtbar, gemacht, zu sagen haben. P. Grabeins Bergwerksgeschichten, diese eifrigen Aufzeichnungen eines Menschen, der kommt „um zu beobachten“, hätte es als Außenstehender ruhig mit „Reiseschilderungen“ bezeichnen können und zwar Schilderungen noch dazu recht oberflächlicher Art. Es ist es aber nicht allein! Wir haben Industrieromane (dieser Titel!) und ähnlicher Dinge genug, die, wenn man boshaft sein will, neu entdeckte Abteilungen in der Dichtung sind und, ohne psychologische und menschliche Momente, den eigenartigen Hintergrund als Mantel für das fehlende Schöpferische benutzen. Ein kümmerliches Gebilde bleibt zurück, oft nicht einmal eine anregende Handlung, zieht man die Hülle des Stofflichen fort. Auch die Industriedichtung jüngsten Formates kann sich nicht ganz davon freisprechen. Da rollen die Räder, die Hämmer stampfen, Lichter glühen millionenfach, bringen aber doch nicht Licht genug, um das zu finden, was man sucht. Das berühmte „Lied der Arbeit“ überschreit den Menschen in uns, wenn es überhaupt noch solch erbärmliche Gebilde gibt, denn sie sind ja alle „Männer, Helden mit schwieliger Faust“. Heimatstolz ist sicher gut und heute mehr denn je notwendig, doch darf er sich nicht nur auf Äußerlichkeit beschränken. Der Gang logischer Handlung, der warme Atem, der uns aus den Zeilen entgegenweht, soll von der Heimat künden; und erst dann kommt das natürliche Schauen hinzu.

Grob gesagt, beginnt die moderne Industriedichtung mit Josef Winklers „Eisernen Sonnetten“ und Paul Zechs „Das schwarze Revier“ und „Die eiserne Brücke“ (1913/14). Über ihre Entwicklung im Laufe der kommenden Jahre jetzt etwas zu sagen, wäre gewagt, aber der stärkste Eindruck, den man bei ihr empfindet, ist das Gefühl, daß Arbeitsgedanke, Mensch, Religion und Heimatgefühl nun in einem ganz neuartigen, noch nie dagewesenen Licht zu sehen sind. Es geht etwas um, es gärt und vor allem — sie ringen! Das ist das Entscheidende, daß diese Dichtung in ihren Vertretern bestrebt ist, den Ring einer Klassendichtung sich in das Allgemein-Menschliche weitend, zu sprengen. Bringt man der Arbeiterdichtung auch in gebildeten Kreisen zurzeit wenig oder gar kein Interesse entgegen, so liegt die Schuld darin, daß sie — hinsichtlich ihrer künstlerischen Gesetze durchaus eigenwillig und neu — einer in klassischer Bildung erzogenen Generation zum mindesten gleichgültig, wenn nicht gar zuwider war. Man kann manchmal von einer geradezu trotzig-blinden Voreingenommenheit gegen diese Dichtungen reden, die alles ehrliche Streben und, wenn auch teilweise Vollbringen, der Arbeiterdichter als „Proletarierkunst“ ablehnt. Im Augenblick denke ich an Heinrich Lersch' Gedichtband: „Herz! aufglühe dein Blut“ und „Deutschland“ (Lieder und Gesänge von Volk und Vaterland). Diese von stark religiösem Gefühl getragenen Gedichte des M.-Gladbacher Kesselschmieds atmen

zugleich eine begeisternde, geradezu ideale Vaterlandsliebe aus. Die stolze, ethische Auffassung seines Berufes als Arbeitsmann und Sohn des Volkes, sagen z. B. die Zeilen:

„Nun scheint die früheste Sonne
Hell zur Fabrik herein;
Es glüht in unseren Augen
Des Lebens Widerschein.
Wir schweißen und schmieden das Eisen
Im Feuer, das flammt und loht:
Wir schlügen das finstere Schicksal
Mit eisernen Fäusten tot." („Junge Schmiede")

Lersch ist bei all seiner Betonung, werteschaffender Arbeiter zu sein, nie auf den Gedanken sozialistisch-parteiischer Tendenz verfallen. Wer seine Werke, u. a. auch seinen letzten Roman „Siegfried" gelesen hat, wird mir Recht geben müssen. Selbstredend ist bei der Verschiedenheit der persönlichen Eigenart des Schaffenden eine mehr oder weniger starke politische Interessiertheit vorhanden. Wohl schrieb Karl Bröger seine „Soldaten der Erde" und „Kamerad, als wir marschiert" — Kriegsgedichtbände heimatlicher Liebe; neben anderem verrät aber sein „Held im Schatten" (Roman) deutlich den Sozialisten, zu welchem er sich auch offen bekennt. Ebenso Max Barthel; z. B. in den Versen „Arbeiterseele"; einem Bändchen, in welchem sich Naivität und Kraft zu loderndem Brand einen. Dahin gehört auch wohl der Österreicher Alfons Petzold („Volk, mein Volk").

Man kann nicht an der rheinisch-westfälischen Arbeiterdichtung, d. h. einer Dichtung, deren Träger diesem Gebiet entstammen, vorübergehen, ohne ihren bedeutendsten Vertreter — Otto Wohlgemuth — zu würdigen. Ich persönlich habe oft das Empfinden, als ob sich die Glieder seiner „Gemeinschaft Ruhrland" allzusehr an ihm emporrankten. Diese ehemaligen „Leute von Haus Nyland", werktätige Künstler aller Berufsschichten, bilden einen Kreis um ihn. Dieser Kreis besitzt trotz starker Gegensätze der Einzelnen im Können und Vollbringen einen gemeinsamen Unterton, der mir nicht frei von Epigonenhaftem und manchmal verstandesmäßig Erdachtem zu sein scheint. Was will Wohlgemuth mit dieser Gemeinschaft? Wäre sie ein aus wirtschaftlichen Gründen entstandener Zweckverband, so würde ich seine Daseinsberechtigung mehr als willkommen heißen, kann es aber auch einen Verband von Künstlern geben, die zufällig aus gemeinsamem Erleben, meinetwegen des „Ereignisses Industrie", heraus eine geistige Gemeinschaft gründen dürfen? Nun — wir müssen eben abwarten, was werden wird; es ist zu gefährlich, in dieser Hinsicht jetzt schon zu prophezeien oder den Stab zu brechen.

Dem eifrigen und liebevoll fördernden Friedrich Castelle fiel Wohlgemuth, als Landsmann, gar bald auf, und auch Prof. Schwering-Münster wies nachdrücklich auf ihn hin. Wohlgemuth, bisher stets Bergmann, jetzt Stadtbibliothekar in Buer i. W., ist noch jung, immerhin dürfte er aber schon im vollen Umfange den Erwartungen, die man auf ihn setzte, entsprochen haben. Erst der zweite und bedeutungsvollere Teil seiner Schaffenszeit ließ ihn Industrie-, Bergmannsdichter werden. Die romantisch-lyrische Art seiner Jugendgedichte, in denen ein tief wurzelndes Gefühl für seine Ruhrheimat mitschwingt (er wurde zu Hattingen a. Ruhr geboren) wurde in seinem späteren Schaffen durch Einbeziehung eines ganz neuen stofflichen Wirkungskreises erheblich individualisiert, so daß man ihn heute als den Bergmannsdichter (lassen wir einmal diese Bezeichnung gelten) Ruhrlands ansehen kann. Gab es auch schon vor und mit ihm durch Lersch, Gerrit Engelke, Zech u. a. stark interessierende Dichtungen, die aus dem Wirkungsbereich des Bergmanns entnommen waren, so vermochte doch erst Wohlgemuth all diesen Dingen, dadurch, daß er sie im Hinblick auf das Menschlich-Allgemeine, stets Bestehende menschlichen Fühlens und Denkens, ansah, durchaus Neues zu schaffen. Das oben erwähnte Romantisch-Lyrische seiner Art vermochte eine Synthese aus der Bergmannsdichtung ältesten Formates und dem realen Schauen der Wirklichkeit zu schaffen, die wir bei ihm so eigenartig und treffend

finden. Wie einem großen Teil unserer Industriedichtung überhaupt, glaubt man eine ganz ursprüngliche Einfachheit seiner Gedanken zu spüren, denen sich erfreulicherweise eine ebenso schlichte als alles sagende Sprache zugesellt, die sich — schließlich etwas gezwungen — auf die Formel bringen läßt: „Arbeit, Heimat und Menschlichkeit." Ihm gebührt auch das Verdienst, in der Epik seiner Motive entscheidend-neue Schritte getan zu haben. Der Vergleich mit Math. Claudius mag wohl schon des öfteren gezogen sein; besonders auffallend wirkt diese Parallele bei seinen Gedichten in:

„Abendlied in der Zechenkolonie.

Die grauen Stunden schleichen,
Der Tag will schlafen gehn.
Wie fremde Geister schwimmen
Im Nebel leise Stimmen,
Wir können's nicht verstehn.

Dies ist die Zeit der Trauer,
Das Schicksal sucht und sucht,
Im Finstern sickert Schweigen
Und aus den Schächten steigen
Die Sorgen, tief verflucht.
— — — — — — und zum Schluß:
Wir wollen schlafen, schlafen,
Vorbei ist bald die Nacht.
Gram singt den Kindern Lieder,
Die Lampen schwelen nieder,
Die Uhren ticken sacht — — —"

Vor zwei Jahren gab Wohlgemuth eine Anthologie der Gemeinschaft Ruhrland heraus, in der die meisten ihrer Mitglieder vertreten sind. Wir finden da: Chr. Wieprecht, K. Kläber, Baupel, Verspohl, Haas, Hardensett, Klose, Sieburg, Voß, Kraushaar u. a. Namen. Eine der bedeutendsten Erscheinungen unter diesen ist Wieprecht, Fabrikarbeiter in der Essener Eisenindustrie, der aus den Werken der Technik ein Lebensgesetz, kraftvoll und positiv bejahend zu formen vermag; Kläber rüttelt m. E. in vielem zu sehr an den Gefängnisstäben seiner parteiischen politischen Anschauungen, was vieles, trotz famoser Charakteristik seiner Gestalten, verdirbt. Baupel trifft in seinem Gedicht „Europa" ganz den Ton, der in allen Dichtungen, bewußt oder nicht, mehr oder weniger durchklingt:

„Irre Vögel treiben wir
Traurig über das dunkelnde Land
Unter uns in keuchenden Wäldern
Wühlt unersättlich der Sturm
Und Wurzelwerk aus modrigem Schlamm
Von Jahrtausenden stark gramzerfetzt
In den unseligen Anblick des Himmels.

Und wir flattern, Blutschweiß im nassen Gefieder
Wie angstvolle Mütter durch die stürzenden Stämme;
Unmenschliche Not! Laut kreist unsere Qual
Um die hilflosen Nester; aus zitterndem Dunkel
Tief irgendwo in den hungrigen Händen der uralten Erde
Wimmert die nackte Brut:
Brüder, wir sterben!"

Das ist nicht Whitman! Ein dumpfer Pessimismus drückt im Wesentlichen noch alles Geschaffene. Jede längere Zeitspanne im Weltgeschehen wird von dem ihr eigenen Rhythmus getragen. (Gerrit Engelke, der früh gefallene Dichter des „Proletariats" fällt mir ein, mit seinem „Rhythmus des neuen Europa"; Engelke, dessen Briefwechsel jetzt erschien, war zum mindesten die stärkste Verheißung, die uns aus dem Nachwuchs entstand.) Jede Zeitepoche — Klassik, Romantik — hatte eigene Menschen zum Hintergrund. In unserer Zeit macht sich, vielfach unbewußt, ein starkes Gefühl der Heimatlosigkeit geltend. Tiefer und inniger lernt der Großstädter, der moderne Mensch, Wald, Blumen, Bach, Himmel und Tier lieben — ich möchte das Wort „Natur" vermeiden — weil er es Tag um Tag entbehren muß. Ein Zug zum Gegenständlichen läßt sich ersehen. Das ist es eben: der „Mensch" wird in den Brennpunkt gerückt in seinem Suchen nach harmonischer Einstellung, nach Befriedigung; die „Masse Mensch" sucht den geistigen Anknüpfungspunkt herzustellen mit einer toten Materie der Industrie, der Maschine. Betrachtet man das Wesen der Industriedichtung aus diesem Gesichtswinkel heraus, so wird man ihre Existenzberechtigung zugeben müssen. Für uns heißt es nicht vernichten und verdammen, sondern trotz allem — aufbauen, ein- und mitleben und mitschwingen in einem neuen Rhythmus unsrer Zeit.

Ob das Keimlein Industriedichtung gegen die verflachende Riesenwalze amerikanischer Weltanschauung, die bedrohlicherweise zu einer Allgemein-europäischen werden möchte und dem deutschen Innenleben gar nicht entspricht, sich behaupten wird, ist noch fraglich. Wer hat an eine dramatische Behandlung dieser „Industriestoffe" gedacht? (Uraufführung: Paul Zech: „Erde" in Königsberg.) Wer hat ein lustiges Bergmannsbuch geschrieben, das den Forderungen wahrer Schwänke in der gewiß noch recht eigenwilligen und gesunden Bergmannssprache entspräche? Wenn überhitzte Köpfe die christliche Religion nicht mehr als das „Bindemittel" in unserem Industrievolke ansehen, nicht versuchen, das tatsächlich zum großen Teil verlorengegangene Heimatgefühl wieder zu erwecken, so mögen sie doch nicht in stammelndem Schluchzen eine neue Welt beschwören, die, wenn sie aus Buchstaben bestünde, dem schlichten Manne nur Hieroglyphen sind — mögen sie doch in einfachen und geraden Worten einen Weg weisen! Uns hilft nicht Revue und Sensationsromantik; neben einer hoffentlich bald eintretenden wirtschaftlichen Besserung unserer Verhältnisse, die sich bestimmt auf das Geistesleben auswirken wird, dürfen wir unsere deutsche Innerlichkeit und den Mut, durch allen Dreck hindurchzugehen im Glauben an die Wahrhaftigkeit unserer Kämpfe, nicht vergessen. Hoffen wir! Und zu neuer Tat ein frohes „Glückauf!".

Walter Vollmer

Die geistige Arbeit des Schriftstellers

In seinem Buche „La philosophie de l'art en Grèce" äußert sich Taine: „Fünfzehn Jahre braucht ein Schriftsteller, um schreiben zu lernen, nicht geistvoll, denn das ist nicht zu lernen, sondern nur klar, fließend, richtig und bündig. Deshalb, weil er gezwungen ist, zehn- oder zwölftausend verschiedenartige Worte und Ausdrücke genau zu kennen, ihre Etymologie zu untersuchen und nach selbständigem Plane alle seine Ideen und seinen ganzen Esprit stets wieder neu umzubauen." Taine fordert also fünfzehn Jahre. Nach Balzac ist diese Zeit noch kurz. „Es ist mir nicht möglich," schreibt er, „mich an das Studium dieser prächtigen Sprache (gemeint ist die deutsche) zu machen, so lange ich das Französische nicht vollständig kann. Und nach zwanzigjährigen Studien habe ich es noch so wenig in meiner Gewalt, daß ich nicht denke, wie meine wohlwollenden Kritiker: wir Franzosen kennten unsere Sprache. Würden wir das nur erst einsehen, wir könnten sie besser." Balzac war denn auch niemals zufrieden mit dem, was er geschrieben hatte. Seine Korrekturbogen, die wir besitzen, sind ein schlagender Beweis dafür.

Er schickte sie immer wieder dem Drucker zurück, von oben bis unten mit Verbesserungen und Zusätzen bedeckt, so daß oft der letzte Bogen keine Spur von Ähnlichkeit mehr mit dem ersten hatte, so schwer wurde ihm die Produktion und so mühselig machte er sich die Durcharbeitung.

Ein anderer Ausspruch ist lehrreich für diejenigen, welche denken, daß ein Schriftsteller es leicht hat, berühmt zu werden, das ist Buffon's Wort: „Le génie c'est la patience!" Und Balzac bestätigt das, wenn er schreibt: „Die Geduld ist es in der Tat, was am meisten demjenigen Prozeß ähnlich sieht, den die Natur bei ihren Schöpfungen anwendet." Ebenso schreiben die Brüder Goncourt in ihrem Werke: „Idées et Sensations": „Einige Menschen zeigen deutlich, was die Willenskraft an Talent und die Geduld an Genie verleihen kann." Sehr deutlich hat ferner de Maistre es ausgesprochen, was nötig ist, damit einer im literarischen Berufe Glück hat: „Abwarten können ist das große Geheimnis des Erfolges." Eine ausgezeichnete Lehre für alle, welche die ersten Schritte auf dieser dornenvollen Bahn tun, enthält auch der Brief, den Jules Sanin an einen jungen Musiker richtete, welcher schon ganz verzweifelt war und sich mit Selbstmordgedanken trug. „Ich bin ebenso unglücklich gewesen wie Sie. Ich habe monatlich 50 Francs verdient an einer Anstalt, in der ich zurückgebliebenen Schülern im Griechischen und Lateinischen Unterricht gab. Ich hatte sechsmal in der Woche zu tun, und das Orchester war schwer zu dirigieren. Aber sobald meine Pflicht erfüllt war, setzte ich mich ans Werk für eigene Rechnung und arbeitete." Ebenso schrieb Emile Zola: „Arbeiten, daran liegt alles! Sich nur auf sich selbst verlassen! Sich sagen, daß, wenn man Talent hat, es doch einmal auch die am festesten verschlossenen Türen öffnen muß und man so hoch steigen wird, wie man es verdient! Die schlimmste Gefahr für einen jungen Autor ist, zu schnell auf den Gipfel des Ruhmes zu kommen, denn hinter jedem ehrlich erworbenen Ruf stehen zwanzig Jahre Mühe und Arbeit." Auch das unablässig um den Gegenstand zusammengehaltene Denken kann Wunderdinge vollbringen. Als man Newton eines Tages fragte, wie er dazu gelangt wäre, seine großen Entdeckungen zu machen, antwortete er: „Indem ich immerzu daran dachte!"

Was nun den Stil anbetrifft, so ist es von vorneherein klar, daß gut geschrieben nicht gleichbedeutend ist mit einer bloßen vollständigen Kenntnis der Grammatik, mit der Fertigkeit, eine bestimmte Zahl von Sätzen zu bauen und nebeneinander zu stellen, so daß an ihrer grammatischen Richtigkeit und Orthographie niemand etwas zu tadeln hat; das ist für den Stil nur, was der Rahmen für das Bild ist, und die sprachlichen Schnitzer hindern nicht, daß die „Mémoires" von Saint Simon ein geniales Werk sind. Unerläßlich ist nur, einen Schatz von Worten zur Verfügung zu haben, aus dem in dem gegebenen Moment der Ausdruck genommen werden kann, der sich dem Gedanken am innigsten anschmiegt und der auch die feinsten Nuancen des Gefühls übersetzt. „Die Sorge für einen guten Stil wird immer ein Charakteristikum unserer französischen Literatur bleiben", hat Zola einmal in einem trefflichen kritischen Aufsatz geschrieben. Und es gibt Schriftsteller, welche die Bevorzugung der Form aufs äußerste getrieben haben, wie andere sich wiederum geradezu Mühe gaben, sie zu vernachlässigen. Zu diesen letzteren gehörte Stendhal, bei dessen Arbeitsweise Prosper Mérimée schrieb: „Seine Werke weisen zahlreiche Flüchtigkeiten auf, trotzdem sie von langer Hand vorbereitet wurden. Alle seiner Bücher sind mehrere Male abgeschrieben worden, ehe sie in die Druckerei gingen, aber seine Korrekturen bezogen sich fast niemals auf den Stil. Er schrieb immer mit großer Schnelligkeit, änderte plötzlich den Gedankengang und kümmerte sich sehr wenig um die Form. Er verachtete den Stil sogar und behauptete, ein Autor hätte schon Vollendetes geleistet, wenn man nur seine Ideen verstünde: man brauchte sich an die Worte später gar nicht mehr zu erinnern. Und Stendhal selbst schrieb einem seiner Freunde die merkwürdigen Zeilen: „Sie erhalten hiermit ‚L'amour', lassen Sie sich aber nicht auf Korrekturen ein. Ich pfeife auf die Druckfehler!"

Unter den älteren Schriftstellern waren Montesquieu und Jacques Rousseau unbestreitbar diejenigen, denen die größte Arbeitskraft innewohnte. Der erstere sagt von seinem Buche „L'esprit des Lois": „Man wird dieses Werk in wenigen Stunden lesen, aber ich habe dazu soviel Arbeit

gebraucht, daß meine Haare weiß geworden sind." In betreff Rousseaus enthalten die „Confessions" Einzelheiten, die außerordentlich lehrreich sind und von der schweren Mühe zeugen, welche seine Werke den vorzüglichen Prosaiker kosteten: „Es vereinigen sich in mir zwei einander abstoßende Kräfte, ohne daß ich begreife wie: ein sehr hitziges Temperament, ein lebhaftes, heftiges Gefühl und Gedanken, die unendlich langsam entstehen, sich verwirrten und nie alle zugleich da sind. Sondern sie drängen sich mir im Kopfe und bewegen sich mit unglaublicher Schwerfälligkeit. Sie gären, bis sie mich aufregen, mir den Kopf heiß machen und mir Herzklopfen verursachen. Dann sehe ich nichts klar, und es wäre mir unmöglich, ein einziges Wort niederzuschreiben. Ich muß warten. Ganz langsam nur wird das Taumeln meiner Sinne still; das Chaos entnebelt sich und ein jedes stellt sich an seinen Platz. Daher die ungeheure Schwierigkeit, die ich beim Schreiben überwinden muß. Meine Manuskripte, ausgestrichen, bekleckst, durcheinander geworfen, unleserlich, erzählen deutlich von der Mühe, die sie mir gemacht haben; es gibt nicht eines, das ich nicht vier- oder fünfmal hätte abschreiben müssen. Es ist mir nie möglich gewesen, etwas zu schaffen, die Feder in der Hand, am Tische und vor dem Papier: beim Spazierengehen, zwischen Felsen und unter Bäumen, oder nachts im Bette, wenn mich der Schlaf flieht, — da schreibt mein Gehirn."

Mit etwas größerer Leichtigkeit schrieb Emile Zola. Trotzdem produzieret er nach seiner eigenen Aussage nie mehr als eine Seite die Stunde oder vier Seiten täglich. Er arbeitete mit großer Ausdauer und umgab sich mit allen Dokumenten, die er durch langwierige und geduldige Studien aufstapelte. „Aber niemals," so erzählt er, „daß der Entwurf oder die Entwicklung oder der Stil oder selbst die einzelnen Worte gut sind. Hätte ich nicht diese nagenden Gewissensbisse, die mich verzehren, diesen Zweifel, der mich quält und mich verwüstet, würde ich dann in dem Gesundheitszustande sein, in dem ich mich befinde? Wer meine Hände ansieht, wie sie zittern, muß denken, ich habe das Delirium tremens und ich trinke doch nur Wasser! Ich verübe durch diese Arbeit Selbstmord, aber ich habe niemals das Glück, etwas vollbringen zu können, wie ich es wünsche: ich bin immer unzufrieden. Das ist leider nur zu wahr."

Ein betrübendes Beispiel von der mörderischen Wirkung dieser Arbeit im Dienste des Geistes liefert Jules de Goncourt. Acht Tage nach dessen Tode, im Juli 1870, schrieb sein Bruder Edmond de Goncourt an Flaubert: „Nach meiner Überzeugung ist mein Bruder an Überarbeitung gestorben. Ich sehe ihn noch, wie er immer wieder die Seiten vornahm, die wir zusammen geschrieben hatten und über die wir eben noch ganz zufrieden gewesen waren, wie er stundenlang, halbtagelang daran saß, mit beinahe grimmiger Hartnäckigkeit, dort ein Epitheton änderte, hier dem Satz einen glatteren Fluß gab, da eine Wendung tadelte und auf diese Weise seinen Kopf zermarterte. Es kommt hinzu, daß wir uns beim Arbeiten drei oder vier Tage lang einschlossen, ohne einen Schritt vor die Türe zu tun. Denn für mich war das die einzige Möglichkeit, etwas Ordentliches zu schaffen, weil wir der Meinung waren: nicht ein langes Geschreibsel auf dem Papier macht einen guten Roman, sondern das schweigsame, innerliche Brüten über die Personen und ihre Charaktere, die genaue Beobachtung der Wirklichkeit im Bunde mit der Erfindung ..."

Vielleicht vermögen diese Selbstbekenntnisse französischer Schriftsteller — ganz zu schweigen von den deutschen — zur Befestigung der Tatsache beizutragen, daß auch das Talent des bedeutendsten Schriftstellers es nicht immer leicht hat. Nicht spielend haben die meisten Autoren die Werke, welche Bewunderung erwecken, erzeugt: der Vers voll Grazie und Rhythmus, das Wort, von Geist und Witz durchfunkelt, sind oft die Früchte qualvoller und nie ermüdender Arbeit. Das Sprichwort sagt, daß der Balsam erst träufelt, wenn der Baum verwundet ist... und alle Zauberwerke dichterischer Phantasie, welche den Leser blenden und deren Schönheiten ihn angenehm und süß über trübe Stunden forttäuschen, haben oft ihrem Schöpfer soviel saure Arbeit bereitet, daß er daran zugrunde gegangen ist, wenn seine Nerven nicht von Stahl waren.

Dr. Otto Weddigen

Karl Purrmann-Haufler, ein Stuttgarter Maler

Wenn von Malerei die Rede ist, spricht man nur wenig von Württemberg. München hat durch seine wundervollen Museen und seine Malschulen so sehr die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, daß die stille Kunst, die in Stuttgart auch ein fast heimliches Leben führt, recht wenig allgemeine Beachtung gefunden hat.

Und doch wäre es merkwürdig, wenn ein Land, das sonst in künstlerischen und geistigen Dingen etwas zu bedeuten hat, nicht auch gute Meister der Malerei hervorgebracht hätte.

Freilich, das ist richtig, was man so die „malerische Luft" heißt, das hat Württemberg nicht. Eine gewisse Enge des Lebens und der Landschaft, das Vielerlei der perspektivischen Linien und die wenig durchsichtige Luft locken den Maler nicht. Es gehen darum nicht wenige unsrer Künstler studienhalber an die oberbayrischen Seen oder nach Oberitalien; und manche, wie Zügel, haben sich ihr Leben gleich ganz draußen eingerichtet.

Es hat aber Württemberg trotz dieser Ungunst und trotz eines Mangels an malerischer Tradition doch im letzten Jahrhundert eine Reihe bedeutender Maler gehabt, die, wenn sie nicht in unsrem verlorenen Winkel, sondern näher am Kunstmarkt gewesen wären, wohl die volle Aufmerksamkeit und Anerkennung der großen Kunstwelt gefunden hätten.

So ragen, um nur die Toten zu nennen, noch in unsre Tage herein die großen Meister Pleuer und Reiniger, Robert Haug und Landenberger, die in ihrer Kunst und in ihrer künstlerischen Persönlichkeit durchaus das schwäbische Gepräge tragen.

Gegenwärtig hat Stuttgart durch ausgezeichnete Architekten seinen künstlerischen Ruf erweitert; neben ihnen haben wir nicht wenige Maler, die Vortreffliches leisten, aber leider nicht am Kunstmarkte wohnen. Das ist in Württemberg der alte Jammer. Auch die neue Möglichkeit zu einer Blüte württembergischer Malerei vergeht an der wirtschaftlichen Notlage der Maler. —

In diesem und in einem der nächsten Türmerhefte werden Bilder von Karl Purrmann gezeigt: Landschaften aus Stuttgart und Tirol, der Schwetzinger Park und der Innenraum einer Kirche.

Purrmann ist in diesem Jahre 50 Jahre alt geworden und hat sich zu einem sehr geschätzten und anerkannten Künstler emporgearbeitet. Er ist in Speyer geboren, aber schon als Kind nach Stuttgart gekommen und in der Stuttgarter Luft groß geworden. Seine Studien erledigte er an der Stuttgarter Kunstgewerbeschule und kam dann auch als Lehrer für Porträt und Akt an die kunstgewerbliche Fachschule in Gmünd, der Hohenstaufenstadt und der Stadt der württembergischen Goldschmiedekunst. Hier entwickelte er sein Können; an den prachtvollen Bauten der Gmünder Baumeister Parler und Keller schulte er seinen künstlerischen Geschmack; hier gewann er die Liebe für die Rokokokunst der Schlösser und für die weihevolle Pracht der Kirchen und ihrer Altäre, die er mit besonderem Erfolge pflegt. Seit dem Kriege lebt Purrmann als freier Maler in Stuttgart, immer bestrebt, durch unablässiges Studium der Figur vorwärts zu kommen und seine Kunst zu vertiefen.

L—e.

Türmers Tagebuch

Ideal und Leben · Maifeier · Goldene Internationale? · Bestrafter Brotneid · Amerika der Shylock · Die Weltwirtschaftskonferenz · Kaufmannspolitik · Genfer Doppelspiele · Sozialdemokratisches Mißtrauen · Mussolinis carta del lavoro Das vierte Italien

Bessere künftige Tage — von nichts reden und träumen die Menschen lieber. Der Einzelne malt sich sein bescheidenes Altenteil aus, der Mystiker tausendjährige Reiche, der Poet Schlaraffenländer und Wolkenkuckucksheime, der weltverbessernde Politiker hingegen die vernunftgemäß aufgezogenen Gemeinwesen von Utopia, Ophir, Oceana oder Atlantis. Düster schaut die Sozialdemokratie das Getriebe der Gegenwart, allein ihre Anhänger hält sie fest durch den Ausblick auf eine überschwengliche Zukunft; die sonnenhelle Errungenschaft einer endlich sieghaften weltbürgerlichen Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

„Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!" Die Sozialdemokratie war so die erste, die international dachte; oft sogar unter grinsendem Hohn für jene Beschränkten, die noch ein Vaterland kennen, das Deutschland heißt. Sie knüpfte auch die ersten zwischenstaatlichen Fäden; freilich nicht von Volk zu Volk, nur vom vierten Stande zum vierten Stand. Internationale Kongresse schufen gemeinsame Formen und Anstalten. Als der von Paris im Jahre 1889 das Andenken des Bastillensturmes beging, da schuf man sogar den Weltfeiertag des ersten Mai. Er sollte eine laufende Kundgebung sein für den Frühlingsanfang der Menschheit, den Achtstundentag, den Weltfrieden und die Weltbrüderlichkeit.

Er war eine Machtprobe, und schwer setzte er sich durch. Wer ihn feiern wollte, den sperrten die Arbeitgeber aus. Der Gegenschlag waren Verrufe und monatelange Streiks. In Italien und Frankreich kam es mehrfach zu Straßenkämpfen.

Gesetzlicher Feiertag ist der erste Mai daher nur im Räterußland geworden. Bei uns war er's ein einziges Mal; im Jahre 1919 nämlich auf Befehl der sogenannten Volksbeauftragten, die so hießen, weil sie sich selbst beauftragt hatten. Aber die Weimarer Nationalversammlung schob ihn gelassen wieder beiseite. Hingegen haben sich seine Schärfen allmählich abgewetzt. Man verlegt die Feiern auf die Freizeit des Abends, wo es ohne Aussperrungen abgeht, und veranstaltet Festzüge nur allemal im sechsten Jahre, wenn wie dieses mal Walpurgis auf einen Sonntag fällt, weil dann alle Räder sowieso stille stehen, ohne daß der starke Proletarierarm seine vielbesungene Kraft zu erproben braucht.

England hatte bisher in 37 Jahren überhaupt keine Maifeier. Heuer erlebte es jedoch die erste. Der mißlungene Bergarbeiterstreik, noch mehr das werdende Gewerkschaftsgesetz des konservativen Kabinetts haben die Arbeiterschaft verbittert. Kommunistischen Putschrednern erscholl daher ein Beifall, wie ihn der Hydepark noch nie gehört. Generalstreik wurde angedroht und wohl im Hinblick auf ihn die internationale Solidarität der arbeitenden Klasse ausbrüchig gefeiert. Das ist ein

Zeichen, daß man sie in Anspruch nehmen will, denn sonst hat der englische Genosse verdammt wenig für sie übrig. Wer draußen in der Not des Massenstreiks auf dessen offene Bruderhand rechnet, erlebte noch stets schmerzlichen Reinfall.

Neben der roten Internationalen spricht man oft von der goldenen. Aber obwohl natürlich der Welthandel auch gemeinsame Belange schuf, hat er doch ein Gefühl engern Verbundenseins keineswegs erzeugt. Im Gegenteil sogar die üblen Triebe des Futterneides und duckmäuserischer Schadenspinnerei. Als England in den Weltkrieg gegen uns eintrat, aus welchem anderen Grunde geschah es denn als dem Gedanken, den bereits 17 Jahre zuvor die Saturday review ausgesprochen hatte: „Wenn Deutschland morgen aus der Welt vertilgt würde, dann gäbe es übermorgen keinen Engländer, der nicht reicher wäre." Sooft seitdem der Jahresabschluß einer Minen- oder Industriegesellschaft über den deutschen Wettbewerb klagte, erscholl flink aufpeitschend in das englische Volk hinein des britischen Catos herzenshartes: „Germaniam esse delendam."

Man tat danach, wurde jedoch auf das gräulichste enttäuscht. „Kein Gedanke, so stellt der schwedische Volkswirt Gustaf Cassel fest, war verkehrter als der, man könne die eigne Wirtschaft höher bringen, indem man die des Gegners entzweischlage."

Mit vollendeter Ruchlosigkeit hat man uns geschröpft. An Hab, Gut und Wirtschaft sind wir auf den Stand von vor fünfzig Jahren zurückgeschraubt. Aber nicht jeder Engländer ist davon reicher geworden, vielmehr jeder Amerikaner. Und zwar im Durchschnitt um das Elffache. Jede fünf Dollars, die Deutschland, England, Frankreich gemeinsam zusammenscharren, deckt der Yankee allein ohne weiteres mit je acht Dollars aus seiner Tasche zu. Er kann sich's leisten, denn er verdient dritthalb Mal soviel jährlich als sie alle drei zusammen. Die Maschinen der ganzen Welt verkörpern 500 Millionen Pferdekräfte an mechanischer Kraft. Allein die volle Hälfte davon arbeitet im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten; in die andere hingegen teilt sich die gesamte übrige Erdbevölkerung. Wirtschaftlich angezettelt, ist der Krieg zwar militärisch gewonnen, aber wirtschaftlich verloren worden. Eine Reitgerte hat man uns entrissen; dafür dem Amerikaner einen Dreschflegel in die Hand gedrückt.

Er haut kräftig damit; denn diesmal ist Blut keineswegs dicker als Wasser. Henry Robinson, der Präsident der First national banc in Los Angeles, prahlt raffkemäßig mit dem Vorsprung seines Landes. Auch der Schatzsekretär Mellon hat sich in einem Briefe an den Präsidenten der Princeton-Universität ziemlich hochnäsig ausgelassen über die Schuldnerstaaten Europas. Das wurmte Churchill. Er umgürtete sich noch einmal mit dem ganzen Stolz seines Englands und pfefferte eine Note nach Washington. Sie blieb amtlich unerwidert, wurde aber außeramtlich für taktlos erklärt. Nun weiß man, wie der Hase läuft. Die Regierungsherren am Potomac, nichts anderes als die politischen Geschäftsträger der Börsenkaiser vom Hudson, lachen über die Professoren von Princeton und Columbia, die das große Weltschuldbuch dem Scheiterhaufen zu überantworten so gutherzig vorschlugen. „Den Teufel werden wir tun; ihr gelehrten Verkehrten! Deutschland muß blechen, wie Dawes vorschrieb und Parker Gilbert so lautlos zu befummeln weiß. Es muß, damit seine Gläubiger, die unsere Schuldiger sind, zahlungsfähig bleiben für uns. Warum sollte es nicht auch die 2,5 Milliarden leisten können, die vom Oktober 1928 ab fällig sind? Wir haben drüben simple Privatleute, die solchen Pappenstiel erledigen durch einen

bloßen Griff nach dem Scheckbuch. Also mal keine Müdigkeit vorschützen. Schimpft uns den übershylockten Shylock soviel ihr wollt, ihr verpowerten Europäer, ihr Angeschirrte am Siegeswagen des Sternenbanners; schimpft aber zahlt!"

Wem's glückte, der zieht nie Lehren aus dem Erfolg; nur der Fehlschlag macht klug. Daher die Genicksteife des amerikanischen, das nervöse Tasten des europäischen Kapitals. Dieses wenigstens hat aus den Kriegsfolgen internationaler als bisher zu denken angefangen. Elftausend Kilometer Zollgrenze mehr, sperrender Hochzoll, stockender Absatz, daher zehn Millionen Arbeitslose ohne Brot, wie beseitigt man diesen unheildrohenden Zustand?

Die militärische Abrüstungskonferenz hat Pleite gemacht; nach wie vor verpulvert Europa zehn Milliarden für Heere und Heereszwecke. Wie wäre es nun mit einer wirtschaftlichen?

Politik und Wirtschaft hängen eng zusammen. Denn die Politik hat für das Wohlergehen des Volkes zu sorgen, und dies geschieht durch Schutz und Hebung der Wirtschaft. Sobald das Ganze im Auge bleibt, ist dies auch berechtigt. Allein es besteht stets die Gefahr, daß Selbstsüchte sich politischen Einflusses bemächtigen zum harten Schaden der Allgemeinheit wie des Weltfriedens. An sich unmilitaristisch und das Waffenhandwerk verachtend, allein doch stets bereit, den Söldner loszuschicken, wenn es gilt, Absatzgebiete zu erschließen, Erz- und Kohlengruben zu erfassen, Ölquellen in die eigenen Tanks zu leiten und dem Wettbewerber den Laden einzuschlagen.

Kaufmannspolitik ist die schlechteste von allen, sagt daher Treitschke, und wir müssen acht haben, daß sie bei uns nicht Herr wird. Das demokratische Wesen führt ja fast unabwendbar dazu. Neulich wurde festgestellt, daß nicht weniger als 220 deutsche Aktiengesellschaften durch Aufsichtsräte im Reichstag vertreten sind. Es gibt Abgeordnete, die gleichzeitig bis zu zwanzig solcher einträglichen Pöstchen bekleiden. Ihr Einlagekapital ist weder Sachkunde noch Geld, noch Fleiß, sondern parlamentarischer Einfluß. So was ist politische Simonie und führt, das verraten erledigte wie schwebende Tagesprozesse als warnende Zeichen der Zeit, geraden Wegs nach Barmatien.

In den anderen Ländern ist es freilich keineswegs besser, oft sogar noch viel schlimmer. Dies macht, daß ich auch der Weltwirtschaftskonferenz keine Wunderkuren zutraue.

Manche allerdings versprachen sich von ihr bereits den europäischen Zollverein. Der Genfer Chilene überbot sie noch durch die Forderung des Weltfreihandels, der Weltfreizügigkeit und des Welteinheitsgeldes. Von da wäre es nur noch ein Katzensprung bis zu den Vereinigten Staaten der Menschheit. Er sprach sein frommsinniges Sprüchlein mit viel Feuer und war baß erstaunt über das behagliche Schmunzeln auf den Hörermienen. Er hatte doch gar keinen Witz erzählt.

Wie soll man freilich 47 Staaten mit 800 Wirtschaftsministern, Wirtschaftskapitänen und Wirtschaftsbuchgelehrten auf denselben Nenner bringen? Eine häufige Erscheinung ist auch die Blindekuh mit der dicken politischen Binde vorm Auge. Gerade die lautesten Schreier sind gar nicht zu helfen, sondern zu hemmen da. Der Pole zum Beispiel erblickt in den 1100 Kilometern neuer Zollgrenze einen gesegneten Fortschritt und daher ganz besonders feinen Pfiff der Versailler Staatsmänner. Er protestiert gegen jeden Freihandel und fordert auskömmlichen Schutz der nationalen Arbeit. Die Vertreter der Vereinigten Staaten hat Coolidge in die Hand ver-

pflichtet, eisenfest zu bleiben in der Frage der amerikanischen Hochschutzzölle. Frankreich aber treibt dasselbe Doppelspiel wie bei der militärischen Konferenz. Wie damals Boncour in Genf für Abrüstung war, derweil er in Paris für Aufrüstung wirkte, so entpuppt sich jetzt auch Loucheur als der Mann, der da kann sprechen rechts und kann sprechen links. Vor einigen Wochen war er noch in Berlin, um dort für den Abbau der Zollgrenzen zu werben. Gleichzeitig wurde jedoch in Paris ein Tarif eingebracht, der diese Schranken derart erhöht, daß sogar der Tscheche drohte, dadurch gerate Frankreich mit seinem besten Freunde in die Haare. Loucheur aber meinte jetzt kalt, jeder Staat habe doch ein Recht zu dem Tarif, der ihm passe.

Was sollen blos solche Ansichten in Genf? Ist es nicht barer Unsinn, von Deutschland wahnsinnige Zahlungen zu verlangen, zugleich jedoch Anstalten zu treffen, die es hindern, sie zu leisten? Denn das ist, wenn nicht der Zweck, so doch sicher der Erfolg dieser hochschutzzöllnerischen Maßregel. Daher darf auch über Dawes in Genf gar nicht gesprochen werden, obwohl das ganze wirtschaftliche Weh und Ach der Welt aus diesem einen Punkte zu kurieren wäre.

Mit Recht polterten die Christlich-Sozialen Österreichs heraus, man solle nicht mit der Stange im Nebel der großen Phrase herumfuchteln, sondern beim Kleinen und spielend Leichten anfangen; nämlich bei der Zolleinheit Deutschlands und Österreichs. Aber die darf ja beileibe nicht sein; sowenig, wie die Rheinräumung, zu deren Verhinderung sogar die Entente mit England wieder erneuert wurde, durch Besuche, Reden und Trompetengeschmetter. Frankreich wird immer noch von dem Trugschluß beherrscht, je schlechter es uns gehe, desto besser gehe es ihm, und die meisten der Konferenzteilnehmer sind ebenfalls nur halb bei der Sache, nämlich als begeisterte Anhänger unbedingten Freihandels — der anderen.

Es war Vorsorge getroffen, daß jeder Europäer die Genfer Rede auf Welle Bern mithören konnte. Wer es unterließ, der hat nicht allzuviel versäumt. Früher sprach man vom Hornberger Schießen, wenn eine Sache ihr Ende ohne Abschluß fand. Künftig spricht man statt dessen von Genfer Weltkonferenzen.

Die Roten sind sonst grundsätzlich für niedergerissene Schlagbäume. Dem Weltwirtschaftstag aber fletschen sie die Schneidezähne entgegen. Nur Räterußland war aus triftigen Gründen strebsam bei der Sache. Sein Finanzdirektor Sokolnikow lud das ausländische Privatkapital auf das wortreichste zur Mitarbeit ein im Lande des abgeschafften Privatkapitalismus.

Unsere sozialdemokratische Presse hingegen verhehlt ihre Geringschätzung nicht. Das sei nur ein Jahrmarkt der Großfinanz, eine Roßtäuschermesse, weiter gar nichts. Nicht die Völker würden sich verständigen, nur die Syndikate und Kartelle; was dabei herausspringe, das sei ein verderblicher Weltkonzern der Konzerne, und jede Besserung der Arbeitsmethoden bezwecke einzig den Ausbau der kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Außer den Großindustriellen selber fromme dies bloß dem neu aufkommenden Mittelstand der (von diesen abhängigen) Direktoren, Ingenieure, Techniker und Werkmeister, Prokuristen, Vertriebsagenten und Büroangestellten zu Lasten des Proletariats. Hiergegen kämen die paar Arbeitervertreter, die in Genf mitpalaverten, nicht auf, und die Gewerkschaften täten gut, sich scharfzumachen für den unausbleiblichen Kampf.

Dieser Geist, der immer nur nörgelt und verneint, der war es, der Mussolini einst aus dem proletarischen Lager vertrieb. Der war es auch, der ihn anleitete, die „freien“ Gewerkschaften zu zerschlagen und zu ersetzen durch die stramme Zucht der faschistischen. Er duldet auch keine Maifeier mehr; um dafür Besseres zu bieten, hat er sie vorweggenommen durch den 21. April, den Geburtstag der heiligen Roma. Diesmal hat er an ihm seine Carta del lavoro vom faschistischen Großrat annehmen und alsdann dem wimmelnden Forum der Schwarzhemden mit echt südländischem Prunk verkünden lassen.

Der alte Sozialdemokrat hat alles Demokratische abgestreift, allein am Sozialen hält der Maurersohn fest. Sein Streben ist ja nicht mehr Klassenhaß und Klassenkampf, sondern der Ausgleich zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zum Besten der großen Allgemeinheit. Sie sollen einander als ebenbürtige Mitarbeiter anerkennen und die nationale Pflicht der Arbeit erfüllen in einer paritätischen Wirtschaftsform.

Diesem Ziele dient der neue Staatsgrundbrief der Arbeit. Er beseitigt nicht die Privatwirtschaft, läßt vielmehr den Unternehmer mit seinem Unternehmungsgeist auf eigene Gefahr ruhig bestehen. Allein er stellt Syndikate und Kartelle wie die Gewerkschaften unter die scharfe Staatsaufsicht eines Ministeriums der Verbände, dessen Leitung er selber übernahm.

Mussolini hofft, durch diese neue Form, wobei Ford und Rathenau Pate standen, alle inneren Reibungen zu beseitigen, alle Leerläufe auszuschalten und durch planmäßige Anlage von oben her die italienische Wirtschaft hinanzutreiben auf die stolze Höhe ihrer denkbar höchsten Leistungsfähigkeit.

Ziel erkannt, Kräfte gespannt! Durch innere Blüte zur äußeren Macht. Das „vierte“ Italien soll heraufdämmern. Mit dem Imperium romanum begann und verging das erste. Ein Jahrtausend folgte, während dessen Rom derart zerfiel, daß zeitweise die Kampagnabüffel auf dem Forum grasten. Dann kam die Renaissance, die Fackel der Weisheit und Schönheit hineinschwingend in die Nacht des mittelalterlichen Europas. Aber politisch zerfiel das Land; bald herrschten im Süden das Lotterwesen des Briganten- und Lazzaronitums, im Norden der schwarzgelbe Korporalstock der Metternichtigkeit. Da brachte das Risorgomento das dritte Italien herauf. Seitdem war Einheit da, aber noch keine Größe; man mußte sich erst sammeln und festigen zu neuer Krafttat. Nun kommt das vierte, das faschistische, und es hat im Vorsatz, das größte zu werden: vaterlandsfroh, wie die Tage Garibaldis, Kulturträgerin, wie die Zeit der Medici, Weltherrscherin, wie die ewige urbs es war unter Trajan und Hadrian.

Ob der Blütentraum reift? Wenn ein Volk Tandaradei ruft und sich seines Wonnemondes freut, horchen die Nachbarn neidisch auf und kommen wie die Eisheiligen als Reif über die Frühlingsnacht. Wir haben es selber erlebt. Ich glaube nicht an den Stein der Weisen bei Mussolini, noch viel weniger freilich bei den Vielzuvielen in Genf. Aber:

Die Welt wird alt und wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Dr. Fritz Hartmann-Hannover

(Abgeschlossen am 19. Mai)

Auf der Warte

Beseelte Arbeit

„So jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen." Jenes Bibelwort ist mit Recht herangezogen worden, um die grundsätzliche Stellung des Christentums zur Arbeit darzulegen. Gewiß kennzeichnet dieses Wort auch die Ansicht des Herrn und Meisters über den Wert des Arbeitens. Und doch müssen wir uns hüten, das Wort engherzig auszulegen. Jesus Christus ist selbst das lebendige Beispiel für die beseelte Arbeit. Er verließ seinen bürgerlichen Wirkungskreis, um höherer Aufgabe Folge zu leisten. Und seine Jünger taten das gleiche. Es ist die höchste Arbeit, der er sein Dasein widmet. Er folgt seiner inneren Bestimmung, seiner Berufung. Dieser Beruf aus innerem Zwang als etwas Gottgewolltes ist die höchste Form der Arbeit. Jene geheiligte Arbeit des Herrn fand ihren tragischen Abschluß mit dem Tode auf Golgatha. An uns Christen, die wir uns tief erschüttert vor jenem Kreuze beugen, ist es, auch in der Arbeit Nachfolge zu leisten.

Große, beschwingte Taten hat in der Weltgeschichte nur die beseelte Arbeit hervorgebracht. Was befähigte denn jene armen Fischer aus Judäa, Weib, Kind und Heimat zu verlassen und für des Meisters Wort und Tat zu zeugen? An dem ersten Pfingsttage der Christenheit wurde den Jüngern der heilige Wille in die bis dahin bangende, zweifelnde Brust gelegt, dem die göttliche Stimme Ausdruck gab: „Gehet hin in alle Welt . . .!" Es ist der Wille, im Dienste einer Idee zu wirken, ihr zu dienen und für sie, wenn es nottut, zu sterben, der hier siegend zum Ausdruck kommt. Zweierlei war es, was sie immer wieder wachrüttelte: der unerschütterliche Glaube an den schließlichen gottgewollten Sieg der Lehre ihres Herrn und Meisters und zum zweiten ein gesundes Selbstvertrauen, das sich dahin auswirkte: du bist verpflichtet und berufen, als Werkzeug Gottes zu wirken, zu streiten und in seinem Namen zu siegen.

Dieser Werkzeug-Gedanke — daß wir Werkzeuge Gottes sind — muß unser innerstes Besitztum werden. Nicht allen von uns hat die Natur ein sieghaftes Wesen verliehen. Leidhaft und erdgebunden ist für manchen das Dasein. Alles Erdenleid überwindend muß hier der Werkzeug-Gedanke kräftig werden. In jedem Menschen liegt göttliches Wesen, liegt göttliche Berufung. Jedes Menschen Leben ist gottgewollt, und jeder unter uns ist Träger eines besonderen göttlichen Gedankens. Wenn die Bibel von dem Pfunde spricht, mit dem wir wuchern sollen, so meint sie jenes fein abgestimmte Göttliche in uns, das wir bewußt pflegen sollen. Jene innere Kraft befähigte die Apostel des Herrn zu ihrem Werke. Jene innere Kraft muß auch unsern Alltag durchdringen.

Wenn wir so unserer Arbeit Gehalt und Seele geben, so wird unser Werk geadelt; und wir selbst werden jenes geistig-seelischen Glückes teilhaftig, mit dem die Begnadeten am ersten Pfingsttage gesegnet wurden.

Dr. Gerhard Schmidt

Marxismus

Das Wort Sozialismus ist jung. Der Italiener Giuliani hat es aufgebracht; etwa zehn Jahre, nachdem in der großen französischen Revolution das Proletariat sich durchzusetzen versucht hatte. Aber er gebrauchte es noch in ganz anderem Sinne; für das katholische Wesen nämlich im Gegensatz zu dem protestantischen. Erst der Engländer Owen verstand darunter, was wir verstehen. „We communists and socialists."

Was ist Sozialismus? Die Sehnsucht und das Streben nach einem besseren Diesseits durch Ausschaltung der freien Wirtschaft, des Geldes und eigennützigen Triebmenschentums. Je nach den Ausgangsgefühlen entsteht ein sehr verschiedenes Wunschbild. Daher gibt es einen religiösen, einen philosophischen und einen proletarischen Sozialismus. Das ist jener, der in Rußland sich in die Macht setzte und von dort aus die Welt zu gewinnen strebt.

Er ist der gefährliche. Werner Sombart hat daher seiner Erforschung ein gutes Stück Lebensarbeit gewidmet. Sein mit jeder neuen Auflage mehr anschwellendes Hauptwerk muß an Gründlichkeit den berühmten Untersuchungen Taines über die Ursprünge des modernen Frankreichs gleichgestellt werden (Werner Sombart: Der proletarische Sozialismus (Marxismus). Zehnte Auflage der Schrift: Sozialismus und soziale Bewegung. Zwei Bände. Verlag von Gustav Fischer in Jena). Haarscharfe Begriffsbestimmungen erbauen ein logisches Gedankengebäude. Mit Hilfe einer ungeheuren Belesenheit wird die materialistische Lehre dargetan und auf ihre völlige Nichtigkeit zurückgeführt.

Sombart ist glänzender Darsteller und Stilist. Seine früheren Werke zeigen es. Um so größer das Opfer, daß seine Feder diesmal auf jede Kunst verzichtete. Er hat lediglich die Sache im Auge und arbeitet daher more geometrico wie Spinoza.

Es ist schwere Arbeit, die beiden Bände zu bewältigen. Wie ein Roman lesen sie sich nicht. Aber doch lassen sie einen vor dem Ende nicht los, und wenn man durch ist, dann steht man sowohl gründlich belehrt wie tief erschüttert.

Kann ein schlechter Baum gute Früchte tragen? Sombart sieht sich die Künder der proletarischen Lehre an. Er stellt fest, daß sie fast sämtlich gescheiterte Existenzen waren. Wurmstichig durch die Bank; ihr Haß gegen die Gesellschaft ist die Wut des Ausgestoßenen. Denn es sind entweder Deklassierte wie Bakunin, von Schweitzer, Oskar Wilde, oder uneheliche Kinder wie Weitling (auch der sogenannte Zehngebote-Hoffmann prahlte damit) oder Juden wie Marx, Heß, Lassalle. Ausnahmen bestärken nur die Regel. So Owen „der einzige Sozialist, der es zu etwas gebracht hat", und Friedrich Engels „ein sonniger, selbstzufriedener Rheinländer, der nur seine Seele an Marx verkauft hatte".

Alle anderen sind bis zum Platzen gefüllt mit Gift und Galle. Der zerrissenste von ihnen aber ist gerade der als Heiland gepriesene Karl Marx.

Er hat — so schildert Sombart nach Maßgabe der Quellen — keinen Sinn für die realen Kräfte, keine Menschenkenntnis, jedoch maßlose Selbstüberschätzung und verletzende, unerträgliche Arroganz. Er reißt jeden herunter. Alle Volkswirte vor ihm waren Stümper; Bismarck ist ein unfähiger kleiner Junker, Lassalle ein echter Jud von der slawischen Grenze; dessen Schriften „Plagiate eines Sextaners".

Er steckt voller Gehässigkeit. Seine Polemik hat, wie Mehring schreibt, einen keifenden, Zug; die echt jüdische Chutzpe. „Vor Hochmut und Galle toll" nennt ihn schon Arnold Ruge. Als den „Thersites der Revolution" verwirft ihn Dr. Gottschalk. Er gilt als der „Virtuose giftsprühenden Hasses" (Beta), und Bakunin nennt ihn einen Mann, der keinen liebt als sich selbst. Er konnte mit niemanden Freundschaft halten; vielleicht Engels ausgenommen. Einmal mit ihnen zerfallen, beschimpfte er die nächsten Genossen fortan unversöhnlich als Charlatane, Esel, Lumpen, Kanaillen und Gehirnerweichte. „Es ist," so schreibt Sombart, „grauenhaft, aus dem Briefwechsel mit Engels zu ersehen, welche durch und durch zerfressene Seele in Marx gehaust hat."

Auch bei den Epigonen ist meist das Talent besser als der Charakter. Auffällt die große Zahl von Juden unter den Führern. In der bolschewistischen Revolution war sie siebenmal so groß als der normale Prozentsatz des jüdischen Elementes in Rußland. Und immer sind sie die ungebärdigsten. Das liegt an dem verbissenen Sinn, den ihre zaristische Leidenszeit weckte, an ihrer Vaterlandslosigkeit und der durch die Talmudschule anerzogenen rationalen Denkweise.

Ihnen liegt der proletarische Sozialismus. Hingegen ist er völlig undeutsch. Er floß zusammen aus griechischer Verfallphilosophie, jüdischem Geist, französischem Enzyklopädismus und englischer Nützlichkeitsberechnung. Sombart sagt: Aus Bitterkeit, Baumwollenstaub, Bentham.

So ist denn die Triebkraft aller proletarischen Theorie der hirnzerfressende Neid. Hinter jeder Gleichheitslehre verbirgt sich der Wunsch einer Erniedrigung des Mehrwertes. Der Besitzende soll auf den Stand des

Besitzlosen gedrückt, aber auch der Kluge so weit gedämpft werden, daß er die Masse nicht mehr übersieht. „Die Großen zwingen wir auf die Knie, damit ihr Kopf nicht mehr das Mittelmaß überragt", verspricht Blanqui. Die Gleichheitsforderung sei eine Spekulation à la baisse, urteilt Sombart. „Wir sind Masse, also sind wir groß." Je mehr Geist und Verstand der Gegner zeigt, desto glühender wird er gehaßt, desto roher als Lump und Idiot verlästert.

Die Führer spielen eine trostlose Rolle. Sie sind beargwöhnt von dem Mißtrauen, das jeder demokratischen Einrichtung zu Grunde liegt. Ihre Stellung bewahren sie bloß unter dem steten Opfer ihrer besseren Einsicht. „Ihr seid zwar Esel," zürnte einst Ignaz Auer, „aber ich muß mich fügen". Je freier das Wahlrecht, desto tiefer steht geistig und moralisch der Gewählte.

Die älteren Sozialisten Fournier und St. Simon waren noch religiöse Menschen. Marx hingegen gewöhnt seinen Anhängern jede Ehrfurcht ab. Der Unglaube wird unverbrüchliches Dogma der sozialdemokratischen Kirche. Aller Idealismus ist rückschrittliches Gefasel. Es gibt kein Vaterland, keine Autorität, keine Tradition, keine Geschichte; nur eine Masse gibt es und ihre eingeborene Triebhaftigkeit.

Die entgottete Welt ist eine materialistische Welt. Das Leben wird der Güter höchstes, und wenn die älteren Sozialisten noch ganz im Einklang mit der christlichen Sittenlehre eine Zähmung der Triebe durch Menschenliebe forderten, wird nun das hemmungslose Sichausleben zum höchsten Erdenziel. Der Mensch ist für den Genuß geschaffen. Von Natur gut bleibt er es auch in den unteren Schichten. Denn diese — so behauptet ein fixer Trugschluß, der Unschuld und Unkultur gleichstellt — stehen der Natur noch am nächsten. Demgemäß wird der Fortschritt gesucht in der Rückkehr zum Primitiven. Wenn die Ehen und die Hauswirtschaft, das ganze heutige Treiben aufgelöst sind, erst dann gibt es wieder freie Arbeit, freie Menschen, freie Liebe. Den Himmel aber überläßt der zielbewußte Proletarier gleichmütig den Engeln und den Spatzen.

Als Religionsersatz meldet sich ein politischer Chiliasmus. Der Seligmacher, der ins Paradies der Zukunft einführt, das ist die Wissenschaft, der Gott der Gottlosen. Sie wird allmächtig sein, das Unausdenkbare leisten durch Druck auf irgendeinen elektrischen Schalter und den Menschen erziehen zum Übermenschen. Der rückständigste Prolet, so faselt Trotzki, stehe dann auf einer geistigen Durchschnittsstufe etwa wie Aristoteles, Goethe oder Karl Marx!

Der proletarische Sozialismus denkt sich den Menschen nur als Fabrikarbeiter. Daher verwirft er nicht den industriellen Betrieb an sich, sondern nur dessen kapitalistische Form. Er ersetzt sie durch Gemeinwirtschaft. Diese ist es, die mit ausgiebiger Hilfe der aufs höchste getriebenen Technik ungeheure Reichtümer schafft und das allgemeine Wohlleben ins Phantastische steigert.

In einem Betracht wird die Arbeit geadelt. Lenin pflegte am 1. Mai eigenhändig einen Kremlhof zu fegen. Anderseits aber soll doch auch die Arbeit wieder nach Kräften aus dem menschlichen Dasein ausgeschaltet werden. Lafargue spricht sogar von einem Recht auf Faulheit, und die zielbewußte Bekennerschaft mißt im allgemeinen diesem einen höheren Wert bei als dem Recht auf Arbeit. Man träumte davon, daß durch neue Maschinen der Arbeitstag auf drei, ja auf eine Stunde heruntergedrückt werden könne. Damit aber selbst diese die Seelen nicht verfachsimpele, müsse überdies in der Art der Tätigkeit schichtweise gewechselt werden. Dann jedoch werde die Arbeit zum Fest und man leiste sie in Feierkleidern!

Dies das Ideal. Es hat mit allen anderen gemein, daß es schön ist, allein in ungreifbarer Höhe schwebt. Wie erreicht man's?

Der ältere Sozialismus erwartete noch alles von der wachsenden sittlichen Reife der Menschheit. Diese führe auf lichten Wegen in den Zukunftsstaat hinein. Der proletarische jedoch sah schwarz und empfahl daher den dunklen Pfad der Gewalt. Das ist der Katastrophengedanke von Karl Marx und seinen Nachläufern.

Bisher war die Menschenliebe gepriesen

worden, die da fröhlich spricht: „Alles was mein, das ist auch dein." Nun jedoch ergab man sich dem Haß, der da wuterfüllt schreit: „Alles was dein war, das ist jetzt mein; her damit!" Der Prolet muß die Macht an sich reißen und seine Todfeindin, die Bourgeoisie, mit Knochenfingern erwürgen.

An dieser Stelle hört auch jeder Pazifismus auf. Er ist überhaupt eine neue Zutat. Marx war so wenig Pazifist, wie die Bolschewisten es sind. Er hetzt vielmehr unablässig zum Kriege; insbesondere gegen das Moskowitertum, wozu bekanntlich selbst der alte Bebel noch die Flinte auf den Buckel nehmen wollte. Wer weiß, wie sich unsere in Grundsätzen verrannte Sozialdemokratie am vierten August gestellt hätte, wenn es damals nicht gerade auch gegen das verhaßte Zarenreich gegangen wäre.

Der dunkle Weg der Gewalt, das ist der, den der Bolschewismus beschritt. Aber das Tausendjährige Reich hat er nicht geschaffen, sondern das tausendjährige Elend. Weh uns, wenn Luzifer zur Macht käme! F. H.

Frührot

August Winnig hat uns die Geschichte seiner Jugend erzählt. Mit diesem Buche sollte sich beschäftigen, wer das Werden der neuzeitlichen *Arbeiterbewegung* verstehen will. August Winnig ist ein Dichter, wie uns dieses Buch auf jeder Seite verrät; und man wird mir entgegenhalten, es liege hier ein ganz besonderer, keineswegs ein typischer Fall vor. Was aber in seiner Schilderung typisch ist, das ist die *Not der Armen*; und eine Bewegung, auch der Ärmsten, wird immer von den Begabten, den Besonderen, eben den Führernaturen, geleitet.

Daß Staat und Bürgertum gegenüber der erwachenden Arbeiterschaft schwere Fehler begangen haben, das leuchtet klar genug aus diesem Buche hervor. Doch darf man beim Staate nur von einer historischen, nicht von einer moralischen Schuld reden. Bismarck hat allen guten Willen gehabt; und dann steht die Gestalt des Grafen Posadowsky da, der lange Jahre unsere Sozialpolitik leitete. Sie ist rein, klar, edel. Posadowsky fühlte die Not des Volkes. Und doch konnte auch er das Steuer der Zeit nicht lenken. Er stand im Strom der ablaufenden Zeit des Individualismus, welcher zuletzt noch den alten, herrlichen preußischen Staat mit seinem Pflichtbegriff auflöste. Den im seichtesten Materialismus mündenden Individualismus zu zertrümmern und den neuen *Geist der Gemeinschaft* als Grundlage einer werdenden Kulturepoche heraufzuführen, dazu hätte eine schöpferische Kraft gehört, wie ein Jahrhundert sie uns nur einmal schenkt.

Und das Bürgertum, das mit Bismarck das unselige Sozialistengesetz machte? Wir müssen es auch verstehen. Es war das Geschlecht der *Einheitskriege*, das auf den Schlachtfeldern Böhmens, Elsaß-Lothringens und Frankreichs geblutet hatte, das dort den Traum der Väter, das zweite Reich, in Erfüllung gehen sah, das mit Bismarck die Kaiserkrone schmiedete. Ich habe in meiner Kindheit den Stolz dieser Zeit nach 1870 noch miterlebt und die ganze Entrüstung über die Sozialisten, die alles schmähten, was dem Bürgertum heilig war, und die eine stolze, herrliche Geschichte verneinten. Es liegt in der menschlichen Natur, daß man unliebsame Erscheinungen mit Gewalt zu unterdrücken sucht.

Und doch konnte keine Unterdrückung zum Ziele führen, denn die Arbeiterbewegung kam aus einer *Not*. Das lehrt uns Winnigs Buch eindringlich genug. Wären wir damals ein *Volk im tiefern Sinn* gewesen, so hätten wir begriffen, daß wir den Arbeiterstand *organisch uns eingliedern* mußten, daß er uns seelisch und geistig mehr sein mußte als ein unzufriedener Haufe von Proletariern. Aber es versandete alles in einer Lohnfrage, auch die so tiefgehende Bildungsfrage des Arbeiters in einer äußern Anhäufung von Wissensstoff. Ganz deutlich herausgestellt ist gerade hier der Irrtum der Zeit zu erkennen in dem klugen und wohlmeinenden, aber die tieferen Ströme seines Volkes nicht erfassenden Johannes Tews, dem Leiter der Volksbildungsgesellschaft. Und was die Eingliederung des Arbeiterstandes betrifft, so dürfen wir nicht übersehen, daß wir in der ent-

scheidenden Vorkriegszeit nicht einmal die volle Eingliederung des Volksschullehrers versuchten, durch dessen Hand der Nachwuchs des Arbeiters geht.

Unser Verhängnis war, daß Lasalle und Marx, zwei Volksfremde, der Arbeiterbewegung die geistige Grundlage gegeben haben, daß nicht im deutschen Volke selbst jene große wegbahnende Persönlichkeit erstand, welche dieser Bewegung den Inhalt gegeben hätte.

Es ist erschütternd, in Winnigs Buch nachzulesen, in welch inniger Verbundenheit mit Heimat und Volk dieser Sproß der Armut stand. Wer diese Volksschichten kennt, der weiß, daß solche Ströme in vielfacher Stärke durch die Volksseele gehen. Man hat sie mit dem Geröll des Internationalismus verschüttet; wann werden sie wieder aufbrechen?

Ein starker, volksverwurzelter Führer der Arbeiterbewegung, einer jener Einmaligen, wie Bismarck ein solcher war, hätte allen kapitalistischen Interessen zum Trotz die Arbeiterbewegung zum Siege geführt; das hätte wohl schwerste Erschütterungen gebracht, aber er hätte aus dem Bürgertum reichlichen Zuzug gefunden, der selbstlos das Recht des Arbeiters verfochten hätte. Jene reine Selbstlosigkeit und Gerechtigkeit, die im Wesen des Deutschen liegen, hätten sich in vielen bewährt. Jener Starke hätte die Arbeiterschaft in das große Volksgefüge eingebettet. Dann hätte das Jahr 1918 einen andern Ausgang gefunden. Das Schicksal hat uns diesen Mann versagt. Klagen hilft nichts, nur zukunftsträchtige Erkenntnis.

In August Winnig sehe ich den kommenden Arbeiterführer vorgebildet. Er hat einst aus tiefer Verbitterung heraus den „Preußischen Kommiß“ geschrieben; ich war damals sein scharfer Gegner. Aber er gehört zu jenen lebenskräftigen Naturen, die aus den Vorgängen immer wieder neu lernen, nicht umschmeißen, sondern sich erweitern. Sein ursprünglicher, volkhafter Sinn, durch den Strom der Geschichte befruchtet, mußte angesichts des deutschen Schicksals das einseitige Klassenbewußtsein überwinden. Die Sozialdemokratie begriff 1918 ihre geschichtliche Aufgabe nicht; kleinbürgerliche Enge, Korruption, internationale Verstricktheit hinderten sie an einer weitschauenden Führung ihres Volkes, nachdem sie das ihr verhaßte zweite Reich zertrümmert hatte. August Winnig sah im Baltikum den Bolschewismus, wie er ist. Er mag Ähnliches empfunden haben wie einst Luther angesichts des steuerlos werdenden Bauernkrieges. Er bekannte sich zu einem volkhaften Deutschtum und blieb doch ein starkes Glied der Arbeiterbewegung, deren Strom ja heut ein neues Bett sucht.

Bewegend ist es, wie Winnig seine Mutter zeichnet. In tiefster Armut eine deutsche Mutter, so stark und innig wie nur irgendeine in wohlgeordneten Verhältnissen. Ich habe manches Jahr beruflich mitten in der großstädtischen Arbeiterschaft gestanden und als deren bitterste Not empfunden, daß ihr so vielfach keine wahren Mütter mehr heranwuchsen. Der heutige Bolschewismus ist die notgedrungene Folge davon. Gebt unseren Arbeitern wieder Mütter, wie August Winnig eine hatte, dann würden sie ihren Weg schon finden, der schließlich in aller Kraft doch in den deutschen Schicksalsweg einmünden wird.

Das Buch erschien im Verlag Cotta, Stuttgart. Wilhelm Kotzde

Die Aufgabe

Ein zeitgemäßes Gespräch

Ein Dichter besuchte in diesen traurigen Zeitläuften einmal einen älteren Freund. Der Ältere, ein Unternehmer großen Stils, klagte, und es entwickelte sich folgendes Gespräch:

Der Unternehmer: Das ist nun die Frucht jahrzehntelanger Arbeit! Ich stehe beinahe vor dem Ruin, meine Produktion stockt, weil niemand mehr kaufen kann. Hier — er sieht zum Fenster hinaus — hier meine vorbildlich mit allen hygienischen Einrichtungen, mit den besten Maschinen ausgerüstete Fabrik — ich muß sie stillegen, denn der Ertrag lohnt nicht mehr, die Unterhaltskosten sind zu groß... Es ist traurig!

Der Dichter: Ich will dein Unglück nicht leicht nehmen, denn es betrifft uns schließlich alle. Und du hast redlich gearbeitet...

Der Unternehmer: Ja, das habe ich! Und vielen Leuten einen Brotverdienst ermöglicht.

Der Dichter: Zugegeben! Nun aber bist du durch den Besitz dieses stilliegenden Werkes gefesselt und mit Sorgen belastet.

Der Unternehmer: Ich schlafe keine Nacht mehr ruhig...

Der Dichter: Du tust mir leid. Darf ich dich aber einmal an frühere Zeiten erinnern, als es dir besser, ja, sehr gut ging? Wir hatten damals den Krieg verloren... Da wandtest du dich mit Entschiedenheit gegen mein Streben, gegen mein Bemühen, mich als Dichter, als Künstler zu behaupten... Bitte, laß mich ausreden. Ich mache dir ja keinen Vorwurf daraus! — Damals hieltest du eine solche Existenz für verantwortungslos. Du sagtest, meine Bücher, ernste Dichtungen, auch Gedankensammlungen, würden niemals einen erheblichen Ertrag abwerfen. Du hast darin recht behalten. Aber du hast eins vergessen damals, als du mich mahntest, einen ernsthaften bürgerlichen Beruf zu ergreifen: ich bin, wenn auch in schwerem Kampfe ums tägliche Brot, ein freier Mensch geblieben. Ich bin frei von Sorgen um belastendes Eigentum — ein Satz, der noch am Kriegsende für Spott, für Witz gegolten hätte — ich bin frei vom Zwang, meine Geisteskräfte an die — verzeih! — Notdurft anderer zu verschwenden. Ich konnte sie ganz, oder fast ganz der Ausbildung meiner Persönlichkeit und dem Dienste an höherer und erhöhender Menschlichkeit widmen. Versteh mich, bitte, nicht falsch: vom bürgerlichen Standpunkt könnte man dies in ruhmrednerisches Sich-Brüsten mit der Persönlichkeitspflege nennen — es handelt sich aber um ein Sinnbild. Sieh — du bist unglücklich. Du bekennst es. Dein entlassener Arbeiter ist gleichfalls unglücklich. Er demonstriert. Ihr seid beide unfrei. Er war vielleicht — in vielen Fällen ist er es bestimmt gewesen in unserer Landschaft! — ein armer Bauernbursche, der sein Mädel nicht heiraten durfte, weil er keinen Acker, kein Haus besaß. Du eröffnetest ihm in deiner großen Wollstrickerei Möglichkeit, sich in der Stadt zwei Zimmer zu mieten, zu heiraten. Nun ist er arbeitslos und unglücklich. Sein Kind wird mangelhaft ernährt. Ohne deine Fabrik wäre es vielleicht nicht entstanden...

Der Unternehmer: Erlaube — was geht mich das Kind an!

Der Dichter: Siehst du, das ist es: ich will dich nicht für eine unglückliche Wirtschaftsordnung verantwortlich machen. Aber dem Manne wäre daheim als Knecht seines Vaters sicherlich wohler... Um was es sich hier handelt, ist ja auch etwas Höheres: die Freiheit! — Ich sagte dir: ich schätze es als mein höchstes Glück, frei über den Kämpfen der Besitzenden und Verarmten zu stehen als Dichter, als Träger einer geistigen Welt, aus der Ideen, vielleicht Ideen der Rettung geboren werden können. Du warst durch deine angestrengte Arbeit verhindert, an etwas anderes als an diese Arbeit, ihre Organisation, ihren Erlös zu denken. Dein Arbeiter war ähnlich gebunden nur mit umgekehrten Vorbedingungen. Sein Geist war durch die Strickmaschine, deiner durch das Hauptbuch, durch das Arbeitsschema gebunden. Aristoteles sagte einmal: Ein reicher Mann könne freilich seinen Geist nicht so ausbilden wie ein armer, denn er werde durch seine Geschäfte zu sehr vom Wesentlichen abgezogen. Das haben unsere „Reichen" ganz gewiß erfahren. Du magst es mir nun übelnehmen oder nicht. Es bleiben geistige Lebensgesetze bestehen, auch wenn man sie verachtet und belächelt.

Der Unternehmer: Nun — so hätte ich wohl auch dichten sollen?

Der Dichter: Keineswegs. Ich nehme den Dichter nur als Beispiel geistiger Freiheit. Denke aber einmal an alte Zunftmeister! An alte Ratsherren, die einer Stadt das Gepräge für Jahrhunderte gaben! Und erhielten! Denke an die Arbeiter, die dir helfen, dein Lebenswerk zu errichten! Du konntest dich vor der Überwucherung und Verschlingung durch dein jetzt totliegendes Werk retten, indem du eine Gemeinschaft zwischen dir, deinen besten Mitbürgern und darunter auch deinen besten Arbeitern schufst. Indem du die Freiheit in der Gemeinschaft stiftetest. Freilich in der Bindung: Nicht mehr zu produzieren, als du verantworten konntest nach einem verlorenen Kriege...

Der Unternehmer: Das kannst du als Laie nicht beurteilen. Und was die Gemeinschaft anlangt, so sieh dir diese Kerle an, die heute die „Räte“ bilden ...

Der Dichter: Eben nicht auf diese kommt es an, sondern auf jene, die noch eine Möglichkeit höheren Menschentums und eine ehrliche Bereitwilligkeit zur Einordnung im Dienste an der Gemeinschaft zeigen.

Der Unternehmer: Suche sie!

Der Dichter: Seelen zu suchen, das ist eben unser Beruf. Und eine höhere Gemeinschaft als die des Nutzens zu stiften ist das rettende Ziel! Ihr wollt Eigentum nur, um mehr Eigentum zu gewinnen — Arbeit nur, um zu genießen. Das ist unter der menschlichen Würde. — Aber ich habe dieses Gespräch nicht begonnen, um dir Bitterkeiten zu sagen. Daß wir uns über die Fragwürdigkeit solcher Daseinsformen überhaupt aussprechen können, das ist schon ein Fortschritt, eine Stufe zur höheren Gemeinschaft.

Der Unternehmer: Meine Lebensarbeit ist bis jetzt umsonst gewesen, wenn diese Zustände andauern.

Der Dichter: Lieber Freund: nichts ist umsonst, was uns zu höherer Einsicht führt ...

Der Unternehmer: Und welches wäre diese Einsicht?

Der Dichter: Dem Stande der Allgemeinheit, den wirklichen Bedürfnissen und dem Heile des Volkes entsprechend zu wirtschaften. Im Kleinen aufzubauen... Dann kommt vielleicht der Mensch über der Wirtschaft wieder zu seinem Recht... Und der Mensch ist es, auf den es ankommt...

Der Unternehmer: Dichtest du da nicht etwas in mich, in uns Praktiker hinein?

Der Dichter: Und ist das vielleicht der letzte Sinn meines inneren Dichterberufes: den „Praktiker“, wie du ihn nennst, über sich hinauszuführen? Ihm sein besseres Selbst zu retten? Curt Hotzel

Parteiparole

Der als hervorragender Verwaltungsfachmann von allen Fachkreisen uneingeschränkt anerkannte Dr. Külz lehnte kürzlich die ihm angetragene Übernahme eines Ministerpostens in Sachsen mit der Begründung ab, daß es ihm seine politische Ehre verbiete, ein solches Amt zu übernehmen, nachdem die Parteien zuvor einen schmählichen „Kuhhandel“ um diese Ernennung betrieben haben. Dr. Külz hatte es als Reichsminister des Innern verstanden, sich trotz aller Anfeindungen und Anpöbeleien das Vertrauen weiter Kreise zu erwerben. In klarer Erkenntnis der Verantwortung dem deutschen Volke gegenüber setzte er sich über die Engstirnigkeit der Parteien hinweg und wagte es, das Wohl des Ganzen über die Parole der eigenen Partei zu stellen. So brachte ihn das „Gesetz zum Schutze der Jugend vor Schund und Schmutz“ zu Fall, ehe ihm Gelegenheit gegeben war, seine hohen organisatorischen Fähigkeiten zu entfalten. Bevor man in Deutschland keine feste Grundlage für eine wirkliche Dauer-Regierung geschaffen hat, müssen die Minister Strohmänner ihrer Parteien bleiben, die der Parteiparole gemäß in allen ihren Handlungen aufs äußerste gebunden sind. Wahrlich, ein unwürdiger Zustand! K. A. W.

Erdleitung

Jede Fraktion hat ihr Schreckenskind. Das sind Leute, denen infolge von Kurzschluß das Wort von der Zunge springt, ohne erst durch den Verstand gelaufen zu sein. Was bei den Sozialdemokraten Hörsing, das ist bei ihren Vettern von der bürgerlichen Observanz der Abgeordnete Anton Erkelenz.

Sie hielten zu Ostern ihren Parteitag. In Hamburg war's, und das dortige Reichsbanner brachte einen huldigenden Fackelzug. Als Gegenredner dankte Erkelenz für die flackernde Aufmerksamkeit.

„In der heutigen Regierung“, so sagte er dabei, „sind Männer, die den Eid auf die Verfassung geleistet haben, so wie man im Mittelalter schwur — drei Finger der rechten Hand gen Himmel gestreckt, aber die Linke zu Boden.“ „Erdleitung“, so fügte er diesen noch durch Gebärden verdeutlichten Sätzen hinzu. Das spielt auf den alten Aberglauben an, daß man auf diese Weise jeden Eid zugleich schwören und aufheben könne.

Artikel 1 der Reichsverfassung schreibt die Republik vor. Das ist wahr. Die deutschnationalen Reichsminister sind Monarchisten. Auch dies ist wahr. Ist aber darum ihr Eid auf die Verfassung ein Meineid gegen die Republik? Verpflichtet er sie, jeden Verfassungssatz stahn zu lassen gleich einem Glaubensbekenntnis? Artikel 1 ist nicht heiliger als etwa Artikel 22, der das allgemeine Wahlrecht beiderlei Geschlechts vom zwanzigsten Lebensjahre ab einführte. Herr Anton Erkelenz wird zwar auch an ihm festhalten, denn für Leute seines Schlages bessern sich die Wahlaussichten, je tiefer es hinunterreicht. Allein es gibt viel ernste Männer, auch unter den Demokraten, die solch frühes Wahlalter für einen Verderb halten; sowohl für die Wähler wie für das Reich. Vielleicht werden auch einmal Minister auftreten, die den Mut haben, eine Änderung zu beantragen kraft des Artikels 76. So wenig sie damit die Verfassung brächen, so wenig tun das andere, die im Artikel eins nicht der Weisheit letzten Schluß zu erblicken vermögen. Verfassungsbrecher ist nur, wer das Weimarer Staatsgrundgesetz gewaltsam beseitigt.

Hat Herr Anton Erkelenz Beweise, daß die deutschnationalen Minister sich mit solchen Vorsätzen tragen? Wenn nicht, dann hat er leichtfertig ihre Ehre beschimpft und verfällt daher dem Gesetz zum Schutze der Republik, damit selber in die Grube fallend, die er und die Seinen anderen gegraben. Zugleich beweist sein Vorwurf, daß er sich doch immer noch nicht für das Schloß der Verfassung den richtigen Schlüssel zu feilen verstanden hat.

Sein Wort erinnert aber an Herrn Scheidemann. Dieser wurde am dritten Oktober 1918 als ausgesprochener Republikaner gleichwohl kaiserlicher Staatssekretär. Er schwur damals Treue „Seiner Majestät Wilhelm, meinem allergnädigsten Kaiser und Herrn". Und keine Zweidrittelmehrheit des Reichstags konnte davon entbinden. Er tat's jedoch selber. Denn schon fünf Wochen später rief er die Republik aus. Wenn je ein Eid mit Erdleitung geschworen wurde, dann war es also dieser. Herr Erkelenz hält Scheidemann gleichwohl für einen sehr honorigen Mann, die deutschnationalen Minister hingegen, denen er das nur unterstellt, was jener wirklich tat, für äußerst unhonorige. Wie reimt sich denn das?

F. H.

Die Maltechniken der alten Meister

Der Wiener Kunsthistoriker und Kunstmaler Rudolf Braun leitete im Oktober 1925 im Österreichischen Museum für Kunst und Industrie eine Sonderausstellung, welche die Maltechniken der alten Meister zum Gegenstand hatte. Im gesamten Auslande fand diese Unternehmung lebhaften Widerhall, so daß aus Berlin, Dresden, München, Paris, London, Neuyork und zahlreichen anderen Kunstzentren der zivilisierten Welt der Wunsch laut wurde, die Ausstellung gleichfalls zeigen zu können. Rudolf Braun hat daraufhin eine Wanderausstellung geschaffen, die kürzlich im Sächsischen Kunstverein zu Dresden zu sehen war. Abendkurse für Fachkreise und Kunstfreunde dienen der Vertiefung der aus der Anschauung des Materials gewonnenen Erkenntnisse. Aus der Fülle der dargebotenen Gegenstände seien hervorgehoben Beispiele des Malgrundes und der Untermalung nach Originalen von Tizian, Peter Bruegel d. Älteren, Palma Vecchio, Hans Holbein d. J., Franz Hals und Rembrandt. Das Gesetz der „trüben Medien" wird an vier Objekten trefflich veranschaulicht. Einblicke in die Technik des organischen Farbaufbaues vermitteln einige Phasenexperimente nach Gemälden von Gentile da Fabriano, Benozzo Gozzolli, Jan van Eyck, Tizian, Vasari, Velazquez, Holbein, Raffael, Rembrandt, Rubens und Goya. Ergänzt wird diese Ausstellung durch eine von Kurt Wehlte, dem Leiter des Maltechnischen Laboratoriums der Staatlichen Akademie der Künste zu Dresden gewählte Zusammenstellung des gesamten Malmaterials und aller technischen Hilfsmittel des Künstlers. Haltbare Farbstoffe, Malgründe, Öle, Firnisse und dgl. werden neben unbrauchbaren gezeigt.

Der Ausstellung war vor einigen Monaten ein Vortrag Rudolf Brauns in Dresden vorangegangen, in dem er über „Das Handwerk der alten Meister und die Zukunft der modernen Malerei" sprach. Er wies darauf hin, daß die handwerkliche Tradition der Altmeister

der Malerei verloren gegangen sei. Bildschöpfungen jüngerer Künstler stehen in ihrem oft in wenigen Jahren bereits trostlosen Zustand in beschämendem Gegensatz zu den zahlreichen aufs beste erhaltenen Werken der Alten, die dem Handwerk ihrer Kunst ein weitaus gründlicheres Studium widmeten als unsere heutige Künstlergeneration. Das Überhandnehmen des Individualismus ließ die Schulkenntnisse der alten Meister im Laufe der Zeit verloren gehen. Wir stehen in einer Verfallzeit der Malerei, die zu einer Katastrophe führt, wenn nicht neue Kräfte sich regen, die wieder dem Handwerklichen gebührende Beachtung schenken. Nicht zurück zu den alten Meistern, sondern vorwärts mit ihnen müssen wir schaffen. Karl August Walther

Eine Aufgabe für den Verband deutscher Bühnenschriftsteller

Gegen Schmutz und Schund

Die Vereinigung der Hamburger Schauspielkritiker lehnt die Besprechung der Nichtigkeiten: ‚Postlagerkarte 51' und die ‚Weltgeheimnisse' im Hamburger Kleinen Lustspielhause ab. Die Vereinigung hält es für mit Recht und Würde der Kritik unvereinbar, über Aufführungen zu berichten, die weder mit Kunst noch mit gepflegter Unterhaltung etwas zu tun haben, sondern nur die Absicht verfolgen, in unsauberer Weise das Reich des Eros zu Spekulationszwecken zu mißbrauchen."

So die Hamburger Kritiker, denen man nicht dankbar genug sein kann für ihr mannhaftes Auftreten. Nunmehr kann man auf sie hinweisen und ihr Verhalten als vorbildlich erklären. Wie dringend notwendig wäre es, wenn, in entsprechenden Fällen, in Berlin, wie überall, dasselbe geschähe! Dann könnte der Schmutz und Schund endlich wirksam bekämpft werden. Dann würde die Kritik beweisen, daß sie sich nicht mit den Widerlichkeiten auf der Bühne identifiziert. Denn wir befinden uns auf der Rutschbahn in die Tiefe, wo ist da noch ein Halten? Die Dichter (wenn man sie so nennen darf), durch Not bezwungen, suchen einander zu übertrumpfen, und keine Zote ist ihnen zu gemein. Durch den Protest jener Herren steht fest, daß es eine Möglichkeit gibt, auch ohne Polizei die Unsittlichkeit zu bekämpfen. Die Kritik braucht nur ihre Macht zu gebrauchen. Würde diese Macht zum Guten gewendet, so wäre alles zu hoffen.

Da läge eine Aufgabe des Verbandes der deutschen Bühnenschriftsteller, der sich mit der Kritik in jedem einzelnen Fall verständigen müßte. Allerdings ist ja die Kritik selbst reformbedürftig, wie das jeder weiß, der das Theater kennt. Vorschläge hierzu findet man bereits in dem Buche: „Das Theater als Geschäft". Die ersten Kritiker Berlins werden bemüht, Kritiken über elende Possen zu schreiben und sie totzuschlagen; ist das nicht lächerlich? „Wäre es nicht besser, bei solchen Werken Kritik überhaupt zu unterlassen?" Da läge auch eine Aufgabe des „Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller" und eine Möglichkeit zur Erziehung des Publikums, daß nicht das Beste wie das Schlechte mit gleicher Wichtigkeit behandelt wird.

Darum verlangt der Autor: Unbedingte Abschaffung der Nachtkritik, Abschaffung der Kritik bei wertlosen Stücken, wiederholte Prüfung eines Werkes vor der Aufführung. Dann wüßten die Kritiker schon vorher, wann sie nicht zu erscheinen brauchten und könnten durch ihr Fortbleiben schon gegen ein schlechtes Werk protestieren. So könnte man auch die Unsitten-Stücke bekämpfen. Auch der Staat darf der allgemeinen Sittenverwilderung nicht teilnahmslos gegenüberstehen. Ich habe schon früher verlangt, daß die Theaterkonzession künftig nicht mehr von der Polizei erteilt wird, sondern von dem Kultusministerium.

Hier muß die Theaterabteilung ausgebaut werden. Bei Erteilung der Konzession muß nicht bloß der Geldstandpunkt in Betracht kommen, sondern der Standpunkt, daß die Theater „Bildungsanstalten" sind. Hier hätte natürlich der „Verband der deutschen Bühnenschriftsteller" auch mitzuwirken. Heute zieht jeder am falschen Strang, und die Folgen liegen vor aller Augen. Das Theater wird zur Brutstätte allen Unrats.

In der „Zeit“ sagt Rudolf von Lossow: „Wenn wir nur zerrissene und verdrehte Menschen zu spielen haben, so soll kein Theater sein.“ Franz Henning

NB. Wir können diesen abscheulichen Tiefstand besonders der meisten Berliner Theater aus eigener Erfahrung bestätigen. Diese Zoten sind an Gemeinheit nicht mehr zu überbieten. Und ein schamloses Publikum wiehert und klatscht! D. T.

Charakter

Charakter haben und deutsch sein ist ohne Frage gleichbedeutend.“ Fichte sagt's, und Fichte wird ja in demokratischen Kreisen gefeiert, weil er in seinem Idealismus Republikaner war. Darüber hat man huldreich vergessen, daß er den Internationalismus als eine ungeheure Roheit verabscheute und jeder pazifistischen Anwandlung bar vor der Schlacht von Großbeeren sich als freiwilliger Landsturmmann mit Säbel und Pistolen gegen die anrückenden Franzosen wappnete.

Emmy Destinn hat einst die Berliner mit ihrer Stimme berückt und daher Geld gescheffelt. Auch Kgl. Preußische Kammersängerin ist sie gewesen. Im Kriege jedoch entdeckte die Tschechin, wie die meisten durch deutsche Schwärmerei und deutsche Goldstücke hochgekommenen ausländischen Künstler, sofort ihr deutschfeindliches Herz und nannte uns ein Wanzenvolk.

Für jeden deutschen Charakter war sie damit abgetan. In Wien, Graz und Linz hat man ihr, als sie doch wieder fand, daß das Geld der Deutschen gar nicht nach Wanzen rieche, jeden Saal glattweg verweigert.

Anders in Berlin. Dort öffnete sich ihr anstandslos die Philharmonie und zahlreich versammeltes Wanzenvolk geriet außer Rand und Band vor rauschender Verzückung. Freilich ist Berlin immer noch die Stadt Fichtes. Es gibt dort auch noch Deutsche, die Charakter haben. Diese begehrten auf gegen solche Würdelosigkeit. Leider nur mit dem Erfolg, daß berittene Schupo die Straßen absperrte und im Hofe der Philharmonie ein Überfallkommando wachte, damit der Schmäherin deutschen Volkstums kein Schaden geschehe.

Laut jubelte die Berliner Allerweltspresse; sie pries nicht nur die Kunst der Destinn, sondern auch ihren Mut. Sie hat früher schon einmal im Käfig vor Löwen gesungen, das war viel; nun sang sie vor dem Wanzenvolk; war das nicht noch unvergleichlich mehr?

Jene Presse hatte im Fall Piscator behauptet, Kunst sei Politik. Nun warf sie den Satz kaltblütig wieder um. Was habe Kunst mit Politik zu tun? Wie's trefft also; wobei zu beachten, daß es sich hier gar nicht um Politik, sondern um nationales Ehrgefühl handelt.

Solange wir noch diese Presse haben, werden wir für Fichte, für Wiederaufbau nicht reif. Denn dieser muß mit dem Charakter anfangen. Vorläufig stehen wir aber immer noch bei Lessing, der vor anderthalb Jahrhunderten schrieb, der sittliche Charakter des Deutschen sei, keinen haben zu wollen. F. H.

Sport als Kraftquelle für unser Volk

In den maßgebenden Kreisen sieht man immer mehr ein, wie groß der Schaden ist, der entstanden ist durch den Fortfall der allgemeinen Dienstpflicht. Die allgemeine Heerespflicht war die große Schule, durch welche der junge Mann hindurchging, um Disziplin, Sauberkeit und Arbeitsamkeit zu lernen. Die allgemeine Dienstpflicht war die große Schule des deutschen Volkes, welche jährlich 500000 junge Deutsche zur Tüchtigkeit, Ordnung und Hingabe erzog. Auch die Männer der Wirtschaft bedauern es immer mehr, daß die allgemeine Heerespflicht in Wegfall gekommen ist. In einer Denkschrift, welche das Reichsarbeitsministerium herausgegeben hat, wird festgestellt, daß die Ausgaben für die Krankenkassen seit 1914 um 50% gestiegen sind, und daß die übrigen Sozialversicherungen mit Einschluß der Ausgaben für Krankenkassen gegenüber 1914 von 1½ Milliarden auf 2½ Milliarden sich erhöht haben. Den Hauptgrund dieser Steigerung sieht die Denkschrift darin, daß heute nicht mehr 3% Kranke wie 1914, sondern 5% auf hundert Versicherte kommen. Der allgemeine Gesundheitszustand

ist bei den Arbeitern in der Industrie viel schlechter geworden, auch die Dauer der Krankheit hat zugenommen. Ferner steigt mit der Zunahme der Arbeitslosigkeit auch die Zahl der Erkrankungen.

So ist es erklärlich, daß die maßgebenden Behörden sich immer mehr mit der Frage beschäftigen: wie kann der Schaden, welchen der Wegfall der allgemeinen Heerespflicht verursacht hat, wieder ausgeglichen werden? Das Nächstliegende wäre ja die Einführung der allgemeinen Arbeitsdienstpflicht! Aber dazu kann sich die Regierung aus politischen Gründen und wegen Rücksichtnahme auf die Stimmung in der heutigen Arbeiterschaft leider nicht aufraffen. Sie überläßt das gewissermaßen dem kommenden großen Manne, auf den alle Welt wartet. So muß man nach anderen Werten sich umsehen, welche vom erzieherischen, moralischen und biologischen Gesichtspunkte aus die heutige Minusleistung in der Volkserziehung wieder in lebensbejahende, schöpferische Arbeit umgestalten könnte. Und diese Werte glaubt man nun gefunden zu haben in einer starken, systematisch geförderten Leibesübung, welcher die Jugend sich pflichtmäßig zu unterziehen hat.

Bis heute ist dieser Gedanke vom Volksganzen noch nicht erfaßt worden. Aber das eine ist sicher: statt Kranken- und Siechenhäuser zu bauen, wäre es viel wichtiger, in allen Orten, ja in jeder ländlichen Gemeinde einen Sport- und Spielplatz zu errichten, möglichst in enger Verbindung mit Licht-, Luft-, Sonnen- und Schwimmbädern!

Es ist das große Verdienst der Naturheilbewegung, in mehr als tausend Städten die Anregung für Licht-, Luft- und Sonnenbäder gegeben zu haben. Was da geleistet worden ist, habe ich dieser Tage wieder in Offenbach feststellen können, wo an der Peripherie der Stadt, dicht am Walde, eine große Licht-Luftanlage entstanden ist mit Schrebergärten und mit einem freundlichen Erholungshause, wo der Sportfreund wie der Wanderer für wenig Geld Speise und Trank erhält. Welche Kraftquellen sind von den Lebensreformern unserem deutschen Volkstume erschlossen worden!

Der Unterstaatssekretär Dr. Lewald, der Vorsitzende des Reichsausschusses für Leibesübungen, steht diesen Gedanken außerordentlich nahe. Er hat kürzlich in Stuttgart ausgeführt, daß die Leibesübungen zur unbedingten Lebensgewohnheit des deutschen Volkes werden müßten. Bislang fehlt es leider an Einrichtungen, um diese Forderungen im breiten Maße durchführen zu können. Nun hat der Reichsausschuß für Leibesübungen, welcher einen großen Teil der Sportvereine umfaßt, es sich zur Aufgabe gemacht, dieses Ziel zu fördern durch Reichsjugendwettkämpfe in den Schulen, durch Turn- und Sportabzeichen bei den Erwachsenen, schließlich durch die Veranstaltung der deutschen Kampfspiele, an welchen jeder Deutschsprechende teilnehmen kann. Leider entspricht es der deutschen Eigenbrötelei, daß die deutschen Arbeiter-Sportvereine dem Reichsausschuß für Leibesübungen noch ferne stehen, und daß sich bislang nur die bürgerlichen Sportvereine angeschlossen haben. Auch diese Spaltung zeigt wieder, daß wir den Höhepunkt der Notzeit noch nicht hinter uns haben.

In der „Hochschule für Leibesübungen“ werden bereits die Pioniere herangebildet, welche wissenschaftlich und organisatorisch geschult, die Leibesübungen vom pädagogischen wie vom biologischen Gesichtspunkte aus zu werten lernen und dann an die Jugend herantreten sollen, um in ihr den Sinn für Hautpflege, Körperkultur und Sport zu wecken. An die Hochschule ist ein „Sportforum“ angeschlossen, in welchem wissenschaftliche Forschungsarbeit als Vorbereitung für praktische Erziehungsarbeit geleistet wird. Man will immer mehr die Bevölkerung darauf hinweisen, daß Körper und Geist eine Einheit darstellen, und daß der Geist nicht einseitig auf Kosten des Körpers entwickelt werden darf. Dr. Lewald betonte auf das nachdrücklichste: Sport ist ein Stück Volkstum, das mit dem Volksgeschick lebt und stirbt.

So ist es ein erfreuliches Zeichen, daß man endlich im großen von oben her in Angriff

nimmt, was Naturheilvereine, Lebensreformer und Freunde des Freiluftsportes in mühsamer Kleinarbeit seit Jahrzehnten vorbereitet haben. Dr. Karl Strünckmann

Von der deutschen Einsamkeit

Im September 1914 war ich zehn Tage in Zürich. Mein Gastfreund war ein lieber, gemütlicher und dabei ernster Facharzt, der an drei deutschen Universitäten studiert hatte. Begreiflicherweise kamen wir wiederholt auf die „deutsche Frage" zu sprechen, gewiß eine schwere Frage, da Deutschland in mehr als einer Hinsicht etwas sehr Zwiespältiges, Kompliziertes ist. Wie leicht kann man Frankreich, Amerika, England verstehen! Aber was und wer ist Deutschland? Die meisten Deutschen wissen es selber kaum und vielfach die „Gebildeten" am wenigsten. Aber wir lieben dies Deutschland, trotzdem es so schwer zu lieben ist. Es ist unser aller Mutter. Und wie respektlos muß sich diese Mutter von ihren weisen und unweisen Kindern oft belehren lassen!

Also mein Gastfreund belehrt mich auch; was immerhin erträglicher ist; denn er ist ja kein „Reichsdeutscher". Der Rhein ist ja die Grenze zwischen Deutschen und — Deutschen! Oder sind die Deutschschweizer keine Deutschen? Hört man meinen lieben Gastfreund, so scheint es nicht so. Er spricht von den „Deutschen", als ob sie ihn rein gar nichts angingen, als ob sie irgendwo in Wildwest wohnten und dort ihr übles, rohes Wesen trieben! Kein Wort der Anerkennung für die unvergleichlichen Heldentaten der deutschen Armee! Kein Wort des Mitleides über die schrecklichen Entbehrungen der deutschen Heimat! Kein leises Mitfühlen mit der sittlichen, geistigen und politischen Not unseres heutigen Deutschland! „Wozu brauchten die ‚Deutschen' eine so große Flotte? Warum ein so starkes stehendes Heer?" Ich schweige; und mir ist, als lese ich eine englische oder französische Zeitung. Dazu hatten offenbar nur England, Frankreich und Rußland das Recht! Aber „Deutschland" nicht. „Wie denkt man in der Schweiz über Stegemann?" frage ich. — „Ja, solange es den ‚Deutschen' gut ging, war er der gelesenste und gefeiertste Mann. Aber heute fragt kaum noch jemand nach ihm." So! So! denke ich. Also es kommt bloß auf den Erfolg an! „Ja, wissen Sie," sagte er dann begütigend, „die Deutschen in ‚Deutschland, sind nette, liebe Leute. Aber die Auslandsdeutschen waren überall verhaßt. Es waren eingebildete, aufgeblasene Menschen, denen ich immer ausgewichen bin." So, so! Wieder einmal die Auslandsdeutschen! Mein Gastfreund wollte draußen um keinen Preis für einen „Deutschen" gelten. „Ja, das beste, was die Deutschen tun können, ist, daß sie — Reue zeigen, dann wird man sie wieder mehr achten in der Welt." Ich verstumme ganz.

Also so spricht ein gebildeter, anständiger deutschschweizerischer Arzt, der sein bestes Wissen und Können deutschen Universitäten verdankt, über sein geistiges Vaterland!

Ich kannte die deutsche Einsamkeit schon längst, aber bei diesen Belehrungen bin ich doch fast erstarrt... K. Veller

Buch und Bild

Das Buch in allen seinen Formen, von den steinernen Keilschrifttafeln bis zu den bibliophilen Luxusdrucken oder von der Broschüre bis zu den schwersten Foliobänden ist zu allen Zeiten Träger der Kultur, sei es eine hohe, von Idealen erfüllte, oder eine zerrüttete, untergehende. Immer ist das Buch die geistige Brücke von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk und Rasse zu Rasse. Pioniere des Geistes tragen, selbst aus Büchern lernend und schöpfend, die Kultur der gebildeten Völker in unzivilisierte Länder und Erdteile; das Buch, die Sprache, die Schrift übermittelt ihre Gedankenwelt den Fremden.

Das Bild, von den primitivsten Höhlenzeichnungen und Malereien bis hinauf zu den höchsten Formen künstlerischer Vollendung zeigt den Ausdruck der Kultur. Charakter und Volkstum, sowie die gesamte Erscheinungswelt einer Kultur spiegeln sich im Bilde. Wilhelm von Bode sagt über die Kunst Rembrandts, daß sie „der mächtigste Ausdruck germanischer Kultur überhaupt ist". Wenn man den Begriff des Wortes Bild dahin fest-

legt, daß man alle Werke der bildenden Kunst darunter versteht, so lassen sich aus dem Bilde beinahe erschöpfende Vorstellungen vergangener Kulturen gewinnen. Sphinx und Pyramide sind mit der Vorstellung des alten Ägypten ebenso untrennbar verbunden, wie die charakteristischen Holzschnitte und zierlichen Vasen nicht ohne Japan zu denken sind.

Das Buch spricht zum Intellekt des Menschen, das Bild wirkt auf das Gefühlsleben, weckt und pflegt in Form und Farbe die Phantasie, während das Buch sie betätigt. Buch und Bild sind eng miteinander verwandt, sogar sprachlich, wie das Wort Schriftbild andeutet. Buch ist Schrift, aber selbst das „b" in Buch zeigt die Verwandtschaft zum Bild. Buch und Bild schaffen Werte und Unwerte, üben positive und negative Beeinflussungen aus, sind richtunggebend, wegweisend für das Willensleben.

Durch die Erfindung des Buchdrucks und der Bildreproduktion fanden Bücher und Bilder Eingang in jedes Haus, gelangten in die Hände beinahe aller Menschen, wurden in ungeheuren Massen verbreitet. Es ist zur Unmöglichkeit geworden, die gewaltigen Schätze an Schrifttum und Bildwerken in ihrer Gesamtheit kennen zu lernen; wohl vermag der Gebildete, sich einen annähernd richtigen Überblick zu verschaffen, vor allem aber soll er in der Lage sein, in den engen Grenzen des Erreichbaren eine gediegene Auswahl zu treffen. Wie Bücher und Bildwerke Träger und Ausdruck der Kultur sind, so zeigt die Bibliothek die geistige Atmosphäre ihres Besitzers, und so verrät der Bildschmuck des Zimmers den Geschmack seines Bewohners. Ebenso aber beweist nichts treffender den kulturellen Tiefstand wirtschaftlich hochgekommener Existenzen, als das Fehlen von Büchern und Bildern. Wem das Schicksal die Mittel in die Hände legte, der sollte sich im Bewußtsein seiner hohen Kulturaufgabe um die Pflege des guten Buches bemühen, der sollte auch die Kosten nicht scheuen, erhabene Schöpfungen von Künstlers Hand zu erwerben und so mitzuwirken an der Pflege des guten Bildes.

Karl August Walther

Verkehrslüge

In unserer Zeit, in der so viel vom Kampf gegen die Kriegsschuldlüge die Rede ist, muß im Hinblick auf das „Reisezeitalter" die Aufnahme des Kampfes gegen die Verkehrslüge als Notwendigkeit erachtet werden. Ich meine damit die Bekämpfung jener Art von Volksbetrug, auf den unser Reise- und Wanderpublikum durch überschwängliche Reklame von wirklichen und angeblichen Sommerfrischen, Wegführungen, Gasthäusern usw. immer wieder hineinfällt. Gerade in der an Geldmangel leidenden Gegenwart muß erst recht angestrebt werden, daß für das geringe, oft unter großen Entbehrungen ersparte Geld zum Zwecke der Sommererholung auch das denkbar Beste geboten werde.

Was nennt sich aber heutzutage alles „Sommerfrische"! Blickt man die Anzeigen in unseren Tageszeitungen, Verkehrsprospekte usw. durch, so könnte man oft in Wut geraten. Orte mit zahlreichen Fabrikschloten und einigen Gartenwirtschaften, Dörfer mit ganz geringer Gehölzumgebung (oft auch ohne solche) preisen sich als „Sommerfrische" an. Dabei sind die Preise in solchen Nestern oftmals höher als in den bekannten und beliebten Erholungsorten. Ortschaften, die an Ausläufern von Gebirgen, womöglich in einem nebensächlichen Gebirgszug liegen, wollen natürlich stets im Hauptgebirge liegen und lügen eine „unmittelbare" Nähe der Hauptaussichtspunkte vor, zu denen man von da aus vielleicht noch ein bis zwei Tagereisen braucht.

Bietet sich denn überhaupt ein Ort dieser Art noch als „bescheidene" Sommererholungsstätte an? Nein. Meistenteils wollen sie jetzt alle „die Perle des X-Gebirges" sein.

Welcher Unfug wird ferner mit der Bezeichnung „Schweiz" und anderen an dieses Land erinnernden Ausdrücken getrieben! Aus meiner Jugend entsinne ich mich, daß in einem kleinen Badeorte ein ganz hübscher schattiger Parkweg mit dem Namen „Chamounix-Tal" bedacht wurde. Wozu dieser Unsinn? Muß denn eine einfache hübsche Mittelgebirgslandschaft mit Berg, Tal,

Wasser und Mühlen immer gleich hochtrabend „Schweiz“ genannt und deren aussichtsreichster Berg als „Rigi“ charakterisiert werden? Das geschieht doch alles nur aus Prahl- und Großmannssucht und wirkt lächerlich wie jener minder bedeutende Volksopernkomponist, der sich öffentlich als „Komponistenkollege von Richard Wagner“ bezeichnet hatte.

Worin liegt nun die Wurzel dieses Übels? In der Unwahrhaftigkeit unsres Zeitalters überhaupt. In den einseitig eingestellten Anzeigen und Verkehrsprospekten, auf die sich zurzeit unser Reise- und Wanderpublikum verlassen muß. So löblich das Bestreben der Gebirgsvereine, Verkehrsvereine, Heimatschriftsteller usw. auch ist, ihre Gegend für den Fremdenverkehr anziehend zu machen, so geht doch oftmals, ja meistenteils ihr Horizont über den höchsten Berg ihrer eigenen Heimat nicht hinaus; vor übertriebener Liebe in ihren engeren Bezirk sind sie derart in ihre Anschauungen verbohrt, daß sie keine ruhige Urteilskraft zur Sichtung mehr besitzen, und zwingen ihre eigene Lobhudelei dem Fremden geradezu auf. Wehe, wenn man sich heute erlaubte, einen angepriesenen Bergzug, Weg, Stadt, Ort, Gasthof und Wirt entsprechend der gemachten tatsächlichen Erfahrung — wobei durchaus nicht immer an „schlecht“ gedacht zu werden braucht — öffentlich zu charakterisieren! Gleich hat man in ein Wespennest gestochen, und der Skandal ist fertig!

Und doch sollte man sich hierdurch nicht abhalten lassen, den schärfsten Kampf gegen die Verkehrslüge zu führen; denn mehr als je tut hier der Mut zur Wahrheit not in diesem verlogenen Zeitalter, das derart zu übelsten Sensationen oder Aufbauschungen neigt.

Schafft Reiseführer, die auf dieser Grundlage die bewußte oder unbewußte Verkehrslüge bekämpfen, selbst wenn man sich dadurch ganze Ortschaften, Verkehrsvereine, Heimatschriftsteller usw. zu Feinden machen sollte!

Schafft unparteiische Beratungsstellen, die mit Rat und Tat dem Reise- und Wanderpublikum zur Seite stehen und die namentlich die aus anderen Gegenden kommenden Prospekte und Anpreisungen einer Würdigung und Kritik unterwerfen! Solche Stellen müßten mit Leuten besetzt werden, die in Deutschland und im Ausland genügend Reiseerfahrungen gesammelt haben und die nötige Urteilskraft besitzen.

Man wende nicht ein, daß die vorstehenden Ausführungen nur auf subjektiver Ansicht beruhen, weil die Ansprüche des Publikums an das Leben und an die Sommererholung verschieden seien. Nein, jeder Erholungsbedürftige will und soll für sein gutes, oft sauer verdientes Geld das Beste haben, was er erwarten kann — grade heute, wo Erholung für Leib und Seele so wichtig ist!

Dr. J. Ochs

NB. Wir geben diesen Bedenken gegen schwindelhafte Anpreisungen gern Raum, wissen aber wirklich nicht recht, wie sie ganz vermieden werden können. Meistens geht man doch erst auf persönliche Empfehlung, die auf eines Bekannten Erfahrung und Kenntnis beruht, in eine Sommerfrische. D. T.

Herausgeber: Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard
Verantwortliche Schriftleiter: Dr. Gerhard Schmidt und Karl August Walther; Sachverständiger für Musik: Prof. Dr Hans Joachim Moser, Heidelberg, Bergheimer Straße 52. Einsendungen sind allgemein (ohne bestimmten Namen) An die Schriftleitung des Türmers, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4, zu richten. Für unverlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Für Rücksendung ist Postgebühr beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart



Nordsee bei Sonnenaufgang — Heinz Heinrichs



Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Gründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

29. Jahrg. | Juli 1927 | Heft 10

An das Meer

Gruss dir, frühroтschimmerndes Meer! Gewaltig
Haucht dein herber Odem mich an, und wieder
Tragen aufwärts mich die des Flugs entwöhnten
Schwingen der Seele...

Tiefgeheimnisvoll, wie des Weltenschicksals
Stimme, tönt dein Donnergebrüll ins Ohr mir,
Ehern, rauh, hohnlachend, so vieler Völker
Wiegen- und Grablied!

Leutbold

Der Norden und wir

Von Albert Lorenz

Wer jemals nach stürmischer Meerfahrt die Felsenküste des Landes Norge aufsteigen sah, der hat auch das Große und Erhabene, das Wunderschwere und Mythische dieses Ur-Erlebnisses in sich empfunden. Alle Erinnerungen an die Lieblichkeit und geruhige Harmonie des deutschen Mittelgebirges, an die kraftvolle Großartigkeit der Alpen und an die schwere Melancholie der Norddeutschen Tiefebene verblassen und versinken vollständig. Ein neues noch niemals bewußt empfundenes Gefühl wird in uns lebendig, ein Gefühl, dessen Grund uralt ist und uns um Jahrtausende zurückwirft in die ersten Regungen der germanischen Seele, aus der eine Götterwelt voll grauenhafter und herrlicher Schönheit erstand.

Wie eine erstarrte Geburt Leviathans, des chaotischen Flutungeheuers selbst, erscheint diese wild zerrissene, wogengepeitschte Felsküste. Gleich einem unendlichen Zuge von Königen, die der Tod in Majestät und Sehnsucht verstummen ließ, so liegen unzählige Bergeshäupter da, nach Norden in grauer Unendlichkeit verschwebend. Aber ihre gebrochenen Augen scheinen uns noch anzustieren und ständig gegenwärtig zu sein. Wir sind für immer in ihrem Bann, wir haben unser alltägliches Ich vergessen. Unser Blick bleibt rückwärts in Mythos-Vergangenheit gewandt; tiefer und tiefer horchen wir in uns hinein, wir belauschen das Wurzelweben unserer Träume und verborgensten Wünsche, wir erahnen den Sinn der germanischen Götteridee und Göttergestalten.

Und der Zauber, in den uns diese mit Worten kaum beschreibbare Landschaft versetzt, weicht nicht mehr. Ob wir in den Schären oder Fjorden fahren, immer sind wir Verwandelte und Entrückte, durch Zeit und Ewigkeit Wandernde. Unsere Augen spiegeln die Tiefenschau unserer Seele wider. Wir leben in Götterzeiten, wir atmen Götterodem. Still ruhende Inseln sind Meertiere, Bergzacken lauern wie böse Geister, aus Schrammen und Rissen des Urgesteins grinsen tückische Fratzen von Trollen.

Man glaube nur nicht, daß die Fjorde einander gleich oder ähnlich sind. Das ist eben das Wundersame, daß diese „ertränkten Täler“ eines Urgebirges, versunken und sich wieder hebend, in ihren Farben und Linien, in ihren Engen oder Weiten eine ungeheure Fülle von Eindrücken und Stimmungen der Seele schaffen, wie sie weder der Königssee noch auch der Gardasee in seinem nördlichen Teile erzeugen können.

Es ist schlechterdings unmöglich, die unterschiedlichen Schönheitscharaktere der Fjorde und Täler in kurzen Beschreibungen abtun zu wollen. Selbst ekstatische Darstellungen können nur schwachen Abglanz der Erinnerung oder bescheidene Einstimmung geben. Mir persönlich erschienen das Flaamdal, das Naerödal und der Jörundfjord als das göttlich-heroischste Kraft- und Schönheitsgeschenk, das je in meine Seele einströmte. Doch das mögen subjektive Tatsachen sein. Immerhin wird jeder Empfängliche auf der Reise von Süden nach Norden den Lysefjord bei Stavanger, den lieblichen Hardanger-, den düster-drohenden Aurlands-, den finster-trotzigen und doch im Morgenlichte so goldstrahlenden Sogne- und Fjaerlandsfjord,

den heiter-bunten Nordfjord, den grandios-alpinen Jörundfjord bis hinauf zum unirdisch-gewaltigen Lyngenfjord im Lofot als ein brausendes Krescendo sinnlich-seelischen Natur-Erlebens empfinden.

Und überall ist die Luft von seltsam gedämpften Melodien und Harfenklängen durchbebt. Keusch und verhalten, zart und zuwartend sind die Strömungen der Naturseele, die von den weißen Schneehauben der Berge in die Wassertäler rinnen, und alle freudigen Farben sind von dieser unsagbaren Ruhe geadelt. Tiefe Ewigkeitsstille ist in den Lüften Tag und Nacht; unser Innerstes fühlt sie und ist sich seines Reichtums und seiner schöpferischen Kraft dankbar demütig bewußt. Ein ununterbrochenes Rauschen webt in den Sphären, in den Farben und Düften über Wogen und Fjelden. Aber je höher wir hinaufkommen, desto durchsichtiger wird das Licht der Nächte, desto aufregender und gefährlicher die Fülle der Gesichte, deren die Seele Herr werden muß. Wir verstehen Munch. Wir lernen überhaupt den norwegischen Menschen aus der Landschaft heraus verstehen, in viel tieferem Sinne, wie es bei anderen Ländern der Fall ist. Aller Adel und tönender Reichtum der Bergwelt strömt durch das Blut dieser Männer und Frauen, aus deren Augen feierliche Hoheit und herbsüße Keuschheit der gründunkelnden Fjorde aufschimmern. Jede Geste ist gemessen, der Gang voll Anmut und Würde, die Stirn unschuldig und stolz. Stark und rein ist die Schönheit der norwegischen Mädchen und Frauen, kindlich-staunendes Gemüt, Sammlung und Tiefe des Geistes kennzeichnen den Mann. Wahrlich, diese Menschen sind uns mehr als andere Menschen, Brüder und Schwestern, sollten es sein und werden. Es dünkt mich so leicht, ihr Vertrauen wieder zu gewinnen und ihre Verbitterungen oder Verstimmungen zu verscheuchen, die das Schicksal des Krieges durch Torpedierungen bei ihnen zur Folge hatten. Es kann uns nur zur Ehre gereichen, wenn wir nichts unversucht lassen, den Friedenszustand germanischer Brüderlichkeit mit ihnen völlig wiederherzustellen. Bei den Dänen ist es leichter, und bei den Schweden, unseren edlen Freunden von alters her, ist es nicht nötig, aber bei den Norwegern ist noch viel zu tun. Man komme ihnen nur nicht mit der protzigen Geste des Kapitalisten, man komme nicht herablassend und nicht in lärmenden Scharen, sondern still und sparsam redend wie sie, eingestimmt auf das Ungeheure und Schöne, das unser wartet. Dann wird es leicht sein, sie innerlich für uns zu erwärmen.

Ganz von selbst werden wir dann auch in das norwegische Schrifttum einzudringen versuchen, um die naturgeborenen Vorstellungen vom Wesen dieses Volkes bei seinen Dichtern und Schriftstellern bestätigt zu finden. Jetzt erst begreifen wir Björnsons „Mary“ und „Auf Gottes Wegen“, jetzt erst seine urgesunden, kräftig-farbigen Bauernerzählungen. Und nur zu erinnern brauche ich den deutschen Menschen an das ahnungsreiche und musikalisch-tiefe Lebenswerk Knut Hamsuns, nur zu erinnern auch an Jonas Lie, Alexander Kielland, Peter Egge, Sigbjörn Obstfelder und den Nordländer Pelle Molin, an die geniale Sigrid Unset und Regine Norman, an Hans E. Kinck und nicht zuletzt an die Künder des Lofot Johann Bojer und Carl Schöyen.

Das Tiefste und Verborgenste der norwegischen Seele freilich offenbart sich im Märchen. Hier finden wir die Quellen, aus denen auch Ibsen schöpfte; hier be-



gegnen wir aber auch vielen Zügen, die uns aus unseren deutschen Märchen lieb und vertraut sind. Die bedeutendsten Sammlungen sind die von Asbjörnsen und Moe, die wir deutsch am besten und reichhaltigsten in den Übersetzungen von Pauline Klaiber oder Klara Stroebe lesen.

Eng verwandt, ja fast eins mit der norwegischen Kultur ist die ältere isländische. Ihre Tiefenfülle aufzeigen zu wollen, würde es einer gesonderten Arbeit bedürfen; an dieser Stelle müssen wir uns daher mit dringlichen Hinweisen begnügen. Es ist das unschätzbare Verdienst des deutschen Verlegers Eugen Diederichs sowie der Gelehrten Niedner und Heusler, uns die kostbaren Schätze der isländischen Literatur in der Sammlung „Thule" zugänglich gemacht zu haben. Vorweg nenne ich die abenteuerlichste und psychologisch bedeutsamste aller Sagas, die von Dämonie umwitterte Geschichte vom starken Grettir, dem Geächteten. Da ist ferner die schöne Saga vom Priester Freys Hrafnkel, die des Südlandes vom Weisen Njal und die Skaldensaga von Egil, da sind die prächtigen Bauerngeschichten aus dem Lachswassertal, aus dem westlichen und östlichen Nordland und endlich die gewaltigen Königsgeschichten und die Edda.

Man kann es den lieben Deutschen nicht oft genug sagen, daß hier unseres Blutes und Geistes Heimat ist, hier die starken Wurzeln unserer Kraft liegen. Nur die ernste Besinnung und bewußte Konzentrierung darauf kann uns, das gefahrenumdrohte Volk der Mitte, vor Zersetzung und Untergang bewahren. Die Dostojewski- und Buddha-Mode scheint im Abflauen begriffen zu sein, Hang und Drang nach dem Süden wurde durch die Geschichte modifiziert und blieb doch im Grunde ein schönes, harmonisierendes Symbol der Sehnsucht, aber die geist- und seelenlose westlerische Zivilisation ist die größte Gefahr für das industrialisierte Deutschland. So wird uns der Blick nach dem Norden zur letzten Notwendigkeit, zur rettenden Zukunft und Neugeburt unseres Volkstums, dessen Rettung unsere heilige Aufgabe ist. Möchten doch alle Schichten unseres Volkes die Wendung nach Norden mit Auge, Herz und Geist zur Tat werden lassen!

An der Nordsee

Von Hans Heyck

Fern draußen ruht das Meer;
Die Möve stelzt im Schlick.
Wie still ist's ringsumher!
Von Sonnensilber schwer
Füllt sich der weite Blick.

Die Schafe ziehn am Deich;
Die Gräser wehn im Wind.
Ins blaue Himmelreich
Türmt sich die Wolke weich,
Der Abend senkt sich lind.

Nun spült die Flut herbei
Auf leiser Silberbahn;
Die Möve hebt sich frei
Und schießt mit hellem Schrei
Sich wiegend himmelan.

Und wie zur Spiegelflut
Die Sonne rötlich sinkt,
Erfaßt mich süße Glut,
Drin still die Seele ruht
Und sich Vergessen trinkt.

Meisters Vermächtnis

Ein Roman vom heimlichen König. Von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Zweites Kapitel: Die Arbeitsgemeinschaft

Eigentümlich bewegt, nahte sich Felix Friedrich der vielgenannten Landschaft. Der kleine Schlüssel am feinen, festen Goldkettchen tanzte mit freudiger Ungeduld auf seinem Herzen. Mit seinen schönen Begleitern spähte er oft aus den offenen Fenstern der kleinen Seitenbahn, die langsam gegen den Marktflecken Langenthal aufstieg.

Der Wandrer hatte sein Ziel — eben diese Landschaft und das zu eröffnende Kästchen — unerschüttert im Herzen bewahrt. Ein Geheimnis dieser Art, zäh festgehalten, unwürdiger Neugier niemals preisgegeben, stärkt eines Menschen Stetigkeit und Treuvermögen, die sonst im Vielerlei der äußeren Anreize so leicht nicht Wurzeln fassen. Der Turm, der von fern zur Linken aufleuchtete, heute mit einer lustig flatternden Fahne versehen, schien ihm der Turm einer Gralsburg, der Eingang zu einer geistigeren Schauweise. Wer hier einfuhr, wollte sein Leben heiligen. Mit Ehrfurcht schaute man empor zu dieser weißen Fahne mit dem eingestickten roten Rosenkreuz, unter der Wismanns Wohnung lag. Auch diese Warte war der Rest einer mittelalterlichen Ritterburg wie dort im weit abliegenden unterhöhlten Hintergelände. Doch keine Raubritter hatten hier einst gehaust; sondern die damals hier wachenden Gewappneten hatten die Verkehrsstraße geschützt. Das erneuerte Schloß um diese steile Turmwarte hatte weißen Grund-Anstrich mit rötlichen Fenster-Umrahmungen. Auch die Farben der Fahne, jenes Weiß und Rot, hatte man gewählt als Sinnbilder von Weisheit und Liebe. Im Verein mit den grünen Fensterläden wirkte diese breite Front freundlich und feierlich zugleich. Die Vorterrasse mit hübschen Gartenanlagen und einer steilen Pappel erhob sich auf einer uralten Burgmauer, mannigfach umbüscht, vom blitzenden Forellenwasser umrauscht, das sich unmittelbar vor diesem dunkelbraunen Gemäuer wieder vereinigte.

Am freudigsten aufgeregt von den drei jungen Reisegefährten war die vollblühende Liane. Ihr Bruder mit seinen feinen schmalen Lippen und den dunklen, buschigen Augenbrauen saß etwas wortkarg, lächelte nur manchmal seine Schwester an und meinte neckend: „Du glühst ja heute wie eine Tulpe.“ Sie wischte hastig über die roten Backen und sagte in ihrer herzigen Mundart: „I' freu' mich halt so! I' freu' mich auf den Herrn Wismann — und auf Ihre Schwester, Herr Doktor — und auf die vielen Kinder in den Waisenhäusern — kurz, i' freu' mich wie ein Kind auf Weihnachten!“ Sie hüpfte vor Ungeduld auf ihrem Platz, sah dabei selber wie ein glückliches Kind aus und streckte alle Augenblicke den heißen Kopf aus dem Fenster, um Ausschau zu halten und sich vom frischen Ostwind anwehen zu lassen. Dann versank sie wieder in ihre still vor sich hin lächelnde Fraulichkeit und dachte an ihren fernen kleinen Jungen oder an verrauschte Bilder aus der hinter ihnen entschwundenen festlichen Universitätsstadt. Daß ihr liebreizendes Bild eines Dichters Herz bis obenan mit Glück und Sehnsucht füllte, war ihr nicht bewußt, wenn sie sich auch eine unbestimmte, neu erwachte Lebensfreude nicht recht deuten konnte.

„Ist Herr Rektor Wismann Theosoph?" fragte sie unvermittelt.

„Er ist weder Spiritist noch Theosoph," erwiderte Felix, „gehört überhaupt keiner Gruppe an, ebensowenig wie mein Vater. Aber es ist da wohl mancherlei Verwandtes. Mitunter nennt er seine Lehre Kosmosophie. Sie ist ganz innere Anschauung und eigentlich genial einfach, widerspricht auch gar nicht dem Christentum. Der Mensch kommt bei der Geburt aus kosmischen Fernen und wird auf diesem Planeten in die Materie verdichtet — oder man kann auch sagen — eingekörpert oder eingefangen, etwa wie ein Mückchen im Spinnennetz. Die Geburt ist also eine Verengung, der Tod eine Sprengung; oder, anders gesagt: die Geburt ist eine Verdichtung, der Tod eine Entdichtung, eine Heimkehr ins klare Gotteslicht, nachdem sich hienieden die Rose des Lebens entfaltet hat. So ungefähr verstand ich Nata."

„Du hast dich jedenfalls ganz gehörig verdichtet, Dickerchen", neckte Helmut seine Schwester.

Diese blitzte auf. „Herr Doktor, ersuchen Sie bitte meinen Bruder, mich nicht immerzu Dickerchen zu nennen. Ich bin ja gar nicht dick, nicht wahr?"

„Ich ersuche Sie, Helmut," sprach Felix mit komischem Ernst, „Ihre Frau Schwester mit einem passenderen Namen zu necken. Denn sie ist in der Tat überaus gleichmäßig gebaut, kerngesund und mit roten Blutkörperchen gesegnet — wie mein Vater zu sagen pflegt, der an roten Wangen immer seine Freude hat."

Er konnte scherzen. Die Worte „mein Vater" waren ihm glatt über die Lippen geflossen. Aber sofort überschattete ihn wieder der Ernst.

„Na, siehst du!" rief Liane triumphierend dem Bruder zu. Sogleich fuhr sie fort: „Das vom Licht packt mich so, Herr Doktor. Mein Vater war auch ein so großer Freund von Luft und Licht. Ich habe den Konfirmationsspruch: ‚Die Gerechten werden leuchten wie die Sonnen in ihres Vaters Reich'. Aber sagen Sie, wie steht Herr Wismann zu Christus? Ist der Heiland denn auch für ihn der Erlöser?"

„Aber selbstverständlich!" nickte Felix. „Nehmen Sie das Wort einmal ganz einfach und anschaulich: Christus ist der Löser oder Los-Löser des Menschen, indem er dessen Blick vom erdgebundenen Triebleben losreißt und zum kosmischen Anblick in das Gottesreich und des Menschen göttliche Bestimmung freimacht. ‚Ich komme vom Vater und gehe heim zum Vater' — so klingt es ja immer wieder durch seine erhaben-einfache Botschaft. Haben Sie einmal ein Planetarium betrachtet? Da sehen Sie sich von Tausenden von Sternen und Sonnen umwandert; unsere kleine Insel-Erde ist selber ein Stern unter Sternen. Sehen Sie, da haben Sie's anschaulich vor sich: unsere Heimat ist das Weltall. Das fesselte mich ganz besonders in den Nachschriften von Wismanns Vorträgen. Und dann: die Sonnensysteme in uns selber, Jonen und Elektronen — sind es nicht winzige Nachbilder der groß den Kosmos durchpulsenden Sonnen und Planeten? So erklärt sich auch das Vaterunser, Christi Gebet: Dein Reich komme, dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden — Gottes Wille geschieht also nicht ohne weiteres auf unserer Erde, sonst brauchten wir ja nicht darum zu beten, sondern zunächst in der himmlischen Welt, die gleich ultravioletten Strahlen für unsre Menschenaugen unsichtbar das All durchdringt. Das Wort kosmisch für himmlische Geheimnisse ist ja nur bildhaft gemeint, um dem irdischen Anschauungsvermögen zu Hilfe

zu kommen; ebenso wie das Wort Licht. Das Himmlische ist ein Geistiges und noch viel gewaltiger als der sinnlich-sichtbare Lichtkosmos. Aber Licht ist der schönste Vergleich für Wesen und Wirken des Geistes."

„Fabelhaft!" staunte Frau Liane. „Dabei wird einem so groß, so frei, gleichsam so heilig zumute. Eines Kindes Seele kommt also aus dem Himmel in einen Erdenkörper und wird einer Mutter als Gottesgeschenk anvertraut, nicht wahr? Das ist für eine Mutter etwas so Herrliches, so Heiliges!"

„Wismann pflegt zu sagen," fuhr Felix fort, „wenn unser Volk sich nicht zu dieser kosmischen Erkenntnis und Anschauung durchringt und dadurch die tötliche, erstickende Dunstschicht des Materialismus sprengt, so sind wir verloren. Wir sind dann künftig nur noch Fronknechte und Völkerdünger. Wir haben unsere göttliche Sendung versäumt und unsre Seele verloren. Und was gibt es Mächtigeres als die Seele?"

„Sehr richtig!" rief Helmut scharf und schlug schallend aufs Knie. „Ganz meine Überzeugung! Fronknechte!"

Eben fuhr der Zug in den Bahnhof Langenthal ein.

* * *

Schöne weiße Straßen führten in das Tal. Die eine, weniger bedeutend und weniger begangen, zog sich in munteren Windungen zur Linken empor nach den Waisenhaus-Hütten, die andere, die Hauptstraße, lief zur Rechten des Wassers an das Schloß, schickte dann einen Ausläufer zum weitzerstreuten Dorf an den Höhen hinauf und lief unten im Tal weiter in das höhere Gebirge. In einer halben Stunde sanften Ansteigens konnte man den stattlichen Bau erreichen; für Kraftfahrzeuge war das Talgelände gesperrt; die Kutscher von Langenthal freuten sich drob; ihr Städtchen war noch heute durch seinen Pferdemarkt berühmt.

Eine alte Steinbrücke führte über das rasche, wilde Wasser in das Schloß, über dessen Pforte die Worte standen:

Stirb und werde
Mitarbeiter der Meister,
Logos ist schaffende Liebe.

Nur durch schriftliche Erlaubnis erhielten Fremde Eintritt. Dies war allerdings jetzt nicht nötig. Denn Nata selbst war an der Bahn, umarmte den Bruder in inniger Bewegung und machte sich in ihren unbefangenen gesellschaftlichen Formen mit seiner angenehmen Begleitung bekannt. Es war ein fröhlich Treiben am Bahnhof; allenthalben sah man jüngere Menschen, die in die Schulen strebten, auch Wandervogel-Mädchen im Dirndlkleid mit langen Zöpfen und roten Wangen.

„Warum haben Sie denn Ihr Kleinchen nicht gleich mitgebracht, Frau Thalmann?" sprach Nata zur jungen Mutter. „Herr Wismann hat das als selbstverständlich angenommen."

„Ach, dann habe ich seinen Brief wohl nicht recht verstanden", erwiderte Liane, die an der lieblichen, schlanken Blondine sofort Gefallen fand. „Ich hab' halt gedacht, ich sollte mich zunächst nur persönlich vorstellen."

„Ach nein, gleich mit Kind und Kegel kommen und hierbleiben!"

„Aber Herr Wismann kennt mich ja noch nicht" —

„O doch, er kennt Sie schon aus Ihren Schriftzügen ganz genau — vielleicht besser, als Sie sich selber kennen. Und außerdem durch meines Bruders Briefe."

Da war wieder das Wort Bruder fröhlich und unbefangen über die Lippen gehuscht. Sie war überhaupt in einer heiteren, gleichsam erlösten Stimmung. Nun war Felix da, nun wurde das Kästchen eröffnet, nun hatte Hangen und Bangen ein Ende! Sie stand über den Dingen und wollte nur noch des geliebten Felix selbstlose Beraterin und Freundin sein. Sie schlang ihren Arm in den seinen und, munter sich anschmiegend, sagte sie: „Wie bin ich froh, daß du endlich da bist, Felix!"

„Es hat ein bißchen lange gedauert", scherzte dieser. „Aber ich weiß selbst nicht recht, wie das eigentlich gekommen ist. Es gab immer zu tun."

Sie trugen selber ihre Köfferchen und Reisetaschen und wanderten langsam zur Burg hinan.

In leichtem Geplauder war bald eine nähere persönliche Fühlung unter den jungen Leuten hergestellt. Nata bestaunte im stillen die ganz andere Art von Schönheit der dunkelglühenden Liane. Sie kamen sich rasch wie alte Bekannte vor. „Es ist auch mir, als wären Sie mir schon lange bekannt, Fräulein Nata," gestand Liane. „Ihr Bruder hat uns so viel Liebes von Ihnen erzählt." Und Nata dachte: „Wie süß und herzig dies Gesichtchen! Wie warm ihre Augen!" Laut aber sagte sie: „Zu besserer Zeit konnten Sie gar nicht kommen, Frau Thalmann — — darf ich Sie übrigens Frau Liane nennen? Der Name ist so schön."

„Dabei heißt sie eigentlich Juliane," rief der Bruder hinüber, „und ist gar keine zarte, tropische Schlingpflanze, sondern — —"

„Willst du wohl still sein!" drohte Liane. „Er neckt mich nämlich immer, und dabei eß' ich doch gar nit viel!" versicherte sie treuherzig.

„Übrigens kommt der Name auch in Jean Pauls Titan vor," warf Helmut ein und räusperte sich anzüglich, „wo sie aber an Bleichsucht stirbt. Gott bewahre mein Dickerchen vor solchem Tod!"

„Sehen Sie, Fräulein Nata!" rief Liane entrüstet. „Das muß ich mir immer gefallen lassen! Ist Ihr Bruder auch so? Der ist viel gesetzter, scheint mir, du solltest dir ein Beispiel an ihm nehmen, Helmut."

Natalie schaute lächelnd auf Lianens Pfirsichwangen und sagte, indem sie sich der Brücke vor dem edel aufsteigendem Schlosse näherten: „Morgen beginnt ein neuer Lehrkursus. Und in vierzehn Tagen — wissen Sie, Frau Liane, weshalb ich sagte, daß Sie zur rechten Zeit kommen? In vierzehn Tagen steigt dahinten auf der Freilichtbühne ein Spiel des Dichters Leander, der mit Herrn Wismann befreundet ist. Die neue Melusine heißt es; die Fürstin hat Musik dazu geschrieben und Chöre ausgearbeitet. Und nun — was meinen Sie, Frau Liane? Die Darstellerin der Melusine fehlt uns noch. Und die sollen Sie sein!"

„Ich?!" erschrak Liane. Sie blieb überrascht, ja entsetzt stehen. „Aber, liebes Fräulein Nata, kann ich denn das?! Ich bin ja viel zu dumm dazu!"

„Oho, das laß ich nicht von meiner Schwester sagen," warf Helmut ein, „nicht mal von ihr selber! Sie spielt Klavier und singt glänzend, es steckt in ihr eine Künstlerin, aber sie ist vorzeitig mit gewohntem Temperament in die Ehe gesprungen. Also los, dünnes Lianchen, du spielst die Rolle!"

„Ihre Rolle ist gar nicht wortreich", tröstete Nata. „Sie sind eine Bergnymphe und also in der Sprache der Menschen nicht gar redselig. Sie müssen nur reizend aussehen. Nämlich, Sie sind die Tochter des Gnomenkönigs Eckwald, kommen aus dem Reich der Zwerge und der Elfen und sollen einen königlichen Menschen heiraten, um durch die Verbindung mit der Menschenwelt Seele zu erhalten. Denn das Völkchen in der Tiefe hat zwar viel Gold und Kleinodien, aber keine Seele. Herr Wismann wird Ihnen das alles erklären."

„O Himmel, mir ist jetzt schon Angst!" seufzte Liane.

„Sehen Sie, Frau Liane", sprach Nata fast mütterlich mit diplomatischem Geschick und nahm die Verzagte an der Hand. „Sie müssen das so auffassen: Herr Wismann ist so gut zu Ihnen und bietet Ihnen ein Heim und eine Wirkungsstätte. Da werden auch Sie gewiß ihm gern einen Gefallen tun."

„Herzensgern!" nickte Liane lebhaft. „Mit tausend Freuden! Wenn ich's nur kann!"

„Man kann, was man will!" rief Helmut, der Werkstudent.

Felix stimmte bei. Und alle bestärkten die seelisch so feine und furchtsame Liane in ihrer Zusage, zumal da Felix ins Feld führte, daß man durch diese Aufführung auch dem Dichter eine Freude bereite. „Und Freude machen Sie ja gern, Frau Liane!" Die schöne junge Frau nickte und schwieg. Und schon betraten sie das Hoftor.

* * *

Der erste, der die Ankommenden im großen Hof begrüßte, war nicht Wismann selber, sondern sein hauptsächlichster Freund und Mitarbeiter, Dr. Schlettau, ein ebenso glänzender wie tiefer Redner. Er und Wismann waren ganz einzigartig aufeinander eingespielt. Sie bildeten einen Zwiegesang, wie man sich ihn nicht reiner denken kann in seiner melodischen Wechselseitigkeit; Schlettau ein Feuerkopf, Wismann besonnen-freundlich, beide aufquellend aus dem Boden eines schöpferischen, künstlerisch-großzügigen Christentums, von der Tragik des natürlichen Erdendaseins ebenso durchdrungen wie von des Menschengeistes weltweit-kosmischer Bestimmung. War Wismann auf dem Gebiet der Heilkunde überlegen, so ergänzte ihn Schlettau durch ein geradezu phänomenales Buchwissen, ohne daß er jedoch darüber an Schärfe des Wirklichkeitssinnes einbüßte.

Der lebhafte Mann mit dem grauen kurzen Spitzbart begrüßte die Gäste in seiner herzlich-stürmischen Art. „Endlich da! Wie viel Gutes habe ich von Ihnen gehört durch meinen lieben Freund Wismann! Und auch von Ihnen, Frau Thalmann, und wie wacker Sie sich durchgeschlagen haben, Herr Studiosus Gros! Bravo, bravissimo! Sie sind alle drei genau so, wie ich Sie mir vorstellte. — Und da kommt auch schon unser lieber Wismann!"

Dieser eilte vom Turm her über den Hof herüber und begrüßte seinerseits die Neulinge mit dem ihm eigenen freundlich-prüfenden Blick. „Genau wie Ihre Handschrift, Frau Thalmann! Und wo bleibt Ihr Kind? Oben in einer Villa der Waisen-Siedlung ist ja schon alles für Sie eingerichtet! Also, mein lieber Doktor Felix, da wären Sie nun! Herzlich willkommen! — Und Sie, Herr Gros, haben Ihre Schwester begleitet. Das ist lieb von Ihnen. Wenn ihr Studenten euch das Biertrinken abgewöhnen würdet, so ließe sich was Ordentliches aus euch machen."

Alle lachten. Man war sofort wie eine Familie. Da und dort tauchten an den Fenstern oder auf dem Hof Gesichter oder Gestalten auf. Das Schloß war fast gefüllt und erwartete zum Abend weitere angemeldete Gäste.

Ein Kreuzgang lief um den inneren Hof; dort lustwandelten plaudernd die Hörer der Lehrkurse; Büsten der Meister leuchteten weiß von den hellbraunen Hinterwänden.

„Kommen Sie, Frau Thalmann," sagte der immer liebenswürdige Schlettau, „lassen Sie mich Ihre Reisetasche tragen, damit ich mich sogleich bei Ihnen in angenehmes Licht setze. Wenn Sie nämlich von morgen ab meine Vorträge anhören, werden Sie mich bald satt bekommen."

Sie standen noch heiter beisammen, als schon Helferinnen in ihren weißen Häubchen herbeieilten und nach freundlicher Begrüßung Köfferchen und Taschen ergriffen, um die Reisenden auf ihre Zimmer zu geleiten.

„Also von neun bis elf Uhr vormittags," schloß der immer höflich-heitere Schlettau, „werde ich Sie vor mir sitzen sehen und mich an Ihrer Aufmerksamkeit erfreuen. Dann aber sind Sie den ganzen Tag frei bis abends acht Uhr, wo die Aussprache beginnt. Hauptsache aber: Wissen Sie schon von der Melusine?"

„Ich habe sie schon dafür gewonnen", rief Nata.

„Das personenreiche Stück," bemerkte Schlettau, „hat nämlich so viel Nymphen und Elfen und Gnomen, Helferinnen und Waisenkinder — daß wir Sie unbedingt brauchen. Hören Sie? Brauchen!"

„Ernst und Spiel, Kreuz und Rose," warf Wismann ein, „so ist es bei uns. Vierzehn Tage Arbeitsgemeinschaft — dann ein Bergfest! Oder möchten Sie's umgekehrt?"

Nein, das denn doch nicht. Und so wurden also die Zimmer angewiesen. —

„Das ist das Paradies auf Erden", rief Helmut, als er am Fenster des dritten Stockwerks das blaue Hochtal mit dem Kranz der weißen Gebirge überschaute. „Das Reich der Tiermenschen liegt hinter uns, das Reich der Gottmenschen beginnt! Schade, daß ich so bald wieder fort muß." Er teilte mit Felix das Zimmer für die kurze Dauer seiner Anwesenheit und begnügte sich für die Nacht mit dessen Diwan. Sie waren beide von dem Ausblick entzückt. Doch Felix stimmte nur mit halbem Herzen in Helmuts Preisgesang ein; denn dieser hatte hier nur eine Schwester abzugeben, er aber ein Kästchen zu öffnen, dessen Geheimnis seinen Schatten vorauswarf.

Liane, die ursprünglich für den Waisenhügel vorgesehen war, bekam gleichfalls im Schloß ein Stübchen zur Verfügung gestellt.

Sie kamen zum Abendessen in einen schön getäfelten Saal voll heiter-offener Gesichter, wo man sich zwanglos untereinander bekannt machte.

Wohl jeder von den hier Versammelten hatte Schlettaus Bücher oder Nachschriften von Wismanns Vorträgen gelesen. Und so war eine geistige Luft, ein Strahlennetz hergestellt, worin Rede leicht zu Rede schwang, eine von vornherein wohlwollende und vertrauensvolle Gesinnungsgemeinschaft. Man war unter Freunden; der Verkehrston war nicht nur höflich, sondern auch herzlich. Im Unterschied vom Reiche der Fürstin, wo Schönheit herrschte, neigte man hier, ohne die

Kunst zu vernachlässigen, zur Weisheit. Es wehte eine gleichsam kosmische Frömmigkeit durch diese Herzen; es war eine Bruderschaft großen Stils, die auf das Ewige eingestellt war. Man liebte, neben der Pflege körperlicher Übungen, auch Gesang und Musik und vor allem große Dichter und Denker. Eine berühmte Klavierspielerin war am heutigen Abend unter den Gästen anwesend; sie setzte sich nach Schluß der Mahlzeit an den Flügel und ließ ihre festliche Seelenstimmung in klassischen Akkorden hinausbrausen. Danach brachte Schlettau den „gefesselten Prometheus“ des großen Tragikers Aeschylos überaus wirksam zum Vortrag. Nur Meisterwerke ersten Ranges wurden in dieser Burg der Führerschulung vorgetragen. Wie man überhaupt auf die Deutung der schöpferischen und religiösen Kraft, die sich im genialen Kunstwerk offenbart, entscheidenden Wert legte.

Gleich an diesem ersten Abend unterrichteten sich die Neulinge über die übliche Tagesordnung. Morgens zwischen sieben und acht Uhr wurde im Saal gefrühstückt; manche verzichteten auch darauf und begnügten sich mit Obst und einem Spaziergang. Von neun bis elf war der Tages-Vortrag; um ein Uhr wurde gespeist. Auch diese Mahlzeit war einfach. Dann waltete völlige Ruhe bis vier Uhr; die allermeisten arbeiteten die Nachschriften des Vortrags im stillen aus oder besprachen sich mit einzelnen Freunden oder schlugen in der bedeutenden Bücherei Werke nach. Am späteren Nachmittag Turnen, Spiel und Sport oder Spaziergang; um sieben Uhr Nachtessen; wonach abwechselungsreiche Aussprachen, Musik, Vortrag, Lichtbilder und dergleichen den reichen Tag beschlossen. Die Helferinnen und die Pflegerinnen aus den Waisenhäusern pflegten teilzunehmen, so weit ihre Pflichten sie nicht in Anspruch nahmen.

Die diesmalige Vortragsreihe galt dem Staatsgedanken und einem Höheren, das dahinter und darüber steht. Sie wurde wesentlich gehalten von Dr. Schlettau, eingeleitet vom Rektor Wismann. Diese Vorträge waren in demselben gewölbten Saal, der vielleicht einmal als durchzechter Rittersaal derbe Gesellen versammelt hatte. Die Helferinnen trugen auch hierbei ihre zierlichen, kleidsamen Häubchen. Es stand ihnen allerliebst; mancher Gast hatte hier seine Frau gefunden.

Voll von schönen und großen Eindrücken gingen unsere Freunde an diesem Abend spät zu Bett. Die himmlische Geographiekarte, mit dem glänzenden Sternbild des Orion inmitten, flammte über dem Hochtal, als sie aus ihren Fenstern noch einmal in die Landschaft schauten. Wie rein diese Luft!

* * *

Punkt neun Uhr am anderen Morgen betrat Wismann leichten Schrittes das Pult und führte die Schar der Hörer sofort mit den ersten Worten in ein Problem ein, das jeden beschäftigte:

„Sie sehen jetzt in allen Buchläden ein Werk über unsern verbannten König liegen. Ich habe mich durch das Buch hindurchgerungen, rate Ihnen aber nicht, Zeit und Kraft damit zu vergeuden. Der Verfasser Anatol weilt in einer anderen Welt als wir; seine Sehweise ist verzerrt und wirkt verzerrend; er hat den bösen Blick. Ihm ist es nicht um das Wesen zu tun, sondern um das Interessante. Ein Zitat ist ihm wichtig, wenn es wirksam ist. So verwendet dieser gleißende Tage-



schriftsteller Zitate geschickt, wie ein Kartenspieler seine Karten. So verficht er die bequeme und weitverbreitete Meinung, daß uns der unglückliche Monarch in diese verworrenen Zeitläufe hineingeführt habe, in der wir uns nun befinden. Meine Freunde," — und hier erhob sich Wismanns knappe, klare Sprechweise zu einer gewissen Schärfe — „es ist das Kennzeichen einer von Grund aus unvornehmen Denkweise, wenn man einen Sündenbock braucht. Es ist desgleichen das Kennzeichen eines niederen, naturalistischen Denkens, wenn man dem Staat oder seinem Träger die Schuld aufbürdet für den sittlichen Tiefstand eines Zeitalters. Es bleibe hier ununtersucht, wie weit der Verbannte den Zeitgeist gefördert oder bekämpft habe. Für uns hier, die wir das Wesenhafte suchen, kommt dem Staat, welches auch seine Form und Verfassung sei, auch nicht entfernt die Bedeutung zu, die man ihm jetzt sehr bequem zuschieben will, um sich selber von persönlicher Verantwortung zu entlasten. Nur wenn von uns allen, die wir den Staat mit Inhalt zu füllen haben, wieder die lebendige Seele als das schlechthin Wesenhafteste auf der ganzen Welt erkannt und betätigt wird — nur dann werden wir den völligen Zusammenbruch europäischer Kultur aufhalten. Entgottung und Entseelung — das sind die Kennzeichen der Zeit. Über der inneren Pforte unsres Schloßhofes stehen die Worte: ‚Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?' Dies ist die Kernfrage in unserer Hochalm: die Frage nach dem Sinn des Daseins, nach der Bestimmung des Menschen — ob uns dabei äußerlich eine Monarchie umfasse oder ein Freistaat. Es gibt jenseits aller Staatsverfassung etwas Gewaltigeres: dieses Gewaltigere ist das Reich Gottes. Dieses Reich ist eine Monarchie: denn Christus ist König in dieser Lebenslandschaft; dieses Reich ist aber zugleich ein Freistaat, denn jede Seele ist in freiwilliger Bindung ein Königskind, ein Kind Gottes. Darüber wird uns Freund Schlettau unterhalten."

Dieser begann seine Rede unmittelbar darnach mit einer Überraschung für Felix. „Wir haben seit Monaten einen lieben Freund unter uns," sprach er, „der aus Irland herübergekommen ist." Da erhob sich vorn mit leichter Verbeugung und setzte sich wieder Mr. Connolly! Felix, der ihn am Abend zuvor merkwürdigerweise nicht zu Gesicht bekommen hatte, erkannte sofort den irischen Gast vom letzten Winter. Was sich doch alles in dieser Hochalm zusammenfindet! dachte er, nur mit halbem Ohr dem Vortrag folgend. Hierher würde in den nächsten Tagen auch die Fürstin kommen, vielleicht Leander, zum Bergfest Graumann und Geheimrat Meister — ja sogar der Oberst! Welche magische Anziehung ging denn eigentlich von diesem Gelände aus! — „Es ist etwas Magisches in dem stolzen Gefühl, einer vornehmen Minderheit anzugehören", sprach der Redner Schlettau. „Sie kann zur unfruchtbaren Geste oder Pose verführen, sie kann aber auch den Menschen mit seelischer Spannkraft unerhörter Art füllen. Es kommt nicht darauf an, ob eine gute Sache äußerlich siege; es kommt vielmehr darauf an, wie sich der Mensch in ihrer Verfechtung benehme und wie er daran wachse. Auch auf sittlich religiösem Gebiet sind heute die Bekenner des Idealismus in der Minderheit. Was man so den Zeitgeist nennt, der auf Gassen und Märkten sein freches Unwesen treibt und aus den Schaufenstern grinst, das ist Masse und Mehrheit. Wehe dem Volke, dessen herrschende

Mehrheit den Geist einer wertvollen Minderheit in die Ecke drückt und zur Untätigkeit verdammt! Das ist ebenso verhängnisvoll, wie wenn man ein gutes Salz einsperrt, statt die Speise damit zu salzen. Es ist ein selig Tun, in einem Menschen das Schöpferische zu wecken und ihn einzuordnen in eine fruchtbringende Tätigkeit für das Ganze. Und so ist es eines Staates edelste Genialität, wenn er alle guten Kräfte heilsam in Tätigkeit zu versetzen vermag, ungute aber nicht tötet, sondern möglichst verwandelt und veredelt. Ich habe mit unserm irischen Freunde oft das Problem der unterdrückten Minderheiten besprochen, ein sittliches Problem allerersten Ranges, das nur durch schöpferische Liebe gelöst wird, nicht durch das Schwert. Wir sind auch hier auf unserer Geistes-Insel eine Minderheit, meine Freunde; und auch wir sind stolz darauf, einer Minderheit angehören zu dürfen. Wer nicht den Mut hat, sich dem herrschenden Zeitgeist gegenüber als Fremdling zu fühlen, der bleibe fern! Ob die Edelrasse der Menschheit äußerlich untergehe, wie Gobineau meint, das zu untersuchen ist nicht unsere Sache; wohl aber ist es ganz entscheidend unsere Sache, wie wir uns, die wir die Ehre haben, Gottes und der Meister Aufgaben hienieden zu verfechten — wie wir uns in dieser Verfechtung benehmen! Ich setze von euch allen, meine Brüder und Schwestern, unbedingten sittlichen Stolz voraus. Das ist unser Adelsbrief, das unsere heimliche Königskrone!"

Jetzt hörte Felix jählings wieder zu. Hier klangen ja Worte herüber, die er fast genau so vom Dichter vernommen hatte! Heimliche Königskrone! Geheimnisse also auch hier — im edelsten Sinne! Seine Gedanken flogen zu seinem persönlichen Geheimnis. Und er sagte sich entschlossen: „Gleich morgen werden wir das Kästchen öffnen!" Die Helferin Nata, die mit dem weißen Häubchen auf dem hellblonden Haar neben ihm saß, dachte in demselben Augenblick genau dasselbe.

* * *

Derselbe Tag noch brachte mit der Post eine neckische Überraschung, worüber sich Helmut vor Lachen schüttelte. Er schritt im Kreuzgang mit dem Irländer Connolly und anderen neuen Bekannten hin und her, als ihm der Postbote nach langem Herumfragen eine Drucksache einhändigte. Er blätterte, las und winkte dann lachend die Schwester heran, die eben aus den Gärten kam. „Holla, Lianchen, da lies! Lies und lache! Diese Gemma bist du! Gar kein Zweifel! Es ist das Mitteilungsblatt unserer Verbindung mit Leanders Dank darin!"

Und Liane las:

„Allen Teilnehmern am Festbankett ... herzlichen Dank! Besonders noch einer jungen Dame mit schwarzem Stirnband und roter Rose, die irgendwo am mittleren Tische saß und aus der Ferne wie eine Gemme wirkte, weshalb ich die Unbekannte im Geiste Gemma nannte ... Es lebe der Bursch, es lebe die Liebe! ... Vivat Gemma! Vivat Academia!"

Liane ließ freudig überrascht und zugleich ärgerlich lachend das Blatt sinken: „Mein Gott, Helmut — sollte ich das sein?!"

„Aber ganz sicher! Wir saßen am mittleren Tisch — schwarzes Stirnband, rote Rose — stimmt genau! Und Leander hat dich oft beguckt! Ich bin stolz darauf, daß

meine Schwester dem Geschmack des Dichters entspricht. Mit um so besserem Gewissen kannst du nun seine Bergnymphe Melusine spielen!"

„Aber wenn er persönlich herkommt — und wenn er mich erkennt?!"

„Laß ihn kommen!"

Drittes Kapitel: Am Wildsee

„Heute!" sprach Felix, als er Nata am anderen Morgen begegnete. Diese nickte ernsthaft. Beide hatten unruhig geschlafen. „Wo ist es denn?"

„Herr Wismann hat es in einem Geheimfach des Schreibtisches, den ihm die Fürstin geschenkt hat."

In diesem Augenblick trat Wismann aus dem Tor des alten Turmes. Er winkte ihnen. „Ihr wollt zu mir, Kinder? Kommt!"

Der lange erwartete feierliche Augenblick war so unscheinbar wie nur möglich auf leisen Sohlen herangetreten. In ernstem Schweigen schritten alle drei nach oben. Die beiden jungen Leute blieben nach ihrem Eintritt in Wismanns dunkelblaues Zimmer ehrfürchtig und ein wenig bänglich-gespannt an der Tür stehen. Wismann schritt ohne weiteres an den großen, schweren, altmodisch gearbeiteten Schreibtisch. Ein Aufbau mit vielerlei Fächern unter dem Ölbild der Fürstin überragte die Tischplatte. Er öffnete ein Schubfach der Mitte und drückte auf eine Feder. Ein Geheimfach sprang auf; er griff in das Innere und entnahm dem Versteck einen eisernen Behälter: und aus diesem wieder ein wohlverhülltes, genau versiegeltes Kästchen.

„Tretet näher! Prüfet die Siegel, die mit eures Vaters Petschaft versehen sind! Überzeugt euch, daß alles gut verschlossen ist! Ich vertraue euch hiermit dieses Geheimnis an. Soviel ist Ihnen bereits bewußt, Felix, daß Sie nur der Pflegebruder Natas sind. Die eigentliche Erbin dieses Vermächtnisses der Familie Meister, das in dieser Hülle steckt, ist also Natalie. Sie hat ein Anrecht auf dieses Erbstück. Aber auch Sie haben ein Recht darauf; denn unter den zweierlei Geheimnissen, die hierin niedergelegt sind, geht das eine Sie ganz persönlich an. Außerdem besitzen gerade Sie den Schlüssel zum Kästchen; Natalie könnte es ohne Ihren Beistand nicht öffnen. Ich hoffe, auch hierbei werden eure Herzen eine Einheit bilden, wie Schlüssel und Kästchen zusammengehören. Mein Auftrag, diese Urkunden treu zu bewahren, ist hiermit erfüllt. Wo wollt ihr es öffnen? Hier — oder in der Stille des Waldes?"

„Im Walde", hauchte Nata, der bei der ungewohnten Feierlichkeit des geliebten Lehrers fast beklommen zumute ward.

„Ja, ich möchte auch vorschlagen, daß wir miteinander weit weggehen in den Wald. Wollen Sie sich anschließen, Herr Wismann?"

„Nein, Kinder, das ist ganz allein eure Sache. Ihr könnt mir nachher darüber berichten."

Felix nahm das Kästchen in Empfang; Wismann gab jedem mit festem Druck die Hand. Sie schieden. Nata steckte im Vorübergehen noch etwas Brot und Obst in den Beutel; Felix barg jenes bedeutsame Päckchen in der Tasche des Lodenmantels.

Und sie wanderten durch den frischen Morgen am hell blinkenden und heiter plaudernden Wildwasser entlang dem Gebirge zu.

* * *

Die beiden jungen Menschen, die sich so lange als traute Geschwister empfunden hatten, unterhielten sich zunächst über kleine Außendinge, um ihre innere Erregung zu verdecken.

„Man kann auf Fußpfaden durch die Obstbaumanlagen gehen," erklärte Nata, „so daß man die grelle Straße draußen nicht zu benutzen braucht. Ganz hinten führt ein Gattertürchen über eine kleine Holzbrücke in den Wald. Dann geht's immer im Schatten weiter. Weißt du, Felix, ich habe gedacht, wir könnten vielleicht an den Wildsee hinaufgehen. Es ist allerdings ein wenig weit, aber er liegt wundervoll einsam. Und der dunkle kleine See wird selten besucht. Wenn mir das Herz schwer war, hab' ich dort" — —

„Das Herz schwer, Nata? Worüber?"

„Nun, so über das alles, weißt du. Wir sind doch eigentlich in eine sonderbare Lage geraten, du und ich."

Sie schwiegen ein Weilchen, die Straße überquerend, die zur Festspielbühne und weiter ins Hochgebirge führte, und traten dann auf schmalem Fußpfad in den gegenüberliegenden Wald. Ein weißes Dreieck, das von Zeit zu Zeit an einen Baumstamm angemalt war, bezeichnete den Weg nach dem Wildsee. Sie hatten das Rauschen des größeren Baches aus den Ohren verloren; nur ein bescheidenes, krummes Waldwässerchen glitzerte manchmal aus dem Unterholz. Es war ein herrlich tiefes Waldschweigen. Farnkräuter und sammetgrüne Moosplätze wechselten mit Dornhecken. Der Wald war noch Mischwald, von einem feinen Summen durchweht. Und wie die Geschwister still versonnen, knapp nebeneinander wanderten, denn der Weg war schmal, klang sehr weit aus der Ferne eine Kirchglocke von Langenthal oder die Schulglocke des Dorfes Hochalm in diese unwirkliche, weltentrückte Stille herüber, ganz weit her, kaum vernehmbar, als ein letzter Ton aus der äußeren Welt, die hinter ihnen verscholl. Auf sonnigen Lichtungen summten große Mücken vorüber, die wild und seltsam aus irgendeiner Ferne gesurrt kamen und wieder in eine ebenso unbekannte Ferne verschwanden. Das Gewirr der Zweige, denn der Wald hatte viel Unterholz, schuf etwas wie eine musikalische Stimmung; er war voll von Naturgeistern; ihr Treiben in diesem kräftigen Wachstum aller Halme, Gräser und Büsche rief ein Summsen und Sausen hervor, das ungreifbar und unsichtbar die Wanderer umschwebte. Oder war es in dieser feierlichen Stille das Sausen des eignen Blutes?

Sie schritten immer tiefer in die unaufhörliche Waldung und stiegen leise bergan. Manchmal machten sie sich auf eine Besonderheit aufmerksam, auf einen goldenen Laufkäfer, einen schönen blauen Schmetterling, eine schnell huschende Eidechse, die sich am Felsen sonnte. Ein Hindeuten oder eine kurze Bemerkung genügten, um den Kameraden aufmerksam zu machen. Sie waren gewohnt, in gleichem Schritt zu gehen, und so schwangen auch ihre Herzen und Sinne in gleichem Schlag.

Nach geraumer Zeit blieb Nata stehen und wischte mit dem Taschentuch über das Gesicht. „Wollen wir ein bißchen sitzen?" Ein bemooster Felsblock am Wege, hart neben einer lebendigen Quelle, lud zur Rast ein. Sie setzten sich; Felix legte den Lodenmantel mit dem Päckchen darin über die Knie. Er fühlte auf seinem Schenkel das Kästchen, an seinem Herzen den Schlüssel, neben sich die schöne Schwester mit

den reinen Wangen und dem stillen Blick — — und wie verzaubert schaute er sich in dem Märchenwalde um. Er streichelte sacht einen hohen Fingerhut mit seinen roten Blüten, an denen eine Hummel suchend summte. Es fiel ihm auf, wie zahm das Wild hier war; zwei Rehe grasten in einem nahen Grunde und hoben nur verwundert die großen Augen auf, ohne zu entfliehen. Vor allem aber fesselte sie das lebendige Quellwasser, das unmittelbar aus dem quirlenden Sand emporstieg. Felix holte seinen silbernen Taschenbecher heraus, füllte ihn und bot ihn der Schwester.

„Wir sind wie im Märchen, Nata. Wir tragen in den tiefen Wald einen Schatz, den wir vor den Menschen nicht öffnen wollen. Warum eigentlich? Ich weiß es kaum, aber ich habe den Drang, mit dir weit in die Einsamkeit zu ziehen, damit Menschen diese Kostbarkeit nicht beflecken. Wahrscheinlich deshalb."

Nata reichte ihm den Becher zurück, er trank mehrmals und spritzte den Rest in den Wald. Ein Pfauenauge flog auf, setzte sich aber dann auf sein Knie, spreizte und schloß wieder die buntschillernden Flügel, als wollte sich der leuchtende Falter mit den beiden Waldgästen unterhalten. Ausgeruht schritten sie dann weiter, verließen den Mischwald und das Unterholz und betraten den kühlen, feierlichen Fichten-Dom des Hochwaldes.

Plötzlich, als der Weg wieder gemächlich und eben ging, fühlte sich Nata zum Singen gedrängt und summte leise ein altes Volkslied vor sich hin, in das er ebenso halblaut mit einstimmte. Es war ein schlicht-inniges Lied von verlorner Liebe. Danach wurden sie wieder stumm. Es arbeitete in Nata mächtig. Sie hatte schon einige Male zu einer Frage angesetzt, doch immer wieder gezaudert, sie auszusprechen. Jetzt aber wurde das Gefühl in dem stark und tief empfindenden jungen Mädchen übermächtig. Ganz jäh blieb sie stehen, berührte Felix am Arm und sagte, mühsam die Worte hervorstoßend: „Felix, — was auch in dem Kästchen sei — wirst du mich immer lieb behalten?"

Es kam ebenso unerwartet wie ergreifend heraus; es war wie ein Angstruf. Felix, den eine solche Frage keinen Augenblick beschäftigte, schaute Nata fast erschrocken an und legte den Arm um ihre Schulter. „Aber, Natilein, wie kommst du denn zu dieser Frage? Das ist doch selbstverständlich!"

„Ja, freilich — es ist ja wahr — ich meinte das auch eigentlich nicht — ich weiß selber nicht — hast du mich denn überhaupt noch lieb?"

Stockend kam es dann über ihre Lippen: es hatte sie sehr betrübt, daß er zwar von der schönen Frau von Wildenhain und von der holden Schwester Helmuts in seinen Briefen unbefangen geschrieben, jedoch über die hübsche Frau von Traunitz mit einer gewissen Verlegenheit ziemlich wortkarg vorübergegangen sei. „Hast du denn da etwas zu verbergen, Felix?"

„Nicht das Geringste, Nata! Mein Wort darauf!" Er legte die Hand aufs Herz. „Offen gestanden, ich schämte mich ein wenig, daß ich überhaupt hingegangen bin."

„Aber warum bist du denn hingegangen?"

„Aus einem dumpfen Trotz. Grade weil ich gewarnt war. Ich wollte nicht feig erscheinen."

„Oh, das war nicht gut, Felix. Ich ahne, daß dies ein unheilvoller Gang war. Du hättest ihn nicht tun sollen. Dem Unreinen weicht man aus."



Holländischer Fischer Heinz Heinrichs

Sie schritten schweigend weiter bergan. Aber sie merkten bald, daß sie den ziemlich schlechten Fußpfad verloren hatten. Oder versagten Natas flimmernde Augen? Sie hatte bisher die Führung gehabt; nun aber, nahe vor dem Ziel, wurde sie unsicher. Plötzlich, nach rechts spähend, rief Felix: „Da ist der See!" Und wirklich, gar nicht weit, unter alten, flechtenbehaarten Fichtenstämmen schimmerte die dunkelgrüne, spiegelglatte Wasserfläche. Es war der Wildsee.

Von drei Seiten ragten steile, graue, mit Gebüsch und Tannenholz durchwachsene Felsen unmittelbar aus dem Wasserschoß empor, oben von Zwergkiefern wie von einem verwilderten Haarbusch gekrönt. An der vierten Seite zog sich ein smaragdgrüner Wiesensaum am Ufer entlang, eine weiche Grasfläche, auch sie mit einzelnen breitästigen Fichten bestanden; und endlos ringsherum Wald, Wald, Wald. An dieser Wiese war auch ein kleiner Abfluß aus dem See; und zwischen den Felsen, die in der Nähe weniger gefährlich wirkten, ein vielästig verteilter, ganz leis rauschender Zufluß. Am Fuß der Felsen, wo ein schmaler Steig lief, war sogar ein Landungsbrett, wo man einmal ein Boot angelegt hatte; aber der Nachen selber lag dort unbenutzt und verfault halb unter Wasser. Das Sonnenlicht lagerte auf der funkelnd grünen Smaragdwiese. Felix breitete mit einem behaglichen Seufzer seinen Lodenmantel unter der uralten Fichte aus; und beide setzten sich darauf, wohlig aufatmend.

Wundervolle Waldeinsamkeit! Sie waren hoch über den Menschen, allein mit Gott und der Natur.

„Wenn ich ein freier Dichter wäre wie Leander", sagte Felix, „und nicht als Arzt unter den Menschen weilen und wirken müßte — hier oben würd' ich mir ein Häuschen zimmern und meine Werke schreiben."

„Falls er wirklich nach der Hochalm kommt, müssen wir ihm von diesem See erzählen", erwiderte Nata. „Der wird ihn entzücken."

Sie schauten noch ein Weilchen schweigend und gedankenvoll in diese still-erhabene Natur; dann sprach Felix und griff mit jähem Ruck nach dem Kästchen: „Wollen wir öffnen?"

Nata nickte. Siegel und Verschnürung machten etliche Schwierigkeiten; rasche, feste Schnitte mit dem Taschenmesser lösten das Hindernis. Felix wickelte das Kästchen aus der Umhüllung — und da glänzte es nun in Sommersonne und Hochwaldluft, nicht größer als ein kleiner Oktavband, von prächtigem alten Aussehen; es schien von Gold zu sein, mit Schmelz geziert. Fast ehrfürchtig legte es Felix auf Natas Schoß und nestelte das Goldkettchen mit dem Schlüssel vom Halse. Wortlos hielt Nata das Kästchen hin, die Schlüsselöffnung ihm zukehrend. Felix nahm das Schlüsselchen in die Hand, zielte genau und stieß es in die Öffnung. Das Kästchen sprang auf.

Zwei Päckchen Dokumente lagen darin, jedes mit einem feinen Schnürchen umwunden: das obere Päckchen mit einem Seidenband in den Farben des ehemalig königlichen Hauses; das untere, sehr vergilbt, wurde durch ein Goldschnürchen zusammengehalten.

Natas Hände, die das Kästchen hielten, zitterten. Sie überreichte es Felix, lehnte den Kopf an seine Schulter und hauchte: „Lies die Blätter!"

Felix löste leicht das obere Band und las. Nata, an seiner Schulter gelehnt, ließ die Augen mitwandern über die hochbedeutsamen wenigen Urkunden, die Felix Friedrichs königliche Abstammung bewiesen. Er las, las bis in alle Einzelheiten hinein und prüfte Siegel, Daten, Unterschriften mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit. Dann schaute er Nata an und fragte verwirrt: „Was sagst du dazu, Nata?"

„Du bist ein Königssohn", sagte Nata leise.

Langsam drehte Felix den Kopf nach allen Seiten, um sich gleichsam in der äußeren Wirklichkeit zurechtzufinden, und schaute dann wieder in die Papiere, die er abermals las von Anfang bis zum Ende.

„Jetzt fang ich an zu verstehen", sprach er wieder, ins Leere schauend. „Der Mann auf der Burgruine war mein Vater. Jetzt versteh' ich auch den Oberst — und worauf er wartet — und ich soll — ich als Königssohn oder Kronprinz soll die Welt zerschmettern oder erlösen!"

Er atmete tief und sprang auf. Nata legte die umhergestreuten Blätter sorgfältig wieder in das Kästchen.

„Nata, das ist ungeheuer! Wenn das also richtig ist — dann — dann bin ich also Kronprinz und soll in diesem königlichen Lande meine Herrschaft antreten — soll mein mir zustehendes Reich erobern und regieren — ungeheuer! Nata, was sagst du dazu?"

Er ging mit großen, lautlosen Schritten auf der weichen Waldwiese hin und her. Nata schlang um die Urkunden das Seidenbändchen in den ehemals königlichen Farben. Sie sprach kein Wort.

„Das übertrifft allerdings meine sämtlichen Erwartungen oder vielmehr Befürchtungen. Ich hatte — offen gestanden — ich hatte gelaubt, es käme da irgendeine unrechtmäßige Ehe heraus und ich würde zum Erben irgendeines Hofmannes eingesetzt, der sich hier als mein Vater vorstellt — oder dergleichen! Ich weiß überhaupt nicht recht, was ich mir gedacht habe. Es war mir unheimlich. Gar nichts hab' ich mir gedacht, als daß ich durch diese dunkle Abstammungsgeschichte dich und die Eltern verliere. Himmel, Himmel, Nata, was sagst du denn nur!? Ich des Königs Sohn! Ich habe das Recht darauf, dieses Land zu regieren! Und dazu also, um mir zur Macht zu verhelfen, hat der Oberst seinen Spartanerbund gedrillt! Denn, Nata, beachte wohl, dieser Thron muß ja erst erobert werden! Das bedeutet also Bürgerkrieg, das bedeutet Wiederherstellung der alten Staatsordnung! Und ich unpolitischer Mensch soll den Mittelpunkt von solcher Bewegung bilden?! Das ist ungeheuer, Nata! Das stellt mich ja vor Aufgaben, denen ich ganz und gar nicht gewachsen bin. Was sagst du denn dazu? Du sagst ja gar nichts, Nata!"

Natalie, in ihrem weißen Sommerkleid auf dem dunklen Lodenmantel sitzend, schaute nun mit ihren tiefen, ernsten Blauaugen zu ihm empor.

„Ich bin nur ein Mädchen, Felix. Und dies hier ist eine Aufgabe für einen Mann, ja für einen Helden. Ich weiß nur, daß ich dich verloren habe — aber ich darf und will dich nicht deiner Heldenaufgabe untreu machen. Du mußt ganz allein entscheiden."

„Das entscheidet sich nicht von heut auf morgen, Nata, das will ganz gehörig

durchdacht sein. Übrigens: du mich verloren? Das ist ja Unsinn. Du bist und bleibst meine — nun, meine liebste Freundin!"

„Felix, denk einmal nach: ein Königssohn muß eine vermögende Prinzessin heiraten, standesgemäß, eine Prinzessin, die ihm viel Geld für seine große Sache bringt, er muß sich bei Fürsten und einflußreichen Personen Freunde machen, muß also in eine ganz andere Gesellschaftsschicht eintreten — kurz, das ist nichts für Familie Meister, die so ungemein geschlossen und still zu leben gewohnt ist. Unser Reich, das hat ja Vater so oft gesagt, ist das Reich Gottes der Weisheit, Schönheit und Liebe — also ein Innenreich. Aber dein Reich, Felix, ist fortan draußen und verlangt äußere Macht. Ich habe über dies alles sehr viel nachgedacht."

Felix stand nachdenklich vor ihr und sagte: „Kann man nicht beides miteinander verbinden? Denn das sag' ich dir, Nata: wenn ich auf die Welt verzichten soll, in der mich mein Vater erzogen hat" — —

„Dein Vater? Du vergißt, daß er nicht dein Vater ist. Dein wirklicher Vater sitzt in der Verbannung."

„Ja, du hast recht, ich muß umlernen!" Er schritt wieder hin und her. „Umlernen? Nein, darin nicht! Mein wahrhaftiger Vater ist doch wohl der Mann, der mich in seinem Sinne erzogen und gebildet hat, den ich liebe und verehre? Und das ist Vater Meister!"

„Aber deine Aufgabe? Du hast mit dem Schlüssel und mit dem Kästchen eine Aufgabe erhalten — du kannst nicht tun, was dir behagt, sondern was du mußt. Es handelt sich nicht um unser Behagen."

„Bin ich nicht frei, Nata?"

„Vor der Welt ja, vor deinem Gewissen nicht."

„Du hast unheimlich viel über diese Sache nachgedacht, mehr als ich", erwiderte Felix betroffen. „Wenn ich aber nun an diese Papiere einen Stein binde und alles miteinander auf Nimmerwiedersehen in diesen Waldsee werfe?"

„Das kannst du tun, wenn es dein Gewissen erlaubt."

„Du nimmst die Geschichte verflucht ernst, Nata."

„Ich hatte Zeit, darüber nachzudenken, denn ich wußte sie schon lange."

„Schon lange? Und hast schweigen können? Sieh mal an, nun versteh' ich dein zurückhaltendes Wesen mir gegenüber, besonders um Weihnachten" —

„Wie es sich dem Königssohn gegenüber ziemt. Es ist mir schwer genug geworden, bis ich umgelernt hatte."

„Ach was, Königssohn!" rief er ungestüm. „Ich bin dein Bruder! Soll ich nun meinerseits dir die Frage vorlegen, die du mir unterwegs gestellt hast? Vor lauter Hochachtung hast du mich nun am Ende gar nicht mehr lieb, was? Das wäre ja zum Deuwelholen, wie Onkel Wulffen zu sagen pflegt!"

Er hatte sich gesetzt, sprang aber unwillig sofort wieder auf. Nata sagte nur halblaut, gesenkten Blickes, das Kästchen vor sich auf den Knien: „O Felix, wie kannst du nur so fragen!"

„Hast du nicht vorhin mich ebenso gefragt? Oder sag mal, Nata: willst du mich durchaus in die Stellung des Kronprinzen oder Thronprätendenten hinein- und hinaufdrängen, Nata? Also von dir wegdrängen?"

„O Gott, Felix, nein, nein, wahrhaftig nicht! Ich habe ja gar nicht mitzureden. Du mußt allein entscheiden."

„Da entscheide der Kuckuck! Schade, daß keiner durch den Wald ruft! Oder soll ich Knöpfe abzählen? Ich entscheide einstweilen, daß ich diese todernste Sache mit dir, Nata, gemeinsam überlege, und zwar siebenzigmal sieben, ehe ich einen Beschluß fasse. Einstweilen bleibt es unser Geheimnis. Überrumpeln laß' ich mich nicht. Das würde meinem Paten Wulffen so passen! Und dann will ich dir noch etwas sagen, Nata; die Dinge liegen heutzutage denn doch nicht mehr so, daß man einfach unterscheidet: hier bürgerlich — hier adelig oder königlich! Waren wir nicht aufs innigste verbunden, du und ich? Bist du dem Wesen nach minder königlich als ich? Und dein Vater, dieser vornehme Menschenfreund — ist er nicht im besten Sinne edel und adelig, ja, königlich? Über meinen wirklichen Vater, den Verbannten, bin ich nicht aus eigner Anschauung unterrichtet, so daß ein menschliches oder herzliches Verhältnis zu ihm nicht entwickelt ist. Er ist mir als Gespenst gegenübergetreten — und ich fürchte, es wird immer etwas Abenteuerliches oder Gespensterhaftes zwischen uns bleiben."

„Tu ihm nicht unrecht, Felix!" rief Nata. „Bedenke sein schweres Schicksal! Vergiß nicht, daß einige Bitterkeit in seinem Unglück begreiflich ist. Man verbietet ja diesem Mann, der in seiner Art wahrlich nicht unedel seinem Volke zu dienen suchte, sein eignes Land. Diesen Punkt mußt du ins Auge fassen. Da wartet deine Aufgabe. Denn diesem Zustand mußt du ein Ende machen."

Nata hatte mit flammenden Augen gesprochen. Sie schien über sich selbst hinauszuwachsen. Felix stand schweigend am Baumstamm gelehnt

„Du magst Recht haben", sprach er nach geraumer Zeit. Dann setzte er sich wieder zu ihr und sprach: „Wir wollen nun sehen, was weiter im Kästchen ist."

Er löste das Goldband von den vergilbten Papieren des zweiten Päckchens: „Das ist eine alte Sprache — aus des Paracelsus Zeit — schwer zu entziffern."

Er rätselte an den Formen und Formeln herum und rief plötzlich tieferregt: „Weißt du, was das ist, Nata? Fachgeheimnisse der Heilkunst! Das stammt aus der Zeit der Goldmacher und der Lebenselixire, nämlich der Alchemisten! Hier hat — das taucht mir blitzhaft auf — hier hat mein Vater gelernt und Wismann! Oh, das sind kostbare Geheimnisse, das ist eine andere Art von Macht! Hat nicht Wismann nach vierzigtägigem Fasten und gewissen Übungen seine hellseherische Fähigkeit geschenkt bekommen? Meister haben dieses Geheimnis in der Bergkluft vergraben, hieran ist nicht gut rühren, wenn man nicht mit ganzer Gewissenhaftigkeit und Reinheit herantritt. Hier stecken Anweisungen — ich kann nicht alles entziffern — da muß Wismann mithelfen — aber ich sage dir: fabelhaft wertvolle Dinge in knappsten Formeln! Komm, wir verschließen das Kästchen wieder, da darf niemand dran rühren. Hier wartet noch ein langes und peinlich genaues Studium."

Sie legten die unheimlichen geheimen Papiere in den Behälter zurück — das Kästchen klappte hörbar wieder zu, ohne daß sie den Schlüssel anzuwenden brauchten. Felix hängte sich den winzigen Öffner wieder um den Hals und wickelte das Kästchen in die Umhüllung ein, so gut als möglich das Papier umschnürend, wonach er es wieder in den Lodenmantel steckte.

„Nata," sagte er aufatmend, „ich habe mir wunder was Unheimliches oder Unbestimmtes von dieser Eröffnung erwartet — und nun? Ja, das ist etwas ganz Gewaltiges, aber es steht alles erst noch in seinen Anfängen. Nun beginnt es ja erst, das große Rätsel — nämlich, was ich mit dieser doppelten Entdeckung anfange! Und, Nata, da wird es mir plötzlich bewußt: der Verbannte hatte ganz genau die Formel geprägt, damals in den Kellern von Hohendorneck. Er sagte mir: zerschmettere die Welt — oder erlöse die Welt! Sieh einmal, Nata, wähl' ich die Königskrone, so muß ich durch Bürgerkrieg zerschmettern — wähl' ich die Geheimnisse der Heilkunst, so kann ich durch Helfen erlösen. Was sagst du dazu, Schwesterlein?"

Nata lächelte wehmütig zu ihm empor, sah ihn unendlich gut an und sagte nur: „Brüderlein!" Dann schwieg sie ein Weilchen und fügte innig hinzu: „Ich sage nur, es wird mir fehlen, wenn mir einmal deine Frage nicht mehr ins Ohr klingt: was sagst du dazu, Schwesterlein?"

Felix warf sich auf den Mantel und umschlang ihren Arm. „Natilein, liebes, die wird dir immer und immer in den Ohren klingen! Bist du denn nicht mein allerbester Kamerad? Weißt du, was mir soeben durch den Kopf schießt? Weißt du's? Soll ich dir's sagen?" Er richtete sich halb auf und näherte sich ihrem Ohr. „Da du nicht meine Schwester bist, kannst du ja meine Frau werden! Hast du das nicht auch schon bedacht?"

Ob sie das schon bedacht hatte! Aber sie schüttelte heftig den Kopf und sagte erregt: „Nein! Als Königssohn mußt du standesgemäß heiraten!"

Felix warf sich auf den Rücken und lachte ärgerlich: „Standesgemäß! O ihr Bergnymphen und Waldgeister, lacht mit mir!" Das Echo lachte mit. Er beruhigte sich dann und sagte plötzlich fast nüchtern: „Hast du etwas zu essen, Nata? Ich hab' ungeheuren Hunger!"

Nata bot ihm, was sie an Brot und Früchten besaß, und der Jüngling widmete sich schweigend der Mahlzeit, während Nata kaum zulangte.

„Morgen ist auch noch ein Tag", sprach er kauend. „Ich werde an den Vater schreiben — ich meine den Vater Meister — und vielleicht an den Juristen Graumann, die ja ohnedies kommen wollten. Das will nicht nur einmal, sondern tausendmal überlegt sein ... Bürgerkrieg?"

Felix sah sich derselben Entscheidung gegenüber, wie dort sein königlicher Vater im nächtlichen Gartenhäuschen.

„Nata," sagte er plötzlich mit Entschiedenheit, „über meine standesgemäße Verlobung oder Heirat habe ich als Königssohn selber zu befehlen, denn ich bin mündig. Einstweilen finde ich mich in meiner neuen Rolle noch gar nicht zurecht. Nata, laß jedenfalls die Torheiten von Hochachtung und dergleichen — und gib mir einen richtigen herzhaften Kuß!"

Und ohne längere Besinnung, etwas nervös-gewaltsam, bog er Natas Haupt zu sich herunter und drückte auf ihre roten, warmen Lippen einen langen, mehrfach wiederholten Kuß. Nata konnte ihre eingeübte Zurückhaltung erst nicht überwinden und wollte den Kopf abwenden; aber dann schlang auch sie den Arm um seinen Nacken und erwiderte mit stammelnder Innigkeit seine Küsse.

„So hab ich mir's nämlich immer gedacht, Schwesterlein!" rief Felix, fröhlich aufspringend. „Nata wird mir mal den Haushalt führen, sagt' ich zum Vater. Sagt' ich's nicht? Da hat er mich ausgelacht. Na, und jetzt?! Wenn du erst meine Frau bist, Nata, kann ich mich noch lange auf den Thron besinnen. Na, und dann – dann wirst du eben meine Frau Königin!" (Fortsetzung folgt)

Aus der Fremde

Von Johanna Wolff

Wohl ging ich ferne dir, mein Vaterland,
Und sitz versonnen fremd auf fremdem Raum
Und hör dein Atmen wie durch dünne Wand
Und deinen Herzschlag noch im tiefsten Traum.
Nachts seufz ich unbewußt, ich reck die Hand —
In deine Wiesen greif ich — wo im Licht
Die blaue Blume blüht: vergiß, vergiß mein nicht!

Nein, dein vergeß ich nicht, geliebtes Land!
Was ich auf weiter Erde auch gesehn
An Werken klüglich, machtvollem Geschehn:
Deutsch bleibt doch deutsch! Und deine Schollen Sand
Sind teurer mir als Honig, Milch und Fette.
Nur eines bitt ich: Herr im Himmel rette
Aus fremder Fron mein Volk und gib uns Brot,
Denn wir sind arm! Es treibt auf knappem Raum
Die Krone hoch Germaniens Eichenbaum.
Und zwingt zum Wandern Hunger uns und Not,
Dein sind wir, Deutschland — deutsch bis in den Tod!

Und sterb ich ferne dir, mein Vaterland,
Und muß ich in der Fremde fremd verkranken,
Der letzte Atemzug noch soll dir danken,
Daß ich in dir mein Allerbestes fand.
Ich war dein Kind in Armut, Last und Grämen,
Du hobst mich auf, gabst mir des Lebens Sinn —
Ich ward ein Mensch und brauch mich nicht zu schämen,
Daß ich ein deutscher Mensch geworden bin!
Und bis des Todes Schatten mich umringen,
Will ich von Deutschland, nur von Deutschland singen!

Wirrwelt und Klarwelt

Von Elisarion

Es gibt die Wirrwelt und die Klarwelt Gottes; es gibt zwei Welten, zwei Weltzustände, deren höherer uns, den Eigenwesen der Wirrwelt, doch schon hier klar werden kann. Wir sind Eigenwesen ewigen Ursprunges; unser Ziel aber, in eignem Streben und durch die Gnade Gottes, ist die Klarwelt.

Eigenwesen, Wirrwelt, Klarwelt — Seelen, die streben — eine Welt der Verwirrung, die wir erleiden — und eine andere Welt des Einklanges, zu der Gott uns leitet und zu der wir ohne Gottes Hilfe nicht gelangen: das ist meine klare Kunde.

Nicht nur von der Wirrwelt, auch von den meisten „Kindern der Mutter Erde", die allzuoft nur eine Stiefmutter ist, gelten die Worte meines Gedichtes, das mir auf einer einsamen normannischen Insel kam, wenige Tage vor dem Ausbruch des Weltkrieges:

„Du bist nicht Gottes Werk, noch Ebenbild!"

Und dennoch!:

„. . . sieht mein Aug' nicht wieder Schönes?!"
„Es sind der Welten zwei, und ewig beide! — —
Das Schöne ist der Klarwelt Gruß im Leide . . ."

In Wahrheit: es handelt sich gar nicht darum, das, was etwa innerhalb der Wirrwelt schön und gut ist, zu verneinen, als sei es eine Teufelsverführung zu trügerischer Erdenlust und Erdengenügsamkeit. Ebensowenig heißt es, das zu bekämpfen und herabzusetzen, was trefflich oder gar erhaben in den Leistungen des menschlichen Geistes ist. Im Gegenteil!

Jedoch, wer ein wirklicher Freund des Fortschrittes vom Niederen zum Höheren, vom Dumpfen zum Klaren, von der Naturgebundenheit zur geistigen Freiheit ist, der darf sich nicht, wie so viele, durch große Redensarten betäuben lassen. Stolz auf die Erfolge von Vorfahren und Zeitgenossen bilden sich die Meisten schließlich ein, die ganze Erde schreite der Vollkommenheit zu, und wenn es noch nicht so weit sei, so liege das eben an den Fehlern dieser oder jener — allemal der entgegengesetzten — politischen Partei, an den Fürsten, dem Adel, den Bürgern, den Proletariern, je nach dem; oder an dieser oder jener falschen Weltanschauung und faulen Sittlichkeit . . . Sonst — ja sonst! — wären wir schon im vollkommnen Staat, in der besten Gesellschaft und im großen Zeitalter allgemeinen Glückes. Folglich heiße es, solche Hindernisse ausrotten . . . Und darin liegt die Gefahr!

Verkennung der Wirklichkeit und fanatische Einbildung veranlassen Unduldsamkeit, ja ungerechte und grausame Verfolgungen. Darum heißt es vielmehr: die wahren Eigenschaften der Welt, in der wir leben, erforschen, auch die aller Mitmenschen in ihrer Mannigfaltigkeit, ihrem Eigenwesen, und alle Werte prüfen, auch die des Geistes, der heute weniger geschätzt ist, als jeder beliebige Handlangerdienst. Ja, es kommt wohl auf eine richtige, klare, das Leben unbestochen erfassende Weltanschauung, soziale Gestaltung und Moral an, doch nicht um hier ein Paradies zu gründen — wohl aber, um weniger Elend und Lüge zu züchten, die dem Eigen-

wesen seinen Aufstieg aus der Wirrwelt sperren. Und der ist doch schon so schwierig und bitter genug.

Reißen wir den Schleier der rosigen Erdenseligkeit und sozialen Heuchelei vom Leben, um einmal zu sehn, was dahinter ist! Die Wirklichkeitsscheuen werden bald genug dafür sorgen, daß er wieder vorgezogen werde. Nur einmal gründlich prüfen!

Kurz: gehn wir von der wirklichen Kenntnis des Gestirns aus, auf dem wir leben und leiden! Dann werden wir auch das Schöne und Hohe, trotz aller vorherrschenden Mängel und Nöte erkennen und doppelt anerkennen. Und nicht bloß das: wir werden sogar höchst verwundert und erfreut sein, daß sich in solcher Wirrwelt noch hie und da eine anmutende, ermutigende Harmonie findet, in diesem Chaos auseinander strebender Neigungen und ständiger Zerstörung — hienieden, wo der grause Tod gebietet, mit seinen bösen Gehilfen, dem häßlichen Altern und den schmerzvollen Krankheiten, nicht zu vergessen den Hunger und die Mühen, die alle nur Feinde des Schönen und Edlen sind. Da wird uns das Schöne als ein wahres Wunder, ein beglückendes, tröstendes und anspornendes erscheinen, das von hohen okkulten Wirkungen zeugt. Wenn wir Taten bemerken oder gar erleben, die wahrer Güte entsprungen sind, so spüren wir eine Lust der Befriedigung, wie sie selten in dieser Welt ist, wo fast alle, mehr oder weniger, mit „ehrlichen" Mitteln einander Konkurrenz machen müssen — ja! in einer Welt, wo wir geradezu verdammt sind, unser Leben zu erhalten, indem wir das Leben Andrer zerstören, schon dadurch Tag für Tag, daß wir essen, das heißt: uns von andren Lebewesen nähren — auch der selbstgerechteste Vegetarier trägt den Fluch dieses unser aller Erbunrechtes, denn auch die Pflanze ist ein lebendes Eigenwesen.

Nur ein großes, in die Augen fallendes Beispiel dieser täglichen gegenseitigen Zerstörung und Vergewaltigung, die im ganzen Universum wütet, war der furchtbare Weltkrieg, der auch stumpfen Blicken hätte die Wahrheit zeigen können, denn er schien das jüngste Gericht der Menschenkultur, die bisher auf Erden erreicht wurde.

Dagegen: je mehr uns Güte und Schönheit durch ihren Zauber im Leben bedeuten, um so mehr schreiten wir auf einsamen Wegen vorwärts und suchen ein Echo für die Stimme unsrer Sehnsucht und werden wie beseligt, wenn eine andre Stimme verwandte Antwort gibt — mögen auch die Meisten nicht beistimmen, das eine Ja schon schlägt eine lichte Brücke über die Klüfte, die zwischen den Eigenwesen klaffen. Die wahre Herzensneigung, die uns von der Einsamkeit erlöst, die Liebe wird uns eine Offenbarung, wie sie dem gewohnten Erdenleben fremd, ja gar nicht seinem Wesen gemäß erscheint, vielmehr der Wirrwelt zuwider. Da greifen offensichtlich Kräfte in das Leben, die aus dem brutal-niedren Zustande nicht zu begreifen sind und, wissenschaftlich gesprochen, okkult heißen müssen. Das Schöne — will sagen, wie es jeden sein Herz ersehnen läßt — sei es in der Natur, sei es in ihrer höchsten Ausdrucksform, dem Menschen, lockt uns wie ein allmächtiger Magier. „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß was ich leide . . ." sagt Goethe. Aber aus und mit diesen Leiden der Sehnsucht erwachsen auch die größten Freuden. Auf Erden gilt leider, was ich in den irdischen Gedichten der „Auferstehung" sagte:

Auf daß der Tag ein Leuchten werde,
Bedarf der Nächte diese Erde —
Damit am Glück dein Herz sich weide
Und Lust
Dir schwell die Brust,
So leide!

Stürme des Seelenfrühlings, der Liebe, wecken der Stunden jauchzenden Reigen ... Sonne der Liebe ...

„Nebelzerreißend, in blauenden Gründen
Seh ich dich lachende Farben entzünden,
Sonne des Frühlings, Sonne der Liebe,
Leuchtest, den Knospen die Blüte zu künden,
Wolle dich glühend der Seele verbünden,
Sonne der Liebe!" (Aus: An Edens Pforten)

Und so wächst in der reifenden Seele die Sehnsucht, durch die sie neugeboren wurde, und schwingt über die Grenzen der Erde, über die Grenzen der Wirrwelt. Wie im Staunen über sich selbst, sucht diese Sehnsucht der wachen Seele nun Grund und Anlaß für dieses Wunder, das Warum? und Wohin? des eignen Drängens.

Da beginnt die Kunst neue Ideale zu suchen — ist doch die wahre, hohe Kunst keineswegs eine bloße Nachahmung der gegebnen Naturdinge, keine Kopistin der Naturmodelle. Das Genie schafft mit der Ursprünglichkeit, wie die zeugenden Wesen der Natur — aber es schafft neue Wirklichkeiten, Wahrheitträume, die die Seele entdeckte. Im „Neuen Fluge" bekannte ich:

„... nicht erfunden ist die Klarwelt von Schwächlingen worden,
sondern entdeckt, wie ein neuer Weltteil, von kühnen Seefahrern ..."

und in den „Hymnen":

„Welt, die von Himmelsfahrern,
Zeugen und Offenbarern
In uns entdeckt,
Durch Erdenzeichen erweckt ..."

Aus dem Gegebnen, aus den Spuren des Höheren schafft die Kunst über das Naturgewordne hinaus. In solchem Sinne können wir Gott einen Schöpfer nennen, den Schöpfer der Klarwelt hier inmitten der Wirrwelt, den Ewigen Weltenkünstler, nicht aus dem Nichts oder in Nichts, sondern an den Wesen und Dingen, die da sind, aber wider einander blind und eigensinnig streiten ... und doch nach Einklang streben: da kann die Kraft Gottes schöpferisch eingreifen.

Oft gespornt durch das Ersehnte, und noch öfter getäuscht — in Erinnerung an kurze Augenblicke der Wonne durchforscht die reifende Seele nochmals die Umwelt und immer wieder, je reifer sie wird. Und da werden ihr das Gute und Schöne, trotz des Leidens, trotz der Enttäuschung zu Spuren des Göttlichen auf Erden und zu Göttlichen Boten — da kehrt die Seele schauend in sich selbst zurück, horcht auf eine innere Stimme, die sie immer wieder zum Sehnen treibt, zum großen leidenschaftlichen Wunsche, zum heißen Gebet:

O daß sie ewig wären, das Schöne und das Gute!

Im Gegensatze zum verzweifelnden, noch ungeklärten und sich selber mißtrauenden Faust, dessen Seele dem Bösen verfallen sollte, sobald er zum Augenblicke sagen würde: „Verweile doch, du bist so schön!“ — im Gegensatz dazu erkennt der gereifte Blick in der Sehnsucht nach vollkommner Gegenwart den Wegweiser über sich und über die Wirrwelt hinaus. Aber auch schon Faust selbst verfällt nicht dem Teufel, wo die bessere Erkenntnis in ihm aufdämmert. Selbstverständlich wird in der Wirrwelt der schöne Augenblick nie verweilen und der Tüchtige wird immer gegen den Ozean der Wirrwelt zu kämpfen, immer für das Schöne und Gute zu wirken haben, als Mitarbeiter Gottes. Doch eben: das hohe Ziel der Sehnsucht bleibt immer der volle, beseligende Einklang.

Ja, und wer verjagt denn von Faustens Unsterblichem die zugreifenden bösen Geister des Mephistopheles? — Schöne harmonische Selige sind es, Sendboten des Gottes der Liebe! Einen Augenblick wird da auch der Böse von der für ihn „absurden“ Glut des Schönen erfaßt — Mephistopheles selbst begehrt den schönen Augenblick und verliert damit sein Recht an Faustens Seele.

Gerade die göttliche Heimsuchung im Zauber des schönen Augenblickes — und nicht in Krankheit und Unglück — gibt wohl die Kraft höherer Ruhe, aber sie spornt auch wieder mit Macht die Kräfte des Menschen an, die wirre Umwelt nach dem Bilde solcher Augenblicke zu gestalten. Und das ist eine schwere, kampfesreiche Aufgabe, die gleichwohl nicht mehr im Krampfe peinigender Unrast geschieht, sondern in Heldentum. Nein, die Seele verfällt nicht irgend einem Teufel, weil die Schönheit der Stunde sie „verführt“ — sondern erst wenn sie nicht auf der Höhe und Würde einer solchen Stunde blieb! Nein, diese Versuchung ist göttlichen Ursprunges, ein wundersamer und doch klar vernehmbarer Zuruf aus der Klarwelt.

Was beglückt uns so in der Schönheit? Der Einklang inneren Friedens, sei es in der schönen Erscheinung selbst, wenn sie vollkommen ist, sei es im Erleben, das uns zuteil wird, auch wenn die Erscheinung nicht vollkommen ist, jedoch uns, in innerer Ergänzung, der Vollkommenheit zulenkt. Doch Einigkeit, beglückender Einklang, emporschwingende Seligkeit sind durchaus gerade nicht das Kennzeichen der Wirrwelt — sie ist zum größten Teile gefühllos zerstörend, maßlos und häßlich, Disharmonie ist ihr Wesen, Zwietracht und Verwesung, nicht aber Verführung durch das Schöne. Um des Schönen willen die Welt zu verketzern — auf solch einen gotteslästerlichen, naturvergötzenden Gedanken konnte nur eine Weltauffassung geraten, die alle Liebe zur Gestalt, zur Harmonie gröblich und völlig mißversteht und das Wunder der Gestaltung nicht begreift: das ist Mittelalter, in dem Sinn, daß diese Erde (nicht etwa eine Wirrwelt, sondern) eine mißratne Schöpfung ist, die ihr Schöpfer, weil nichts Gutes mehr an ihr ist, dem Teufel überlassen hätte, der sie nun beherrscht.

Jedoch ... „Der Schönheit Kräfte laß ich mir nicht mindern ...“, denn die Schönheit ist

„ein Heiland, Not und Elend froh zu lindern!“

wenn erst der Mensch soweit über das Tier emporstieg, daß er die Notdurft und ihre Stillung nicht länger als die Grenze des Lebens begriff, nicht mehr als Glaubensziel das „... auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden“ bekennt,

sondern darüber hinausschauen lernte und dann den klar-weltlichen Zauber des Schönen als Feierstunden der Seele zu ahnen und werten vermag, wie eine überirdische Nahrung. Dann aber spürt der Mensch den Wunsch, daß diese stärkenden Kräfte ewig wirksam blieben.

Da erwacht die Sehnsucht nach der schönen Ewigkeit, nach der Verklärung und aus dem vernünftigen — oft auch bloß vernünftelnden — Übertier wird wirklich: ein Mensch.

Keine Kraft wird zu Nichts, so auch die Kräfte nicht, die uns das Bild des Vollkommnen erwecken und immer vorwärts, aufwärts spornen. Keine Kraft kommt aus dem Nichts, so auch die Kraft nicht, die uns wider die Wirrwelt stählt.

Man sieht die Zerstörung, man sieht den Tod, und dennoch hofft, dennoch glaubt man ... Woher dieser Sporn? Woher dieses Wundererlebnis?

Und die Seele sagt: auf dieser Erde seh ich nur Vergängliches, keine ewige Schönheit und Jugend, und dennoch verlangt mich danach — täglich ändert sich der Bestand meines Leibes, und dennoch lebt unverändert in mir die Sehnsucht.

Und die Wissenschaft sagt: keine Wirkung ohne hinreichende Ursache.

Und der Glaube sagte mir, als er mich zum „Neuen Fluge" begeisterte:

> „Ich weiß, ich bin ein Eigenwesen, trotz allem Tode unverlierbar in meinem persönlichen Kern, inmitten des ringenden, leidvollen Chaos Natur, der unendlichen Reihe der Wesen ...
> Ich weiß, ich bin in Entwicklung aufgestiegen, und fühle: Überirdischer Geist erzeugte mich neu, mich zu Liebe erweckend, beseelet mich immer wieder ..."

der denkende, geklärte Glaube erkennt: wäre die Seele eine bloße Kreatur der Wirrwelt, ein bloßes „Kind der Natur" — nie und nimmer könnte sie sich gegen die Wirrwelt in Schmerz empören; und wäre die Wirrwelt das All-eine, so könnten wir nichts anderes auch nur ersehnen. Der klare Glaube bekennt: das Schöne inmitten des Hasses und der Selbstsucht, das Edle und Wahre inmitten des Gemeinen — ist eine Wirkung von jenseit des Wirrweltzustandes, eine Wirkung Gottes.

Gottes Wirkung ist: die Seelen der Wirrwelt aus ihrer streitenden Einsamkeit zum Einklang zu führen, durch Liebe zu erlösen, in Heldenmut zu läutern, in Schönheit zu verklären. Das ist sein Sieg.

Und das Häßliche, Böse und Finstre — wäre das auch Gottes Wirkung, zuwider der Verklärung? ...

Nein.

Und wer ist denn der Urheber all der Zwietracht, des ganzen Wirrweltzustandes?

Wir alle selbst und insgesamt, wir Eigenwesen in Menschen, Tieren, Pflanzen, Kristallen, Atomen, Elektronen — wir unerschaffnen, ewigen, ungöttlichen, ach! so einsamen, leidenden, hetzenden, stockenden, streitenden Wesen der Wirrwelt.

Und woher sind wir?

Die Frage ist müßig, woher? Die Dinge sind ... Es ist einfach eine Tatsache, daß die Dinge und Wesen da sind — es kommt darauf an, wie sie verwendet und verwandelt werden. Die rückwärtsgewandte Frage nach dem Warum? kann nie zu einer genügenden Antwort führen, weil jedes Warum nach einem andern

Warum solchen Vorganges ruft, ja überhaupt nur auf Vorgänge geht, nach dem Warum jetzt?, Warum hier?, Warum so?, niemals aber das Warum überhaupt? Die Frage nach dem Sein ist mit Warum? nie zu entscheiden. Wohl aber hat es einem lebendigen Sinn nach dem Wozu? zu fragen, nach dem Ziel, dem wir unsre Lebenskräfte zu widmen haben und wie wir sie verwenden. Die Vergangenheit, in die das Warum? langen möchte, ist eine bodenlose Finsternis, die Zukunft aber, in die das Wozu? weist, tagt in der Sehnsucht der Seele als lichte Erfüllung. Allzulange krankten wir an der Sucht der Vergangenheit.

Wir sind die Wirrwelt, wir alle und alles ... Wir sind nicht seelen- und zukunftslose „Atome", nicht tatenlos zuschauende, ohnmächtige „Monaden", nicht uneigne, von außen angetriebene „Entelechieen" — wir sind Eigenwesen, sind wir selbst vor Gott, vor der Wirrwelt und vor unsern Miteigenwesen.

Ist das nicht Hochmut?, ist das nicht Selbstvergötterung und eitler Kultus der Persönlichkeit, allzupersönlich? ... Nein! es ist bittre Bescheidenheit, getragen vom Mute zur Selbstverantwortung — es ist Demut vor Gott und aufrechter Sinn vor den Menschen, es ist die schwere Übernahme von Pflichten vor Gott, dem wir nicht mehr unsre Schuld und unser Schicksal zuschieben, und es ist der Anspruch auf gegenseitige Menschenrechte.

Angenommen: ich oder du wären nichts andres, als winzige Teilchen eines Etwas, oder wir wären Gemenge winziger, flüchtiger Teilchen, die wie Milliarden andrer unter sich völlig gleich und ohne Eigenart wären. Wie käme ich dazu, mich dir und den andern Gebilden entgegenzustellen und zu sagen „ich will anders als ihr wollt"? Ja, durch welches „Wunder" von außen bin ich überhaupt aus einem bloßen Gemenge, das auseinander stieben müßte, ein solches Gebilde geworden, das von dir und den andern abweicht?!

Es wird so viel von der „Selbstsucht" des Willens zur eignen Art, zum eignen Wesen geredet, des Willens, sich zu behaupten ... und dagegen von der sozialen Pflicht, in Andern aufzugehn. Aber wie kämen ich oder du dazu, uns überhaupt gegen eine andere Art aufzulehnen, wenn alle Teilchen, die uns bilden, die sogenannten Elektronen, unterschiedslos gleich und uneigen wären und nicht als ursprünglich eigen gelten dürfen? Wie sind wir „ich" und „du" und „andre", wenn wir keine selbsteignen Wesen, keine Eigenwesen wären? Zu denken, daß so etwas bloß aus Zufall und ursachlos geschehe, ist der reinste Mirakelaberglaube der „Ungläubigen".

Aber nein! Hie steh ich, denke anders und will anders, als eine übergroße Mehrheit. Sie kann mich totschweigen, solang es geht, mich ersticken, ja mich totschlagen kann sie, aber gewaltsam ändern kann sie mich nicht, denn meine — unsre Wesensart ist souverän, ursprünglich aus mir — aus uns selbst.

Ich will, also bin ich.

Ich freue mich und leide wieder, leide — also in einer Wirrwelt. Ich habe Sehnsucht nach Andrem, Besserem und dieses Andre ist ewig schön und licht — also eine Klarwelt.

Da steh ich vor dem rauschenden, aufgepeitschten Meer, das so viele wie eine „allmächtige" Gottheit bewundern — und ich sage: Ich bin doch größer als du!,

verschlingen kannst du mich mit deinen Fluten, aber nicht die Ewigkeit in mir vernichten. Ich lebe in zwei Welten. In der Wirrwelt erschrickst du, große wirre Flut, die schlecht gebändigten Teile meines hiesigen Gebildes, meines irdisch unverklärten Leibes, aber in der Klarwelt bist du zahm wie ein Gemälde.

Auch nicht der Schimmer solcher Gedanken wäre möglich, nimmer könnte ich eine dieser Zeilen sagen, wenn ich nicht im Kerne, innerhalb des ererbten und immer neu erworbnen Leibgefüges, wirklich und leider ein Eigenwesen wäre, unerschaffen und von unvernichtbarer Innerlichkeit, aus eigner Urkraft, die wirklich ist, aber alles andre denn ein Glück! Und wenn auch vieles in uns, als fremde Nahrung aufgenommen und eingeeignet, uns widerstreitet, wie Krankheit und moralische Selbstkämpfe beweisen, so ist doch ein Tiefstes und Höheres da, das die Kräfte und Stoffe fügt und sich durch Jahre in zähem Willen behauptet.

Gott und die Klarwelt bedürfen der Widerstrebenden nicht. Niemand kann das Eigenwesen zu einer bestimmten Sehnsucht zwingen, und wen die Harmonie des Einklanges langweilt, der soll sich noch am Widerstreit und Wechsel der Dinge berauschen, betäuben und — leidend läutern. Wer noch Gott als den harten, Blutopfer heischenden Herrn zur Abschreckung braucht, dem er die Kämpfe der Wirrwelt, Erdbeben und Seuchen zuschreibt — der mag an diesem Glauben noch reifen. Wer ihn als übermenschlichen Vater fürchtet und liebt, dem diene das zum Fortschritt bis er seelisch mündig wird. Wir aber, die ihn in tiefster Demut und Dankbarkeit als hehren, holden Freund und Helfer, als Klargott und Allsieger lieben und anbeten, wollen seine treuen Mitarbeiter in der Wirrwelt sein, bis uns die letzte herbe Stunde Erlösung bringt und wir in der Klarwelt zu hellem Bewußtsein und lichter Gestaltung erwachen — nicht über den Himmeln auf irgendeinem andren Wirrweltsterne, sondern im Klarweltzustande der Welt der Seligen, in dem Reiche, das nicht von dieser (Wirr-) Welt ist, wie schon Christus kündete, der ritterliche Herold Heiland. Für jede einzelne nicht erlöste Seele ist es ein Reich, das für sie „kommen" mag und muß — in Wahrheit ist die Klarwelt ein Reich, das wie die Sternen- und Wirrwelt immer da war, da ist und in Ewigkeit da sein wird.

Nachwort des Türmers. Elisarion (Elisar von Kupffer), Maler und Dichter-Denker, ist der Schöpfer eines großen Gemäldes, das die jenseitige Klarwelt veranschaulicht und nun in einem Sanktuarium zu Locarno Aufstellung gefunden hat, wo der Künstler und sein Freund Eduard von Mayer wohnen. D. T.

Der Bergfluß

Von Karl August Walther

Ich möchte noch einmal
Den wilden Wassern lauschen,
Die in dem tiefen Tal
Am Fels vorüberrauschen.

Da wo die Quelle rinnt
Und rings die Tannen schweigen,
Möcht ich bei Sturm und Wind
Zum Grunde niedersteigen.

So flieht das Leben auch,
Wie Wind und Wellen fliehen.
Doch meiner Seele Hauch
Wird zu den Wolken ziehen.

Am Meer

Von Paul Bülow

Wie herrlich leuchtet mir die Natur!

In langen Silberketten prasselt ein heftiger Regenguß auf die See herab. Millionen hellblitzender Kugeln tanzen auf dem Wasser, das ein leichter Landwind zu schnell zerfließenden Wellen hebt ...

Dann treibt ein Windstoß den Wasserstaub durch die herabfließenden Regenfäden in Nebelschwaden über die Meeresfläche ...

Plötzlich bricht die Sonne durch die zerteilten Regenwolken ...

Das Meer ist wie durch einen Zauber von unsichtbarer Hand in eine wunderbar schimmernde Farbensymphonie verwandelt: dort in gelben, hier in grünen oder violetten Streifen leuchtend, oder auch in weiter Fläche von einem rosa Schimmer überhaucht.

Und hinten am Horizont vermählt sich das weit hingedehnte tiefblaue Wasser mit bleigrauen Himmelsschleiern, die in sanfter Bewegung über dem Meer schweben ...

Voll erhabener Schönheit spannt sich ein doppelter, in prunkender Farbenpracht jubelnder Regenbogen über die smaragdene Meeresherrlichkeit ...

Wellen mit kleinen Schaumkronen plätschern leise ans Ufer.

Nur wenige Augenblicke schenkt die Natur dem entzückten Auge diesen Anblick.

Dann verblaßt der Regenbogen langsam hinter den Wolken.

Währenddem entsteigt der Meeresoberfläche bei jedem neuen Sonnenstrahl und jedem neuen Wolkenzug ein immer wieder wechselndes, schönheitsgesättigtes Farbenwunder.

Gen Osten versinken schwere Regenwolkenmassen.

Und durch das bezaubernde Farbenleuchten des munteren Wogenspiels gleitet mit lockeren Segeln langsam ein Fischerboot.

* * *

Nach dem Gewitter

Der Donner ist vergrollt.

Letzte ferne Blitze zucken auf das Meer herab.

Schwarzblaue Wolken werden vom Landwind seitwärts getrieben.

Zauberhaft schön hat sich der Wogenschlag des Meeres zu leicht bewegtem Wasserspiel geglättet ...

In sattem Frühlingsgrün schimmert ein breiter Meeresstreifen am Strand entlang.

Tiefblau ruht die Seefläche weiter draußen und scheidet sich von der helleren Bläue des wolkenumhangenen Horizonts.

Ein einsames Segelboot leuchtet in stolzer Fahrt.

Drüben die Strandhöhe ist von ruhigem Abendsonnenglanz übergossen und bietet einen herrlichen Anblick der unsichtbar schöpferkräftig sich regenden Natur.

Und weit hinten taucht das sonnenlichte Land wie eine Insel des Glücks aus dunklen Wogen herauf.

Der menschenleere Strand fängt wieder Sonnenlicht ein, und willkommene Kühlung umweht die hitzmatten Körper.

Frau Sonne wirft mit abschiedlächelndem Glanz ihr Abendlicht auf die See und scheint des Dichters Worte durch den silbergrauen Duft der langsam einbrechenden Dämmerung zu senden:

„Trinkt, o Augen, was die Wimper hält
Von dem goldnen Überfluß der Welt!"

* * *

Sonnenuntergang

Ich schreite langsam durch das stille Kiefernwäldchen am Strande.

Waldvöglein zwitschern und trillern ihren Sang in den Sommerabend.

Wie so feierlich ist nach des Tages verklommener Pracht diese Abendruhe am Meer!

Der Blick schweift über die endlose Wasserfläche ...

In hellen und dunklen Streifen blaut die See.

Kein Wellenschlag ist hörbar.

Ein ganz sanfter Abendwind kräuselt nur leichte Wellen.

Von der weit ins Meer ragenden Landungsbrücke aus erlebe ich einen märchenhaft schönen Abendzauber.

Vom grell Weißen ins mildere Gelbrote langsam verglühend, prangt die Sonnenscheibe am westlichen Horizont.

Ein Baum der nahen Waldhöhe streckt seinen scharf umrissenen Zweig in den Sonnenball.

Die Sonne wirft mit letzter Kraft ihres strahlenden Glanzes einen Lichtkegel auf die See, der wie flüssiges Gold durch das Wasser rinnt.

Das Rosengewölk am Himmel wird vom Sonnenhauch geliebkost.

Noch mehrmals aufflammend, aber schließlich in wunderbar goldiger Farbe ersterbend, versinkt die Sonnenscheibe langsam hinter der zauberschön umstrahlten Waldhöhe am Strande ...

Wolken und Himmel aber erglühen noch lange in einem rosaroten Schimmer.

Auch die gen Westen sich breitende Meeresfläche trägt noch eine Zeitlang den leuchtenden Abglanz der entschwundenen Abendsonne.

Im Osten aber ruht das Meer in nachtstiller, blaugrüner Fläche, bis der neue Tag diese mondscheinübergossenen Wogen mit hellerem Lichte verklärt.

Nachtlied

Von Gustav Schüler

Unter den stillen Sternen
Geh ich zu schlafen ein,
Aus allen lauten Fernen
Ruf ich mein Herz herein.

Das hat so viel gesehen
Und ist der Bilder satt,
Dem sind vom Stürmewehen
Die Sehnsuchtsflügel matt.

Nun ebbt sein Blut zurücke
Nach all der hohen Flut,
Daß neuem Schmerz und Glücke
Es stumm entgegenruht.

Rundschau

In Odysseus' Heimat

Eine Fahrt nach Leukas

Tosend und brausend stürzt ein reißender Gießbach hinab zu Tal. Leise flüstert der Morgenwind in den Wipfeln mächtiger Platanen. Um so lauter benehmen sich die Wässer, die über hohe Steine weg lustig sprudelnd hinab zur Ebene springen, durch die am Ende vom Mythos und im Anfang der Geschichte Laertes mit seinem Sohne gezogen sein mag. Das ist ein Raunen und Rauschen in einer wilden Einsamkeit, steile Felsen, wie mit dem Messer geschnitten, erheben sich zur Rechten und zur Linken, dichtes Gestrüpp nestelt sich an ihnen herab, unzählige zwitschernde Vögel bergend. In einer Ausbuchtung, wo sich das Tal auf mannsbreite verengt, sind die Wasser so tief, daß dem Wanderer Halt geboten wird. Hunderte von Krähen, die an den Wänden des Abhangs nisten, flattern ächzend und krächzend um das Haupt des Vorwärtsbringenden, als wollten sie ihn hinausdrängen aus des Tales Einsamkeit.

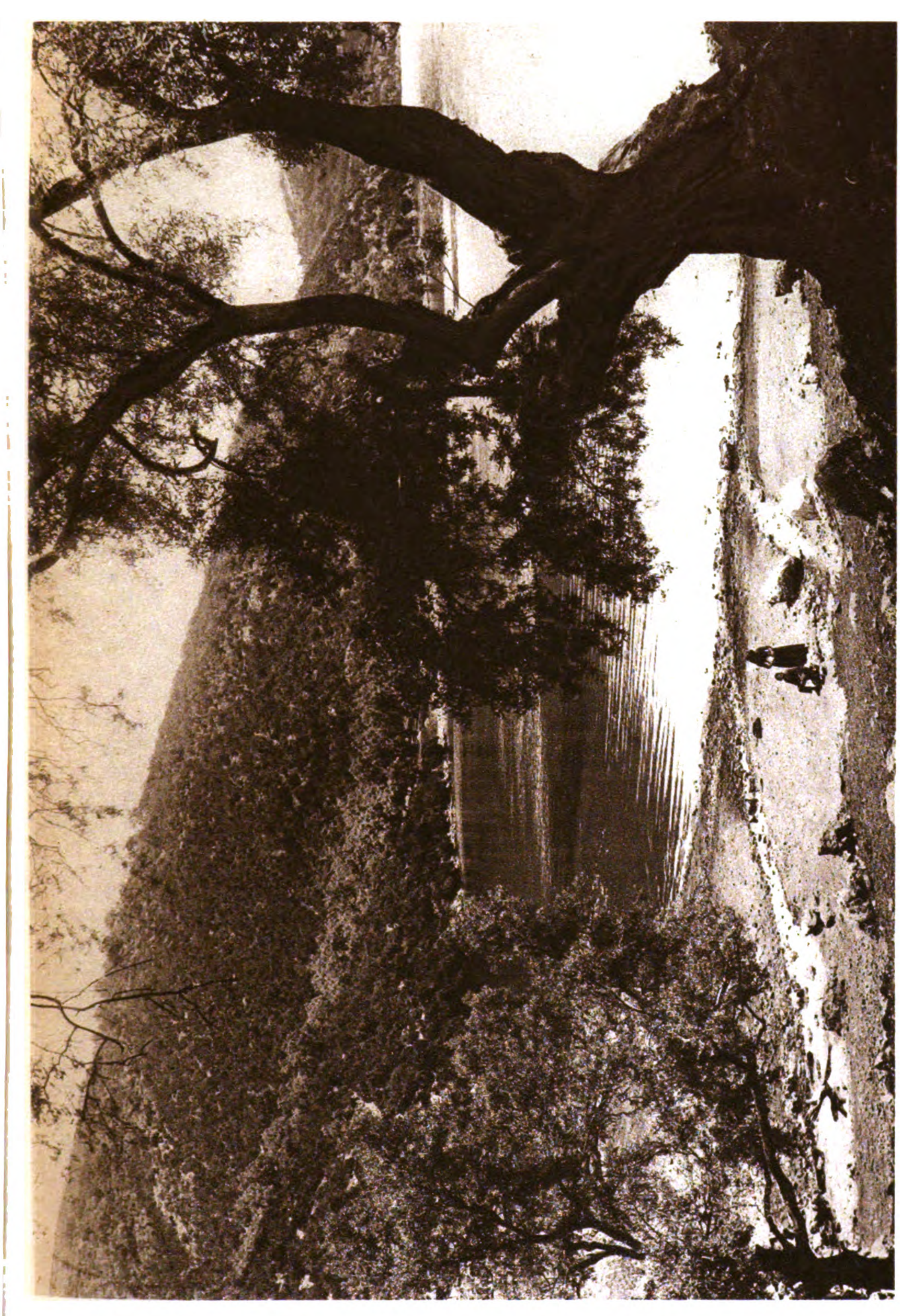
Und dieser Bach, den man heute von Stein zu Stein springend durchqueren kann, er kann Kräfte sammeln, die dämonisch werden, Felsen stürzen und Baumriesen entwurzeln. In solch einer Nacht seiner Wut stand auf der der Mündung vorgelagerten kleinen magischen Insel Madùri der griechische Dichterfürst Valaoritis am Fenster seines Arbeitszimmers und sah, wie entfesselte Mächte Baumstamm auf Baumstamm an die Gestade seines Inselchens anschwemmen ließen und dabei sein Inneres selbst mitrissen, so daß er eines der schönsten neugriechischen Gedichte, „Der entwurzelte Baum", seinem Volke schenkte.

Ich wende mich und steige zur Ebene hinab. An einigen Wassermühlen muß ich vorüber. Sie stehen schon still, die Jahreszeit ist zu weit vorgeschritten. Wie ausgestorben stehen die Häuschen da, Tor und Fenster fest verschlossen. In einem scheint noch Leben zu sein, ein Bauernhund stürzt zähnefletschend auf mich los. Einem Ratschlage Homers folgend, jage ich das Tier mit einigen Steinwürfen davon.

Mich dürstet. In der Ferne winkt eine Quelle, die die Bauern hier „Mavroneri" (Schwarzwasser) nennen. Bald bin ich bei ihr und genieße das erfrischende Naß. Und auch hier wird der Gedanke an die Odyssee lebendig, schon Homer spricht von dem Melanhydor, dem Schwarzwasser, einer Quelle, die die Eigenschaft haben soll, den Boden zu schwärzen. Noch heute hat sie diese Kraft nicht verloren, eine Handvoll auf den Boden gegossen, bestätigt die Angaben des Sängers; der sonderbare Vorgang erklärt sich dadurch, daß der Boden stark gipshaltig ist und naturgemäß vom darauftropfenden Wasser schwarz gefärbt wird. Sollte dieses einfache Erlebnis nicht auch ein Beweis dafür sein, daß wir hier auf Leukas und nirgends wo anders das alte Ithaka zu suchen haben? Doch weiter, hurtig ins Tal! Links liegt die Paschaquelle, dicht am Meere, wo einst der alte Laertes sein Landgut hatte. Noch heute sprudelt ein herrlicher Quell dort aus der Erde, fruchtbare Bäume in Menge lassen den Reichtum des Gutes erkennen, wo Odysseus seinen Vater nach langer Abwesenheit zuerst wiedersah und der alte Herr im Garten fleißig nach dem Rechten schaute.

Endlich habe ich wieder die Landstraße erreicht, die nach Nidri führt. Rechts und links ist sie von hohem Schilfrohr umsäumt. Ein herrenloses Pferd trabt lustig auf und ab, wiehert und tollt in der Weide. Die ersten Häuser von Nidri treten in Sicht. Sie sind so schmutzig, daß man nur wünschen kann, daß es im Altertume besser ausgeschaut haben möchte, denn sonst könnte man sich eigentlich nicht recht vorstellen, weshalb Odysseus sich von der schönen Kalypso auf der lauschigen Insel Ogygia wegsehnte nach der Heimat, weshalb der tapfere Held von Troja sich wie ein Kind jammernd und weinend versteckte und nur den einen Gedanken der Rückkehr nach





Ithaka hegte. Freundlicher als ihre Häuser sind allerdings die Menschen. Die kommen mir schon eilig entgegengelaufen und begrüßen den „Xenos", den Fremden aufmerksam, die Kinder betrachten mich verwundert und folgen mir lärmend bis zur Dorfschenke.

Herzlich werde ich vom Herbergsvater empfangen. Ich habe auch ein Briefchen an ihn vom Kyrios Dörpfeld mitgebracht, und nun geht ein Ausfragen los, daß ich kaum all das beantworten kann, was man von mir zu erfahren wünscht. Dabei wird schon in einer Ecke des Gasthauses auf einem Reisigfeuer der kleine türkische Kaffee gekocht und der Wirt gibt Anordnungen, die schönsten Fische auszusuchen, um sie mir als Abendbrot auftragen zu können. Ein Kreis von Neugierigen hat sich erneut um mich gebildet, man freut sich aufrichtig, einen „Germanos" zu beherbergen. Tausend Fragen werden gestellt, wie es wohl in Deutschland ausschauen mag, ob der Kaiser wieder zurück sei und warum er noch nicht wieder in Berlin weile, wie man in Deutschland über Griechenland denkt, und so allerhand, daß die Zeit wirklich schnell vergeht.

Aber unser Herbergsvater hat noch wichtige, andere Ämter. Er ist der Bürgermeister des Ortes, der Postbeamte und versieht das Telephon, das den Flecken mit der Hauptstadt verbindet. Sodann ist er ein kleiner Wertheim oder Kaufhaus des Westens. Man kann so ziemlich alles haben, was man in solch weltentrücktem Dorfe braucht, Stoff und Streichhölzer, Briefpapier und Sardellen und andere Herrlichkeiten, bunt durcheinander, die die Dorfschöne zum Schmucke oder die Hausfrau zur Herstellung des kärglichen Mahles braucht.

Durch das teilweise geöffnete Fenster hat man aber einen herrlichen Blick auf das immerschöne Meer. Gegenüber liegt die Hagia Kyriaki-Kapelle, vom Berge herunter schimmert das weiße Häuschen, das einst Kaiser Wilhelm dem verdienten Leukasforscher Professor Dörpfeld schenkte. Mitten durch Zypressen und Olivenbäumen lugt es freundlich und kokett herab, mir besonders allem Anschein nach, denn dort soll ja meine Wohnung sein. So schnell als möglich lasse ich mich auch aus diesem Wirtshaus über das Wasser setzen, um in kaum zehn Minuten am gegenüberliegenden Ufer zu landen.

Ich kann nicht anders, erst muß ich die kleine Kapelle besichtigen. Auch hier war im Altertum ein Heiligtum genau wie heute, ein Nymphenheiligtum, das auch bereits Homer in der Odyssee erwähnt und das man durch Grabungen als tatsächlich bestanden nachgewiesen hat. Noch wundersamer ist, daß zur selben Zeit auch heute noch von allen Nachbarinseln das Fest fröhlich im Juli gefeiert wird, und wie einst vor Tausenden von Jahren sich jetzt jährlich Hunderte von Schiffen und Seglern, Dampfbooten und Motorkuttern hier einfinden zu fröhlichem Tun. Man braucht nur die Dampfer und die modernen Menschen zu streichen und hat eine Vorstellung des Festes der hier gefeierten Nymphe, wie es zu Zeiten Homers begangen wurde. Heute ladet eine an einem schattenspendenden Baume aufgehangene Glocke die Frommen zum Gebet in die Kirche, nach der Feier ist des Tollens und Lärmens kein Ende, da wird dem Weine tüchtig zugesprochen. Genau so mag vor Jahrtausenden der alte Fels sich dasselbe Bild alljährlich von neuem betrachtet haben.

Dann ersteige ich gemächlich die Anhöhe. Von oben, vom Kaiserhäuschen, hat man einen herrlichen Blick auf die Landschaft. Drüben malerisch das kleine Nidri, von der Ferne wie ein Schmuckkästchen glänzend, ganz das Gegenteil von dem Eindruck aus der Nähe (vgl. Abbildung). Und wieder, ohne es zu wollen, stellt sich einem Homer wie ein Führer freundlich zur Seite, da ist im Norden der Rheitronhafen, hernach kommt eine verengte Einfahrt zum eigentlichen Stadthafen, den sich die Phantasie unwillkürlich mit alten Schiffen und Kriegsschiffen bevölkert denkt, dann sieht man im Geiste, wie Telemachos sein Schiff rüstet, wie er es mit Mentor besteigt, um hinauszufahren nach dem fernen Pylos, den Vater zu suchen. Heute liegt am Stadthafen ein kleines Griechendörfchen Vlicho und über der alten Stadt stehen grüne Olivenbäume und bedecken den Palast des Odysseus, als wollten sie das Geheimnis nicht von sich geben, das da unter der Erde seit Jahrtausenden schlummert. Hier haben Grabungen mächtige Mauern zutage gefördert und viele Gräberanlagen in genau der Art, wie man sie im Homer beschrieben findet,

wie Achill seinem Freunde Patroklos bestatten ließ. Aus der Ebene ersteigt dann ein steiler hoher Gebirgszug, von hier aus im Westen gelegen, dem heutigen Elatigebirge, das dem damaligen „hochragenden, waldigen Neriton-Gebirge" zu entsprechen scheint, von dessen Gipfel eine kleine Kapelle freundlich wie ein Guckindiewelt auf die Insel hinabschaut. Wendet man sich aber, dann blickt man hinüber auf das bergige Festland, in dessen Ebene das kleine schmucke Städtschen Sawerda liegt und wo einst in grauen Zeiten die Kephallenen wohnten, die durch die dorische Wanderung ihre Heimatsitze aufgeben und nach den Inseln auswandern mußten, und dabei die Inselbewohner wieder von ihren Heimstätten jagten. So sind auch die Ithaker auf die heutige Insel Ithaka geflüchtet und haben ihr den Namen mitgebracht. Auf diese Weise erhielt auch die Insel Kephallenien ihre heutige Bezeichnung, deren ursprüngliche sicherlich in alten Zeiten Dulichion war, hat sie doch heute noch einen Flecken, der den gleichen Namen sich durch die Zeiten hindurch erhalten hat.

In nächster Nähe liegen zwei schmucke Eilande, die bereits erwähnte Insel Maduri und Cheloni (Schildkröte). Auf der ersteren hatte Valaoritis, der größte Dichter Neugriechenlands, seine Dichterwerkstatt aufgeschlagen, und ich kann mir kaum ein schöneres Heim als diese malerisch gelegene Insel denken, mit ihren Olivenbäumen, Weinpflanzungen und Schafherden, lauschigen Buchten und dabei nicht größer als ein etwas ausgedehnter Park. Ihr gegenüber mündet der wilde Sturzbach Dimosari in das Meer. Der Blick ist so prächtig von der Anhöhe des Kaiserhauses, daß das Auge all die sich bietende Schönheit nicht fassen kann. Man braucht aber gar nicht so weit in die Ferne zu schweifen, schon die nächste Umgebung des Häuschens bietet Entzückendes in Hülle und Fülle. Zunächst ist gleich rechts vom Ausgang ein Blumenteppich, auf dessen grünem Rasen, beschienen von der Frühlingssonne Griechenlands, zu liegen und zu träumen, ein unbeschreiblich herrlicher Genuß ist. Dazu spenden knorrige Ölbäume Schatten, das blaue Meer blitzert und glitzert durch das grüne, den Abhang bekränzenden Gebüsche hindurch, vielleicht streicht auch ein weißes Segel durch die Wellen, und das ganze sich bietende Bild gleicht einem Gedicht von seltenem poetischen Schwunge.

Wandert man aber in seinen Mußestunden aus dem Dorfe Nidri hinaus über Vlicho auf der hochgelegenen Straße entlang, dann kommt man bald zu einer lauschigen Bucht, der Syvota-Bucht (vgl. Abbildung). Und von ihr könnte man sagen: An ihren Schweinen sollt ihr sie erkennen, zwar sind die Schweine heute fort, wie auch Eumaios längst nicht mehr zu finden ist, doch der Name ist geblieben und sogar in seiner klassischen Gestalt, denn heute weiß kein Dörfler mehr, daß Syvota die Bucht des Schweinehirten bezeichnet. Auch finden sich die Höhlen, genau wie sie Homer beschreibt, vor, und wenn man dazu die Landschaft sieht, dann kann man erst verstehen, wie genau der Sänger die Gegend kennt, daß er sie mit eigenen Augen geschaut haben muß. „Mitten im Meer" sieht man von der Straße aus ein kleines Eiland liegen, das heutige Arkudi oder das einstige Asteris, die Insel mit dem berühmten Doppelhafen, in dem das Schiff der Freier sich versteckt hatte, um den heimkehrenden Telemachos abzufangen. Dieser selbst landete in der heutigen Skydi-Bucht, während Odysseus „an einem rings geschützten Platze", wie es wörtlich heißt, den Boden der Heimat betrat, vielmehr von den Phäaken an Land gesetzt wurde. Von der Straße aus bietet sich ein prächtiger Anblick dem staunenden Auge dar. Tief unten glitzern wie in einem schweizerischen Binnensee die ruhigen Wasser der Bucht. Silberne Ölbäume und grüne Eichen bekränzen die Abhänge. Dabei ist alles so still und ruhig, so verborgen und geschützt, daß es kaum ein anderes, geeigneteres Plätzchen zu einer verschwiegenen Landung geben kann als hier. Ja, von hier oben kann man schon eher begreifen, daß es eine Sehnsucht geben kann, nach dem Eilande, daß Odysseus von dem einen Wunsche beseelt war, heimzukehren.

Aber noch andere Zeiten als homerische werden lebendig. Während ich langsam meine Straße dahin wandere, höre ich plötzlich hinter mir Wagengerassel. Kein Hupengeheul ertönt, nein, lustig läßt ein Kutscher seine Peitsche durch die Luft knallen, und wie ich mich umdrehe, kommt

eine richtiggehende Postkutsche einhergekeucht, mit drei Pferden bespannt, aus dem geschlossenen Wagen schaut neugierig ein Frauengesicht heraus, den einsamen Wanderer zu bestaunen. Hinten am Wagen sind die Koffer und Kasten der Reisenden aufgestapelt, die sicherlich nach dem Orte Wassiliko oder einem der umliegenden Dörfer wollen. Es ist die tägliche Verbindung zwischen der Hauptstadt Leukas und dem ebengenannten Flecken, ebenfalls schön am Meere und in einer Bucht gelegen. Wie lange noch und auch dies Stückchen Poesie wird fallen; bald dürfte ein Auto die malerische Postkutsche ablösen. An einem Gasthause am Wege, dem ersten nach stundenlanger Wanderung, hole ich das Gefährt wieder ein, der Kutscher hat die Tiere getränkt, die Fahrgäste ruhen sich ein wenig von dem Schaukeln und Rütteln des alten Wagens aus und haben unter einer grünen Veranda Platz genommen. Uso, griechischer Schnaps und süßes Lukumi aus Syra stehen auf dem Tische, viel anderes dürfte das armselige Gasthaus auch kaum zu bieten haben; bald bin ich mit den Leutchen im Gespräch, und unser gegenseitiges Woher und Wohin ist schnell entschleiert. Dann noch kurze Abschiedsgrüße, und die Postkutsche rollt davon, während ich meine Wanderung langsam fortsetze; nicht lange dauert es, und ich befinde mich auf der Höhe der Straße, die einen herrlichen Blick auf das Cap Dukato gewährt, das, weiß wie Schnee, einer Nymphe ähnlich dem Meere entsteigt. Diese weißen Felsen sollen der Insel ihren heutigen Namen gegeben haben, denn Leukas bedeutet „die Weiße". Dort unten hoch vom Felsen, wo heute ein Leuchtturm dem Schiffer willkommene Zeichen gibt, wo noch jetzt Ruinen eines alten Tempels sichtbar sind, stürzte sich Sappho aus tiefem Liebesgram hinab in das Meer.

Der Weg biegt nun landeinwärts; es mag so gegen Mittag sein, als ich an einer ganz einsamen Stelle eine ganz notdürftig hergerichtete Hütte erreichte. Schon von der Ferne wurde mir entgegengewinkt, so daß ich dachte, es handle sich um alte Bekannte. Zwar waren es keine, aber der Empfang glich der Art, wie sich langjährige Freunde begrüßen. „Ach," sagten die armen Leute, wohl vier Männer mit ebenso vielen Frauen, „wir sind gerade beim Mittagessen, und da trifft es sich ja großartig, daß du des Weges kommst. Bis zum nächsten Dorf sind's immer noch gute zwei Stunden, also mach' keine Geschichten, setz' dich zu uns und iß mit uns." In Griechenland und besonders auf dem Dorf geht alles mit „Du". So ließ ich mich denn in der von trocknem Laub bedeckten Hütte nieder, bekam gebratenen Fisch, Käse und Brot vorgesetzt. Den Leutchen erzählte ich, daß ich ein „Germanos" sei, da kam gleich der Wein zum Vorschein, und ich mußte meinen Gastgebern zutrinken, die mir ein frohes „Sito i Germania" (Hoch Deutschland) zuriefen, das ich mit einem ebenso herzlichen „Sito i Ellas" (Hoch Griechenland) beantwortete. Nach dem Essen setzte ich meine Wandernug fort und wurde mit den besten Segenswünschen für meine nächste und fernere Zukunft entlassen. Für das Essen etwas zu zahlen, wäre eine grobe Beleidigung gewesen; ich ließ zwei Schachteln mit Zigaretten zurück. Dafür bin ich sicher heute noch nicht vergessen!

Dann mußte ich über steile Bergpfade hinweg durch die Schlucht von Charadiatika (Charadra: Die Schlucht) hinunter nach Nidri, wo ich mich wieder übersetzen ließ in das idyllisch gelegene Kaiserhäuschen. Odysseus wählte den Engpaß über das heutige Phterno, um in den Stadthafen und damit zu seiner Burg zu gelangen. Die Entfernung deckt sich mit den Angaben der Odyssee; man braucht genau drei Stunden, wie ich an einem anderen Tage ausprobierte.

Aber noch ein anderes Begebnis sollte mich daran erinnern, daß ich mich sicherlich in der Heimat des „Dulders Odysseus" befand. Ich war in dem kleinen Inselstädtchen Leukas mit dem Dampfer von Patras schon in aller Herrgottsfrühe gelandet und hatte mein Gepäck in einem bereits geöffneten Kaffeneion eingestellt, um den herrlichen Morgen gleich zu einem schönen Ausfluge zu benutzen. Als ich hochbefriedigt von meinem ersten Spaziergange auf der Insel im Laufe des Nachmittags zurückkam, hielt ich es für gut, mich nach einem Hotel umzusehen. Es war außerhalb der Zeit der Dampferankünfte, und als mich der Wirt mit meinem Köfferchen eintreten sah, da rief er mir zu wie einst Telemach dem Odysseus: — „Bist du zu Lande oder mit

dem Schiff gekommen?" Ich schaute den Mann ganz entgeistert an, denn ich wußte im Augenblick nicht, ob ich wachte oder träumte, ob ich im Zeitalter der Maschinen lebte oder in sagenfernen Zeiten. Erst nach einer Weile konnte ich dem ob meines Erstaunens verdutzten Wirte antworten, daß ich doch mit dem Schiffe gekommen sei. Die Frage des Wirtes an sich war vollkommen berechtigt, wie die des Telemachos. Man kann nämlich auch zu Fuß oder zu Wagen vom Festlande aus nach Leukas, dem alten Ithaka, kommen, eine Fähre verbindet die Insel mit dem Festlande, genau wie einst im grauen Altertume. Für mich aber war die unverhoffte Frage, die wie aus einer Jahrtausende ferneren Vergangenheit herüberklang, der Beweis, daß Leukas wohl die Insel Ithaka und damit Odysseus, des Laertiden, Heimat gewesen sein muß.

Die heutige Stadt selbst nimmt sich aus wie eine Hauptstadt „en miniature". Es gibt verschiedene kleine Hotels, einen Marktplatz, eine Buchhandlung, ein Bierlokal, eine Konditorei, eine Metropolis (Kathedrale), kurz, man könnte glauben in Liliputanien gelandet zu sein, denn alles macht den Anspruch auf Größe und ist dabei so klein, so winzig klein im Verhältnis zu den großen Hauptstädten. Ein zweistöckiges Häuschen ist schon ein unerhörter Wolkenkratzer! In den Straßen schlendern einige nach Athener Mode gekleidete Herren herum, auch einige schike Athener Damen fehlen nicht. In der Mehrzahl sind die in einfacher Tracht auf und ab gehenden Menschen Einheimische, und schließlich wird das an sich schon bunte Stadtbild bevölkert durch die malerisch in Nationalkleidern umherlaufenden Landbewohner, die Bauern und Hirten. Dann rattert ein altmodisches Gefährt über das holprige Pflaster, es ist die bereits auf der Landstraße gesichtete Postkutsche.

An der Straße stehen Brunnen mit Messinghähnen, aus denen Tag und Nacht lustig das Wasser heraussprudelt, das in den Kanälen zwischen Fußsteig und Fahrdamm rauschend abzieht. Einen Verschluß gibt es an diesen ewig laufenden Wasserleitungen der Einfachheit halber nicht.

In der Nähe der modernen Stadt sind große Salinen, die zum Monopol des griechischen Staates gehören. Wie Seewiesen nehmen sich die Anlagen aus, die über einen verhältnismäßig weiten Raum ausgebreitet sind. Zwischen ihnen läuft der schmale Kanal, der den Dampfern die Durchfahrt gestattet und nicht breiter als ein mittleres Flußbett ist. Die Nähe des Festlandes ist es, die die Insel Leukas nach dem Ausspruche Homers „niedrig im Meer" = „am Festlande" liegen läßt. Denn die Alten stellten sich das Meer als Berg vor, dessen Steigung am Festlande beginnt, um draußen auf dem hohen Meer seinen Gipfel zu erreichen.

Heute ist mein Abschiedstag auf der schönen Halbinsel, in dem netten Kaiserhäuschen. Von drüben her sehe ich zum letzten Male das Wirtstöchterlein herüberfahren, sie steht allein in der kleinen Barke und rudert sich mit ihren kräftigen Armen heran. Beim Landen springt sie flink an das Ufer, befestigt das Boot und setzt sich dann den Wasserkrug, den sie am Brunnen füllen wird, auf das Haupt und sieht den antiken Amphorenträgerinnen nicht unähnlich. Ein freundliches „Kallispera" (Guten Abend) erklingt aus ihrem stets lächelnden Munde, als sie meiner ansichtig wurde. Ich aber klettere noch einmal hinauf auf den kleinen Berg und setze mich auf die vom wilden Gestrüpp überwucherten Steine. Die letzten Sonnenstrahlen liegen gegenüber auf Akarnanien. Noch ein Höhengipfel glänzt im Schein des scheidenden Tagesgestirns, im Abendrot des flammenden Sonnenwagens der geheimnisvollen, wild um die Erde sausenden Gorgo. Dann beginnt das Verglimmen des Tages, bald ist auch der letzte Bergesgipfel in das Dunkel der anbrechenden Nacht getaucht. Der Wind erhebt sich. Ich fröstele ... und wende mich zum Scheiden ...

Karl Rösner (Athen)

Deutschtum in Südamerika

Fast ein halbes Jahr war ich drüben und habe dort eine erstaunliche Entdeckung gemacht. Wirtschaftlich, kulturell und — sollte man es glauben? — sogar politisch bedeuten unsere Volksgenossen drüben weit, weit mehr, als ich jemals ahnte. Früher hätte man das nicht offen aussprechen dürfen. Denn warum? Durch englische und nordamerikanische Einflüsterungen wurden die Latein-Amerikaner, insonderheit die Brasilier, zu dem Argwohne geführt oder, wo er schon vorhanden war, darin bestärkt, daß eine deutsche Gefahr für sie am Horizont heraufdämmere. Heute glaubt niemand mehr daran. Die englische und die Yankee-Gefahr ist ja viel größer und dringlicher. Wenn Argentinier und Brasilier aber je an einen wiedererwachenden Einfluß des deutschen Elementes glauben sollten, so ist dies ihnen keineswegs ein unangenehmer Gedanke. Sie können dieses Element gegen London und Washington ausspielen.

Vor allem, um das Gewicht unsrer Landsleute drüben in das rechte Licht zu setzen: ihre Zahl ist reichlich doppelt so groß, als bisher insgemein angenommen wurde. Sie beträgt in Südamerika etwa eine Million. Davon entfallen allein auf Brasilien an die 800000. In unseren gangbaren Büchern war bislang von nur 350000 bis 400000 die Rede. Ich sprach mit verschiedenen Gewährsmännern, namentlich auch mit dem wohlbewanderten und, soviel ich weiß, auch drüben geborenen Dr. Ammon, der abwechselnd in Sao Bento und Rio de Janeiro wohnt, und ermittelte aus Gesprächen mit ihm obige Zahl; außerdem konnte ich sie aus Lesefrüchten erschließen. So ist ein ganz ausgezeichnetes Sammelwerk über das Deutschtum von Rio Grande und dessen Betätigungen in Kirche, Schule, Landwirtschaft, Industrie, Kunst und Presse erschienen zur Jahrhundertfeier der ersten Kolonien, die 1824 gegründet wurden. Und was findet man in diesem Werke? Rio Grande do Sul, einer der kleinsten Staaten Brasiliens, das fast so groß ist wie ganz Europa und — man hört es mit immer wiederholtem Staunen — ausgedehnter ist als die riesige angelsächsische Union in Nordamerika, beherbergt 290000 Deutsche. Dabei sind das nur diejenigen, die man kirchlich erfassen konnte; es wären also noch gar manche Tausende von solchen, namentlich von kürzlich erst Eingewanderten zu berücksichtigen, die noch keinen Anschluß gesucht haben. In dem noch kleineren Staate Santa Catharina mag die Zahl unserer Landsleute, zum Teil nach zuverlässigen Angaben, zum Teil gemäß glaubhaften Schätzungen, auf 190000 angegeben werden. Nun aber beherbergen auch Parana und Sao Paolo stattliche Mengen deutscher Siedler. In der Stadt Sao Paolo allein, die noch vor einem Menschenalter nur 35000 Seelen besaß, jetzt 820000 zählt und mit Riesenschritten der Million zustrebt, sollen 80000 Deutsche sein, was freilich übertrieben sein mag. In der Hauptstadt Rio wohnen nicht weniger als 9000 unserer Landsleute. Aber auch in den nördlicheren Staaten, wie in Espirito Santo, dem mindestens 16000 zugebilligt werden müssen, und in Minas Geraes sind gar viele Söhne Teuts versammelt. Ungemein schwanken die Schätzungen im Falle Argentiniens. Ich habe mit Gewährsmännern gesprochen, die 35000 für genug hielten (obwohl die Statistik allein bis 1908 bereits 40000 Einwanderer deutscher Zunge nachweist) und nenne eine andere Berechnung, die sich bis zu 190000 versteigt. Eigentlich ist es eine Seltsamkeit und beinahe ein Skandal, daß wir über eine so wichtige Frage so schlecht unterrichtet sind. In Buenos Aires gibt es doch wahrhaftig Mittel und Männer genug, um die Lösung des Rätsels zu erzwingen. Wir haben dort eine gute Anzahl von sehr reichen Kaufleuten unseres Stammes, die gern die Mittel für zweckentsprechende Untersuchungen hergeben würden, und die Jahr für Jahr dem wissenschaftlichen Verein reichlich beisteuern. Ferner wirkt dort der argentinische Volksbund, unter dem jovialen Obmanne, dem bayrischen Professor Wilfert. Heuer fand in Buenos Aires eine Tagung von Lehrern aus ganz Lateinisch Amerika statt. Die von uns angerührte Frage wäre eine würdige Aufgabe für sie gewesen. Aber auch das Reich sollte es als eine Schmach empfinden, daß es noch nicht einmal über die Zahl der Deutschen in einem der mächtigsten und weltpolitisch zukunftsreichsten Staate der Neuen Welt aufgeklärt ist; man muß ihm jedoch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es drauf und dran

ist, sich diese Aufklärung durch eigene Tatkraft zu verschaffen, daß es jüngst verschiedene Sendungen veranlaßt hat, um die Verhältnisse unserer Landsleute in Argentinien zu studieren. Das X des Problems sind offenbar die Deutschrussen. Überhaupt wird man wohl darin am ehesten das Geheimnis der gemeldeten Schwankungen zu suchen haben, daß bisher zu einseitig nur die Reichsdeutschen, viel weniger die Deutschösterreicher und Deutschschweizer und fast gar nicht die Deutschrussen beachtet worden sind. Es scheint, daß die Zahl der letzteren allein 75000—100000 erreiche. Sie wohnen meist in Gebieten, die von Eisenbahnen gar nicht oder nur unzureichend durchschnitten oder berührt werden. So läßt sich erklären, daß sie bisher so gut wie unzugänglich waren und beinahe gar nicht besucht wurden. Erst im Jahre 1926 hat die La-Plata-Zeitung den begrüßenswerten Schritt unternommen, die Niederlassungen und Dörfer der Deutschrussen durch einen Sonderberichterstatter ausführlich erforschen zu lassen. Das Urteil über sie lautet nicht gerade günstig: sie seien fremdenfeindlich und sogar deutschfeindlich, seien schmutzig und rückständig. Was den Schmutz betrifft, so sind sie fast ausschließlich Bauern, und mit Bügelfalte und Lackschuhen kann ein Bauer nicht auf einen Misthaufen steigen, und mit einem seidenen Kleid kann eine Bäuerin nicht die Kühe melken. Die Fremdenfeindlichkeit ist zum Teil auf Scheu vor den Steuereinnehmern zurückzuführen. Daß sie von den Reichsdeutschen noch im Weltkriege nicht viel wissen wollten, trifft allerdings zu. Sie wiesen Besucher, die in ihre Stuben getreten waren, auf ein dort hängendes Bild des Zaren und erklärten: Das ist unser Mann! Seit dem Zusammenbruche Rußlands jedoch sind sie entschieden geneigter geworden, sich ebenfalls als Söhne der gemeinsamen großen Mutter Germania zu fühlen. Die Rückständigkeit endlich ist ebenfalls zwar eine Tatsache, wie denn die Pfarrer, einerlei ob evangelisch oder katholisch, sogar den Zustrom von Zeitungen möglichst unterdrücken, damit ihre Pflegebefohlenen ja nicht durch fremde Gedanken getrübet werden; allein vom völkischen Standpunkte aus kann jene Rückständigkeit nur als Segen empfunden werden. Genau wie jene Bauern, als sie noch an der Wolga, in Kaukasien oder Wolhynien saßen, wohin ihre Ahnen seit rund 1760 gekommen sind, kein Wort Russisch lernten, so verstehen jetzt deren Nachfahren, die nach Argentinien und Südbrasilien zogen, kein Wort Spanisch oder Portugiesisch.

In Chile kann die Zahl unserer Volksgenossen auf etwa 30000 geschätzt werden. Es sind viele Schweizer dabei. In Peru, das bei seiner jüngsten Reise der Altkanzler Luther als besonders wünschenswertes Wanderziel für Deutsche empfahl, ist die Zahl zurzeit unbekannt. Es haben sich nach dem Kriege viele Abenteurer dorthin gewendet, die sich der Statistik entziehen. Über die nördlichsten Staaten gibt am besten eine Schrift von Wilhelm Winzer Auskunft, die im Verlage Lehmann erschien. Sie wurde zwar schon vor mehr als zwei Jahrzehnten abgefaßt, ist aber heute noch wertvoll. Endlich Bolivia, das einzige Binnenland Südamerikas, das, solange wenigstens der Streit mit Chile um Antofagasta und Tacna nicht bereinigt ist, keine Berührung mit der See hat. Auch dort ist die Menge unserer Landsleute in letzter Zeit gewachsen. Es dürfte bekannt sein, daß ein deutscher Generalstabsoffizier, der im Weltkriege die Ostabteilung des Stabes unter General Hoffmann verstärkte, Kundt, jetzt Oberbefehlshaber des bolivianischen Heeres ist.

Das auffallende Überschreiten der Ziffern, die vor dem Weltkriege Gültigkeit hatten, erklärt sich durch die Fruchtbarkeit der Kolonisten und durch die starke Auswanderung, die nach dem Kriege eingesetzt hat. In Südbrasilien sind deutsche Mütter mit achtzehn und zwanzig Kindern nicht ganz selten. Als Durchschnitt der Familie werden zehn Kinder angenommen. Die Sterblichkeit, die sonstwo, wie in Ägypten — dort sterben im Durchschnitt von fünfzehn Kindern zehn im Säuglingsalter — der großen Geburtenzahl entgegenwirkt, ist in Südbrasilien äußerst gering. Ich habe eine Statistik von Santa Catharina gelesen und habe als besonders merkwürdig in einem Distrikte gefunden, daß auf hundert Bewohner (und das sind meist Deutsche) nicht weniger als sechs Geburten entfielen und weniger als ein Todesfall in einem Jahre. Das sind Verhältnisse und das ist eine Spannung, so glücklich, wie in kaum irgendeinem anderen Bezirke der Welt. Dazu kommt die Auswanderung. Sie ist seit der Vorkriegszeit auf das Fünf- und Zehnfache ge-

stiegen. Sie beträgt heutzutage für Argentinien ungefähr zehntausend, für Brasilien zwanzigtausend. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß sie durch eine auffallend starke Rückwanderung zum Teil wieder wettgemacht wird. Es gab sogar einzelne Jahre, in denen die Rückwanderung der Einwanderung entweder beinahe gleichkam oder sie sogar übertraf. Das ist immerhin von allen denen zu beherzigen, die da wähnen, man müßte unbedingt und in kürzester Frist drüben ein wohlhabender Mann werden. So leicht liegen die Verhältnisse nicht. Der Enttäuschten gibt es genug. Wie viele verlassen schon nach einem Vierteljahre wieder den brasilischen Urwald! Ich bin selbst mit einem Ehepaare zurückgefahren, das schon nach sechs Wochen entrüstet heimkehrte, und habe von einem jungen Manne gehört, der am Donnerstag als Europamüder anlangte und schon am folgenden Dienstag als Amerikamüder wieder in See stach.

Das führt darauf, daß leider der Stoff unserer Auswanderung bedauerlich viel schlechter geworden ist. Drüben klagt man allgemein darüber und nicht selten mit übertriebenen Worten. Man erklärt: was jetzt von Mitteleuropa komme, das seien lauter Bolschewisten. Reichlich 90% der deutschen Einwanderer seien unerträgliche Gesellen, anmaßend, anspruchsvoll und jedenfalls für die Landwirtschaft unbrauchbar. Das trifft leider in vielen Fällen zu. Auf der anderen Seite stellen die Ankömmlinge der jüngsten Jahre doch auch eine recht dankenswerte Ergänzung für die alteingesessenen Landsleute dar. Gar manche von ihnen haben den Krieg an allen möglichen Fronten mitgemacht und bringen alle möglichen Kenntnisse, Erfahrungen und Fertigkeiten mit. Sie bringen die Eingesessenen mit der großen Welt draußen wieder in engere Berührung und versetzen die alten Siedler, die immerhin etwas eingerostet und weltfremd geworden sind, in fruchtbare Erregung und Bewegung. Vor allem aber dienen sie dazu, das Deutschtum da, wo es schwankend oder gar haltlos geworden, wo es in Gefahr steht, sich selbst zu verlieren und in das Brasileirotum zu versinken, zur heimischen Art zurückzuziehen, es zu befestigen und neu zu beleben. Umgekehrt sind die Ansichten der Zugewanderten über die Altdeutschen auch nicht gerade sehr begeistert. Sie werfen ihnen zahllose Dummheiten, Fehler und Laster vor und verfallen zweifellos nicht minder einer maßlosen Übertreibung.

Wenn man unsere Landsleute, die drüben geboren und, allein durch den Zwang der Lage, durch die geographische Notwendigkeit, zu Amerikanern erwachsen sind, richtig beurteilen will, so muß man vor allen Dingen bedenken, daß sie gar keinen Grund haben, dem Vaterlande, das sie oder ihre Ahnen ausstieß, dankbar zu sein. Hinausgetrieben wurden sie in erster Linie, weil sie daheim nicht genug verdienen konnten, nicht satt zu essen bekamen. Und wie erbärmlich war damals das Los der Auswanderer, gleich in den ersten Monaten, während der Fahrt auf entsetzlichen halbwracken Segelschiffen, und dann mittel- und ratlos im Urwald! Weiterhin, wie viele glühende Vorkämpfer für deutsche Freiheit und Einheit, wieviele Hambacher oder 1832er und hierauf 1848er sind, weil das Vaterland für ihre Gedanken noch nicht reif war, in die Fremde gezogen! Ein besonders trüber, kaum bekannter Fall ist folgender: Als die Erhebung von 1848 zusammengebrochen war und, im Zusammenhang damit, der sich langsam hinschleppende Krieg gegen Dänemark aufgegeben werden sollte, da waren der preußischen Regierung die Freiwilligen, die für Schleswig und Holstein fochten, als unbequeme Schwärmer nachgerade lästig, und so beschloß sie, irgendwie sich der begeisterten Patrioten zu entledigen. Mit Freuden ging sie auf das Angebot der brasilischen Regierung ein, Söldner für eine neu aufzustellende deutsch-brasilische Legion anzuwerben. Das geschah denn in großem Maßstabe. Viele unserer Landsleute, die später eine maßgebende Rolle drüben spielten, sind auf diese Weise nach Brasilien gelangt, so der bedeutende Politiker von Kőseritz. Überdies war das bereits der zweite Fall. Eine ganz ähnliche Legion hatte sich schon 1821 aufgetan für den Krieg gegen Argentinien, das dem nördlichen Staate Rio Grande und die Banda Oriental, das heutige Uruguay, streitig machte. Aber noch mehr! Im Jahre 1924 wiederholte sich noch einmal das für uns so schmerzliche Trauerspiel. In Sao Paolo focht eine deutsche Legion monatelang für die Rebellen gegen die Zentralregie-

rung und ward beinahe bis auf den letzten Mann aufgerieben. Wann werden wir aufhören, unser Blut für fremden Nutzen zu verspritzen?

Es ist die größte Dummheit, bei inneren Wirren amerikanischer Staaten, bei fremden Bürgerkriegen Partei zu ergreifen. Man verschüttet es dadurch meist mit zwei Parteien zugleich, da in der Regel diese sich aussöhnen und die fremden Landsknechte preisgeben. Und außerdem noch mit den eigenen Landsleuten, die mit Recht in einer solchen Parteinahme eine Schädigung ihrer Stellung im allgemeinen und ihrer geschäftlichen Interessen im besondern erblicken. Allein auch jetzt noch sind einige Deutsche im Heere des abenteuerlichen Rebellenführers Prestes, der die Taten der Zehntausend des Xenophon und, der Ausdehnung seiner Züge nach, sogar die Lettow-Vorbecks hinter sich läßt. Er hat über achttausend Kilometer kreuz und quer durch das Riesenreich vom Rio grande bis Amazonas, und von da nach Espirito Santo zurückgelegt, worauf er einen Haken schlug und sich nach Matto Grosso wandte. Immer durch feindliche Indianerstämme und undurchdringliche Urwälder wandelnd, ohne Hilfsmittel, ohne Munitionsnachschub, schlug Prestes einen neuen Haken und ging wiederum der Küste zu. Kürzlich ist der merkwürdige Mann, in dem einige schon den künftigen Generalissimus des Bundesheeres erblicken, in Minas Geraes angelangt und hat dort eine neue Republik ausgerufen. Er ist sicherlich ein strategisches Genie, und wir werden wohl noch von ihm hören. Ende November brach übrigens eine neue Revolution in Rio Grande aus.

Also, um den Faden wieder aufzunehmen, unsere Auswanderer hatten Ursache genug, an ihre Heimat, die sie in Not und Elend hinausstieß und sich auch später ein halbes Jahrhundert lang kaum um sie kümmerte, mit liebevollem Herzen zurückzudenken. Um so rühmlicher, daß sie trotzdem der Heimat nicht nur nicht vergaßen, sondern in treuer Anhänglichkeit sie sogar unterstützten, wenn sie in Not geriet. Das zeigte sich schon 1870, als erkleckliche Sammlungen für das Rote Kreuz aus ganz Amerika eingingen; das zeigte sich aufs neue während des Weltkrieges und dann noch bei der Ruhrhilfe. Einzig und allein das Deutschtum von Porto Alegre hat für diese Hilfe zwei Drittel Millionen Mark aufgebracht, und es wäre nur zu wünschen gewesen, daß diese Gelder besser verwandt worden wären. Damit aber noch nicht genug, sind auch sehr viele unserer Volksgenossen, die drüben das Licht der Welt erblickten, in den Weltkrieg gezogen — unter den üblichen Hemmungen, in Verkleidung, mit Abenteuern und Gefahren, um selber für die alte Heimat zu kämpfen. So kenne ich persönlich einen Weinbergbesitzer in Chile und einen anderen wohlhabenden Mann von ebendort, Sohn einer der größten Handelsfirmen, die durch keinerlei gesetzliche Verpflichtungen gezwungen waren, sich zu stellen, und die drüben wie bisher herrlich und in Freuden hätten weiterleben können: beide zögerten keinen Augenblick, das zu tun, was sie für ihre klare Pflicht hielten, und es freut mich nur, erzählen zu können, daß beide nach vier Jahren unaufhörlicher Gefechte wohlbehalten wieder nach Chile zurückgekehrt sind.

Im einzelnen sind die Verhältnisse außerordentlich verschieden. In Argentinien sind die Deutschen wirtschaftlich am mächtigsten; dafür sind ihre zusammenhängenden Niederlassungen, wenn man von den Dörfern der Russen absieht, bisher nur geringfügig. Sie befinden sich hauptsächlich im Norden, bei Santa Fé, in Eldorado (Provinz Misiones) und im Chaco, im Süden besonders in Nordpatagonien, zwischen Rio Negro und Chubut. In Chile haben die Städte Concepcion und Valdivia eine starke deutsche Minderheit. In der Nähe von Puerto Montt und an den Westhängen des hochragenden, stets mit Schnee bedeckten Tronador sind zahlreiche Dörfer mit rein deutscher Bevölkerung. Allein um den Llanique-See, der ebenso malerisch und noch ausgedehnter ist wie der Bodensee, sind wohl zwei Dutzend deutscher Dörfer. In den anderen Staaten ist das Deutschtum, mit wenigen Ausnahmen, zerstreut und in der Hauptsache städtisch. Die Aussichten für bäuerliche und städtische Siedler sind begreiflicherweise verschieden. Draußen auf dem Lande können sich unsere Bauern, zumal wenn sie in größerer Zahl zusammenwohnen, mühelos in ihrer Eigenart behaupten. Wer sich dagegen in einer Stadt angesiedelt hat, wird täglich und stündlich

von einem Meere fremden Lebens umbrandet, und seine Sprache und Eigenart wird allmählich, wenn nicht im ersten, so doch im zweiten Geschlechte hinweggeschwemmt.

Weitaus am mannigfaltigsten, den ungeheuren Verschiedenheiten des Klimas und der Bodengestaltung entsprechend, sind die Dinge in Brasilien. Wirtschaftlich und kulturell. In der Bundeshauptstadt, Rio, wird eifrig Kunst und Wissenschaft gepflegt; in Santos, das an malerischem Reiz hinter Rio kaum zurücksteht, widmen unsere rührigen Kaufleute einen Teil ihrer Zeit heiterem Lebensgenuß; in Sao Paolo gilt fast nichts als die nackte Jagd nach Geld, nach Erwerb. In Joinville — auf dem Lande gegründet, das der Prinz von Orleans-Joinville als Gemahl einer brasilischen Prinzessin zur Mitgift erhielt — walten wohlhabende Fabrikanten in behaglicher Verteilung von Arbeit und Erholung, in Blumenau vollends sind hochfliegende geniale Zecher, deren Lebenswandel an den eines Studentenbundes erinnert, Streben mit gehobener Geselligkeit vereinigend. Unermüdlicher Fleiß und aufregende Jagd im Urwald! Endlich in Rio Grande ein nüchternes, zurückhaltendes, nicht selten geradezu strenges Geschlecht, das in der Überlieferung von vor 1850 lebt, das an Zeichnungen Ludwig Richters gemahnt. Freilich wird auch dort die bedächtige Stille eines geruhsamen tugendhaften Wandels durch die Welle von Vergnügungssucht gestört, die jetzt die ganze Welt überflutet.

Mit den Deutschen Südamerikas geht es uns wie mit dem Anschluß an Österreich. Wir haben nicht danach zu fragen, was alles uns von unseren Volksgenossen trenne, und was für befremdliche oder unbequeme Eigenschaften diese haben mögen, sondern wir haben lediglich die Frage zu stellen: wie können wir mit ihnen wieder zusammenkommen? Wie können wir das Deutschtum Südamerikas wenigstens kulturell wieder mit der Heimat verknüpfen?

Dr. A. Wirth

Tagebuchblätter aus Brasilien

Sonntag im September

So sonntäglich still ist es draußen. Selbst kein heimatliches Glockenläuten dringt in diese Einsamkeit. Vor dem Haus unsere kleine Palmenallee, Eukalyptusgruppen, Maulbeer-, Apfelsinen- und Pfirsichbäume. Durch die offenen Fenster dringt der strenge, fremde Duft der blühenden Apfelsinenbäume herein, die zu gleicher Zeit noch Früchte tragen. Auf der weiten Steppe grasen Rinder und Pferde. Selbst die Hunde haben sich einmal beruhigt und blinzeln verschlafen nach dem fliegenden und krabbelnden Insektengewürm. Am Horizont einer der eigenartigen, weit über mannshohen Katteenzäune mit seinen riesigen drohenden Zeigefingern. Und Sonne überall. Die Hitze noch durchaus erträglich; wir haben ja auch erst Frühling. Aber was ist doch ein deutscher Frühling für ein ander Ding! Wenn durch den Schnee die ersten Schneeglöckchen vorschauen und dann die Veilchen. Wenn die Kinder mit Kätzchen heimziehen und später mit Kränzel von Frühlingsblumen. Und meine Himmelschlüsselwiese weit hinter unserm alten Städtchen daheim — laut jubeln könnte man vor Freude und sich mit beiden Armen hineinstürzen! Und überall fühlt und riecht man den Frühling. Herrgott, wie ist das doch schön, dies wiedererwachende Leben gegen dies ewige Gleichmaß hier in der Natur. Und dann der September daheim, um den wir jetzt kommen, wenn um unsere Berge der herbstliche Dunst lagert, von Sonnenstrahlen durchzittert, und wenn vor unserm Haus die Blätter gelbrot und müde niederfallen. Wenn die Sonne so ganz anders scheint als sonst, so als wollte sie einen trösten und beruhigen — — doch ich wollte ja eigentlich über Brasilien schreiben.

Heute sind wir gerade zwei Monate hier draußen in unserer Wildnis. Es war auch ein sonniger Sonntag, als wir mit dem kleinen, schmutzigen Dampfer von Porto Alegre abfuhren, den Jacuhy hinauf, einen stellenweise über einen Kilometer breiten Strom. Stundenlange Fahrt an flachen dicht bewachsenen Ufern entlang, einzelnen kleinen verwahrlosten Hütten oder Pfahl-

bauten, hie und da an Mais- und Reisfeldern vorbei, an Gruppen von Lima- und Apfelsinenbäumen, die in der Sonne wie mit goldenen Äpfeln behangen aussehen. In dem Flußhafen angelangt, übernachteten wir in dem Landhaus der Compagnia, einem südländischen weißen kleinen Bau. Bei den letzten vergoldenden Sonnenstrahlen holte ich zum erstenmal in Brasilien meine Geige hervor, und all die fremländischen Bäume und Vögel und Menschen draußen wunderten sich vielleicht nicht wenig über die Beethoven- und Schubert-Weisen, die da in den Abend hinausklangen. Die fremde Umgebung, die langen Reisewochen mit allen neuen und schönen, zum Teil wahrlich weniger schönen Eindrücken waren ganz vergessen für kurze Zeit; daheim in Deutschland war ich wieder. Ich glaubte, mein Mütterchen im gemütlichen Wohnzimmer in der Sofaecke hinter dem großen runden Tisch sitzen und lauschen zu sehen. — —

Am nächsten Morgen ging es mit dem Kohlenbähnchen der Compania durch den weiten Kamp von Südbrasilien. Endlose, sanft hüglige Grasflächen. Kleine, dichte Waldinseln und langgestreckte Buschwälder längs der Bäche und Flüsse unterbrechen hie und da das trostlose Einerlei. Wie farbige Punkte zerstreut über die weiten Kampflächen erscheinen Rinder und Pferde. Vor unserm zukünftigen Heim war großer Empfang. So hatte denn einstweilen unser Vagabundenleben mit den täglich neuen und interessanten Eindrücken nach genau fünfwöchiger Reise ein Ende und es galt für uns beide, sich in den neuen Verhältnissen zurechtzufinden.

Oktober

Heute wanderten wir über den Kamp. Stundenlang waren wir die einzigen Menschen weit und breit, und die ganze Trostlosigkeit der endlosen Steppenlandschaft kam uns wieder so recht zum Bewußtsein. Alles still und stumm, nur hie und da das kecke Rufen des Queroquero — ein Vogel, dessen Schrei klingt wie sein Name —, Scharen von Störchen und Flamingos, die wie zartrosa Wölkchen gegen den Himmel dahinflogen. Ab und zu verwesendes Rindvieh, über das sich die gewaltigen Aasgeier stürzen, und Rudel von Vogel Strauß, — die als Schlangenfresser nicht geschossen werden dürfen — prägen der ganzen Landschaft den Charakter der Öde und Einsamkeit noch mehr auf. Nur eine Lehmhütte. Davor machten wir im entsprechenden Abstand Halt und klatschten nach Landessitte — Ersatz für die Haustürglocke — in die Hände. In Brasilien, besonders auf dem Lande, herrscht noch das heilige Hausrecht: Kein Fremder darf ohne Erlaubnis sich dem Haus nähern, sonst läuft er Gefahr, niedergeschossen zu werden. Auf den gebräuchlichen Anruf: o da casa (jemand zu Haus?) kam ein alter Neger zum Vorschein, der, als er merkte, daß wir Deutsche sind, freudestrahlend in Hunsrücker Mundart ausrief: „Ach, da sin mer jo Landsleit!" Er ist als Sklave auf einer deutschen Kolonie geboren, dort aufgewachsen und freute sich jetzt sichtlich über das Wiedersehen mit „Landsleuten". Auf dem Rückweg beobachteten wir in einer der kleinen Waldinseln auf uralten breitästigen Figuereiros (Feigenbäume) Papageien mit ihrem häßlichen Geschrei. Die Dunkelheit bricht hier schnell herein, und schon lag der Kamp im weithin vergoldenden Licht der feurigrot untergehenden Sonne. Der Himmel weithin gelbflammend und groß.

18. Oktober

Meinen Geburtstag feiere ich heute unter Palmen. Das Leben spielt sich hier ab wie in „Wildwest", nur sind hier statt der nordamerikanischen Cowboys die Gauchos — wie die Bewohner von Rio Grande do Sul genannt werden — mit ihren breiten Schlapphüten, den Dolch im Gürtel. Auf ihren kleinen flinken Pferden, den Lasso aufgeschnallt, jagen sie durch die Steppe, um Rinder und Pferde einzufangen. Selbst ganz kleine Knirpse sitzen schon wie festgewachsen auf dem Gaul, und im wilden Galopp geht's über den Kamp.

Einsam liegt die Grube, fern von andern menschlichen Behausungen, die nächste Siedlung 15 km entfernt. Es ist die größte Steinkohlengrube ganz Brasiliens; das will allerdings noch nicht viel besagen, da der Kohlenbergbau dieses Landes, das die Hälfte ganz Süd-Amerikas einnimmt, erst während des Krieges anfing, sich richtig zu entwickeln. Jetzt soll die Kohlenförderung

mit aller Macht gesteigert werden. Zu dem Zweck werden große Neubauten geplant, moderne Maschinen und Kesselanlagen bestellt und beschafft und neue Methoden der Gewinnung und Förderung der Kohle unter Tage eingeführt. Die Arbeiter sind aus aller Herren Länder hier zusammengewürfelt, besonders viel Spanier darunter. Außer den Grubenanlagen und einigen wenigen Beamtenhäusern die oft halb verfallenen und verwahrlosten Holz- und Lehmhütten der Arbeiter. Die Wohnungsverhältnisse sind ganz trostlos hier, was von deutschen Arbeitern härter empfunden wird, da sie in dieser Hinsicht naturgemäß verwöhnter sind als Südländer. Manche Familien mußten schon wochenlang ohne ein Dach überm Kopf hausen. In den Lehmböden der Zimmer bleiben die Leute zur Regenzeit oft mit ihren Holzschlappen stecken. Ein frischer Oberbayer erzählte mir gestern: „Woan's reagnen tuat, spann i halt allweil mein Regenschirm im Bett auf." Wer die Sache so mit Humor aufnehmen kann, ist hier gut dran. Da die meisten dieser Hütten gänzlich verwanzt sind, haben die Einwanderer auch darunter viel zu leiden. Wie mir erzählt wurde, handelt es sich hierzuland um „heilige Tiere", die nicht getötet werden dürfen! Dabei ist es natürlich fast unmöglich, in einer Hütte diese lästigen Mitbewohner fernzuhalten.

Kürzlich wurde einem deutschen Angestellten die eine Hauswand vom Sturm mitgenommen. An derlei Kleinigkeiten muß man sich hierzuland gewöhnen. Obgleich wir „hochvornehm" wohnen, im Verwaltungsgebäude, wird mir bei Regenwetter auch die Suppe gewässert. Abschreckend wirken die schlechten hygienischen Verhältnisse, z. B. Mangel an Aborten nicht nur in der Grube, sondern auch über Tage, Mangel an Wasser, besonders an keimfreiem Trinkwasser, dabei die große Hitze; vielfach — oft ganz nahe der Haustür — verwesendes Vieh, für dessen Wegschaffen niemand sorgt.

Kennzeichnend für die hiesige Bevölkerung ist eine kleine Erzählung eines Jesuitenpaters, der viel im Lande herumkommt. Da trifft er eines Tages in einer armseligen Hütte einen alten Mann, der in einer Ecke auf dem Boden kauert. Weder Tisch noch Stuhl, noch sonst ein Möbelstück in der Hütte. In der einen Ecke platscht der Regen in Strömen durch das verfallene Dach. Auf des Paters Frage, ob er denn nicht das Dach ausbessern wollte, meint der Alte: „Ach, ich habe ja noch drei Ecken!"

Die Bewohner lebten Jahrhunderte hindurch am Rande des Urwaldes, ohne Land und Wald auszunützen. Dann kamen Europäer, Land wurde urbar gemacht, blühende Kolonien entstanden. Aber auch dies Beispiel konnte die Abkömmlinge der Ureinwohner nicht anspornen. Sie sind von Natur genügsam, schwarze Bohnen und Reis sind ihr tägliches Gericht. Auch die eingeborenen Grubenarbeiter sind nicht anders. Gelingt es ihnen z. B. einmal, mit dem Verdienst eines halben Monats den nötigen Lebensunterhalt für den ganzen Monat zu fristen, so bleiben sie die übrigen 14 Tage ohne Arbeit zu Hause. Ja, Bedürfnislosigkeit ist ein schön Ding, kann aber auch Hemmung jeglichen Fortschritts sein!

26. Oktober

Eben haben die Frösche pünktlich mit ihrem täglichen Abendkonzert begonnen. All die bunten, fremden Vögel sind schlafen gegangen; die großen grauen, die so kunstvolle Nester aus Lehm bauen mit mehreren Kammern und daher Joaõ de barro (Lehmhannes) genannt werden, dann die kleinen Kardinäle mit ganz grellroten Köpfchen, die grünlichgelben wilden Kanarienvögel, die weißen, die wie die Schneevöglein aus dem Märchenland aussehen, ferner die winzig kleinen, in allen Farben schillernden Kolibris, die wie schwirrende Käfer von Blume zu Blume flattern und ihren langen spitzen Schnabel in jede Blüte tauchen. So ganz anders singen und locken die Vögel als bei uns daheim. Ich möchte zuweilen gar gern einen richtigen Dreckspatz schimpfen hören. Die kommen hier scheint's nur ungefiedert vor! —

Gestern waren wir am Arroio dos Ratos (Rattenfluß), — eine halbe Stunde von hier zu Pferd — dessen Ufer streckenweise mit dichtem Wald bestanden sind. In den Baumriesen treiben hauptsächlich die Brüllaffen ihr Wesen, die am Morgen und Abend, aber auch am Tage, wenn Regenwetter im Anzug ist, das schauerliche Konzert anstimmen, das den Tieren ihren bezeich-

nenden Namen gegeben hat. An den Flußufern leben auch Wasserschweine in Herden; verfolgt, suchen sie im Wasser Rettung. Die giftigsten Schlangen in hiesiger Gegend sind die der Farbe des Bodens angepaßte Jararaca und die farbenprächtige Korallenschlange. „Willst dau Hannes no Brasilie ziehe, wo dich die Schlange und die Affe kriehe." Gar so schlimm, wie der Hunsrückdichter Rottmann es in seinem hübschen Gedicht sagt, ist es nun doch nicht, vor allen Dingen, wenn man über den Kamp reitet; und in Brasilien reitet außerhalb der Stadt ja schließlich alles, selbst die Kinder reiten in den deutschen Kolonien zur Schule. Fußgänger sind durch die kniehohen dort unentbehrlichen Stiefel gesichert, weil die Schlange, wenn sie gereizt ist, selten höher als bis zur Kniehöhe emporschnellt.

Vorige Woche waren wir an einem nahen Sumpf auf vergeblicher Krokodiljagd. Heute wurde mir nun von einem alten Spanier, der es schlauer angefangen hatte als wir, die Haut gebracht, die ich jetzt mit Salz präpariere. Andere Bewohner der Kampgegend sind Gürteltiere, deren Fleisch gut schmecken soll, Ameisenbären, Stinktiere. Eine große Plage, vielleicht der größte Feind des Menschen in Brasilien, sind die Ameisen; breite lange Straßen, auf denen es von schwerbeladenen, großen und kleinen Ameisen wimmelt, führen kreuz und quer durch die Gegend. Die großen Blattabschneider sind besonders gefürchtet, sie berauben in einer Nacht ganze Bäume ihrer Blätter und verhindern fast jeglichen Anbau von Gemüse. Nur ein Mittel scheint es zu ihrer Vertilgung zu geben, das aber für die Leute vielfach zu teuer ist: Arsendämpfe, die durch einen Blasebalg vermittels brennender Holzkohle in die sich oft viele Meter weit unterirdisch hinziehenden Ameisengänge und Wohnungen eingepreßt werden. Andere Ameisen dringen in die Häuser ein, klettern die Wände hoch, auf Tische und in Schränke und schleppen kiloweise Reis usw. fort. Ich habe in meiner Küche Schrank- und Tischbeine in Blechtellern stehen, die mit Petroleum gefüllt sind, das einzige Mittel, um sich im Haus einigermaßen vor der Plage zu retten.

Es gibt immer wieder etwas Neues im täglichen Leben hier draußen, wenn es auch nur krabbelndes oder fliegendes Viehzeug ist: Seltene große Spinnen oder nächtlicher Besuch von Vampiren, eine Art von Fledermäusen, die Menschen und Tiere im Schlaf befallen und Blut aussaugen. Nur gut, daß wir nachts unter dem Moskitonetz vor derlei Überraschungen sicher sind.

30. Oktober

Ein besonderer Genuß ist es für uns, wenn wir spät abends auf unserer Veranda ausgestreckt dem Sabia zuhören können, einem Vogel, der ganz märchenhaft schön singt. Gar manchesmal wurde ich in stiller Nacht aufgeweckt und glaubte, einem Flötenspiel von wunderfeiner klarer, reiner Melodie zu lauschen, bis ich merkte, daß es der zauberhafte Gesang des Sabia war.

17. November

Im Portugiesischen mache ich allmählich Fortschritte. Die Franzosen sind durch die gleiche Rasse und Sprachverwandtschaft sehr im Vorteil hierzuland. Französische Zeitschriften und Bücher können mit Leichtigkeit von den Brasilianern verstanden werden, während es für uns mit großer Mühe und großen Kosten verbunden ist, mit unseren geistigen Erzeugnissen hier durchzudringen. Das gilt natürlich auch für die Propagandatätigkeit. Paris ist für die Brasilianer tonangebend, es ist für sie die Hauptstadt der Welt.

27. November

Hier sollen sich Hochzeitszüge und Begräbnisse zu Pferd abspielen. Gesehen habe ich es noch nicht. Es muß ein eigenartiger Anblick sein. Ich erinnere mich, daß wir damals bei einem Ausflug von Rio de Janeiro nach dem gegenüberliegenden Nicteroy eine Beerdigung mit Autos sahen. Ein endlos langer Zug von Autos fuhr mit ziemlicher Geschwindigkeit an uns vorbei. Dem Ganzen wurde jede Feierlichkeit hauptsächlich durch das schnelle Fahren genommen.

4. Dezember

Der alte Franzisko ist ein Original. Aus Spanien ist er ausgewandert nach dem Tod seiner Frau. Mutterseelenallein haust er nun hier jahraus, jahrein in der uns benachbarten kleinen, schmutzigen Hütte und spielt den „Gärtner". Immer trifft man ihn mit seinem vergnüglichen,

zufriedenen Gesicht an, und unter seinem breitrandigen Hut schauen seine Äuglein zuweilen ganz verschmitzt hervor. Seine Hütte wird von Ziegen und Schweinen mehr bewohnt als von ihm selbst. Irgendwo draußen braut er sich seinen Kaffee oder sein Essen auf einem Holzfeuerchen und singt sich ein Liedchen dazu.

Die Tiere fühlen sich hier draußen ebenso berechtigt, die Hütten mitzubewohnen wie die Menschen. Schweine, Hunde, Ziegen, Hühner gehen in den Küchen aus und ein. Einer der deutschen Angestellten wohnt noch in der hiesigen Pensao. Daß ihm die Hühner täglich die Eier ins Bett legen, nimmt er schon als ganz selbstverständlich hin. Unter anderen kleinen platten Tierchen hat er allerdings mehr zu leiden.

13. Dezember

In manchem sind die Brasilianer sehr praktisch: Erstens die Art, wie sie die Wäsche waschen: einweichen, einseifen, in die Sonne hängen und auswaschen. Auf diese Weise wird sie ohne Kochen blütenweiß, die Sonne nimmt einem die Arbeit ab. Eine andere riesig praktische Einrichtung ist die Methode der Behandlung der Hühneraugen: Man schneidet ganz einfach da, wo's drückt, ein Stück aus dem oft eleganten Schuh. Es ist hier vielfach ein sonderbares Gemisch von modernster Zivilisation und halbwilder Gewohnheit.

Unser Neger, der Rubim, ist ein guter Kerl. Stolz erhobenen Hauptes schreitet er einher, und Spaß macht mir immer seine würdige Miene, wenn er mit hoheitsvollem Augenaufschlag sagt: Si, Senhora. Er ist ein Muster von Fleiß und Eifer. Ehrlich und immer gefällig. Nur keinen Kamm darf man liegen lassen, sonst probiert er einmal, wie das eigentlich geht. Als ich neulich krank war, war Rubim mir Mädchen für alles: Geschirr spülen, Böden schrubben usw. versteht er glänzend, doch das Essen koche ich lieber selbst, obgleich er versichert, daß er das ebenso gut versteht wie eine Frau. Sogar lesen und schreiben hat er gelernt, was er voller Stolz mir gleich begreiflich machte. Auch daß es ungefähr 18 Milreis (rund 9 Mark) gekostet hätte. Er bringt mir getreulich die schönsten, für uns so seltenen Blumen an und grinst über das ganze Gesicht, wenn er meine Freude sieht und noch mehr, wenn er meinen immerhin noch fehlerhaften portugiesischen Dank hört.

14. Dezember

Heute hörten wir, daß die Revolution, die nun schon ein Jahr lang Rio Grande do Sul in Atem hält und auf das Wirtschaftsleben hier schwer drückt, friedlich beigelegt sein soll. Durch die immer mehr sinkende brasilianische Währung sind die Preise für alles zum Leben Notwendige unverhältnismäßig mehr gestiegen als die Löhne, was auch hier auf der Grube große Unzufriedenheit und Unruhe unter den Arbeitern hervorruft.

19. Dezember

Das Feigenblatt war doch eine praktische Kleidung — —! Und daheim in Deutschland werden sie jetzt am warmen Ofen zusammenrücken und ein weihnachtlich Dämmerstündchen halten, wenn draußen der Schnee auf den Dächern liegt; und wie es auf der anderen Seite der Erde aussieht, das wird man sich bei steifen Fingern und kalten Ohren wohl kaum recht vorstellen können. Weithin das glühende Kampland, die Luft von Sonnenglut durchzittert; um unser weißes, weißes Haus nur kurze Schatten von Bambus, Palmen und Apfelsinenbäumen, sonst überall sengende Sonne, tiefblauer Himmel, fremdartiger Vögel Gezwitscher und fremdländischer Blumenduft. Und anstatt der klarkalten Nächte mit unserem schönen heimatlichen Sternenhimmel, hier die sternklare Sommernacht mit dem leuchtenden Kreuz des Südens. Das Licht unzähliger Feuerkäfer blitzt ringsum auf über Bäumen und Büschen, als wenn Sternlein zur Erde fallen und wieder aufsteigen. Reglose Stille. Schwüle. Weit offene Verandatüren. Und im Gedenken an die Heimat zieht ein altes deutsches Weihnachtslied hinaus in die südliche Sommernacht. Wenn nun auch in dieser Umgebung der Knecht Ruprecht mit Pelzmantel und dicken Fausthandschuhen ein Ding der Unmöglichkeit ist und eine richtige Vorweihnachtsstimmung nicht aufkommen kann, so lasse ich es mir doch nicht nehmen, einige Weihnachtsvorbereitungen zu

treffen: Gutsel backen und bunte Paketchen machen für einige Deutsche hier, die fern von der Heimat feiern. Einen deutschen Weihnachtsgruß sollen sie alle haben. Wir wollen die Feiertage oben in der Serra, oder genauer der Serra Geral verbringen; das sind die Höhen, die wir auf unseren Fahrten auf dem west-östlich fließenden Jacuhy im Norden den Horizont begrenzen sehen. Es ist der Abfall des flachen Hochlandes, das den ganzen Norden von Rio Grande do Sul einnimmt, zu dem südlichen Tiefland (Campanha), in dem wir leben. Der Höhenunterschied zwischen Hoch- und Tiefland beträgt über 800 m. Der Wechsel zwischen Tag- und Nachttemperatur ist da schon recht beträchtlich, daher ist die Serra in der heißesten Zeit des Jahres (Dezember bis Februar) für Erholungsaufenthalt besonders geeignet und viel besucht.

Weihnachten

Heute will ich davon erzählen, wie wir Weihnachten am Rand des Urwaldes feierten. Von Porto Alegro fuhren wir am 23. nach Sao Leopoldo, der ältesten deutschen Kolonie, in der sich genau vor hundert Jahren die ersten Deutschen ansiedelten. In einer richtigen Chaise, die beinah auch vor hundert Jahren hätte miteingewandert sein können, ging's über ganz grauenhaft holpriges Pflaster nach unserem Quartier, wo wir uns in unsagbar schmutzigen Betten eine Nacht mit Wanzen und Moskitos herumschlugen. O — das Reisen in Brasilien! Gefühl für Reinlichkeit ist hier ein gar lästig Ding.

Sao Leopoldo: Kleine, freundliche Stadt. Kino natürlich auch hier Mittelpunkt. Einige deutsche Fabriken (Streichhölzer, Fruchtsaft), große neue Kaserne, bekanntes deutsches Mädchenkolleg, sehr gute deutsche Buchhandlung und Druckerei.

Nächsten Tag sieben Stunden Bahnfahrt in die Serra, durch deutsche und italienische Kolonien bis zu einer kleinen Sommerfrische kurz vor Caxias, die eine deutsche Kolonistenfamilie dort eingerichtet hat. Die Besitzer sind echte, liebe Menschen, natürlich, frisch und herzlich. Kleine Holzhäuser für Gäste. Künstlich angelegter See zum Rudern und Schwimmen. Berge ringsum und Urwald. Kamen am Heiligen Abend an. Ich besorgte mir einen Pinienzweig, das einzige, was entfernt unserer Tanne ähnelt, steckte Lichtchen drauf und machte uns im Stübchen unseres Holzhauses einen Weihnachtstisch zurecht, einfach, schlicht, aber mit viel Liebe. Dann holte ich meine Geige — meinen ständigen Begleiter — hervor, und „Stille Nacht" klang's in die warme Sommernacht. Und wieviel treue Gedanken zogen mit hinaus weit übers Meer zu lieben deutschen Menschen! Nach unserer stillen, stimmungsvollen Weihnachtsfeier gingen wir hinüber in die kleine Holzkirche zum deutschen Gottesdienst. Durch die weit geöffneten Türen und Fenster drangen die Orgelklänge zu dem klaren Sternhimmel mit seinem strahlenden südlichen Kreuz wie Klänge aus einer anderen Welt. Und beim Verlesen der Weihnachtsgeschichte mit den so vertrauten heiligen Worten: Und es begab sich zur Zeit des Kaisers Augustus ... steigen all die Kindheitserinnerungen mit ihrem alten Weihnachtszauber vor einem auf: Das Dunkel des Kinderschlafzimmers mit der hellen Türritze, deren Schein nie so grell war, als wenn das Christkind nebenan den Baum putzte und mit dem Glöckchen klingelte; und das Dämmerstündchen vor dem Heiligen Abend, wenn die Bratäpfel auf dem Ofen schmorten und überall im Haus ein Huschen und Hantieren war. Und dann der Glanz, die Helle, der Weihnachtsbaum — — —. Gar bald wurden wir in die Wirklichkeit zurückversetzt, als uns beim Ausgang statt starrem Frost und knirschendem, glitzerndem Schnee die warme südliche Sommernacht erwartete.

Gleich am nächsten Tag strolchten wir mit einem Knüppel gegen die Schlangen bewaffnet durch den schmal gehauenen Pfad des Urwaldes. Das war wie ein Märchen. Dichtes, undurchdringliches Blätter- und Pflanzengewirr, uralte hohe Baumriesen, von Lianen überwuchert, hohe mächtige Baumfarne, an vorgeschichtliche Zeiten erinnernd. Tiefe Stille in dem Urwald-Dämmerlicht. Nur die fremden Vogelstimmen, das Sprudeln einer Quelle oder ein Rascheln im Laub unterbrachen das Schweigen. Hie und da dringt ein verirrter Sonnenstrahl durch das dichte Blätterdach und gemahnt einen daran, daß darüber noch ein blauer, blauer Himmel ist...

Friedel Weinmann-Blankenhagen

Am Grabe der ersten deutschen Flotte und ihres Admirals

(18. 8. 1852)

Karl Rudolf Brommy ruht in diesem Grabe,
Der ersten deutschen Flotte Admiral:
Gedenkt des Wackren und gedenkt der Zeiten,
An schöner Hoffnung reich und bittrer Täuschung ...

Wo der ganz deutsch gebliebene Weserstrom, von Kilometer zu Kilometer gewaltig verbreitert, sich der freien Nordsee nähert, liegt ein einsames Grab. Die Stelle ist geweiht. Ein reiches deutsches Mannesleben ging hier gramvoll zur Rüste.

Hammelwarden heißt der Ort. Er liegt poetischer in der weiten, stillen Strom- und Marschenlandschaft des oldenburgischen Uferteiles, als sein Name ahnen läßt.

Der Lebensweg des Admirals der ersten deutschen Flotte deutet bezeichnend auf den Schicksalsgang Europas und des deutschen Vaterlandes. Der Leipziger Bromme tritt 1827 in die neugeschaffene Flotte des jungen Freiheitsstaates Griechenland und dient dem fremden Volk redlich bis 1843. Das Jahr 1849 sieht ihn als Mitglied der deutschen Marinekommission. Das Jahr 1848 war am Deutschen Bund, dem vom Wiener Kongreß Anno 1815 geschaffenen Staatengebilde, insofern nicht spurlos vorübergegangen, als die gescheiterten Reichseinigungsbestrebungen wenigstens den Bundesratsbeschluß des Baues einer eigenen Flotte zum Schutze des deutschen Handels zeitigten. Es bedurfte erst der beschämenden Probe aufs Exempel, ehe weitere Volkskreise den Wert und die Notwendigkeit einer Seemacht erkannten: Im dänischen Krieg (1848) vermochten bei dem Mangel deutscher Kriegsfahrzeuge wenige dänische Schiffe die deutschen (völlig ungeschützten) Häfen zu blockieren und alle Handelsschiffe wegzunehmen, was einen Sturm der Entrüstung erregte.

Die ersten Schritte zur Bildung einer deutschen Flotte taten Hamburger Reeder. Der alte stolze Hanseatengeist ging wieder vorbildlich voran. Die Frankfurter Reichsregierung nahm im Oktober 1848 die Flottenangelegenheit dann in eigene Hand, übernahm die Hamburger Kriegsschiffskäufe, in Amerika die „United States", in England die „Arkadia" und „Britannia" und bestellte ebendort die Avisos „Großherzog von Oldenburg" und „Frankfurt" sowie die Dampfkorvette „Ernst August".

Als Hauptstation bestimmte man den Weserhafen Brake. Zum Befehlshaber der jungen Flotte (mit nunmehr 11 Kriegsschiffen und 26 Kanonenbooten) wurde Kapitän Brommy ernannt. Er sah sich vor einer ebenso ehrenvollen wie schwierigen Aufgabe; denn die Verwaltung der Seezeugmeisterei unterstand ihm auch.

[Einen besseren Mann hätte man nicht wählen können. Ein Bericht des Ministers Duckwitz besagt über ihn: „Dem Kapitän Brommy war eine schwierige Aufgabe in der Einrichtung und Leitung der Seezeugmeisterei zugefallen, zumal er außerdem noch für die Armierung der Schiffe sorgen, auch das Kommando über die Flotte führen und die Mannschaften einüben sollte. Erwägt man alles dies, so wird man ermessen können, wieviel Dank das Vaterland diesem verdienten Manne schuldig ist, der mit unermüdlicher Sorgfalt es in kurzer Zeit dahin brachte, daß eine musterhafte Ordnung in der Verwaltung der Seezeugmeisterei herrscht und auf der Flotte eine ausgezeichnete Disziplin bei angemessener Freudigkeit der Mannschaft obwaltet."]

Welch ein Leben kam mit der stolzen deutschen Kriegsmarine (mit den Farben Schwarzrotgold) in die kleine Hafenstadt! „Vor dem Klippkanner Groden wurden drei Duc d'alben geschlagen, das Trockendock und nahebei eine Kaserne gebaut, Schuppen für Kanonen und Boote aufgeführt. Sonntags war gewöhnlich Konzert der Marine-Kapelle", berichtet der Braker Chronist frohlockend.

Wie hoffnungsvoll ließ sich alles an! Aber wie bald zeigte sich die Unhaltbarkeit der stolzen jungen Gründung! Wegen Geldmangels kam der Bau des zweiten nötigen Docks nicht zur Ausführung. Wegen Geldmangels mußten im März 1852 die zwei besten Schiffe an Preußen verpfändet und der Verkauf der übrigen beschlossen werden. Mit der Veräußerung wurde der Staatsrat Dr. Fischer betraut. Die von ihm hierzu erlassene Bekanntmachung verdient dem Gedächtnis der Lebenden und Späteren aufbewahrt zu bleiben: „Mittwoch, den 18. August, Mittags 12 Uhr, soll auf der Reede zu Brake die Seefregatte ‚Deutschland' mit allem Zubehör an den Meistbietenden gegen bare Zahlung unter Vorbehalt der Ratifikation der hohen Bundesbehörde öffentlich versteigert werden."

Für ganze 9000 Taler erwarb ein Bremer Kapitän das Schiff mit dem ach so billig gewordenen Namen. Die sechs Dampfkorvetten gingen für 238000 Taler nach London.

Ein Braker Bericht vom 11. Dezember 1852 sagt hierüber: „Mit dem heutigen Tage ist das Flottendrama ... ausgespielt. Die deutsche Flagge hat aufgehört auf unsrer Reede zu wehen. Englands stolzes Banner prangt an unseren früheren Kriegsschiffen. Die Fahrzeuge werden in den nächsten Tagen fertiggemacht und gegen Ende nächster Woche nach London abgehen. Wie wird man dort lachen und unsrer spotten, wenn unsre verkaufte deutsche Flotte die Themse hinaufsegelt! Wären unsre Schiffe als Opfer eines Orkans verschlungen, wären sie ein Raub der Flammen geworden, hätten sie im ehrlichen Kampfe vor dem überlegenen Feinde die Flagge streichen müssen — die Nachricht davon wäre eine Wohltat gewesen gegen das, was jedermann über diesen Verkauf hier und im weiten Lande empfindet."

(Wer denkt nicht an Scapa Flow?)

Die kurze biographische Notiz über Brommys weiteres Schicksal meldet: Er trat 1857 in österreichische Dienste und starb am 9. Januar 1860 zu St. Magnus bei Vegesack.

Der treue deutsche Mann starb an gebrochenem Herzen. Seine Leiche — in das Flaggtuch der „Barbarossa" gehüllt (das ihm die Damen von Brake gestiftet hatten) — ward am 13. Januar im Erbbegräbnis der Familie seiner Frau zu Hammelwarden beigesetzt.

Es vergingen fast vierzig Jahre, bis der unvergessene Marschendichter Allmers es durchsetzte, daß Brommy ein Denkmal über seinem Grabe errichtet ward. Jene Allmersschen Verse zu Eingang dieser Betrachtung sind auf dem Monument verewigt. „Und welche Wendung dann durch Gottes Fügung!" lautet der Schlußzeiler. Allmers schrieb ihn im stolzen Bewußtsein deutscher Größe um die Jahrhundertwende. Wir hatten eine große Flotte. Und wir wollen das Unsrige dazutun, daß wir noch den Vers als Neuerfüllung mitsprechen mögen: Und welche Wendung dann!

Das Notgeld, das die Stadt Brake zur Steuerung ihrer Geldnot wie so viele deutsche Städte herausgab, zeigt in schönen historischen Bildern das tragische Schicksal jener ersten deutschen Flotte und ihres Admirals in seiner stillen Gruft am deutschen Weserstrom.

Hans Schoenfeld

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Katholisches zum Fall Wittig

I.

Im Januarheft des „Türmer" (Heft 4, 1927) findet sich ein Aufsatz „Der Fall Wittig" von Albert Sexauer. Auf den Bericht über die Einzelheiten des kirchenbehördlichen Verfahrens gegen den Breslauer Universitätsprofessor soll nicht näher eingegangen werden, weil die Dokumente hierüber noch nicht vollständig veröffentlicht worden sind. Da der Verfasser jedoch im zweiten Fall betont, die Frage beanspruche das Interesse aller religiös Lebendigen, womit er ja zweifellos recht hat, dürfte es von Wert für die gegenseitige Verständigung der Konfessionen sein, den Fall Wittig an dieser Stelle auch einmal vom Standpunkte des dogmentreuen Katholiken zu beleuchten.

Der Gegensatz zwischen der Wittigschen Auffassung und dem kirchlichen Amt wurzelt in seinem tiefsten Grunde in der Frage: Ist in Sachen der Religion das deutlich fühlbare innere Erlebnis das Wichtigste, oder sind es die von Gott allgemein gültig geoffenbarten Wahrheiten? Anhänger des modernen Protestantismus verbinden vielfach mit dem Worte Dogma den Begriff von etwas Starrem, Verknöchertem. Was ist aber das Dogma anders als eine von Gott geoffenbarte Wahrheit, die auf besondere Weise der ganzen Christenheit zugänglich geworden ist? Schöpfen nicht unsere evangelischen Brüder und Schwestern, soweit sie auf dem Boden christlichen Offenbarungsglaubens stehen, ebenfalls starke religiöse Kräfte aus dem Dogma? Denn auch die Lehren von der Gottheit Christi, von der heiligen Dreieinigkeit, von der göttlichen Inspiration der Schrift sind dogmatische christliche Heilswahrheiten. Und ebenso gibt es von alters her feste, allgemein verpflichtende, von Gott selbst stammende geoffenbarte Sittengesetze, wie sie vor allem in den zehn Geboten und später in der Bergpredigt des Heilands niedergelegt worden sind.

Um eine Hüterin dieser allgemein gültigen Glaubens- und Sittenlehre zu schaffen, dazu hat der göttliche Heiland eine Kirche gestiftet, die auch eine äußerlich kennbare Organisation mit Gliederung und Ämtern sein soll, wie aus dem Bericht der Evangelien hervorgeht; denn bestimmte Personen, die Apostel und Jünger, werden mit besonderen Vollmachten ausgerüstet. Der Katholik trägt den frohen Glauben an die göttlich gestiftete Kirche in sich, die ihm durch Spendung der von Christus eingesetzten Sakramente besondere Gnadenschätze übermittelt und dadurch sein religiöses Leben stärkt und befruchtet. Wenn auch die katholische Kirche mehr klar formulierte Dogmen besitzt als die evangelische und wenn sie aus jahrhundertelanger seelsorgerischer Praxis heraus manche allgemein gültige Grundsätze für die Pflege eines geistlichen Lebens herausgearbeitet hat, so liegt darin für den, der in und mit ihr lebt, nichts Einengendes — im Gegenteil, dies alles führt ihn aus dem Bannkreis seines eigenen kleinen Ich hinaus in ein Reich von unendlicher Weite und Schönheit.

Wittig strebt in seinen Schriften danach, bestimmte allgemeine religiöse Wahrheiten von der Seite des persönlichen Erlebnisses aus neu erfassen zu lassen; er stellt sie damit gewissermaßen auf ein anderes Fundament. Der Verfasser des erwähnten Artikels führt charakteristische Stellen aus Wittigs Schriften an, die aus dem starken Gefühlsleben eines begnadeten Dichters herausgeboren sind und deshalb ihre hinreißende Wirkung auf den Leser nicht verfehlen. Aber gerade darum sollte eins bedacht werden: Wir leben nicht immer in einer Hochspannung religiösen Gefühls, auch die sogenannten „religiös Lebendigen" nicht. Alle im geistlichen Leben Erfahrenen

wissen von jenen schweren Zeiten der „geistlichen Trockenheit“ zu berichten, in denen das frohe, lebendige Gefühlsleben schweigt und nur der beharrliche Wille, der in einer festen Treue wurzelt, den Menschen noch vorwärts zu bringen vermag. Von solcher inneren Dürre sind auch ganz große religiöse Geister oft lange und schwer heimgesucht worden.

Gerade in den Zeiten, wo der Mensch sie sich nicht aus seinem Gefühlsleben heraus zu erbauen vermag, steht sie vor ihm in ihrer ganzen objektiven Wirklichkeit und vermag ihm auch jetzt, in seinem Zustande innerer Verlassenheit, durch die heiligen Sakramente sichere, göttliche, wenn auch nicht immer deutlich fühlbare Gnaden zu vermitteln. An den göttlichen Geboten, deren Hüterin sie ist, besitzt er zugleich auch bestimmte Richtlinien für sein Handeln. Der Mensch ist nun einmal von Natur aus nicht so geartet, daß er rein gefühlsmäßig mit Sicherheit das Richtige trifft. Wende man den Grundsatz „nur wo die Gesinnung böse ist, geschieht Sünde, für alles übrige übernimmt Gott die Verantwortung“ einmal auf einen konkreten Fall an. Danach würde z. B. ein Ehebruch, der in der Absicht geschähe, einen unglücklich Verheirateten über sein verfehltes Glück hinwegzutäuschen, keine Sünde sein. Der Mensch neigt von Natur dazu, eine verkehrte Handlungsweise durch scheinbar gute Gründe vor sich selbst zu rechtfertigen. Wird der an sich richtige Grundsatz, daß bei jeder Tat die Gesinnung die Hauptsache ist, überbetont, so ist der subjektiven Willkür Tür und Tor geöffnet.

Weil in Wittigs Schriften stellenweise ein so starker, einseitiger Nachdruck auf den Wert des fühlbaren persönlichen Erlebnisses gelegt wird, daß darüber die andere Seite der Religion, ihr Objektives, das von Gott allgemein gültig Geoffenbarte übersehn zu werden droht, und somit Verwirrung und Mißverständnisse entstehn können, darum hat die Kirche sie abgelehnt. Darin kennzeichnet sich keineswegs ein Prozeß der Verhärtung und Erstarrung, wie der Verfasser des erwähnten Artikels es meint, und ebensowenig ein Verschließen gegenüber einer größeren Lebensfülle. Zu allen Zeiten bis auf den heutigen Tag haben große, heilige seelische Erlebnisse innerhalb des katholischen Kirchentums vollen Raum gefunden, in inniger Verbindung mit dem Dogmenglauben, aus ihm herausgeboren, in seinem Lichte geklärt und zu wunderbarer Höhe emporgetragen. Der Verfasser erwähnt am Schluß des Artikels den heiligen Franz von Assisi, von dem er freilich meint, daß dessen Weg ihn schließlich aus der Kirche hätte hinausführen müssen. Das ist eine Verkennung der franziskanischen Frömmigkeit. Der große heilige Franziskus, der durch so außergewöhnliche innere Erlebnisse begnadet worden ist, wie sie kaum je einem Sterblichen zuteil geworden sind, hat bei alledem, was an Wunderbarem und Beglückendem in seiner Seele vor sich gegangen ist, nicht den sicheren Blick für das Göttliche verloren, das in der auch innerhalb der Seele bestehenden christlichen Kirche in lebendiger Wirksamkeit ist, und darum wollte er nie etwas anderes als ihr demütiger Sohn sein. Auch der neueren Zeit fehlt es innerhalb der katholischen Kirche nicht an Seelen mit überraschend religiöser Lebensfülle, wie es das Beispiel der modernen Mystikerin Lucie Christine beweist, deren geistliches Tagebuch vor einigen Jahren von Professor Guardini herausgegeben worden ist. Aber gerade darin zeigt sich die allumspannende Weite und Größe der katholischen Kirche, daß sie nicht nur die besonders begnadeten Geister in sich vereinigen will, sondern auch dem zu geben vermag, der nicht vom persönlichen starken Erlebnis geführt wird. So vermag sie ihre Sendung an den verschiedenartigst veranlagten Naturen zu erfüllen, an den Seelen, die überreich sind an religiöser Lebensfülle, sowie auch an denen, die sich geistlich arm fühlen und denen doch der Heiland das Himmelreich verheißen hat. Dr. Anna Sophie Herde

II.

Antwort: Auch-Katholisches zum „Fall Wittig“

Die Konstruktion einer Gehorsamsverweigerung scheint als Rechtfertigung für das Verhalten des kirchlichen Amtes gegen Wittig wurmstichig geworden zu sein; man scheint sich des Beines zu schämen, das man einem Arglosen gestellt hat; das Gewissen verlangt stichhaltige Recht-

fertigung. O wie man suchen muß! Wittig soll mit der Kirche im Gegensatz stehen in der Frage: „Ist in Sachen der Religion das deutlich fühlbare Erlebnis das Wichtigste, oder sind es die von Gott allgemein gültig geoffenbarten Wahrheiten?" — und zwar „weil in Wittigs Schriften stellenweise ein so starker einseitiger Nachdruck auf den Wert des fühlbaren persönlichen Erlebnisses gelegt wird, daß darüber die andere Seite der Religion, ihr Objektives, das von Gott allgemein gültig Geoffenbarte, übersehen zu werden droht und somit Verwirrung und Mißverständnisse entstehen können, darum lehnt die Kirche sie ab".

Wer Wittig wirklich kennt, muß darüber lachen. Zunächst schmeckt das „fühlbare persönliche Erlebnis" in dieser Aufmachung nach Sentimentalität, die einem nirgends gründlicher ausgetrieben wird als bei Wittig. Und dann zeigt sich in dieser Gegenüberstellung die ganze haltlose Künstelei eines gesuchten Gegensatzes. Erlebnis und allgemeingültige Offenbarung werden hier in Beziehung zu einander gebracht, gleichzeitig aber wieder getrennt und verabsolutiert, als ob es ein Erlebnis ohne Offenbarung gebe und als ob die Offenbarung ein anderes Ziel hätte, als dem Menschen in seinem Leben offenbar zu werden! Mit solcher Religionsanatomie reicht man an Wittig nicht heran. Er ist ein lebendiger Mensch und ein ganzer Mensch. Er kennt keine Einteilung der Religion nach Subjektivismus und Objektivismus. Er kennt nur den lebendigen Gott, der überall wirkt und sich nirgends hineinregieren läßt, und den gläubigen Menschen, der nicht durch besondere gefühlsmäßige Erlebnisse und Taborstunden, sondern durch stille Erfüllung seiner Alltagspflichten Gott von sich Besitz ergreifen läßt. Allerdings will Gott den ganzen Menschen haben, nicht nur seinen Geist, auch seine Seele und sein Herz, das mitfühlen und „miterleben" darf, das lachen und froh sein soll, das aber auch weinen darf. Wer so in Gott begründet ist, dem kommt es auf „geistige Dürre" und ihr Gegenteil gar nicht an; in Treue hält er still und sagt zu allen Spannungen ja, weil ja der lebendige Gott dahinter steht. Hier gibt es keinen Raum für Subjektivismus und Objektivismus, denn das göttlich Objektive soll Subjekt in uns und unser Subjekt soll ja göttliches Objekt werden. Das ist der lebendige Glaube, den Wittig hat, ein Mann der starken Wirklichkeiten, ein Mann, der zu seinem heutigen Schicksal ja sagt, ein Mann, der nicht inkognito auskneift, sondern der die Ächtung trägt. Und nun geht hin und wägt seine Religion nach ihren Essenzen grammweise ab!

Also darin kann ein Gegensatz zwischen Wittig und der Kirche nicht bestehen, weil es für Wittig eine solche Gegensetzung überhaupt nicht gibt. Gerade für die „dogmentreuen Katholiken" ist es beschämend und rührend zugleich, wie treu Wittig zu seiner Kirche hält, auch heute noch. „Ich bin katholisch und bleibe katholisch", war seine letzte Erklärung auf die Exkommunikation hin. Mit welcher Liebe hat er seiner Kirche gedient! Wie ist er ihren Spuren nachgegangen! Wo ein anderer nur noch Aberglauben und Geschmacklosigkeit sieht, hat er ihre ganze Schönheit enthüllt. Er hat uns gezeigt, wie sie die Mutter des Volkes ist, wie wir in sie hineinwachsen sollen und können, bis ihre göttliche Organisation zur Selbstverwirklichung unserer Seele wird. Und wie vielen hat er gezeigt, daß in den formulierten Dogmen nichts Einengendes zu liegen braucht, daß sie vielmehr aus dem Bannkreis des eigenen kleinen Ichs hinausführen können in ein Reich von unendlicher Weite und Schönheit. Wie habe ich mich seinerzeit gegen ihn gewehrt und gewunden, um vom Dogmenjoche, das ich abgeschüttelt hatte, freizubleiben, und wie hat er mich zurückgebogen, bis ich dieses Joch wieder schweigend auf mich nahm! Wie viele hat er der Kirche wieder zugeführt! Und für diesen treuesten ihrer Söhne hat die „katholische" Kirche, die sich ihrer „allumspannenden Weite und Größe" rühmt, keinen Platz, auch dann nicht, als er — immer wieder vergeblich — um genaue amtliche Nennung seiner Errores bat, damit er sie widerrufen könne. Und das soll keine Sünde wider das Leben sein? Es sind nicht nur Protestanten, die von Verknöcherung reden.

Aber wie die Mentalität der sogenannten dogmentreuen Katholiken in der Beurteilung des „Falles Wittig" sich im allgemeinen als wirklichkeitsfremd erweist, ebenso leblos und unfruchtbar zeigt sie sich in der Beurteilung seiner sittlichen Forderungen. Der von Fräulein Dr. Anna

Sophie Herde erwähnte konkrete Fall ist ein klassisches Beispiel dafür. Während Wittig nichts will als den Willen Gottes tun, der in den Anforderungen des jeweiligen Tages an ihn herantritt, zieht man aus seinen lebendigen Schriften einen Satz heraus und gibt ihn der Willkür der Unreifen preis, macht ihn zur Richtschnur, als ob man sein Leben selbst danach konstruieren könnte, und erhebt ihn zum Götzen, der den Willen Gottes glatt für sich beschlagnahmt! Es ist der Satz: „Nur wo die Gesinnung böse ist, geschieht Sünde; für alles Übrige übernimmt Gott die Verantwortung." Dieser Satz ist für jeden Menschen eine Erlösung aus der Vergangenheit, aber kein Freibrief für eigene Willkür. Mit demselben Recht könnte der religiöse Freibeuter den Satz des hl. Augustinus: „Ama et fac quod vis" (Liebe und tu, was du willst) für sich ausnützen, und mit demselben Unrecht dürfte man dem Ehebruchbeispiel des Fräulein Dr. Anna Sophie Herde dieses Motto als Rechtfertigungsüberschrift geben. Zum Glück für Augustinus ist es eine anachronistische Unmöglichkeit, ihn als „Luther redivivus" dafür abzutun. Ihr Buchstabenmenschen, glaubt ihr im Ernst an solche Schlußfolgerungen? Informiert euch bei eurem Gewährsmann Wittig; es wird euch Hören und Sehen vergehen! Ein „verfehltes Glück" sentimental tragisch zu nehmen, wird euch Wittig ausreden; er wird euch zeigen, wie man Ehekreuze trägt! Sich oder andere vollends darüber „hinwegtäuschen" zu wollen, anstatt es demütig als Lebensgeschenk Gottes zu ergreifen und ja dazu zu sagen, wird am allerwenigsten Wittig als heilsame und gute Gesinnung anerkennen. Sittlich Impotente können bei ihm wohl Aufrichtung, Heilung und Gesundung, niemals aber Protektion und Bestärkung ihrer Schwäche suchen. Er kennt die Sünde, denn er ist ein Vollmensch; er kennt aber auch die heilende Kraft Gottes, denn er ist ein Gottesmann. Und er läßt sich den Herrgott nicht in die Satzungen der Menschen einfangen, denn Gott ist der Heilige und Allmächtige, er wirkt, wie er will, und schafft das Böse zum Guten um. Was hat der Mensch zu richten? In Ehrfurcht soll man vor dem göttlichen Werden und Geschehen verstummen, auch wenn es wie Sünde aussieht. Und da kommen die Menschlein und tüfteln und konstruieren und denken, das Leben zu meistern. Und sie verstopfen einen Quell, weil „das allgemeingültig Geoffenbarte übersehen zu werden droht" und weil Verwirrung und Mißverständnisse entstehen „können"! Mit demselben Recht kann man uns das Essen und Trinken verbieten, weil die Gefahr der Unmäßigkeit „droht" und Fraß und Völlerei daraus entstehen „können". Und das heilige Officium und kirchliche Amtsinhaber dünken sich „die" Kirche zu sein und das Rad Gottes aufhalten zu können, als ob man nicht schon immer vorgebeugt hätte und als ob die früheren Scheiterhaufen es verhindert hätten, daß Luther und die protestantische Welt kam, da ihre Zeit gekommen war! Gott allein die Ehre!

Und wenn nun doch ein Gegensatz zwischen Wittig und der Kirche herbeigeführt worden ist, dann besteht er eben nur in der Tatsache, daß Wittig auf der Linie des göttlichen Lebens und seine Gegenseite auf der Linie der Erstarrung steht. Aber diese Gegenseite ist nicht die Kirche – und es ist deren Tragödie, daß Wittig und die Menschen um ihn stärker an sie glauben als sie selber.

Wilhelm Hellwig

NB. Wir haben einem katholischen Freunde Wittigs das Wort zur Erwiderung gegenüber Frl. Dr. Herde gegeben; denn Prof. Wittig selbst hat sich schon im Jahre 1923 entschlossen, von aller öffentlichen Erörterung dieser unerquicklichen und unbegreiflichen Exkommunikation nebst Zubehör abzusehen. Aber er wird die Dokumente seines nunmehr schon fünfjährigen Kampfes als Anhang eines großen, mit Prof. Rosenstock herausgegebenen Werkes („Das Alter der Kirche", Verlag Lambert Schneider, Berlin-Dahlem) veröffentlichen. D. L.

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Sealsfield

Rasse und Volkstum in seinen Romanen

„Unser Studium muß das Volk sein, der Volksgeist."
(3. Teil des „Virey", 1835)

In den Werken zur Deutschen Literaturgeschichte ist zu lesen, wie alle großen Bewegungen unseres Geistes- und Volkslebens in der deutschen Dichtung ihren Niederschlag gefunden, welchen Stoff sie dem Schrifttum geboten, und in welcher Weise sie unsere Literatur bereichert haben. Und es wird dabei die unzertrennliche Einheit von Volkstum und Schrifttum hervorgehoben, nachgewiesen, wie die deutsche Literatur ein getreues Bild deutschen Wesens gibt, in der auch die Einflüsse und Bewegungen anderer Kulturen, anderer Völker sich der deutschen Geistesart haben anpassen müssen. Am eingehendsten hat das der Weimarer Literarhistoriker Adolf Bartels in seinen Büchern ausgeführt; weitere hervorragende Belege hierfür geben uns Albert Köster mit seinem klassischen Nachlaßwerke „Die Deutsche Literatur der Aufklärungszeit", Joseph Nadler mit der „Literaturgeschichte der Deutschen Stämme und Landschaften", sowie in jüngster Zeit Wilhelm Kosch mit seiner „Geschichte der Deutschen Literatur im Spiegel der nationalen Entwicklung von 1813—1918".

Hierbei darf jedoch nicht die merkwürdige Erscheinung übersehen werden, daß immer wieder einzelne Dichter — anstatt daß sie von den Gedankengängen der verschiedenen Volks- und Geistesbewegungen der Zeit befruchtet werden — diese vielmehr mit ihren Dichtungen vorbereiten. Zu dieser Gruppe von Dichtern und Schriftstellern gehört auch Charles Sealsfield mit seinen exotischen Romanen, die nichts anderes darstellen als das Problem von Volk und Rasse und ferner das des internationalen Kapitalismus.

Diese Fragen sind nun aber erst in unserer Zeit zur vollen Entwicklung gekommen. Die rassekundlichen Werke von Bauer-Fischer-Lenz, Dr. Scheidt, H. F. K. Günther, L. Clauß in Deutschland und die von Madison Grant und Lothro Stoddart in Amerika haben so epochemachend gewirkt, daß bereits ernste Männer vom Zeitalter der Rassenkunde sprechen, daß man ferner daran geht, Welt- und Literaturgeschichte unter dem neuen Gesichtspunkt von Volk und Rasse zu schreiben; denn es soll ja gerade der Zusammenhang von Rasse und Volkstum ergründet werden. Man sieht, von welcher Bedeutung gerade für unsere Zeit der Dichter Charles Sealsfield ist, zumal ja auch das Problem des Kapitalismus eng mit dem von Volk und Rasse verbunden ist.

Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß Sudetendeutschland (das ist: Deutsch-Böhmen, Mähren und Österreichisch-Schlesien), das heute so brutal von den Slawen, den Tschechen bedrängt wird, uns drei große germanische Männer geschenkt hat: Jakob Böhme, den „Philosophus Teutonicus", Gregor Mendel, den Entdecker der Vererbungswissenschaft, auf dessen Lehre sich ja die Rassenkunde aufbaut, und Karl Anton Postl, mit Schriftstellernamen Charles Sealsfield. Gleich Gregor Mendel, dem er also in mehrfacher Hinsicht nahesteht, war des deutschen Gemeindevorstandes Anton Postl von Poppitz in Deutsch-Mähren Sohn, Karl Anton, katholischer Ordenspriester. Jedoch entfloh er seinem Orden und seiner Heimat, in der ihn die Herrschaft Metternichs wie ein Joch drückte, und wanderte als einfacher Bürger nach Amerika, dem ersehnten Lande der Freiheit, aus, wo er im Herbst 1823 in New Orleans anlangte. Diesem Ereignis verdanken wir den Dichter und Schriftsteller Charles Sealsfield, der uns lange vor Begründung der eigentlichen Rassenkunde tiefe Einblicke auf dem Gebiet von Volk und Rasse vermittelte.

Um die Bedeutung der Sealsfieldschen Werke für die Volkstums- und Rassenkunde darzutun, wäre es wohl angebracht, eine Lesefrucht aus ihnen zusammenzustellen. Auch dürfte sich eine Auswahlausgabe der Romane Postls, die unter diesem Gesichtsfelde zusammengestellt würde, bewähren. Der Leser würde dann wohl erstaunt sein über die vielen und aufschlußreichen Ausführungen, die sich verstreut in all den großen Romanen Sealsfields über diese Fragen befinden, erstaunt vor allem über die Tatsache, daß schon vor fast einem Jahrhundert der entlaufene Mönch von Prag nur auf Grund seiner Beobachtungsgabe das so deutlich aufgezeigt hat, was uns nunmehr die Rassenwissenschaft bestätigt und erweitert. Denn Sealsfield war sich seiner Aufgabe wohl bewußt: er wollte eine neue Gattung des Romans schaffen, den nationalen oder höheren Volksroman. „Mein Held ist das ganze Volk; sein soziales, sein öffentliches, sein Privatleben, seine materiellen, politischen, religiösen Beziehungen treten an die Stelle der Abenteuer"; so hat er einmal ausgesprochen.

Und daß er mit dieser neuen Art des Romans auch notwendigerweise die Rasseneigenschaften des darzustellenden Volkes erkennen und zur Anschauung bringen mußte, erscheint uns heute als selbstverständlich, zumal Postl ja auch selbst recht oft in seinen Büchern den Ausdruck Rasse (Race) verwendet. Darüber vergessen wir aber, daß sich eine solche Aufgabe überhaupt nicht „setzen" läßt, was der Dichter schon empfunden hat, indem er den Ausdruck Aufgabe nicht gelten lassen will, vielmehr (siehe Vorrede zur 1. Auflage des Kajütenbuches) von einer inneren Berufung spricht, die hierzu nötig sei; damit aber wiederum eine wichtige Regel der Rassenkunde vorwegnehmend, die da lehrt, daß der Mensch in seinem Denken, in seinem Handeln ganz von dem ihm angeborenen Stil beherrscht wird. (Clauß: „Rasse und Seele".) So dürfen wir denn auch bei Charles Sealsfield keineswegs von einer Tendenzdichtung im üblichen Sinne sprechen; was er schaffte, waren vielmehr mit dem Auge des scharfen Beobachters erfaßte und aus seiner Seele wiedergegebene Bilder aus dem Leben der zum Stoff gewählten Völker und Länder, nie selbst konstruierte Theorien. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß Postl sich selbst als Republikaner fühlte und bezeichnete und wohl etwas gar zu überschwenglich in den „Lebensbildern aus beiden Hemisphären" (1. Teil) den Landschaftscharakter Amerikas von Harrisburg über Betheln und Reading gegen Philadelphia hin mit dem Ausdruck „republikanische Gleichheit" belegt, da wir ja wissen, daß die Begriffe Republik und Monarchie, Demokratie und Aristokratie an sich noch gar nichts aussagen, daß es erst auf die Eigenschaften ankommt, die diesen Bezeichnungen den inneren Gehalt geben. Und da durfte Sealsfield von sich und seinen Lieblingsgestalten — dem Altalden in der „Prärie am Jacinto", dem Obersten Isling in der „Großen Tour", dem Squatter-Regulator in den „Lebensbildern" — in so charakteristischer Weise bekennen: sie seien demokratische Aristokraten oder auch aristokratische Demokraten; weshalb der Satz Walter von Molos („Die schönsten Abenteuergeschichten von Sealsfield", Verlag Langen. Ausgewählt und eingeleitet von Walter von Molo): „Sealsfield war als Bürger und als Dichter Republikaner" in dieser Form nicht zu Recht besteht.

Als Sealsfield seine exotischen Romane: „Der Virey und die Aristokraten" (Mexiko im Jahre 1812), „Die Lebensbilder aus beiden Hemisphären" (beide 1835 bei Orell & Füßli-Zürich), „Das Kajütenbuch", „Süden und Norden" (J. B. Metzlersche Buchhandlung 1842/43, Stuttgart) herausgab, da werden die wenigsten seiner Leser, besonders in Deutschland, geahnt haben, welch große Bedeutung diese Werke im Hinblick auf das Verhältnis von Rasse und Volk besitzen; sie werden hingegen die Bücher Postls als willkommene Abenteuergeschichten gelesen und sich dabei an der Schilderung der fernen Landschaften geweidet und — soweit sie ernstere Interessen besaßen — die politischen Verhältnisse mit denen ihrer Heimat verglichen haben. In letzterem Sinne ist uns eine Rezension über den „Legitimen und die Republikaner" (Deutsch 1833), die in „Brockhaus' literarischen Unterhaltungsblättern" Nr. 66 vom 7. März 1834 erschienen und im ersten Bande der „Lebensbilder" abgedruckt ist, erhalten geblieben. Sie lautet unter anderem: „Dieser Roman ist bei weitem lehrreicher als irgend ein Scottischer oder Cooperischer Roman,

und verdient von den Deutschen besonders beachtet zu werden, die schon mit einem Fuße aus ihrer heimatlichen Hütte getreten sind, um die große Auswanderung zu beginnen." Eine tiefere Würdigung der Sealsfieldschen Werke ist unserer Gegenwart vorbehalten geblieben.

Nimmt man zum Beispiel Postls „Süden und Norden" zur Hand, so ist man erstaunt über die Fülle der Gedanken, die uns hier geboten wird. Den Aufbau dieses Romans — eine Gesellschaft von jungen Amerikanern, unter ihnen auch ein Deutscher, gehen im November 1824, also kurz nach der Konstitution von 1824, die den Indianern den Wiedereintritt in ihre bürgerlichen Rechte und Freiheiten brachte, von der Hauptstadt Mexikos nach dem Süden und kommen in Tzapotekan mit dem Manne der Mistezzen („Wohlgemerkt," sagt Sealsfield, „Mistezzen sind nicht Mestizen." Mestizen sind nämlich Mischungen von Weißen und Indianern) in nähere Berührung —, diese Vorlage nimmt der Dichter dazu wahr, um das Volkstum der Mistezzen im Gegensatz zu dem der nordischen Amerikaner scharf herauszuarbeiten. Das Gefühl für Rassenschändung ist bei diesen Indianern besonders stark ausgeprägt. Ein Indianer — oder vielmehr, wie sich später herausstellt, eine Indianerin wird von einem Angehörigen der erwähnten Gesellschaft mit dem Namen Neger benannt, worauf es dann heißt: „Gott gnade ihm für seinen Spaß! Er hat ihn auch einen Neger geheißen. Wollte ihm schon für dieses allein seinen Hals nicht auf acht Wochen assekurieren."

Mit unvergleichlicher Meisterschaft schildert uns Sealsfield diesen Stamm mit seinen ungebrochenen Rassemerkmalen, denen sich alle Einflüsse von außen anpassen müssen: Die Religion der Mistezzen ist die römisch-katholische, aber die Priester sind Angehörige ihres Stammes, die den fremden Kultus in ihrer eigenen Manier auffassen, mit ihren angeborenen Begriffen vereinigen; aus dem Gott der Luft, der Göttin der Erde werden Gott Vater, Sohn und Mutter Maria. Es ist eine eigenartige Mischung von römischem Katholizismus und Azteken-Kultus; aber immer bleiben Priester und Volk im letzten Grunde heidnisch, aztekisch. Und um uns ein wahres, typisches Bild vom Wesen dieser Mistezzen geben zu können, läßt Postl — abermals ein charakteristischer Zug von ihm — den jungen nordischen Amerikaner Gourney in Liebe zu der Indianer-Adels-Tochter Mariquitta entbrennen. Nirgends wird im Buch die südliche Glut dieses Stammes so berauschend, mit so glühenden Farben gemalt wie im Liebesverhältnis von Gourney und Mariquitta.

Gourneys, des nordischen Amerikaners, Liebe ist eine andere Liebe wie die der südlichen Mariquitta. Diese selbst spricht es aus: „Du liebst nicht, w i e die arme Mariquitta liebt." Die Betonung liegt hier unverkennbar auf dem „wie", und Sealsfield fügt förmlich als Kommentar hinzu: „. . . Blüte, Frische, alles hin, — wie nordischer Schnee in der Südhitze vergangen, zerschmolzen. Ach, Süden und Norden!" Es wird ferner von „nordischer Kälte" gesprochen, die dazu nötig sei, den verführerischen Sirenen gegenüber die fünf Sinne im Gleichgewicht zu erhalten. Und damit gleichsam auch bis ins einzelnste die Parallele mit den Darlegungen der heutigen Rassenkunde gezogen werden kann, spricht das d e u t s c h e Mitglied der amerikanischen Reisegesellschaft, ein Herr Bohne, die Behauptung aus, die Formation der Schädel, die blonden Haare und blauen Augen bei so vielen Mistezzen ließen auf germanischen Ursprung schließen, es seien ja auch zwischen dem 10. und 11. Jahrhundert Normannen nach Amerika verschlagen worden!

Mit diesen Ausführungen soll natürlich nicht gesagt sein, als habe nun Postl bereits ein festes Rassensystem aufstellen wollen; davon war er wohl als Dichter weit entfernt. Aber, wer nur das geringste Gefühl für Rassefragen besitzt, muß überrascht sein und erkennen, wie Sealsfield schon ganz deutlich den Zusammenhang von Volkstum und Rasse zu schauen gewußt hat, wenn das Volkstum bei ihm auch immer im Vordergrund steht. Als beispielsweise ein Amerikaner den jungen Gourney vor der Liebe zur Mistezzin Mariquitta warnen und die Vereinigung der Liebenden verhindern will, sucht er diesen bei der amerikanischen Volksehre zu fassen, stellt ihm vor, nicht seine (d. h. Gourneys) und der Gesellschaft Ehre sei damit gefährdet, sondern die des

ganzen amerikanischen Volkes. Die Volksehre ist Sealsfield das Höchste, ihr hat sich jeder Volksgenosse zu beugen, besser gesagt, er hat sie zu seiner eigenen Ehre zu machen. Wo immer auch der einzelne Angehörige eines Volkes sich befindet, nie darf er sich als Mensch von zügelloser Freiheit betrachten. Immer hat er für seine Person einzustehen für das Wohl und die Ehre des ihm angestammten Volkes. Die Freiheit, die Sealsfield in Amerika suchte, und die uns ja in all seinen Werken als das Lebenselement des wahren und echten, germanisch bedingten Volkstums entgegentritt, ist nicht jene schrankenlose der romanischen Völker, es ist jene Freiheit, der das Allgemeinwohl zur Richtschnur dient. Und daher kennt Postl auch keinen Menschheitsgedanken wie ihn der Marxismus predigt, er vermag nur einzelne Volksstämme mit besonders ausgeprägten Stammes- und Rasseeigenschaften darzustellen, zwischen denen dann allerdings sogenannte Wahlverwandtschaften möglich sind, wie er selbst sich bemüht hat, in seinen umfangreichen, aber wenig gelungenen „Deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften" (Verlag von Friedrich Schultheß, 1839/40, Zürich) eine solche — man darf wohl sagen: Rasseverwandtschaft zwischen dem deutschen und amerikanischen Volke dichterisch darzustellen. Verliert man diesen Gesichtspunkt, vermag man diese Blickrichtung nicht zu würdigen, so bleiben die Bücher Sealsfields für den Leser nur eine ästhetische Angelegenheit, die zu erzielen der Dichter nie gestrebt hat, noch überhaupt wollte!

Man hat bei Sealsfield die Komposition seiner Bücher als „Greulich" hingestellt (Friedrich M. Fels 1894 in der Einleitung des „Kajütenbuches" im Verlag Reclam), seine fieberhaft dahinbrausende, unausgeglichene Sprache gerügt; alle diese Einwendungen sind gewiß nicht zu unterschätzen, aber im Grunde sind sie doch nur rein literarische Angelegenheiten, die nicht den Kern der Sache treffen. Die Sprache Sealsfields: Vermittelt sie uns nicht im „Süden und Norden", im „Virey und die Aristokraten" eine getreue Wesensschilderung der betreffenden Volksstämme? Ist sie nicht für die Darstellung des bunten Rassengemisches im „Virey" unentbehrlich? Man denke nur an das 21. Kapitel von „Mexiko im Jahre 1812", wo die Indianer, Mestizen (Mischung von Weißen und Indianern) und Zambos (Paarung von Negern und Indianern) sich wie die wilden Tiere auf dem Schlachtfelde gebärden, unter Toten und mit dem Tode ringenden Feinden ihre satanischen Orgien feiern, um zu begreifen, wie die Sprache des Dichters ganz in dem Stoff aufgegangen ist; und wird nicht durch sie das fremde Wesen dieser Völker und Rassen verstärkt zur Geltung gebracht? Auch nimmt ja Sealsfields Darstellung sofort einen ruhigeren, gleichmäßigeren Ton an, wenn sie europäische Verhältnisse oder auch amerikanische zur Vorlage hat, wie in der „Großen Tour", im „Nathan" aus den „Lebensbildern" und in der „Prärie von Jacinto" aus den „Nationalen Charakteristiken". Am schroffsten ist diese Zweiteilung der Sealsfieldschen Sprache in den „Wahlverwandtschaften" anzutreffen; spricht Postl doch sogar im ersten Bande dieser Erzählungen von der „ungemein gedehnten, zahmen, einschläfernden Sprache" der Deutschen, der er die abgehackte, charakteristische der Amerikaner entgegenstellt. Die ruhige, übersichtliche Sprache Gustav Frenssens im „Jörn Uhl" erreicht Sealsfield aber nie, auch nicht in den zuletzt angeführten Büchern, die uns Deutschen in Hinsicht auf Sprache und Inhalt entschieden am nächsten stehen. In einem von ihnen, und zwar in den „Lebensbildern aus beiden Hemisphären" (Die große Tour) gibt uns Postl ein grauenhaft getreues Bild von der Macht des internationalen Kapitalismus. Bekanntlich hat W. Rathenau vor dem Weltkriege die Feststellung veröffentlicht, daß dreihundert Männer, alle miteinander bekannt, alle untereinander verbunden, im geheimen die Welt regieren. Fast mit denselben Worten, aber bereits im Jahre 1835 spricht es Sealsfield aus; eine merkwürdige Erscheinung, die verdient, einmal näher geprüft zu werden. Die wichtigsten Stellen lauten bei Postl: „... ich bin einer der zehn unsichtbaren Decemviri, die nun die Welt regieren." „In London sind wir fünf." „Alle Woche versammeln wir uns ... und bestimmen den Gang der Weltverhältnisse." „Zehn sind wir über die ganze Erde zerstreut, und doch täglich, ja stündlich beisammen; durch keine Bande, und doch wieder durch die innigsten Bande verschlungen, die des gemeinschaftlichen Interesses, das der

Welt eine neue Gestaltung geben soll." „... früher oder später werden wir die Stelle dieser Aristokraten ganz und gar einnehmen." — „Und Frankreich, Deutschland ... Spanien ... Italien müssen sich beugen und fügen, und alle Länder der Erde müssen folgen. Denn unsere Mineurs sind tätig."

Es mag wie eine Vision gewesen sein, als der Dichter die geheimen Machenschaften dieser Leute klar erkannt und in faszinierende Worte gefaßt hat. Er kann für sich in Anspruch nehmen, als erster die Macht des internationalen Kapitalismus ungescheut aufgewiesen zu haben; und wie man einst aus den „Gebrüder Karamasoff" von Dostojewski die Legende vom „Großinquisitor" herausgenommen und sie einzeln veröffentlicht hat, so sollte man auch die Kapitel: „Der Geldmann" aus der „Großen Tour" herauslösen und gleichfalls für sich herausgeben, können sie doch mit ihrer Dämonie ein würdiges Gegenstück zum „Großinquisitor" werden, die Gestaltungskraft ist vorhanden. Auch ist es bezeichnend, daß Sealsfield in dem Deutsch-Amerikaner Isling, einem Oberst aus den amerikanischen Freiheitskriegen, das Gegengewicht zu den Männern des Kapitalismus geschaffen hat, zumal er mit den anderen Lieblingsgestalten des Dichters, wie dem Squattor-Regulator Nathan und dem Alkalden des Kajütenbuchs nicht zu verkennende Ähnlichkeit besitzt, so daß es ohne jede Frage feststeht, daß Sealsfield mit diesen drei markanten Persönlichkeiten sein völkisches Idealbild geschaffen hat, nämlich den „aristokratischen Demokraten oder den demokratischen Aristokraten", wie er es, wie schon früher erwähnt, einmal umschrieben hat. Es ist daher nicht bedauerlich, daß W. v. Molo in der Sealsfield-Ausgabe des Verlags A. Langen nur den „Squattor-Regulator" und die „Prärie von Jacinto" ausgewählt hat, aber schwer zu verstehen, wie er des Alkalden Gespräch über die Normannen gänzlich ausgelassen hat, gibt es doch über die Person des Richters wichtige und unentbehrliche Aufschlüsse, die ebensowenig unter den Tisch fallen dürfen wie des Squattor-Regulators Bemerkungen und Gegenüberstellung bei den französischen und amerikanischen Republikanern, was ja auch Molo wohl in Betracht gezogen hat.

In den „Lebensbildern" taucht dann noch einmal das Problem der Rassenmischung auf, wenn Sealsfield die Mischung von Amerikanern, Engländern, Schottländern, Irländern und Deutschen gutheißt und die daraus entstandene „glorreiche Harmonie", sich also gleichsam für den nordischen Gedanken ausspricht unter Wahrung des Volkstums. Heute sehen sich bekanntlich die Amerikaner gezwungen, zur Wahrung ihres nordischen Blutanteils Einwanderungsgesetze gegen minderwertige rassische Elemente zu erlassen. —

Oswald Spengler hat im „Preußentum und Sozialismus" geschrieben: Demokratie ist die Form dieses Jahrhunderts, die sich durchsetzen wird. Aber wir brauchen die Befreiung von den Formen der englisch-französischen Demokratie. Wir haben eine eigene." Es wird die aristokratische Sealsfields sein müssen, aufgebaut auf Volkstum und Rasse.

Hans Aßmann (Hildesheim)

Rückblick auf mein Werk

Der Dichter Eberhard König hat vor der Aufführung eines seiner Werke im Stadttheater in Nürnberg 1922 die folgende Rede gehalten, die einen guten Überblick über sein dramatisches Schaffen und Wollen gibt. Dieser Dichter vor allem ist in Not, und wir empfehlen unsren Lesern dringend: ehrt eure Meister, indem ihr deren Bücher kauft! D. T.

Eine Woche der Lebenden soll vor Ihnen vorbeiziehen, richtiger wohl, eine Woche Lebender, denn allerlei lebendig Schaffende fehlen dabei. Gottlob, für sie alle wäre es mit einer Woche nicht getan.

Der Lebenden! Ist damit viel, ist damit etwas gesagt? Lebende im Wortsinne sind eben solche, die noch nicht gestorben sind; man kann nichts Billigeres von einem aussagen, als daß er Zeitgenosse sei. Und doch, für viele ist damit etwas Preisliches gesagt, für viele bedeutet

„modern“ schon ein Werturteil. Das harmlose Wort „lebend“ beginnt wahrlich nachdenksam, problematisch zu werden, einem schnellfertigen, jugendlichen Auftrumpfen: „Der Lebende hat recht“ — hält Besonnenheit entgegen: „Ob er recht behält, das entscheidet!“

Wenn ich mich selber heute an der Spitze dieses buntgemischten Reigens erblicke, so drängen sich mir unwillkürlich allerlei ernste Gedanken auf — über mein künstlerisches Bemühen, mein Lebensgeschick und mein 25jähriges Ringen und zugleich über all das, was in dieser langen Zeit nachbarlich um mich her an Kunstübung, an Kunstlehre und Urteil emporwuchs, die jedesmalige Gegenwart mit Verheißungsglanz und Lärm erfüllte, mich selber oft in den Schatten drängte, dann aber hinstarb und verblich und nur zum geringen Teile geblieben ist, — recht behalten hat. Und es ist nicht Unbescheidenheit oder Selbsttäuschung, sondern einfach rückblickende Feststellung, daß ich — geblieben bin. Nicht in dem Sinne, daß ich immer noch atme im rosigen Lichte, und mich allen liebevollen Aushungerungsbemühungen zum Trotz leidlich auf zwei Beinen erhalten habe. Vielmehr will es mir scheinen, als ob mein Schaffen, geräuschlos und mählich sich durchsetzend, doch vielleicht noch lebendig bleiben, recht behalten dürfte. Und da fällt mir trostvoll das alte, weise Wort Wilh. Raabes ein, von dem, was da geräuschlos sich entfaltet. Dabei wird mir denn auch die Bedeutung des Wortes „Leben“ und „lebendig sein“ in ihrer ganzen Besinnlichkeit fühlbar.

Für die Beziehung Schaffender zu ihrer Gegenwart gibt es zwei Formen, zwei Möglichkeiten— ein Schaffen ganz ohne Beziehung zur Zeit dünkt mich ein Unding. Dieses Zwiefache mag sich flüchtigem Erfassen darstellen als Zustimmung oder Absage, als Einklang mit der Zeit, dem Geiste des Tages, oder Gegensatz dazu, Abschließung dagegen. Beide Formen des Verhaltens sind jedenfalls lebendige Beziehung, sind Ja und Nein des Lebens zum Leben, bedeuten ein Werten vermeintlichen Werts oder Unwerts. Gibt es ein Drittes? Dieses Dritte verbirgt sich oft im abschließenden oder ignorierenden Verhalten. Es ist aber nichts anderes als die seelische und geistige Haltung derer, die da zeitlos fühlen und leben, in ihrem Besten zeitlos. Naturgemäß werden sie manchmal neben dem Vorbeiströmen der Tagesbildungen als Zurückbleibende erscheinen, unter Umständen auch als Vorauseilende, unter Umständen wird ihre Stimme überraschend in den Chor der Gegenwart hineinklingen, ohne daß darum dann solche Zeitgemäßheit ein Wesentliches an ihnen wäre; und so werden sie, immer einherschreitend als ständige Gegenwart neben dem Ehegestern, Gestern, Heute und Morgen, neben dem Ablauf der verschiedenen Modernitäten und Tagesmoden, die oft Verkannten und Übersehenen oder gar Verhöhnten, doch den Eindruck größerer Zeitbeständigkeit, höherer Lebensfähigkeit und Lebenswürdigkeit hinterlassen. Die anderen aber, die laut und frohlockend unter der frohlockenden Zustimmung der jeweilig Heutigen die Losung des Tages in die Welt hinausrufen und darum sich und anderen so bestechend aktiv vorkommen, sie erscheinen plötzlich, bei näherem Zusehen, betrübend passiv, wehrlos im Strome treibend, in der Richtung ihrer zufälligen Gegenwart. „Wenn ich krähe, geht die Sonne auf!“ meinte der Hahn. — Nur so viel, Ihr Nachdenken anzuregen über den Begriff der Lebenden. (Und soviel noch: — der geistige Rang eines Menschen wird unter anderem sich immer bestimmen nach dem Maße des ihm möglichen inneren Abstandes von seiner Zeit!)

Wenn ich mir nun als Lebender vorkomme, lebend im Sinne von wirkend, so denke ich natürlich in erster Linie an die künstlerischen Leistungen, denen sich heut die Herzen Mitlebender willig und oft erwartungsvoll auftun, an die Dichtungen meiner Reife, Reife in dem engeren oder weiteren Umfange, wie sie mir „nach dem Gesetz, wonach ich angetreten“, das Geschick vergönnt hat. An meine Dietrich-von-Bern-Trilogie etwa, meinen Wielant und Teukros und auf humoristischem Gebiete — die Alkestis und den Tranion. (So 1922. Seitdem fand Thedel von Wallmoden den Beifall der Besten.) Steht nun das Werk des heutigen Abends kennzeichnend und organisch am Anfang eines Aufstieges, für den das Wort gelten dürfte: „geprägte Form, die lebend sich entwickelt“? Um meinen Berner ist mir nicht bange,

um Wielant, Teukros, König Saul, Don Ferrante und Alkestis auch nicht: wohl- oder mißgebildet, — sie leben; ob mein „Filippo Lippi" lebt, weiß ich nicht, vielleicht weiß ich's heute abend nach 10, vielleicht auch das nicht, habent sua fata! Mein vor 22 Jahren nach stürmischem Abenderfolg sorgfältig totgeschlagener „Gevatter Tod" erfreut sich heute wachsenden Wohlseins. Für mich und meine Freunde mag nur die eine Frage von Belang sein: ob der Filippo Lippi lebendig sei in dem Sinne, daß ich in ihm ein Lebender bin, wie man mich heute kennt, ob er an der wachsenden Lebendigkeit meines Gesamtschaffens seinen, wenn auch noch so bescheidenen Anteil aufweise, ob in ihm „früh erklingt, was spät erklang" und sich, wenn auch noch so verworren und unfertig, in ihm bereits Leitmotive eines Schaffens andeuten, die später zu bewußterer und entschiedenerer Ausgestaltung gediehen sind. So ohne weiteres selbstverständlich ist das durchaus nicht, das Werk ist 25 bis 26 Jahre alt, sein Verfasser war ein älterer, der klassischen Archäologie beflissener Student, der, zufällig angeregt durch eine schöne Ausgabe des Künstler-Biographen Vasari in der Bücherei des alten Museums in Berlin, von ungefähr und ohne jeden Anspruch, gewissermaßen unterm Tische, sein Drama von dem romanhaften Karmeliterbruder zusammengeschrieben hat. Nichts lag ihm ferner, als sich damit in die Dichtergilde einkaufen zu wollen. Und doch wurde dieses Erstlings- und Gelegenheitswerk wider alle Berechnung sein Schicksal: Als die Handschrift durch seltsame Fügung an den Goethe-Biographen Albert Bielschowsky und von da in den Bereich Max Grubes, der Brüder Hart, des jungen Richard Strauß und anderer Leute, die etwas verstanden, geriet, als das Stück ferner einen angesehenen Verleger sofort fand, S. Fischer, den Förderer der damals Modernen, und eines Tages Heinr. Hart im Literarischen Echo den ahnungslosen Studenten der Literaturwelt als einen Zünftigen vorstellte. Da gab's denn kein Zurück mehr. Heute frag' ich mich: Ist die künstlerische Persönlichkeit, die sich absichtslos und richtungunbewußt in diesem Erstlingsversuch kundgibt, dieselbe, die hinter dem Schaffen meiner heutigen reiferen Kunst steht? Dies Gemeinsame, das mir allerdings gegeben scheint, finden, heißt zugleich den Schlüssel finden zum Verständnis meines eigenartig dornenvollen Künstlergeschickes, heißt die Entscheidung finden, in welche von den beiden ebenangedeuteten Kategorien der Einstellung zur Gegenwart der Verfasser einzuordnen ist. Wiederum muß bei überzeugter Bejahung der Hauptfrage alle Entscheidung im einzelnen der Einsicht Berufener und Wohlmeinender — und nur Wohlmeinende sind zu Kunstrichtern berufen, anheimgegeben bleiben. Dietrich von Bern jedenfalls verleugnet seinen erstgeborenen Bruder Filippo, so wunderlich er ihn anmuten mag, sicherlich nicht. Wenn er von Gott spricht: „Lächelnd nennt Er in seinem gütevollen, durchschauenden Geist, Die seine Reinen, die da rein sein wollen" — so ist es die gleiche Gnade einer weisen Gottesgüte, die schon Filippos schwarzeste Stunden durchleuchtet und tröstet — deren sich Klytaimnestra getröstet, mit dem Worte: „Es ist nicht wahr, wir sind nicht, was wir tun" — die versöhnend durch die leidenschaftlichen Irrsale des Königs Saul, die moralische Hilflosigkeit des Meisters Josef und den lästerlichen Trotz Don Ferrantes hindurchklingt — die selbst in der unverwüstlichen Liebe der Frau Alkestis zu ihrem Taugenichts, ihrem allzu lustigen Ehgemahl Admetos lächelt. Der Erlösungsgedanke, der vollends im Wielant am hellsten aufleuchtet, ist diesem Erstling mit all seinen Nachfolgern gemein; und klingt es vom Glück, dessen Wert und Unwert ein Leitmotiv meines gesamten Schaffens bleibt, im Lippi noch mit entsagender Wehmut: „Es gibt kein Recht auf Glück", so führt reifende Erkenntnis zur völligen Absage an das Glück, in der Gestalt des Berners, dessen letzte Erkenntnis bleibt: — „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt zu eigen sich gewönne um trügenden Entgelt: Um seiner Seele Schaden!"

Das alles ist allerdings verflucht ethisch, und dergleichen ist heute nicht jedermanns Sache, aber vielleicht unser aller Not. Und so ist denn vielleicht das Unzeitgemäße das Zeitgemäßeste, Zeitgebotene.

Eberhard König

Heinz Heinrichs

Zu unsern Bilderbeilagen

Man kann Heinz Heinrichs' geistige Persönlichkeit mit vollem Rechte in Gegensatz zum Wesens des Durchschnittsmalers, der alle paar Jahre einem neuen Ismus huldigt und unentschlossen den letzten Schlagworten einer geschäftstüchtigen und schnellebigen Kritik gehorcht. Bei Heinrichs treffen wir dagegen bei aller Lebhaftigkeit und Vielseitigkeit des Geistes auf klares Erkennen und festes Wollen in den Dingen seiner Kunst, und nicht zuletzt ist wohl aus jenem Gegensatz sein rasches und zielstrebiges Hinauswachsen aus dem Bannkreise Aachens zu erklären und zu verstehen; vertritt der soeben erst Vierzig Gewordene doch Aachens Ruhm als Malerstadt nicht nur im Rheinlande, sondern seit Jahren auch im ganzen Reiche.

Von seiner künstlerischen Eigenart geben die Bildproben des heutigen Heftes zwar einen guten, aber dennoch keinen hinlänglichen Begriff. Daß kraftvolle Männlichkeit und ausgesprochene Diesseitigkeit den Kern jener Eigenart bilden, verraten allerdings die Farben und die Pinselhandschrift eines jeden Blattes. Wie reich und vielfältig aber der Ausdruck Heinrichsscher Lebenskraft und Lebensfreude in Wahrheit ist, das erhellt doch nur eine Überschau über sein Gesamtschaffen. Da sind Land, Mensch, Tier und Pflanze eines großen Teiles Europas mit unbedingter Treffsicherheit ihres jeweils Besonderen mit Pinsel und Stift in allerhand Techniken festgehalten; da sprechen Himmel und Meere immer nur *ihre* Sprache des Nordens oder Südens unseres Erdteiles. In den letzten Jahren hat der Künstler schließlich das Gute, was „so *nahe* liegt", die Eifelheimat, für sich entdeckt und erschlossen und sowohl ihre herben wie zarten Farben in Werke gebannt, die den Vergleich mit von Willes berühmten älteren Eifelbildern getrost wagen dürfen.

Technisch kommt der Künstler vom „Impressionismus" her; er hat sich diesen aber nicht bloß äußerlich angeeignet, sondern er hat ihn innerlich erlebt und *seinen* Ausdrucksnotwendigkeiten entsprechend umgeformt — eingedeutscht könnte man auch sagen. Gehalt und Gestalt machen Heinz Heinrichs' Werk so gleicherweise wert und würdig, der „Türmer"-Gemeinde und dem Kreise von Deutschen, der sich um sie herum schließt, bekannt zu werden.

Reinhold Zimmermann

Hermann W. v. Waltershausen

Das musikalische Leben unserer Tage ist gekennzeichnet durch eine Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, wie wir sie nur ganz selten in der Geschichte der Musik wiederfinden. Wir leben in einer typischen Zeit des Übergangs, auf der Grenzscheide zweier Epochen, Nachkommen einer großen Vergangenheit, die in sich abgeschlossen erscheint, von der aus kein Weg in die Zukunft uns bequem vorbereitet ist. Es ist eine Zeit der Verlegenheit für die Schwachen, die kein großer Strom mehr mitschwimmen läßt, eine Zeit des Freibeutertums, aber auch *gute* Zeit für solche, deren Stärke und Wagemut nur skrupellose Frechheit ist, eine Zeit, in der Maßlosigkeit und Anarchie unter der Parole des Fortschritts gutgläubige oder auch spekulationslüsterne Anhänger finden. Und dennoch keine Zeit des Niedergangs. Noch droht das Ende der Musik nicht — und wann sollte es drohen, solange es noch *Menschen* gibt —, durch all die Zerfahrenheit und Zerrissenheit unserer Kunst zieht deutlich der hoffnungsfreudige Pulsschlag des *Lebens*, ja eines Lebens, das neu und jung und unsterblich ist, wie nur jemals. Laßt der schaffenden Jugend ihr Vorrecht, in Maßlosigkeiten sich zu überschlagen, nicht Zerstörung ist ja ihr Ziel, sondern die Eroberung neuen Landes, und unbändiges Lebensgefühl ist ihre Triebkraft. Gebt dieser unbändigen und ungebändigten Jugend die Führer, die sie braucht, laßt sie

diese Führer erkennen und anerkennen, und es wird euch eine Lust sein zu leben und mitwirken zu dürfen an der Vorbereitung einer neuen Epoche in der Entwicklung unserer Kunst.

Freilich, solche Führer, wie gerade wir sie heute wieder brauchen, sind selten und um so mehr ist es unsere Pflicht, zu versuchen, derartige Persönlichkeiten in ihrer ganzen Bedeutung zu erkennen und ihnen Gefolgschaft zu leisten, sie auf uns einwirken zu lassen und das, was sie zu geben haben, nach Maßgabe unserer eigenen Kräfte auszuwerten und wirken zu lassen. Sie sind selten, solche Führernaturen, denn nicht taugt dazu die durch den Betrieb vorgetriebene Konjunkturgröße oder auch der artistische Modeheld des Tages, es taugt dazu aber auch nicht das weltferne, im eigenen Ideenkreis eingesponnene Genie oder die stille Gelehrtennatur. Fehlen jenen die inneren Qualitäten des geistigen Führers, so diesen die reale äußere Basis, die Plattform der Öffentlichkeit, die unmittelbare Wirkungsmöglichkeit. Die heute uns nötige Führernatur muß die Fähigkeiten haben, das in der Studier- und Arbeitsstube Erkannte und Geschaffene mit suggestiver Kraft in die Welt des Betriebes hineinzutragen, muß Künstler und Kämpfer, Geistesmensch und Haudegen zugleich sein können. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, müssen wir in Hermann Wolfgang v. Waltershausen eine jener ganz seltenen berufenen Führererscheinungen sehen, in der sich die extremen Bedingungen zur organischen Einheit zusammenschließen, und die mit unaufhaltsamer Sicherheit wie auf schicksalsmäßig vorgezeichnetem Wege vorstoßen.

So ist Waltershausen denn auch nicht als Komponist allein zu werten. Sein Schaffen ist ein wesentlicher Teil seines Wirkens, in dem sich seine Persönlichkeit jedoch nicht erschöpft, deren Bild sich erst ergibt, wenn wir auch noch des Lehrers im engeren fachlichen Sinne wie auch auf breitester Grundlage, des öffentlich wirkenden Musikschriftstellers, des Dirigenten und des Organisators Waltershausen gerecht zu werden uns bemühen. Als Waltershausen vor einigen Jahren auf den Posten des Direktors der Akademie der Tonkunst in München berufen wurde, zu gleicher Zeit, da Siegmund von Hausegger das Präsidium der Anstalt übernahm, da kam er gerade als der rechte Mann zur rechten Zeit an den rechten Ort. Und auch in seiner persönlichen Entwicklung mochte eben die Möglichkeit solcher Wirksamkeit nachgerade zur inneren Notwendigkeit geworden sein. Wir brauchen die künstlerische und ethische Größe Hauseggers nicht zu verkleinern, um Waltershausens Verdienste um die Akademie recht zu erkennen, und wohl selten haben die Titel des Präsidenten und des Direktors so treffend als Funktionsbezeichnung in ihrer wörtlichen Bedeutung Geltung, wie im fruchtbaren Zusammenwirken dieser beiden Männer, das die Münchener Akademie wieder auf die Höhe der Zeit und ihre Ausgestaltung mit den modernen Forderungen in Einklang gebracht hat. In diesem Sinne wirkt Waltershausen auch an der Spitze des Münchener Tonkünstler-Vereins, der ihm eine neue Blüte und kräftig sich auswirkendes Leben verdankt, und darüber hinaus macht sich seine Initiative im allgemeinen Musikleben Münchens deutlich richtunggebend fühlbar. So ist es ein nicht geringes Verdienst Waltershausens, daß in München wenigstens begonnen wurde, das zeitgenössische Schaffen jeglicher Richtung wenigstens einmal zur Diskussion zu stellen. Für eine Stadt, die einen Ruf wie den Münchens zu wahren hat, sollte ja der Kontakt mit allem bedeutungsvollen Werdenden eine Selbstverständlichkeit sein, doch wer den genius loci Isar-Athens kennt, wird Waltershausens Wirken in dieser Richtung um so höher einzuschätzen wissen, denn er weiß, wie nötig gerade hier Persönlichkeiten von solcher Unbefangenheit des Urteils und solcher Weite des Gesichtskreises sind.

Waltershausen sieht die Dinge objektiv, von hoher Warte überparteilicher Synthese, und das ist es auch, was nicht zuletzt ihn zum berufenen Lehrer macht. Er ist nicht historischer Forscher, und philologische Kleinarbeit hat er nie zu seinen Aufgaben gezählt, er ist aber auch kein Verächter der Wissenschaft, wie so viele Künstler oder solche, die es sein wollen. Dazu steckt wohl vom Vater her zu viel Gelehrtenblut in ihm und damit der geziemende Respekt vor der Notwendigkeit der Wissenschaft. Und so findet er auch den rechten Ausgleich zwischen Kunst und

Wissenschaft, stellt er die Ergebnisse der Forschung in den Rahmen weitspannender ästhetischer Ideen, so daß sie Leben gewinnen und wieder Leben zeugen. Ein staunenswertes Wissen und ein bezaubernder Reichtum an Gedanken lassen alle seine Darlegungen als unmittelbare schöpferische Leistungen erscheinen. Wer je Waltershausens Vorlesungen hören durfte, wer im operndramaturgischen Seminar oder in der Meisterklasse für dramatische Komposition von ihm lernen durfte, der nimmt eine Fülle von Anregungen mit, die um so stärker wirken, als Waltershausen nie dem Schüler den individuellen Weg durch dogmatische Lehren verbaut, ihn vielmehr dadurch fördert, daß er ihn gleichsam an der Arbeit des Meisters mit teilhaben läßt.

Die breitere Öffentlichkeit sei in diesem Zusammenhange an Waltershausens Schriften verwiesen, die zum großen Teil aus der Unterrichtstätigkeit hervorgegangen, oder wenigstens dadurch angeregt sind, jedenfalls aber alle Bausteine eines zusammenhängenden Ideengebäudes sind. In erster Linie ist da zu nennen die „Musikalische Stillehre in Einzeldarstellungen" (die sämtlichen aufgeführten Schriften Waltershausens sind im Drei-Masken-Verlag München erschienen), von der bisher vier Bändchen vorliegen, und zwar „Die Zauberflöte, eine operndramaturgische Studie", „Das Siegfried-Idyll, oder die Rückkehr zur Natur", „Der Freischütz, ein Versuch über die musikalische Romantik" und eine operndramaturgische Studie über Glucks „Orpheus und Eurydice". Hat man hier die Art zu bewundern, in der jedes Problem in seinen Teilproblemen erfaßt und bis in seine Wurzeln verfolgt wird, so umgekehrt in der ganz hervorragenden Monographie über „Richard Strauß" die überzeugende Folgerichtigkeit, mit der eine so komplizierte Erscheinung in konzentriertester Form prinzipiell gedeutet und erklärt wird. Als jüngste Gabe liegen die bisher verstreut gewesenen, nun in einem Band vereinigten „Gesammelten Aufsätze" vor über Fragen der „Musik, Dramaturgie und Erziehung", die wieder deutlich zeigen, wie die einmal zugrunde gelegte Generalidee im Ausbau des Waltershausenschen Lebenswerkes immer wieder Neues mit einbezieht im grundsätzlichen Wirken für den Geist der Kunst und die künstlerische Kultur des Geistes. Es ist nur natürlich, daß solches Streben auch mit der Problematik des Films sich auseinanderzusetzen und das Lichtspiel in den Kreis der Künste einzubeziehen versuchte, und eben so natürlich ist es, deshalb aber nicht weniger dankenswert, wenn Waltershausen neuerdings sich auch in den Dienst des Rundfunks stellt. Hoffen wir nur, daß sein ideales Wollen nicht auch hier enttäuscht werde, wie er es in seinen Bestrebungen für den Film doch wohl erleben mußte.

Wer solch umfassendes Wissen und solch außerordentlichen „Kunstverstand" betätigt, noch dazu in solch vielseitiger Weise, der kommt als Schaffender nur zu leicht in den Geruch des Komponisten „im Nebenberuf", des allzu intellektbelasteten „Auch-Komponisten", dessen schöpferischer Trieb als Ehrgeiz vom Hirn geleitet, dessen Notenfeder vom Verstande allein geführt werde. Auch Waltershausen wurde ab und zu so eingeschätzt, keine Einstellung aber verkennt ihn in seinem Wesen mehr als diese. Denn er komponiert ja nicht, um etwa die praktische Probe auf verstandesmäßige Spekulationen zu machen, sondern umgekehrt ist das Ursprüngliche in ihm der schöpferische Drang, aus dem Schaffen heraus erwachsen ihm dann auf dem Wege schärfster Selbstkritik die verstandesmäßig zu lösenden Probleme. Das Schaffen also führt ihn zur Erkenntnis. Wie weit beide sich schließlich gegenseitig befruchten, ineinander sich verschlingen, das bleibt ja immer ureigenstes Geheimnis jedes Schaffenden, ja vielleicht wird er selbst das ganz einmalige Wesen seiner Erfindung nie genau erklären können. Wohl spielt der Verstand auch bei Waltershausens Schaffen unmittelbar eine wichtige Rolle, doch nicht als treibende Kraft, sondern als überwachende Macht. Anders wäre die geschlossene Entwicklung dieses Schaffens als hellsichtige Äußerung des Geistes der Zeit nicht denkbar. Der geniale Spürsinn greift immer dem Verstande voraus, er schafft, während dieser lediglich Gegebenes auszuwerten und zu deuten vermag. Mit welcher Sicherheit hat Waltershausen die Probleme des nachwagnerischen musikalischen Bühnenwerks von je erfaßt! Die Besinnung auf die Gattung der Spiel- und Volksoper einerseits in dem frühen Einakter „Else Klapperzehen" und weiterhin in der „Rauensteiner Hochzeit",

andererseits die Entwicklung vom Musikdrama über das dramatische Mysterium zur absoluten Musik. „Obest Chabert", „Richardis" und die letzten Symphonien sind Waltershausens Stationen auf diesem Wege. Die dramatische Motivierung hatte der Verismo zur äußerlich theatralischen Geste verbogen, Waltershausen deutet diese Geste um zu seelischem Ausdruck, zieht aus dem Verismo die Früchte einer absolut musikalischen Ausdruckskunst. Von da zur Konzentration der Form ist nur ein, allerdings entscheidender Schritt, das Mysterium „Richardis" bezeugt ihn in allegorischer Typisierung, in der Typisierung von Prinzipien. Die geschlossene Form bewährt aufs neue ihre Bedeutung als Ausdruck und bestätigt sie weiterhin in den gewaltigen Ausmaßen der „Apokalyptischen Symphonie" und der Symphonie „Hero und Leander". Losgelöst vom Wort, werden Urfragen der Menschheit gestaltet, der begriffliche Stoff bleibt nur noch Erinnerung. Und schließlich will auch diese Erinnerung schwinden, Musik nur als Musik Geltung haben: ein Konzert für Cembalo und Orchester formt sich, der Schaffenstrieb in reinster Zwecklosigkeit zeigt sich als Macht an sich.

Eine Anzahl von Liederwerken, besonders eindrucksvoll die „Acht Orchesterlieder", dann „Drei Weltgeistliche Lieder", ein „Ricarda Huch-Zyklus", schließlich die „Polyphonen Studien" für Klavier vervollständigen das bisherige Lebenswerk Waltershausens, sich überleitend und vorbereitend zwischen die großen Werke einschiebend, auch sie Zeugnisse von innen bestimmter Notwendigkeit des Schaffens.

Erwähnen wir noch Waltershausen als mitreißenden Dirigenten, als welcher er eine immer ausgedehntere Tätigkeit entfaltet, vornehmlich als Ausdeuter seiner eigenen Werke, so rundet uns sich das Bild eines Menschen, dessen energische künstlerische Zielstrebigkeit und dessen expansive Vitalität im Dienste einer Idee allein schon ihn zur Führernatur stempeln. Er gehört dem deutschen Musikleben und der deutschen Musik, für die er lebt. Wenn er seine besten Kräfte München weiht, so wird man dies dort, wo neben vielem Schönen doch manchmal auch das Pflänzlein Undankbarkeit gefährlich aufwuchert, hoffentlich entsprechend zu schätzen wissen; das Gegenteil würde jedenfalls nichts gegen Waltershausen beweisen. Wer an Strauß, Furtwängler, Elsvogt und manche andere denkt, der weiß, was wir meinen und was wir nicht wünschen.

Dr. Ludwig K. Mayer

Türmers Tagebuch

Die Lüge des Völkerrechts · Zwei lehrreiche Bücher · Englands Bruch mit dem Kreml · Die Öffnung der Archive · Die neue Entente · Wir und der Streit · Das Völkerrecht im Unterricht · Locarno im Wort und in der Tat

Drei Arten von Lügen gibt es, sagte ein englischer Staatsmann: die gemeine Lüge, die Notlüge und die Statistik." Sein Register hatte ein Loch. Es ließ die vierte Lüge aus und gerade die größte unter ihnen: das Völkerrecht.

Daß er es tat, das sagt viel. Es war ja ein englischer Staatsmann. Denn von nichts spricht die angelsächsische Politik mehr als vom Völkerrecht, aber nach nichts handelt sie weniger. Der alte Admiral Fisher schreibt in seinen „Rekords": „Diese Völkerbünde und Völkerrechte sind verfluchter Unsinn. Gemäßigter Krieg ist ebensolcher Quatsch, wie eine himmlische Hölle." Das ganze Foreign office entsetzte sich selbstredend über diesen offenherzigen Polterer von einem Seelord. So was sagt man doch nicht, das tut man bloß.

Englands Weg zur Weltmacht ist mit Treulosigkeiten gepflastert. Wie oft ging Gewalt vor Recht, bevor es seine Herrscherstellung im fernen Osten errang! Als dann China erwachte, kamen die Rückschläge der letzten Jahre. Allein britischer Geist wird es nie fassen, daß ein unterdrücktes, ausgesogenes Volk, seien es Iren, Ägypter, Hindus oder Chinesen, aus sich heraus aufbegehrt gegen die Segnungen des Union Jacks. Auch am gelben Meere beschuldigt es Räterußland der Hetzerei. Gewiß mit Recht. Denn der Bolschewismus hetzt überall und hetzt grundsätzlich. Aber wäre gerade dort der Erfolg so groß, wenn nicht während eines vollen Jahrhunderts englische Übergriffe den Boden aufgezackert hätten?

Aus Rache erfolgte der Schlag gegen die Londoner Arcos-Gesellschaft. Sie ist mit der russischen Handelsvertretung verknüpft und beansprucht daher staatsrechtliche Unverletzlichkeit. Gleichwohl wurde sie in einer schönen Maiennacht nach allen Regeln eines Sensationsfilmes von 200 Polizisten überrumpelt. Bohrmaschinen und Sauerstoffgebläse öffneten die eingebauten Panzerschränke; drei Lastautos entführten die Geheimakten des russischen Archivs.

Fünfzig Beamte haben alsdann vier Tage lang vergebens gesucht. Man hat es nicht gefunden, jenes verschwundene englische Staatsdokument von ungeheurer Wichtigkeit, das in die Stahlfächer geflattert sein sollte. Um den Fehlschlag zu bemänteln, tat man jedoch so und brach die diplomatischen Beziehungen ab.

Das sagt keineswegs, daß man nichts hätte finden können. Räterußland ist nichts weniger als ein Unschuldsengel. Alle seine Gesandtschaftshäuser sind Wühlherde der Weltrevolution. England spürte es. Außer in China auch daheim. Vor kurzem noch gab es dort keine kommunistische Partei. Heute zählt sie schon über eine halbe Million Köpfe. Bei der Abreise des bolschewistischen Geschäftsträgers Rosenholz füllten ihre Anhänger den Bahnhof und sangen die Internationale mit solcher Inbrunst, daß

die Diehards dagegen nicht aufkamen mit ihrem würdesteifen: „God save the king."

Aber hat England ein Recht zum wohlgesitteten Pfui? Schon die Angst vor dem Bekanntwerden des verschwundenen Dokuments verrät ein Gewissen mit eingebrannten Schönheitsfehlern. Es soll sich um einen englisch-französischen Plan zum gewaltsamen Durchmarsch durch Deutschland bei einem russischen Kriege handeln, falls wir auf Neutralität bestehen sollten. Da uns solche in Locarno ausdrücklich zugesichert wurde, wäre dies ein mit Eiskälte ins Auge gefaßter Völkerrechtsbruch im allgemeinen und Vertragsbruch im besonderen.

Wenn übrigens die Tscheka in Moskau in die britische Gesandtschaft eingebrochen wäre, ob sie da nicht auch lichtscheue Funde gemacht hätte? ... Erst jüngst wurden dreizehn Spione erschossen, die sich, wie verkündet wird, von Sir Robert Hodgson hatten dingen lassen. Ein angeblicher Kaufmann Steinberg entpuppte sich als der englische Hauptmann Sidney George Riley und gestand, zur Zettelung von Attentaten und Aufständen durch Churchill persönlich entsandt zu sein. Rykoff verlas einen gefundenen Brief des englischen Konsuls in Petersburg. Er beklagt die Schwierigkeit, Nachrichten zu beschaffen: „Denn meine russischen Vögel arbeiten unter ernster Gefahr gehängt zu werden oder gevierteilt."

Sollte dies wirklich alles erstunden und erlogen sein, wie die Citypresse behauptet? In Englands herkömmliche Maulwurfsarbeit leuchtet mit grellem Scheinwerferstrahl das neue Buch des Franzosen Robert Boucard: „Les dessins de l'espionage anglais."

Der Mann ist haarscharf im Bilde und packt schonungslos aus. 33 Kapitel zeichnen das Spinnennetz des über die ganze Welt gewobenen britischen Geheimdienstes nach. Millionen Pfund kostet er jährlich, aber er arbeitet auch — nach Boucards Ausdruck „teuflisch fein". Die schauspielerischste Freundschaft bewahrt nicht vor seinem Duckmäusertum. „Er stellt, so schreibt der französische Enthüller, uns auch heute noch auf Schritt und Tritt seine Fallen und legt Schlingen um die Füße unsrer Soldaten bis in die syrischen Gebirge und die Felsen des Ryfs."

Was wir schon lange ahnten, Boucard bestätigt es. Hinter der Matrosenrevolution von Kiel hat der englische Geheimdienst gesteckt. Das kostete Riesenbäuser, aber es gelang. Durch hundert Kanäle sickerten aufreizende Gerüchte in die deutschen Schiffsmannschaften hinein. Und als der stetig überhitzte Kessel bereits geplatzt war, da wurde noch obendrein der neue Schwindel aufgemacht, auch die englische Flotte habe gemeutert und verbrüdere sich mit der deutschen. Er genügte, wie Admiral Beatty sagt, unsre Linienschiffe „an einer Strippe nach Scapa Flow zu ziehen."

Der Brite ist ganz urwüchsig davon überzeugt, daß dem Gegner nichts, ihm selber hingegen alles erlaubt sei. In der Politik und deren Fortsetzung mit anderen Mitteln, dem Kriege, kann er einfach wie sein König do no wrong. Was er sich in dieser Hinsicht erlaubte, darüber gibt erschütternde Auskunft das Werk unsres reichstäglichen Untersuchungsausschusses: „Das Völkerrecht im Weltkriege."

Hat nicht England den Krieg begonnen mit der heuchlerischen Erklärung, es geschehe zum Schutz der belgischen Neutralität und aus Achtung vor einem auch von

Deutschland unterzeichneten Vertrage? Im Jahre darauf aber hielt es sich im Verein mit seinen Verbündeten für berechtigt, die Neutralität Griechenlands in zehnfach schnöderer Weise zu verletzen. Saloniki wurde besetzt; der Rest des serbischen Heeres nach Korfu gebracht und dort wieder felddienstfähig ausgestattet. Um das kleine Hellas mürbe zu machen, erschien eine französisch-englische Flotte in seinen Hoheitsgewässern und verhängte die Hungerblockade, bis die Abdankung des Königs Konstantin erzwungen war. Im Piräus wurden Truppen gelandet, Post und Telegraph beschlagnahmt. Es gäbe, so stellt der Ausschuß fest, kaum eine Regel des Neutralitätsrechtes, die bei diesen Gewaltstreichen nicht aufs schwerste verletzt worden sei.

So geschah aber auch anderweitig, von Anfang bis zum Ende des Krieges. Die Beschlagnahme des deutschen Privateigentums, die Einbuchtung der Auslandsdeutschen, die Hungerblockade, die zu unsrem großen Kindersterben führte, das sind alles krasse Brüche des gerade von England in der Theorie so liebevoll gepflegten Völkerrechtes. Die scheußlichen Gefangenenmißhandlungen waren allerdings mehr französisches Steckenpferd, allein England hatte nichts dagegen einzuwenden. Hingegen weinte das Krokodil pfundschwere Tränen, wenn in einem deutschen Lager der Landsturmmann dem stets aufsässigen rothaarigen Tommy einmal den Gewehrkolben unter die kurzen Rippen setzte.

Wie damals gegen uns, so ist jetzt das heilige Völkerrecht wieder Vorwand gegen Rußland. Es mögen auch innere Gründe mitsprechen. Binnen sechs Wochen fielen drei konservative Ersatzwahlen liberal aus. Knarrend dreht sich die Wetterfahne der öffentlichen Meinung wieder nach links. Die Diehards suchen besorgt nach einem zugkräftig gellenden Wahlschrei.

Daher auch der lauthalsige Widerspruch der Liberalen gegen die Russenattacke des Kabinetts, diesen „Husarenstreich Churchills“, diese „melodramatische Wahlmache“. Mit wuchtigem Pathos protestierte Lloyd George im Unterhause, daß „der letzte Donnerkeil vor dem Kriege“ nach dem Kreml geschleudert würde. Die weiße Mähne schüttelnd, am ganzen Körper zitternd ballte er die Fäuste gegen die konservativen Bänke und schrie: „Verstand habt Ihr keinen mehr, nur die Mehrheit.“

Aber hat nicht der Walliser selber Verstand immer nur als abgesägter, niemals als beamteter Premierminister? Ist nicht gerade er der Mann des völkerrechtschänderischen knock out, des vertragsbrüchigen Versailler Friedens, der Koltschak- und Denikin-Expeditionen gegen Rußland, der Landung im weißen Meere? Jetzt will er's nicht mehr gewesen sein und schiebt die Schuld auf Churchill. Aber wenn auch die Minister wechseln und die Parteien, die am Ruder sind: die englische Politik bleibt stets dieselbe. Ein deutsches Gemüt kann gar nicht so viel Mißtrauen aufbringen, als sie nötig macht.

Stets ist sie angreiferisch nach außen eingestellt. Der Sinn des neuen Streiches ist offenbar, China vom Westen aus zurückzugewinnen. So wie man einst Kanada am Rhein eroberte. Deutsche Geschichtsphilosophen reden freilich von einem anhebenden Austragskampfe des englischen Individualismus mit dem Moskauer Kollektivsystem. Ach nein, das ist's nicht. Wenn der Engländer zuschlägt, dann steckt weder Philosophie dahinter noch Christentum, sondern lediglich Geschäft.

Gegen den Rätestaat wird dasselbe Einkreisungsspiel getrieben wie vor zwanzig Jahren gegen uns. Der Kreml vergleicht daher die Bluttaten an bolschewistischen Würdeträgern in Warschau und Minsk, die jüngst vorkamen, mit dem Serajewo-Mord und erkennt den Finger Englands. Dort entrüstet man sich natürlich über den Verdacht. Aber darf man das, wo man doch mucksmäuschenstillschweigen mußte, als enthüllt wurde, daß Findlay den Diener Sir Roger Casements mit 5000 Pfund zum Meuchelmord an seinem Herrn hat erkaufen wollen?

Dabei sei abermals nicht gesagt, daß die Räteleute um ein Haar besser seien. Im Gegenteil. Sie triefen von Blut. Die neuen Standrechtsmorde sind grauenhaft. Mancher Unschuldige ist sicher darunter, der nur als Fürst oder alter Offizier von der Chevaliergarde um des rohen Exempels willen ins Gras beißen mußte. Der jetzt in Warschau niedergeknallte Sowjetgesandte Peter Lazarewitsch Woykoff hat in Jekaterinenburg die Todesurteile der unglücklichen Zarenfamilie unterzeichnet. Wer kann Mitleid fühlen mit dem Bluthund? Diese Schinderknechte ekeln uns an, ganz wie einst unsren Schiller der Konvent.

England braucht Parteigänger und sucht sie. Die Freundschaft mit Frankreich war eingeschlafen. Mit viel Lärm wurde sie geweckt. Doumergue kam nach London und jeder trueborn Englishman schrie sich die Kehle heiser zu seinem Empfang. Ihm und Briand verlieh Oxford den Ehrendoktor der Rechte, denselben, womit es einst unter gleichem Jubel den Franzosenbezwinger Blücher geschmückt hat.

Die Tischredner sprachen von den unlösbaren Freundschaftsbanden zwischen hüben und drüben vom Ärmelmeer. Sie sind noch etwas jung, diese Freundschaftsbande. Die Geschichte kannte vielmehr Jahrhunderte lang nur englisch-französischen Erbhaß. Erst der Krimkrieg kehrte den Spieß um und dann der Weltkrieg. Was letzteren anlangt, so sprach Doumergue das kühne Wort, die unparteiische Forschung werde feststellen, wie redlich beide Kabinette sich bemüht hätten um die Verhütung seines Ausbruchs. Gut, daß Poincaré und Sir Edward Grey nicht bei der Tafel waren. Sie hätten einander nicht ins Auge blicken können, diese beiden Auguren.

Das britische Außenamt hat kürzlich neue Urkunden aus der Brütezeit des Krieges veröffentlicht. Da zeigt sich, wie übel das Blaubuch von 1914 ausgelassen und zurechtgestutzt hat. Die jetzt nachgebrachten Berichte sprechen ausnahmslos zu deutschen Gunsten.

Was mag erst in den französischen Archiven schlummern! Der Pazifist Viktor Basch verlangte die Öffnung. Berthelot antwortete nach dem Rezept, womit auch die Abrüstung unter dem Scheine der Bereitwilligkeit hintertrieben wird. Das sei eine ungeheure Aufgabe, die sich nicht über das Knie brechen lasse. Die 54 deutschen Bände tat er als Blendwerk ab. Sie schlössen ja, „gewiß nicht ohne Absicht" gerade vor dem Kriege.

Basch erklärte, er sei erstaunt und bestürzt. Ob denn der Fachreferent des Ministeriums nicht wisse, daß die deutschen Kriegsakten in vier Bänden bereits 1919 erschienen seien? Und zwar zusammengestellt von Kautsky, dem als Sozialdemokraten, Pazifisten und geborenen Tschechen dreifach unverdächtigen?

Wer denkt, der weiß genau, weshalb die Arbeit so ungeheuer schwer ist und Berthelot so ungeheuer unwissend. Aber die Wahrheit marschiert doch. Die Räte-

regierung öffnet nämlich ihrerseits das Archiv an der Sängerbrücke. Berechnender Weise gerade jetzt. Eine lange Bändereihe ist im Druck. Vorbereitet war sie schon lange. Sie bringe, wie es in der russischen Presse heißt, den schlüssigen Nachweis, daß die Schuld am Kriege sich gleichmäßig verteile auf Frankreich, England und das Zarenkabinett. Entlarvt als Haupträdelsführer aber werde endlich Poincaré.

Diese Nachricht erging prompt, nachdem Tschitscherin in Paris unwirsch abgewiesen war. Verdammte Bolschewisten! so schimpft man dort. Und unsre guten Freunde, die Diehards hätten auch etwas Schlaueres tun können, als Händel zu kriegen mit diesen zu allem fähigen Weltbrandstiftern!

Nun sitzt man zwischen zwei Stühlen. Man muß doch zu England halten, das dafür so nobel mit deutschen Schicksalswerten zahlt. Seine Presse ist auch schon eingeschwenkt. Sie redet den Deutschen nett zu, unzeitgemäße Forderungen wie die Räumung der Rheinlande zurückzustellen. Und was die Ostkontrolle anlange, weshalb sich auf juristische Punkte versteifen? In a reasonable spirit löse sich dergleichen doch so glatt und leicht.

Nur uns wird er immer zugemutet, dieser reasonable spirit. Nie den Franzosen, nie den Polen. In Oberschlesien wütet der Terror. Man hat Beweise, daß er von dem Wojewoden selber geschürt und bezahlt wird. In Südtirol schreit ein gebrochenes Königswort gen Himmel. Hier wie dort wird ein heiliges Menschenrecht auf Sprache und Volkstum unter die Füße gestampft. Aber das Gewissen derer, die Oberschlesien und Südtirol rohen Händen überantworteten, regt sich darüber nicht auf. Ob es gleich dasselbe ist, das so gefühlvoll sein kann bei bulgarian atrocities, bei Kongogräueln, Judenpogromen, Armeniermetzeleien und Tschekamorden. Diplomatisch nennt man dies Desinteressement, ethisch aber immer noch gewissenlos.

Die Wahrnehmung seiner Belange in England hat der Kreml uns übertragen. Daß wir dies heikle Ehrenamt nicht ablehnten, ist schon wieder ein Grund zum Verketzern. Na ja; Boche und Bolschi —. Dabei verfährt der Brite doch selber nach dem Grundsatz: non olet. Denn sogar jetzt nach dem Bruch hat man aus Furcht, daß sich gleich die Amerikaner ins Geschäft setzen könnten, den Russen noch ganz gemütlich zugeredet: „Wir können uns ja verkrachen, aber warum sollen wir bis auf weiteres nicht mehr miteinander handeln?" Freilich ohne Erfolg, denn tatarischer Haß geht aufs Ganze. Flugs verbot er den englischen Schiffen die russischen Häfen.

Angenehm kann es uns selber nicht sein, daß die Arco-Gesellschaft auf deutschen Boden auswandert und der Bolschewismus seine Geschäftsträger zur Konferenz nach Berlin zusammen beruft. Tschitscherin hat sich allerdings Stresemann in Baden-Baden für Wohlverhalten verbürgt; bessere Gewähr noch gibt der Gedanke, daß Rußland es wahrlich nicht auch noch mit uns wird verschütten wollen.

Deutschlands Lage bedingt strengste Neutralität zwischen Walfisch und Bär. Kluges Hinhalten überdies, bis sich der Verlauf der Dinge übersehen läßt. Dann freilich kurzen Entschluß, damit wir beim Kehraus Besen sind und nicht der Kehricht.

Desto illusionsloser müssen wir sein, je mehr heutzutage mit Illusionen gearbeitet wird. Da waren die Leute von den verschiedenen Völkerbundsligen in Berlin zusammen. Sie haben viel geredet von der collaboration loyale et féconde der Völker Europas. Marx, Stresemann, Bernstorff haben sie begrüßt und ein Andante

von Mozart machte den feierlichen Schluß. Kaum waren jedoch die französischen Menschenrechtler wieder daheim, da erklärten sie, Deutschland habe keinerlei Recht, die Rheinlandräumung zu verlangen. Zwar seien sie selber im Prinzip dafür, allein nur, wenn Deutschland eine dauernde Kontrolle durch den Völkerbund zugestehe. Diese politischen Kinder halten sich also für sehr friedfertig, übertrumpfen indes mit ihren Forderungen in aller Unschuld noch die Gewalttätigkeiten des Versailler Diktates.

Kultusminister Becker hat in den preußischen Schulen Unterricht über den Völkerbund angeordnet. Auf die Ausführungsweise bin ich begierig. Dem aufrichtigen Lehrer bleibt nichts übrig, als zunächst einen Völkerbund zu schildern, wie er sein sollte, dann den Genfer, wie er wirklich ist und schließlich vom schlechten auf den guten zu vertrösten. Kein andrer Weg erscheint gangbar. Die neuen Lehrpläne haben jeden Byzantinismus untersagt, also doch auch wohl den pazifistischen. Der Unterrichter soll nichts beschönigen, sondern die ungeschminkte Sachlage dartun. Ob diese aber wirklich Sinn und Vorliebe für Genf schafft, was doch der Zweck des Erlasses bleibt?

Welcher deutsche Schulmann könnte denn sprechen wie Baldwin, der da Locarno feierte als die Ausrottung des internationalen Mißtrauens, den Verzicht auf nationale Eifersucht und die feste Absicht der Völker zum Wiederaufbau unsres Erdteils? Der Mann bedachte gar nicht, daß allein schon die Erneuerung der Entente, die in denselben Tagen erfolgte, wider den Geist von Locarno sei und all seinen Phrasen auf der Nase tanzt. Aber da haben wir wieder jene eingefleischte Eigenschaft des politischen Engländers, die Carlyle und Ruskin so oft zu Prophetenzorn fortriß. Was er selber tut, das empfindet er stets als gut, edel und brav. Mag sein Handeln zerknittern, allen zehn Geboten hohnlachen, sich selber bleibt er immer ein Mann, mit dem der liebe Gott alle Ursache hat, zufrieden zu sein. Das ist noch nicht einmal Heuchelei, sondern Engstirnigkeit; eine Schwäche, die als Scheuklappe wirkt, draufgängerisch macht und daher im Kampfe zur Stärke wird.

Dr. Fritz Hartmann-Hannover

(Abgeschlossen am 18. Juni)

Auf der Warte

Sonnenkönigslein

Das Reichsbanner ist gegründet zum handgreiflichen Schutze der demokratischen Verfassung. Da es vorläufig keine Taten zu tun gibt, macht man desto mehr Worte. Irgendwann in jeder Woche ist irgendwo ein Reichsbannertag, und es wird den zusammengescharten Windjacken erzählt, daß die Republik nur gedeihen könne im Schatten ihrer hochgereckten Arbeiterfäuste. Trotzdem das Reichsbanner schwarzrotgold ist, führt man mit Vorliebe rote Fahnen, und da Ebert das ganze Deutschlandlied zum Nationalgesang gemacht, singt man immer bloß die dritte Strophe. Die erste wagt man nicht, da die da draußen sich aufregen wegen des: „Deutschland über Alles". Denn was ein rechter Reichsbannermann ist, der ärgert als eingefleischter Pazifist nie Fremde, nur deutsche Landsleute. Er hat viel Fernsten-, allein wenig Nächstenliebe.

Ein beliebter Wanderredner ist „der rote Wirth". Als Reichskanzler a. D. hat er ja weiter nichts zu tun. Ob Königsberg, München, Koblenz, Hagen oder Heidelberg, er fehlt nirgends. Der rationelle Mathematikus hat sich auch schon glücklich hineingeredet in die irrationelle Kunst des massenaufwühlenden Schimpfens. Neulich hat er die deutschnationale Regierungspartei der Gesinnungslumperei beschuldigt und die Hörer aufgehetzt, das Reichskabinett zu stürzen, dessen Haupt sein Fraktionsgenosse Marx und dessen Kern seine eigene Zentrumspartei ist.

Er erhielt von dieser Wischer und Tadelstrich. Aber anderwärts löste er desto mehr Beifall und das tröstete darüber hinweg. Die Pariser Presse wünschte dem „ersten und kühnsten Kanzler der Erfüllungspolitik" dankbaren Gefühls den besten Erfolg. Nicht minder unsre Linkspresse. Sie tut sonst immer sehr geschmäckler-pfäffisch. Ihr Geschrei hat richtig die Begnadigung der Eisenbahnverbrecher von Leiferde durchgesetzt, weil Schlesinger Künstlerlocken, einen Beethovenkopf und lange schmale Pianistenhände hat! Wenn es jedoch gegen die Rechtsparteien geht, dann hört der Snob aus jedem Gassengeschimpfe ein Mannesbekenntnis heraus, und jeder Schreihals wird zum Volksheld.

Insbesondere Herr Hörsing; bei dem die Grazien doch wahrlich ausgeblieben sind. Er ist leider noch nicht a. D. Allein seine Ämter als Reichsbannerführer und Reichstagsabgeordneter lassen ihm wenig Zeit zu dem Amte des Oberpräsidenten der Provinz Sachsen. Auch dieser Meister Ubique ist allerwärts; wenig daher freilich in Magdeburg, wo er am meisten sein müßte.

Er hat den Reichsminister Hergt den schlimmsten Schädling genannt. Damit verfällt er dem Gesetz zum Schutze der Republik, das sein guter Freund, der rote Wirth, nach Rathenaus Tode durchsetzte. Hörsing war stets dessen heißer Befürworter. Nun gleitet er selber in die Grube, die er und die Seinen den Gegnern schaufelten.

Die bayrische Regierung, der ewigen Straßenschlachten müde, hat den nach München berufenen Reichsbannertag verboten; überhaupt alle „Tage" militärisch organisierter Verbände und deren uniformähnliche Einheits-Trachten. Flugs besitzt Herr Hörsing, der hohe preußische Beamte, den Takt, sie dafür und noch dazu an ihrem eigenen Sitze zu verhöhnen. Mit dem dreisten Zusatz, man werde trotz des Verbotes in München tagen und zwar in einem Ausmaß, daß den Herren Hören und Sehen vergehen solle. Mit solchen Rüpeln — damit meinte er natürlich nicht seine musterhaften Bannerleute, sondern die verruchten „Nationalstrolchisten" Hitlers — müsse man fertig werden. „Ich erbiete mich, einen oder zwei meiner Polizeibeamten nach München zu schicken, die in zweimal vierundzwanzig Stunden die schönste Ordnung herstellen."

Herr Hörsing erbot sich zu etwas, wozu ihm jede Befugnis fehlt. Und außerdem: „Meine Beamten!" In den bekanntermaßen so finsteren Zeiten des fluchgeladenen alten Re-

gimes brauchte der Kaiser nur von „Meinen“ Grenadieren zu reden oder die Rangliste von S. M. S., dann setzte es in der Genossenpresse staatsrechtliche Lehren, daß es nur ein Reichsheer gebe und eine Reichsmarine.

Aber nun: „Meine Polizeibeamten“. Da haben wir's. Der Staat bin ich. Wie wurde der „Redekaiser“ verspottet! Ich glaube jedoch nicht, daß die Höchstzahl der kaiserlichen Reden selbst in den ersten Regierungsjahren jemals nur an die Hälfte des Hörsingschen Durchschnitts heranreichte. Der innere Gehalt nun gar entzieht sich überhaupt jedem Vergleiche. Aber so ist's nun einmal: Der Kaiser mußte fort, dafür kamen Tausende von proletarischen Sonnenkönigléin auf. F. H.

Kaiser Wilhelm II. im einstigen Urteil der Linken

Das ist ein trübes Kapitel. In einer möglichst sachlichen Schrift „Schuld und Schicksal“ (Die Tragödie Wilhelms II., 1,20 M, Verlag Fr. Foerster, Leipzig) macht Josef Sonntag darauf aufmerksam. Dieses beachtenswerte Büchlein (100 Seiten) empfehlen wir unsren Lesern; denn es sucht nach Emil Ludwigs Pamphlet Ausgleich herzustellen. Der „Türmer“ hat sich früher niemals in höfischen Byzantismus verloren, wie seine älteren Leser wissen, verliert sich aber noch weniger jetzt in Gehässigkeit gegen den deutschen Kaiser, der im Unglück ist und an seinem Volke schauerliche Erfahrungen über den Begriff Treue zu machen Gelegenheit hat. Sonntags Aufsätze über den Kaiser sind zuerst in den „Grünen Briefen“ erschienen (Berlin-Steglitz, Hohenzollernstr. 6). Er rechnet im Schlußkapitel ausführlich mit Emil Ludwig ab, was übrigens schon der Staatsarchivar Dr. Meisner, der Herausgeber der Memoiren Waldersees, in der bekannten historischen Zeitschrift „Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte“ (38. Bd., 2. Hälfte) gründlich besorgt hat. Josef Sonntag schreibt in einem vorausgehenden Kapitel:

„Wenn Wilhelm II. der unbedeutende Mensch wäre, als den ihn viele hinstellen, so widerspricht dem schon der fanatische Haß, mit dem ihn die feindliche Presse des Auslandes und seine erbitterten Gegner im Inlande verfolgen. Nirgends findet sich auch nur der Ansatz eines Versuches, Licht und Schatten seiner Persönlichkeit, Positives und Negatives in seinen Leistungen gerecht zu verteilen. Wenn seine Regierung wirklich ein einziger Fehlschlag gewesen wäre, wie ist es dann zu erklären, daß das Deutsche Reich über vier Jahre fast der ganzen Welt erfolgreich widerstanden hat? Sollte Wilhelm II. so gar keinen Anteil daran gehabt haben? Wenn ein Herrscher dreißig Jahre regiert hat und zugleich eine so temperamentvolle Persönlichkeit war, so wäre es geradezu unirdisch, wenn er sich nicht in seinen vielen Reden, Briefen, Randbemerkungen usw. auch einmal Blößen gegeben hätte. Seine Feinde würden sich nichts vergeben, wenn sie anerkennten, was anzuerkennen ist. Sie sind jetzt im Besitze der Macht. Außerdem sollte das nationale Ehrgefühl mehr Zurückhaltung in den Angriffen gegen Wilhelm II. und mehr Unvoreingenommenheit in seiner Beurteilung zu einer vaterländischen Pflicht machen. Denn er war ein Menschenalter hindurch der Repräsentant des deutschen Volkes. Selbst in den englischen und russischen Kriegsdokumenten finden sich Zeugnisse für die ehrlichen Friedensbemühungen des Kaisers. Sogar das feindliche Ausland beginnt langsam und allmählich sein Urteil über Wilhelm II. richtig zu stellen, nachdem auch unsere Aktenveröffentlichungen nicht nur seine Friedenspolitik bewiesen, sondern deutlicher und häufiger, als man ahnte, gezeigt haben, daß er mit seinem politischen Verstand meist viel richtiger urteilte, als seine Ratgeber und Diplomaten. ... Nach dem 9. November hat man fortgesetzt Schmutzkübel über den Kaiser ausgegossen, wie es wohl bisher selten einem Herrscher in der Geschichte ergangen war. Nun aber stellt sich zwar langsam, aber allmählich mehr und mehr heraus: 1. daß er trotz aller Schwächen doch nicht der minderwertige Herrscher war, als den man ihn verleumdet, und 2. daß dieselben Leute, die jetzt das ‚Kreuzige ihn‘ schreien, ihm einst ihr ‚Hosianna‘ laut und nachdrücklich zugejauchzt haben.

Wann haben seine Feinde mehr geheuchelt? Vor oder nach dem 9. November 1918? Wann waren sie in dieser ihrer Haltung ehrlich? Zum mindesten einmal müssen sie sich blamiert haben, indem sie vor der Revolution dem Kaiser zu Füßen sanken, um nachher den Dolch auf ihn zu zücken. Hierfür bilden einige Beispiele aus der Presse einen schlagenden Beweis: Die ‚Kölnische Volkszeitung' erklärt in Nr. 807 des Jahres 1926 die Tatsache, ‚daß der frühere Kaiser so gut wie endgültig die Sympathien auch dort verloren hat, wo man sie zu erhalten fest entschlossen war, wenn der Entthronte in der billigen Würde des Schweigens den Rest seiner Tage zugebracht hätte...' D. h. wenn er sich von seinen Feinden weiter hätte in stummer Resignation beleidigen lassen! Dasselbe Blatt schrieb aber in Nr. 75 vom 26. Januar 1915: ‚So gründet sich die Liebe zum Kaiser im ganzen Volke nicht in Äußerlichkeiten, sondern in hoher Achtung vor der männlich-festen Herrscherpersönlichkeit des Kaisers, welcher jetzt das Reich schirmt in Not und Drang und es herausführen soll aus der schweren Gegenwart zu herrlicher, gesicherter Zukunft... Dankbar erinnern wir uns auch so manchen Zeichens von Wohlwollen, dessen während der langen Dauer seiner Regierung unsere Bischöfe, katholische Einrichtungen und Interessen sich zu erfreuen hatten... Der Kaiser ist uns das Symbol und der Träger des Kaisertums und Königtums von Gottes Gnaden. Wie er selbst fühlt als König von Gottes Gnaden, so folgen wir ihm, weil wir glauben und fühlen, daß sein königliches Amt einer höheren Ordnung entstammt... Wir wollen es uns dabei genügen lassen, die wir als Christen ihn anerkennen als unseren Herrn und König; wir wollen feststehen zu ihm und zu seinem Rechte und nie wanken in unserer Treue.'...

Schließlich schwur damals das große rheinische Zentrumsorgan: ‚Die Monarchie ist stets das Rückgrat unserer staatlichen Verhältnisse gewesen; sie soll und muß es nach unserer festen Überzeugung auch in Zukunft bleiben.'

Auch im Jahre 1918 wankte die ‚Kölnische Volkszeitung' in ihrer Kaisertreue nicht, sondern wiederholte in Nr. 76 am 27. Januar ihr Gelöbnis: ‚Man fühlte doch von Anfang an mit richtigem Instinkt, was ein individueller, klarer und zielbewußter Wille wie der unseres Kaisers für die Stärkung und Ausbreitung der Reichsidee und des Kaisergedankens bedeutet.'

Diesen ‚richtigen Instinkt' hatte auch die Gesinnungsgenossin der ‚Kölnischen Volkszeitung', die ‚Germania', das erste Zentrumsorgan, gehabt, als sie zum Regierungsjubiläum des Kaisers am 15. Juni 1913 in schwungvollen Leitartikeln hochbegeistert folgendes Treugelöbnis vortrug (in Nr. 272): ‚Mit innigem Dank für alle Wohltaten und Kundgebungen der kaiserlichen Huld gedenken die Katholiken dieser Gnadenbeweise, und in Treue und Verehrung legen sie am Tage des Kaiserjubiläums diesen Dank mit ihren aufrichtigen Segenswünschen an den Stufen des Thrones nieder, während in allen katholischen Kirchen heiße Gebete emporsteigen, daß Gott das teuere Leben des Kaisers schirmen und noch recht lange erhalten und segnen möge."

Heute speit dieselbe ‚Germania' Gift und Galle, die am 19. Juni 1913 über die Festsitzung des Vereins der katholischen Lehrer Berlins schrieb: ‚Die begeisterte Aufnahme der Rede zeigte, wie wir unseren Kaiser lieben als Friedensfürsten, Schützer von Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie, und mit Ehrfurcht zu ihm hinaufschauen und ihn ob seines echt christlichen Wandels verehren.'

Zur selben Zeit fällte die ‚Frankfurter Zeitung', das große Demokratenblatt, folgendes Urteil (vom 15. Juni 1913 in Nr. 164): ‚Es fällt uns schwer anzunehmen, daß Wilhelm II. jedem Worte dieser Anbetung Glauben schenke, denn er ist ein Mann von Qualitäten. Wäre er das nicht, wir würden heute nicht die Feder ergreifen... Man würde aber dem Kaiser Unrecht tun, wenn man meinte, daß in diesem Auftreten Pose liege. Es ist ihm Natur, und er gibt sich, wie er ist.' Dann feiert dieses Blatt geradezu überschwenglich die demokratische Art des Verkehrs im Kreise des Kaiserhofes und erklärt unter zahlreichen Verbeugungen: ‚Für Rang und Stand

hat der Kaiser absolut keinen Sinn, so sehr er auch darauf hält, daß ihm gegenüber die Form gewahrt werde.'

Während die Frankfurter noch Maß hält, bringt die ‚Vossische Zeitung' dem Kaiser folgende Huldigung, wenn sie in einer Sonderbeilage zu ihrer Jubiläumsnummer vom 15. Juni 1913 in Nr. 298 schreibt: ‚Nein, so scharf und schroff auch manche Äußerung des Kaisers erschien, und so stark er auch sein Gottesgnadentum und seine Regierung aus eigenem Recht betonte, ein selbstherrlicher Despot ist er nicht geworden. Er hat oft genug seinen Willen den Erwägungen seiner verantwortlichen Ratgeber, oft genug den Beschlüssen der Volksvertretung untergeordnet.'... ‚Möge es Kaiser Wilhelm II. beschieden sein, in abermals einem Vierteljahrhundert zu neuem Jubiläum als erfolgreicher Herrscher die Glückwünsche eines erfolgreichen, starken und freien deutschen Volkes entgegenzunehmen!'"

Es ist lehrreich, nicht wahr, wenn man in dieser charakterlosen Zeit wieder einmal an das Einst erinnert!

Will der Kaiser überhaupt zurück?

Die Republik überschätzt sich. Woher nimmt sie die Auffassung, daß der Kaiser aus der Verbannung überhaupt in dieses allerliebste Paradies Deutschland zurück will?

Das Gerede von der „Flucht nach Holland" sollte endlich aufhören. Es war ein vollbewußtes Opfer, das der Kaiser seinem Volke gebracht hat; wie viel dabei Irrungen und Wirrungen mitsprachen, ist eine Sache für sich und tut dem Opfer keinen Abbruch. Auch durch sein seitheriges Verhalten beweist der Kaiser, daß er seine Linie innehält; er übt äußerste Zurückhaltung. Wenn man bedenkt, was es für einen so tätigen, an große Lebenskurven gewöhnten Herrscher eines der mächtigsten Staaten heißen will, nun bei kraftvollen Jahren auf kleinem Fleck eine selbstgewählte Verbannung durchzuführen, so kann kein halbwegs vornehm denkender Mensch dieser Tatsache seine Achtung vorenthalten. Eine norwegische Schriftstellerin, die jüngst in Doorn war, hat mit Begeisterung in norwegischen Blättern ihre Eindrücke wiedergegeben. Ein andrer Brief von einem andren Gast besagt Ähnliches. Der Kaiser an seinem Teil übt jetzt in der Stille, an der Seite seiner zweiten Gemahlin, was wir von ganz Deutschland oder wenigstens seinen besten Menschen erwartet hatten: die Kraft der Besinnlichkeit.

Oder will man des Kaisers Opfer etwa als erzwungene Flucht entwerten? Ist etwa die Verfassung der Republik, durch den Feindbund von außen und durch eine Partei von innen, nicht erzwungen worden? Hat das deutsche Volk in Freiheit gehandelt, als es die Republik schuf — oder vielmehr schaffen mußte?

Wir haben Grund anzunehmen, daß der Kaiser in die jetzigen deutschen Verhältnisse, auf die er keinen Einfluß hat, überhaupt nicht zurück will.

Somit ist es auch praktisch belanglos, wie sich die deutschnationale Partei zu dem berüchtigten Paragraphen des Republik-Schutzgesetzes gestellt hat. Graf Westarp verteidigt in der „Kreuzzeitung" (Nr. 240) die Seinen, wobei er mit den Worten schließt: „Jedenfalls hat auch die letzte Woche bestätigt, daß für die Gegenwart die politische Aufgabe, die Monarchie wiederherzustellen, nicht gelöst und ohne schweren Schaden für das Land nicht einmal gestellt werden kann. Was not tut, und woran wir festhalten, ist etwas anderes: wir arbeiten daran, in dem deutschen Volk den Kaisergedanken, der stets die Sehnsucht der besten Deutschen gewesen ist, lebendig zu erhalten und es wieder für die seinem Wesen, seiner Lage und seiner Überlieferung entsprechende Staatsform der Monarchie zu gewinnen."

Vom deutschen Kronprinzen

In seiner Geschichte des Bonapartismus wirft Treitschke die Frage auf, weshalb die restaurierten Bourbonen nach 1814/15 in Frankreich nicht wieder hätten Wurzel schlagen können, obgleich es sich um das alte Königsgeschlecht handelte, das mit der Unterbrechung der letzten zwanzig Jahre über achthundert

Jahre lang Frankreich beherrscht hatte. Und er beantwortet die Frage dahin: Die Restauration war Fremdherrschaft, die Wiedereinsetzung der Bourbonen beruhte auf einem Gebote der verbündeten feindlichen Mächte. Und ein stolzes, sich seiner selbst bewußtes Volk läßt sich seine Regierung nicht dauernd vom Auslande gebieten, wenn es solche auch einmal nach einer Niederlage von ihm hat entgegennehmen müssen.

Die deutsche Republik teilt das Schicksal der restaurierten Bourbonen. Sie beruht auf Auslandsgebot, ist in dem französisch-tschechoslowakischen Bündnisvertrage ausdrücklich als die dauernde Staatsform des deutschen Reiches gewährleistet. Das deutsche Volk hat beim Zusammenbruche die Republik über sich ergehen lassen in der Hoffnung, dadurch bessere Friedensbedingungen zu erlangen, uneingedenk der Tatsache, daß, was dem Auslande frommt, dem eigenen Lande schadet.

Deshalb kann der monarchische Gedanke in Deutschland nicht zu Grunde gehen; er ist, unbeschadet der redlichen Mitarbeit am Gegenwartsstaate, untrennbar verbunden mit der Hoffnung auf Deutschlands Wiederaufstieg. Die Sonne, die am 9. November 1918 untergegangen ist — das ist die geschichtliche Bedeutung des 9. November —, muß und wird auch wieder aufgehen. Damit verschmelzen monarchischer und nationaler Gedanke in eins, sie lassen sich niemals voneinander trennen.

Überwunden ist die Zeit, wo man von der Masse alles erwartete. Das Schlagwort: „Erscheint in Massen“ ist eine überlebte Phrase geworden. Es ist eine alte Streitfrage, die einst zwischen Ranke und Sybel ausgetragen wurde, ob Ideen die Geschichte beherrschen, und der Kampf der Ideen die Geschichte ausmacht, oder ob es die in der Geschichte wirksamen Persönlichkeiten sind. Nun, beides läuft hier auf dasselbe hinaus. Die Idee der Masse, wenn sie je eine geschichtliche Macht war, gehört der Vergangenheit an, und das Volk verlangt nach Persönlichkeiten.

Es ist eine eigentümliche Sache um den Kronprinzen. Vor dem Kriege war er in höchstem Maße volkstümlich. Seine Ernennung zum Armeeführer wurde mit Begeisterung begrüßt. Diese Volkstümlichkeit schlug während des Krieges um. Zunächst hatte man den Kronprinzen auf die falsche Stelle gesetzt. Man hatte gehofft, im Westen die großen Erfolge zu erringen, und deshalb die Armeekommandos mit lauter Thronfolgern besetzt. Aber im Westen saß man nach der Marneschlacht fest, die großen Siege wurden im Osten gewonnen. Das neue Festrennen bei Verdun im Jahr 1916, das der Kronprinz nicht veranlaßt hatte, traf gerade seine Heeresabteilung. Die treue Pflichterfüllung in jahrelangem Abwehrkampfe kam nicht an die große Glocke. Daneben setzte der Verleumdungsfeldzug des feindlichen Auslandes gegen das Privatleben des Kronprinzen ein, im Inlande fanden die Verdächtigungen nur allzu leicht Glauben. Jede Schwächung der Monarchie bedeutete eben eine Schwächung der nationalen Widerstandskraft. Als man des Krieges müde nach dem Frieden schrie, kam dazu die Behauptung, der Kronprinz habe zum Kriege gehetzt, den Frieden nicht gewollt!

So kam es, daß feindliches Ausland und Revolution im engsten Bunde Abdankung des Kaisers und Thronverzicht des Kronprinzen forderten, beide getragen von der Überzeugung, daß mit Beseitigung des derzeitigen und des künftigen Trägers der Krone die Monarchie überhaupt erledigt sei. So ließ denn der Bade-Max am 9. November 1918 beide abdanken, ohne daß mit dem Kronprinzen über seinen Thronverzicht auch nur verhandelt worden wäre.

Gegenüber diesen Verzerrungen, Verdrehungen und Verleumdungen wird uns nun der Kronprinz in seiner wahren Gestalt vorgeführt. (Georg Freiherr von Eppstein, Der deutsche Kronprinz, der Mensch, der Staatsmann, der Geschichtsschreiber. Leipzig, Verlag von Max Koch, 1926, 428 S. — Hermann von François, Der deutsche Kronprinz, der Soldat und der Heerführer. Leipzig, Verlag von Max Koch, 1926, 246 S. — Preis beider Bände 22 M.) Es ist, als ob reines Quellwasser allen Schmutz hinwegspülte. Auf der einen Seite schildert Freiherr von Eppstein den Kronprinzen rein menschlich in sei-

nem Familienleben, seinem Charakter, seinem alltäglichen Tun und Treiben, seine staatsmännische Auffassung, seine Tätigkeit als Geschichtsschreiber, andrerseits General von François seine Wirksamkeit im Kriege. Wir lernen den Kronprinzen damit kennen, wie er wirklich ist, aber auch, wie er war, welche Auffassungen er vor dem Kriege und während des Krieges von der militärischen und politischen Lage hatte.

Das preußische Königshaus hat im Wandel der geschichtlichen Entwicklung immer zwei Grundtypen von Persönlichkeiten gezeigt, einmal nüchterne Haushalter mit klarem Verständnisse, die mit ihrem Pfunde wuchern und es gemehrt ihren Nachkommen hinterlassen, wie sich schon Kurfürst Friedrich I. als Gottes schlichten Amtmann an dem Fürstentume bezeichnete; und dazwischen immer wieder geniale Persönlichkeiten mit einem Einschlage von Romantik, die bei richtiger Selbstzucht zu großen Herrschern wurden, ohne diese freilich eine schwere Gefährdung des Staates bedeuteten. Der Kronprinz trägt äußerlich die bekannten Züge Friedrichs des Großen; seinem Wesen nach ist er eher eine nüchterne Persönlichkeit, welche mit scharfem Blicke die Dinge sieht, wie sie wirklich sind, und namentlich die Gabe des alten Kaisers hat, Menschen richtig auf ihre Fähigkeiten zu erkennen. Das wird namentlich in dem Eppsteinschen Buche belegt durch die Denkschriften des Kronprinzen und die Urteile über einzelne Persönlichkeiten.

Faßt man alles zusammen, so muß man zu dem Ergebnisse kommen: Nicht der Einfluß des Kronprinzen ist verhängnisvoll gewesen, sondern es war ein Jammer, daß er von jedem politischen Einflusse fern gehalten, ja die Freiheit seiner Meinungsäußerung geradezu unterdrückt wurde. So wurde der Kronprinz durch falsche Vorspiegelungen über die niederländische Grenze gelockt und durch weitere falsche Vorspiegelungen zum nachträglichen Thronverzichte veranlaßt. Das Verhängnis ging eben seinen Lauf.

Das Eppsteinsche Werk hat das große Verdienst, das Dunkel gelichtet, die Sachlage geklärt zu haben.

Prof. Dr. Conrad Bornhak

Der Rätekalender

Unsren Kalender hat Julius Cäsar gemacht; er ist also heidnisch-römisch. Eine scharfe christliche Prägung erhielt er allerdings durch die wöchentliche Feier des Auferstehungstages, die im zweiten Jahrhundert einsetzte und die Zählung nach Christi Geburt statt der Gründung Roms, die seit Karl dem Großen gängig wurde. Wer an unser Christentum will, geht daher auch stets gegen unsern Kalender an.

Die französische Revolution schaffte ihn ab. Die christliche Ära sei eine Zeit der Lüge, des Betruges, der Charlatanerie; also fort mit ihr! Chaumette, Hebert und Anarchasis Cloots, ersannen einen zurechtgerückten Ersatz. Man zählte fortan vom ersten Tage der Republik, dem 22. September 1792.

Dumm freilich, daß die Natur nicht auch in der Dezimale arbeitet, die Erde vielmehr in $365^1/_4$ Tagen um die Sonne läuft; der Mond in $29^1/_2$ Tagen um die Erde. Die Zeit widerstand daher der gefälligen Zehntelung, die man der Münze, dem Maß, dem Gewicht leicht anschirrte.

Die zwölf Monate mußten unter sotanen Umständen schon bleiben. Aber man gab jedem dreißig Tage und teilte sie hübsch gleichmäßig in drei Wochen zu je zehnen. Die fünf Resttage wurden zum Feste der Sansculottiden und rahmten den heiligen 22. September ein. Man weihte sie ein wenig kunterbunt und herbeigesucht der Tugend, dem Genie, der Arbeit, der Meinung und dem redlichen Lohn. Die Monate erhielten neue Namen, obwohl doch die alten gar nicht christlich, sondern unanstößig nichtssagend sind. Alle nach ihren Naturerscheinungen: Wein-, Nebel- und Reifhart, Schnee-, Wind- und Regenreich, Keim-, Blüt- und Wiesenhold, Ernting, Hitzing, Früchting. Schnurrig fielen die Tagesnamen aus. Die Stelle der angestammten Heiligen ersetzten die Mohrrübe, der Apfel, der Blumenkohl, die Artischoke, ja auch der Ochse und selbst der Esel.

Die russische Revolution ist noch viel religionsfeindlicher, als die französische war. Der Bolschewist kennt ja nur Kraft und Stoff,

derweil eine starke Jakobinerpartei mit Robespierre immerhin noch am Kultus des höchsten Wesens und der unsterblichen Menschenseele deistisch festhielt.

Auch im Kreml machen sie daher Kalenderreform. Zu demselben christfeindlichen Zweck und nach Pariser Vorbild, allein trotzdem mit mehr Gefaßtheit. Daher auch erst zehn Jahre nach dem Umsturz und erheblich behutsamer.

Der Volkskommissar für das Schulwesen hat den Entwurf ausgearbeitet. Er ersetzt weniger den bisherigen Kalender durch den sansculottischen, als daß er ihn damit versetzt. Die siebentägige Woche bleibt, nur die Tage ändern ihre Namen. Der Montag heißt Sowjettag, der Sonntag zwar auszeichnenderweise Lenintag, muß jedoch seinen Charakter als allwöchentlicher Arbeitsruhetag an den Dienstag, den Revolutionstag, abtreten. Auch die Monate werden bolschewistisch umgetauft, zum Andenken an die Revolution und ihre Führer. Nur Februar und Oktober heißen weiter so, weil diese geweiht sind durch die beiden großen Ereignisse von 1917: den Zusammenkrach des Zarentums und den Sieg des Rätestaates. Danach wird natürlich auch die Zeit gemessen; der Russe lebt fortan im Jahre zehn und schläft an seinem bisherigen 28. Oktober, dem russischen Umsturztag, der unsrem gregorianischen 9. November, dem deutschen Umsturztag entspricht, geruhsam in das Jahr elf hinein.

Alles in allem bleibt also der russische Radikalismus im Halb und Halb stecken. Nicht aus Schwäche, sondern gewitzigt durch die französische Erfahrung. Kein Königsmord, kein Fallbeil, keine Zwangspreis- und Assignatenwirtschaft hat das Jakobinertum im eignen Lande derart unvolkstümlich gemacht wie die Kalenderreform. Im Einzelleben richtete sich kein Mensch nach der Zehntage-Woche. Die Beamten aber und die Schulkinder, denen sie aufgezwungen wurde, leisteten den passiven Widerstand äußersten Mißmuts gegen eine Neuerung, die ihnen jährlich statt 52 christlicher Sonntage nur 36 Dekadentage zubilligte und an Stelle der sattsamen katholischen Feiertage bloß die fünf mageren Sansculottiden am Jahresschluß. Wer sich aber aus Parteiverbissenheit wirklich dreinschickte, der merkte bald am Nerv, daß die Natur es rächt, wenn Gottes Gebot: „Sechs Tage sollst du arbeiten, aber der siebente ist der Sabbath des Herrn, da sollst du kein Werk tun" trotzig zuwidergehandelt wird.

Die „bürgerliche" Religion spielte alle Trümpfe der Macht aus gegen die christliche. Der Dekadentag erhielt ein staatliches Feierkleid. Man räumte ihm die Gotteshäuser ein und veranstaltete dort Gesang-, Musik- und Moralvorträge; verlegte auch die standesamtlichen Trauungen auf ihn, sie feierlich ausschmückend wie die bisherigen kirchlichen. Man bestrafte Jeden, der am „Primidi" seinen Laden, seine Werkstatt nicht schloß, bald aber auch alle, die sie am Sonntag schlossen. Jedoch kein Druck hat die christlichen Feste und den christlichen Kalender ausrotten können. Zur Weihnachtsmette des unbeeidigten Priesters in irgend einem verschwiegenen Hinterkeller drängten sich die Massen, allein der Schwulst des bestallten Tugendsalbaders mit der dreifarbigen Schärpe verhallte in der leeren Notre Dame, dem sogenannten „Tempel der Vernunft". Seufzend berichten die hartnäckigen Neuerer: „Das Volk verzichtet schwer auf Gewohnheiten, selbst wenn sie schlecht sind."

Am 9. September 1805 führte daher der Realpolitiker Napoleon, nachdem er bereits drei Jahre zuvor durch ein Konkordat die Revolution mit dem Himmel versöhnt hatte, auch den alten Kalender wieder ein.

In Rußland steht es nicht anders. Das Volk ist tief gläubig und je mehr Aberglaube sich drein mischt, desto weniger giebt es seine kultischen Bräuche dran. „Ecrasez l'infâme" — in mancher Sprache ist schon dieses Wort erschollen. Allein in ebensovielen hinterdrein auch das: „Tandem vicisti Galilaee!" F. H.

Von der Arbeit des Deutschen Ausland-Instituts

Das Deutsche Ausland-Institut in Stuttgart konnte im Januar dieses Jahres auf das erste Jahrzehnt seiner Tätigkeit zurückblicken, und im Mai waren zwei Jahre verflossen, seit es im Hause des Deutschtums

sein neues, eigenes Heim bezogen hat. Von der Organisation, den Arbeiten und Zielen des Instituts kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man sie neben denen der übrigen großen Deutschtumsverbände betrachtet. Von diesen ist der Verein für das Deutschtum im Ausland der größte und älteste, mit seinen zahlreichen Landesverbänden und Hunderten von Ortsgruppen kann er auf weite Kreise des Inlands einwirken und mit seinen relativ großen — wenn auch im Hinblick auf die Größe des Arbeitsgebiets immer noch zu geringen — Geldmitteln für die Unterstützung der kulturellen Belange des Auslanddeutschtums eintreten. Der Deutsche Schutzbund für das Grenz- und Auslanddeutschtum ist eine Spitzenorganisation von Vereinen, Verbänden und Körperschaften und wirkt vor allem hinsichtlich der Beeinflussung der öffentlichen Meinung, während er in der Zeit der Abstimmungen in den Grenzgebieten eine höchst verdienstvolle praktische politische Arbeit geleistet hat. Andere, wie z. B. der Bund der Auslandsdeutschen vertritt im wesentlichen die Interessen der geschädigten Auslandsreichsdeutschen, der Gustav-Adolf-Verein betreut die evangelische Diaspora, der Reichsverband der Katholischen Auslanddeutschen die über die ganze Erde verstreuten katholischen deutschen Glaubensgenossen usw. Auch an wissenschaftlichen Einrichtungen zur Erforschung des Grenz- und Auslanddeutschtums fehlt es nicht, so in Marburg, Leipzig, Spandau, Wien — um die wichtigsten dieser Institute zu nennen — oder in München, wo vor zwei Jahren die Deutsche Akademie als Akademie zur Erforschung und Pflege des Deutschtums gegründet wurde.

Das Deutsche Ausland-Institut in Stuttgart ist mit keinem dieser Verbände und Institute völlig wesensverwandt, wenngleich es naturgemäß mit jedem Einzelnen von ihnen mannigfache Berührungspunkte in seiner Arbeit hat. Es ist weder ein rein wissenschaftliches Forschungsinstitut, noch ein Schutzverein, es dient keiner bestimmten Konfession und Partei, es beschränkt sich auch auf keine Sonderaufgaben oder regional abgegrenzte Gebiete. Gegenstand seiner Arbeit ist das gesamte Deutschtum außerhalb der Reichsgrenzen, doch dient diese Arbeit zugleich dem Inland- und dem Auslanddeutschtum, denn das Institut erblickt seine schönste und wichtigste Aufgabe darin, sein Haus des Deutschtums immer mehr zu einer großen Verbindungszentrale zwischen Heimat und Auslanddeutschtum auszubauen.

Wie sucht es dieser Aufgabe gerecht zu werden? Man kann die weitgespannte Arbeit des Instituts in drei Gruppen gliedern, die man vielleicht mit Sammeltätigkeit, Auskunftstätigkeit und Aufklärungstätigkeit charakterisieren kann, ohne daß diese Begriffe auch nur annähernd die tatsächliche Arbeitsleistung erschöpfend bezeichnen. Ein paar Zahlen mögen diese Tätigkeit umschreiben: Eine Bücherei mit 23000 Bänden, ein Archiv mit fast 1100 regelmäßig einlaufenden Zeitungen und Zeitschriften, 58000 Ausschnitten, mit einer Kartei über 26600 Organisationen des Auslanddeutschtums u. a., ferner mehr als 7600 Karten, 23500 Bilder und 13600 Diapositive. Und daß all dieses kein totes Material ist, zeigt deutlich eine einzige weitere Zahl: 39239 Diapositive wurden während des letzten Berichtsjahres (1. April 1926 bis 31. März 1927) für Vortragszwecke ausgeliehen. In dem gleichen Zeitraum wurden an Auskünften erteilt: In der Auswandererberatung 9216, in der Auskunfts- und Vermittlungsstelle 23325 und in der Rechtsabteilung 648. Dazu kommt eine umfassende Aufklärungstätigkeit durch die Halbmonatsschrift des Instituts „Der Auslanddeutsche“, durch eine wöchentliche Pressekorrespondenz, einen Bildabreiß-Kalender, durch Buchveröffentlichungen, Vortrags- und Ausstellungswesen. Lediglich für das Vortragswesen seien hier noch ein paar Zahlen genannt: 21 Vorträge im Institut, 66 Vorträge außerhalb des Instituts, 122 Radio-Vorträge auf deutschen Sendern. Hinsichtlich des Ausstellungswesens fehlen zwar dem Institut die notwendigen Geldmittel, um mit eigenen Ausstellungsveranstaltungen hervorzutreten, aber es ist überaus kennzeichnend für die Wertung der Institutsarbeit, daß gerade die großen Ausstellungen in Deutschland sich immer mehr die

Mitwirkung des Deutschen Ausland-Instituts sichern. So war es auf der Gesolei in Düsseldorf 1926 mit zwei Gruppen, Deutsche Ärzte und Krankenanstalten im Ausland und Auswandererfürsorge, vertreten; so hat es auf der diesjährigen Theater-Ausstellung in Magdeburg das deutsche Theater im Ausland zur Darstellung gebracht; so ist ihm endlich für die Pressa, die Internationale Presseausstellung in Köln 1928, die Darstellung des Zeitungs- und Zeitschriftenwesens des Auslanddeutschtums übertragen worden.

Diese wenigen Hinweise sollen dem Fernerstehenden einen flüchtigen Einblick in die große, weltumspannende Volkstumsarbeit gewähren, die im Hause des Deutschtums in Stuttgart geleistet wird. Dr. H. Rüdiger

Die 1000jährige Stadt am Harze

Am Ende des Maimonats feierte die Stadt Nordhausen am Harz das Fest ihres 1000jährigen Bestehens. Es ist etwas Besonderes um alte deutsche Städte. Es weht in ihnen ein leiser Duft einer längst verrauschten Zeit. Und wenn durch die Straßen das Hasten und Treiben des modernen Verkehrs zieht, die elektrischen Straßenbahnen fahren, Autohupen ertönen: den mittelalterlichen Charakter kann eine solche Stadt doch nie verleugnen. Hier erinnert ein altes Patrizierhaus, da das gequaderte Rathaus mit seinem Roland, dort ein Ständehaus, anderswo wieder die Reste der Stadtmauer daran, daß es Zeiten gab, wo die Stadtmauern ein kleines selbständiges Gemeinwesen umschlossen mit eigenen Überlieferungen, besonderem Recht und besonderem Bürgerstolze. Die ganze Mannigfaltigkeit deutschen Lebens enthüllt ein solches mittelalterliches Städtebild. Welche Fülle an Eigenart birgt heute noch die alte deutsche Mittelstadt! Längst haben die Stadtmauern nur noch die Bedeutung einer Sehenswürdigkeit. Ungehemmt hat die moderne Zeit Einzug gehalten. Handel und Wandel haben manches Besondere verwischt. Und doch gibt es für die Augen des Kundigen noch heute ein Sonderleben in der mittelalterlichen Stadt.

Auch Nordhausens Eigenart gründet sich nicht nur auf besondere Äußerlichkeiten wie die sieben Treppen zwischen Ober- und Unterstadt, das alte Rathaus mit dem Roland, das Riesen- und Ritterhaus, sondern auf das Denken und Fühlen der Nordhäuser.

Deutschen Königen verdankt Nordhausen seine Gründung. Mit Heinrich, dem ersten König aus dem Hause der Liudolfinger, sind die ersten Nachrichten über Nordhausen verknüpft. 927 stellte der König seiner frommen Gemahlin Mathilde eine Schenkungsurkunde aus, worin er ihr seine Erbgüter in Nordhausen zusprach. Mit der Königin kam das kirchliche Moment in die Stadt. Frommen und freigiebigen Sinnes stiftete sie 962 ein Nonnenkloster und eine Stiftskirche, den jetzigen Dom. Markt, Zoll und Münze der Stadt werden dem neugegründeten Nonnenkloster verliehen. Nordhausen wird geistliches Besitztum. Städtische und kirchliche Verhältnisse bedurften jedoch einer Klärung. Friedrich II., der Hohenstaufe, brachte sie. Er machte Nordhausen zu einer freien Reichsstadt; das ehemalige Nonnenkloster wurde ein Domherrenstift. Als die Reformation ihren Einzug in den deutschen Landen hielt, bedurfte jede Stadt ihres besonderen Reformators. Es galt auch in Nordhausen mit besonderen kirchlichen Verhältnissen, mit der besonderen Verwaltungs- und Verfassungsart und mit allen gefühlsmäßigen Momenten zu rechnen, die der Wesensart des Nordhäuser Bürgers entsprachen. Die Namen des Bürgermeisters Meyenburg und des Pfarrers und Lehrers Johannes Spangenberg haben sich für alle Zeiten eine bleibende Erinnerung gesichert. Der Bürgermeister, aus gröberem Bürgerholze geschnitzt, sah mit nüchternen Augen die materiellen Vorteile, die die Einziehung der Klöster und Kirchengüter mit sich brachte, er wußte in stürmischer Zeit das Schifflein der Stadt zwischen gefährlichen Klippen hindurchzusteuern. Tieferer Art war Magister Spangenberg: klug, mit reichem Wissensschatze ausgestattet, übermittelte er Luthers Lehre als Prediger und Lehrer seinen Landsleuten. Es ist Luthers Geist, der aus des Magisters Postillen und evangelischen Predigten spricht, es ist Luthers

Zorn, der ihm kraftvolle Worte gegen die Anhänger der alten Lehre verleiht.

Der Dreißigjährige Krieg mit seinen unendlichen Schrecken warf seine dunklen Schatten auch über die Stadt am Harz. Mit Preußens Emporwachsen drang neues Leben in ihre Mauern. Es kam eine Zeit, in der Nordhausen eine reichsstädtische Abgeschlossenheit störend empfand. 1804 fielen die Privilegien, und Nordhausen wurde preußische Stadt. Heute birgt sie Altehrwürdig-Geschichtliches und Lebendig-Zukunftsfrohes. Das Stadthaus mit seinem Säulengang im mittelalterlichen Stile erhalten, hält mitten im geschäftlichen Treiben die Erinnerung an den mittelalterlichen Stadtcharakter wach. Im Norden der Stadt blauen die Harzberge. Schon im Mittelalter bestand eine Verbindung. Die alte Kaiserstraße, an der Harzburg bei Goslar beginnend, führte am Schurzfell dicht an der Stadt vorüber. Deutsche Könige berührten Nordhausen, wenn sie zu ihrer Harzresidenz zogen. Heute führt die Harzquerbahn sommer- und winterfrohe Gäste von der Stadt in die nahen Berge.

Im Schmucke der schwarz-gelben Wimpel und grüner Harztannen feierte Nordhausen ein Jahrtausendfest. Man wollte weitere Kreise im Vaterlande davon überzeugen, daß man der Väter Art die Treue gehalten und dabei gegenwartsfroh und zukunftsfreudig dem Spruche gefolgt ist, der den Eingang zum Nordhäuser Rathaus ziert: „Rast ich, so rost ich!“ Dr. Gerhard Schmidt

Was sagen wir Auslanddeutsche dazu?

Wenn wir an das Reich denken, dann steigt es vor unserm Innern auf wie ein Traum von großem Glück. Unsere ganze Innenformung verdanken wir diesem Bilde. Wir wissen wohl, daß auch dort, wie allerorts im irdischen Getümmel, sich dem Edlen das Trübe beigesellt; aber wir wissen von unserer Zukunft mit der Inbrunst des Glaubens zu reden. Was sollen wir aber nun dazu sagen, wenn in der Februar-Nummer des „Türmers“ (Zweier Zeiten Kampfgebiet) berichtet wird, daß aus den Kirchen der Kirchensteuer wegen Massenaustritte erfolgen, ja sogar ein deutschnationaler Landtagsabgeordneter sich zu diesem Schritte hinreißen ließ! Da will es uns doch scheinen, als hätten wir nicht recht vernommen. Wie? Ist das Ernst? Sieht man denn nicht, was das Herzstück des Deutschen ist? Wir sparen uns die Steuer, die übrigens freiwillig auferlegt ist, vom Munde ab, wenn es gilt für Kirche und Schule. Habt ihr deutschen Brüder denn keine Ahnung davon, was uns die Kirche sein kann? Kommt einmal her zu uns nach Siebenbürgen! Es gibt Großfirmen, die willig rund 400000 Lei jährlich Kirchensteuer zahlen. Oder solltet Ihr meinen, wir hätten's hier wirtschaftlich leichter? ... Nein, das werdet ihr im Ernst nicht behaupten wollen. Und dennoch! In gewissem Sinne seid ihr auch uns verantwortlich, den Auslandsdeutschen! Welche Wirkung soll das auf manche von uns haben? Denn auch bei uns geht durch die Reihen der Zahler ein Murren, aber bisnoch gelang es immer, die Einheit in der Kirche wieder zu wahren. Nun werdet ihr abtrünnig?! ... Bösgesinnte könnten fast sagen, es geht euch immer noch zu gut daheim! Seht einmal das Elend der Auslandsdeutschen, dann erscheint wohl die Kleinigkeit an Geld für die Kirche ein gern gegebener Beitrag...

Kronstadt (Siebenbürgen). E. H.

Patriotischer Rausch — ?

Es mögen noch einige Worte zu der „Veräußerlichung des vaterländischen Gedankens“, wie sie im „Türmer“ schon mehrfach festgestellt wurde, gestattet sein. Wir Deutsche stehen in einer Zeit der Wende, wo jede Minute Schicksal bedeutet. Die ganze vaterländische Bewegung, wie sie sich uns jetzt darstellt, droht ein Irrweg zu werden, wenn wir nicht bald etwas für ihre Verinnerlichung und Vertiefung tun. Muß es nicht jedem Besonnenen als höchst verderblicher Wahnsinn erscheinen, wenn es nun schon fast „Mode“ geworden ist, daß alles, was irgend national sein will, in den Stahlhelm, Wehrwolf, in den Jungdeutschen Orden oder sonstwohin strömt,

wobei man seine Pflicht getan zu haben glaubt, wenn man pünktlich mit Windjacke, Hitlermütze und Stock in Gürtel zum Stellen erscheint, recht kräftig „Heil" ruft, möglichst viele „Deutsche Tage" mitmacht und dann voller Stolz erzählt, welche Generäle die Parade abgenommen haben, was für bedeutende Männer gesprochen haben?! Deutsche Jugend, genügt dir das wirklich? Das läuft ja schließlich auf Kult, Götzendienst und Rausch hinaus, aber es ist noch kein tieferes Verständnis der Sache und des Zweckes. Daraus gebiert sich nie eine Tat. Uns fehlt in Wahrheit die seelische Vertiefung, der Blick in die Hintergründe: große tragende Gedanken. Diese können nur auf dem Gebiete der sittlichen Erziehung liegen. Es ist jenes Etwas, was unsre Altvordern um 1813 hatten. Wir haben zu viel bloße Mitläufer; nirgends tut reinliche Scheidung zwischen Berufen und Nicht-Berufen so not als in der nicht ernst genug zu nehmenden national-völkischen Bewegung. Darum sollte es nicht heißen: Kommt her in Scharen und Massen, jeder ist willkommen, der Deutschland wieder aufbauen will! Das ist ja nur ein Scheinerfolg. Ja, wollen schon, mit dem Wort ist das schnell getan, aber können! Nicht die Menge tut es, sondern der Geist der Wenigen entscheidet.

Darum sollte sich jeder zuvor die ernste Frage vorlegen oder, wenn er es selbst nicht tut, sie von den Führern vorgelegt bekommen: Bist du geschult an den Großen des Geistes unseres deutschen Volkes? Kennst du den hohen Pflichtbegriff eines Kant, den selbstlosen Idealismus eines Schiller, das Ethos eines Fichte und Schleiermacher? Weißt du, was du, ein einzelner Mann, für dein Vaterland bedeutest? Sonst bleib ferne oder beginne zunächst einmal hier bei uns zu lernen! Du könntest sonst mehr schaden als nützen.

Wenn jeder junge Deutsche von diesem Standpunkte aus an sich arbeitet — ja, ich glaube, wir kommen dann weiter auf dem Wege zum neuen Deutschland. „Es ist der Geist, der sich den Körper baut", ruft Schiller.

Otto Schüttler

Seelische Verarmung

Der Verband der Kreis- und Ortsvereine im deutschen Buchhandel kommt in seinem Jahresbericht über das Verbandsjahr 1926/27 zu der Feststellung: „Die wirtschaftlichen Verhältnisse haben sich im Buchhandel kaum gebessert. Die drückenden, ständig wachsenden Steuerlasten und die große Arbeitslosigkeit beeinträchtigen die Kaufkraft. Unsere mehr dem oberflächlichen Genuß als dem stillen seelischen Genießen huldigende Zeitströmung ist dem Absatz des Buches wenig hold. Die durch den rasenden Verkehr der Großstadt mit seinem Autoverkehr, Radio, Telephon, Kino aufgepeitschten Nerven verlangen mehr nach Betäubungs- als nach Beruhigungsmitteln, wie sie ein gutes und geistig anregendes Buch zu gewähren in der Lage ist. Das Hasten und Drängen des Lebens mit seinem erschwerten Daseinskampf läßt wenig Zeit zum Lesen; nur oberflächliche, jederzeit abzubrechende Lektüre, wie Zeitungen und Magazine mit ihrem ständig vermehrten Umfang und Illustrationsmaterial, gewinnt an Einfluß, ohne, wie das Buch, nachhaltige Befriedigung gewähren zu können. Der ursprünglich einen gewissen Ausgleich schaffende Sport ist in seiner Übertreibung und dem Drang nach Spitzenleistung kaum noch eine Erholung zu nennen. Wir amerikanisieren uns immer mehr, und unsere höherstehende Kultur verflacht nach dem Muster des Dollarlandes, das zeigt sich auf fast allen Gebieten..."

Herausgeber: Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard
Verantwortliche Schriftleiter: Dr. Gerhard Schmidt und Karl August Walther; Sachverständiger für Musik: Prof. Dr. Hans Joachim Moser, Heidelberg, Bergheimer Straße 52. Einsendungen sind allgemein (ohne bestimmten Namen) An die Schriftleitung des Türmers, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4, zu richten. Für unverlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Für Rücksendung ist Postgebühr beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart



Schäfer Gustav Traub



ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Gründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

29. Jahrg. | August 1927 | Heft 11

Denn am Ende beruht die ganze Würde des Staates auf dem persönlichen Wert seiner Bürger, und jener Staat ist der sittlichste, welcher die Kräfte der Bürger zu den meisten gemeinnützigen Werken vereinigt und dennoch einen jeden, unberührt vom Zwang des Staates und der öffentlichen Meinung, aufrecht und selbständig seiner persönlichen Ausbildung nachgehen läßt.

Heinrich von Treitschke

Vom Sinn der Geschichte

Von Prof. Dr. Bruno Bauch

Es ist gewiß richtig, Rousseaus Verzweiflung gegenüber der Kultur nicht als Verzweiflung an aller Kultur überhaupt, sondern gerade an der Kultur seiner Zeit zu deuten. Richtig ist das gewiß im Geiste Rousseaus selbst. Und doch müßte sie von ihren Voraussetzungen her folgebeständig auch als eine Verzweiflung an aller Kultur verstanden werden. Denn gerade nach diesen Voraussetzungen müßte der Sinn alles geschichtlichen Lebens in einer fortschreitenden Beglückung des Menschengeschlechtes bestehen. Der Sinn der Geschichte, der Wert des Lebens, wird mit dem Glück geradezu gleichgesetzt. Insofern ist Rousseau durchaus Vertreter des aufklärerischen Scheinideals des sogenannten Eudämonismus. Wollte man nun im Glück den Sinn des Lebens sehen, dann müßte man in der Tat, angesichts des unendlichen Leides in der Welt, der Geschichte allen Sinn absprechen. Und daß auch das Leid einen Sinn haben könnte, sogar einen tiefen Sinn haben könne, daran wäre wohl überhaupt nicht zu denken. Wie nun gar Nietzsche gegenüber der „Krämerei" einer Glücks- und Nützlichkeits-Moral die Hoffnung als ernst gemeinte, tief erlebte Hoffnung aussprechen konnte, daß es noch viel schlimmer in der Welt kommen und zugehen werde, das bliebe in allewege unerfindlich.

Eines ist also sicher: Sieht man im Glück den Sinn und das Ziel des Lebens, dann kann man in der Geschichte keinen Sinn finden, muß an aller, nicht allein an einer zeitweiligen Kultur verzweifeln. Rousseau hätte also noch radikaler sein müssen, als er war, wenn er von seiner Voraussetzung der Identität von Glück und Lebenssinn aus folgebeständiger fortgeschritten wäre. Aber das eben hätte erst fraglich gemacht werden müssen, ob jene einfach dogmatisch vollzogene Identifizierung auch zu Recht bestehe. Daß sie ganz und gar unmöglich ist, das hat die Ethik seit Kant vielfältig gezeigt. Darauf soll hier nicht mehr eingegangen werden. Doch auf die Frage muß notwendig die Aufmerksamkeit gerichtet werden, wie denn überhaupt ein Sinn im Wirklichen zur Darstellung gelangen könne, falls es möglich ist, ihn zur Darstellung gelangen zu lassen.

Daß das möglich ist, setzen wir im täglichen Leben alle ohne weiteres voraus. Denn keiner will ein sinnloses Leben führen. Damit setzt er ferner ohne weiteres voraus, daß die Wirklichkeit so beschaffen sei, daß sich in ihr Wert und Sinn darstellen, eben verwirklichen lasse. Wie das möglich sei, diese Frage würde an das tiefste Problem der Philosophie rühren. Ohne darauf nun im einzelnen eingehen zu können, soll nur kurz auf die Entscheidung der Frage wenigstens hingewiesen werden. Sie liegt darin, daß die Wirklichkeit, damit in ihr überhaupt Sinn und Wert eben verwirklicht werden können, nichts Unbedingtes, Starres und Stures, sondern selbst schon sinn- und wert-bedingt, oder, sagen wir es in der Sprache der Religion, gottbedingt sein muß.

Wie die Welt aber eben darum, damit Sinn und Wert in ihr verwirklicht werden können, nicht selber schon göttlich, sinn- und wert-voll sein kann, weil ja sonst Sinn und Wert nicht mehr verwirklicht zu werden brauchten, das Leben keine Aufgabe mehr hätte und es gerade bei gänzlicher Sinnerfülltheit auch gänzlicher Sinnlosigkeit

verfallen müßte, so wird deutlich: Der Sinn liegt nicht einfach im Schoße des Lebens, er fällt uns nicht einfach auf gut Glück — durch diese Wendung macht schon die deutsche Sprache den Unterschied von echtem Sinn und bloßem Glück deutlich — zu. Vielmehr will er erarbeitet sein. Und wie es uns schon das lebendige Sprachgefühl andeutet, so fühlt es jeder im lebendigen Leben, daß diesem ein Sinn nur gegeben werden könne durch Arbeit, daß aber Nichtstun und Müßiggang uns um einen Lebenssinn bringen und betrügen müßten.

Alle Arbeit aber ist eine Arbeit an Aufgaben und Zielen, im Dienste von Zwecken und Werten. Nur von diesen her kann sie selbst den Sinn empfangen, den sie in sich und durch sich darzustellen, in die Wirklichkeit hineinzupflanzen, eben zu verwirklichen hat. Damit sie aber nicht ein schwankendes, haltloses Gebaren sei, muß sie ihren Halt finden und ihren Sinn schöpfen in einem unerschütterlichen Ewigkeitsgehalte, muß sie sich zuletzt gründen in Ewigkeitswerten, denen keine Umwertung drohen kann, weil sie selber schon die letzten und höchsten Voraussetzungen aller Umwertung, die immer nur zeitlich sein kann, sein müssen. Und allein im Dienste ewiger Werte können wir im zeitlichen Leben diesem selbst einen Sinn durch unsere Arbeit geben und es zum Schauplatze des Ewigen machen, oder, wie Schiller es ganz wundervoll ausgedrückt hat: „Wer die Wahrheit sucht, weil sie die Wahrheit ist, und das Gute begehrt, weil es das Gute ist, der hat Augenblicke seines Lebens als Ewigkeit behandelt." In der Wahrheit, im Guten, stehen Ewigkeitswerte über uns, die wir in jedem Augenblicke unseres Lebens darzustellen suchen können, um eben, wie wiederum Schiller sagt, „Ewiges in die unendliche Zeit zu werfen". Das Wahre und das Gute bezeichnen bestimmte Gebiete innerhalb des allgemeinen Reiches ewiger Werte, in dessen Dienste das Leben und Wirken in der Zeit sich Sinn und Inhalt erarbeiten.

Das gerade nun ist der Sinn der Geschichte, daß sie zum Schauplatz des Ewigen in der Zeit wird, daß sie zum Felde der Arbeit wird, durch die Ewiges zeitliche Gestalt gewinnt. „In der Geschichte steigt das Ewige in die Zeit herab, um Zeitliches nach seinem Werte in die Ewigkeit emporzutragen." So habe ich selbst einmal den Sachverhalt ausgedrückt. Die Geschichte wird zur Brücke von Zeit und Ewigkeit. Das ist zugleich ihre im tiefsten Grunde religiöse Bedeutung. Und diese Einsicht ist zugleich eine der Großtaten der deutschen Reformation, wenn das Bild, wonach die Geschichte die Brücke von Zeit und Ewigkeit ist, schon recht ungenau ist. Denn danach könnte es scheinen, daß Zeit und Ewigkeit doch noch wie zwei an und für sich getrennte Welten auseinanderfielen, die erst überbrückt werden müßten. Die reformatorische Religiosität aber hatte erkannt, daß Ewiges unmittelbar in der Zeit gegenwärtig werden könne und dadurch Zeitliches unmittelbar in die Ewigkeit eingehen könne. Es war darum ein tiefes Erfassen der Religiosität des großen deutschen religiösen Reformators, als Fichte erklärte, ihr „breche die Ewigkeit nicht jenseits des Grabes an, sondern komme ihr mitten in die Gegenwart hinein". Diese unmittelbare Gegenwart des Ewigen in der Zeit aber ist nun gerade die Geschichte. Darum kann einer unserer größten Historiker, Leopold von Ranke, sagen, alle ihre Epochen seien „gleich nahe zu Gott".

Ich bin darum in der Tat der Ewigkeit, ich bin Gott verbunden, wenn ich die Wahrheit um ihrer selbst willen, wenn ich das Gute, das Schöne, um seiner selbst willen suche und erstrebe. Und doch wird sogleich offenbar, daß solches mein Streben noch



nicht — ich will gar nicht sagen: schon von historischer Bedeutung, sondern selbst nur überhaupt — von historischem Sinn zu sein braucht. Denn dieser weist mich nicht nur überzeitlich, sondern auch zeitlich schon immer über mich selbst hinaus. In meiner Isoliertheit bliebe ich historisch gänzlich belanglos. Darum denken wir mit Recht, wenn wir auch nur das Wort Geschichte hören, immer schon an Zusammenhänge des Gemeinschaftslebens in der Zeit, so daß uns die Geschichte zugleich auch immer Gemeinschaft der Geschicke bedeutet. Es ist vor allem das gemeinsame Schicksal, das uns verbindet mit dem Volke, in das wir von Natur hineingeboren werden, so daß sich, was besonders das Wort Nation andeutet, hier Natur und Kultur in der Geschichte des nationalen Lebens aufs innigste verbinden. Im nationalen Leben gewinnt der Gedanke der Gemeinschaft als Gemeinschaft zwischen Persönlichkeiten und Gemeinschaft von Werten allein konkrete Gestalt und erwächst dem einzelnen wie dem Volksganzen jene wahre Bestimmung des Menschen, in der das Ganze der Werte auf das Ganze des Lebens bezogen sein und jeder durch sein Volk am Ganzen der Menschheit seinen Anteil gewinnen kann. In der besonderen Bestimmtheit der nationalen Volksindividualität gelangt die Menschheit allein zu ihrer inhaltlichen Bestimmung, und in dieser Bestimmung der Menschheit erlangt die besondere Bestimmtheit der Nation, wie in der Nation der einzelne in seiner Besonderheit und Individualität einen Wertanteil, der ihn, wie seine Nation, für das Ganze der Menschheit unersetzlich und unentbehrlich machen kann. Zwar lautet ein viel zitiertes Wort, kein Mensch sei unersetzlich. Und doch gibt es kein törichteres und falscheres Wort als dieses. Das hat schon Goethe mit seinem Tiefblick für das „Individuelle" gesehen. Freilich weiß er, daß wir „nicht alle in gleicher Weise" „unersetzlich und unentbehrlich" sind. Das liegt ja schon im „Individuellen". Aber jeder ist an seinem Teil „unersetzlich und unentbehrlich", der im Leben seinen Platz, und sei es der bescheidenste, wahrhaft ausfüllt. So arbeitet er im Gemeinschaftsleben seines Volkes mit an der Bestimmung der Menschheit. In dieser Bedeutung ist es der höchste und der tiefste Sinn der Geschichte, die Darstellerin der Bestimmung des Menschen zu werden. Und darum ist der Mensch unter allen Wesen, die wir kennen, dasjenige, das im eigentlichen und strengen Sinne eine Geschichte hat, eine Geschichte, die zum Unterschiede von der sogenannten „Naturgeschichte" gerade dadurch spezifisch charakterisiert ist, daß sie einen Sinn hat.

Freilich, hinter dem Ganzen der auf das Ganze unseres Lebens bezogenen Werte, als unserer Bestimmung, bleibt der Mensch, und sei es der größte, immer zurück. Zwar heben sich in der Geschichte jene Gipfelpunkte des Menschenlebens aus dem Strome des historischen Geschehens heraus, zu denen wir als Genien in Ehrfurcht aufblicken, die wir als Genien bezeichnen, um schon mit diesem Namen anzudeuten, daß uns aus ihnen göttliches Leben unmittelbar entgegenleuchtet. Aber strahlt uns auch aus ihnen göttliches Leben entgegen, so bleiben sie doch immer Menschen und endliche Wesen. Und träte selbst der „Übermensch" dereinst wirklich in die Erscheinung, auch er bliebe endliches Wesen und als solches hinter dem unendlichen Ganzen der Bestimmung auch des Menschen zurück. Damit beginnt sich die Tragik, die in aller Geschichte liegt und zu ihrem Sinne selber gehört, zu enthüllen. Die Idee der Erlösung, die nach Kant von echter Religion nicht zu trennen ist, so daß sie gerade

das Christentum, wiederum nach Kant, als echte Religion charakterisiert, tritt hier in Kraft: freilich nicht bloß als ein einmaliges Faktum, sondern als ewige Idee und, zugleich auf die Geschichte bezogen, als fortschreitender Prozeß.

Gerade als fortschreitender Prozeß aber zeigt sich die Geschichte auch als Tragik, und als Tragik wiederum von einem tiefen Sinn erfüllt, der gerade jenem Leid, das im Sinne des bloßen Eudämonismus, der bloßen Glücks- und Nützlichkeits-Sucht, der Geschichte den Sinn nehmen müßte, geradezu eine Weihe und Heiligung gibt. Gerade an den wahrhaft „großen Taten" wird das offenbar. Gewiß sind die „Fittiche" zu ihnen „Lust und Liebe" des Schaffenden. Auch sie beglücken. Aber sie geben dem Worte „Glück" einen Sinn, von dem sich der Eudämonismus nichts träumen läßt. Dieser sucht das Glück als sein Ziel, das ihm gerade darum zur Schimäre werden muß. Der „großen Tat" kommt das Glück wie eine Gnade zum Schaffen, weil sie ihr Ziel in einer großen Aufgabe erkannt hatte, deren Darstellung sie selber ist. Dem Glück des Schaffens aber ist immer auch unermeßliches Leid verbunden. Denn alles Leisten, Neues, Großes leisten, ist ein Bruch mit der Geschichte, mit dem Gewordenen, um in einem höheren Sinne des Werdenden gerade den Zusammenhang mit ihr zu wahren. Es ist Lösung von der Tradition, um Tradition in höherem Sinne zu gewinnen. Oft genug ist es auch Lösung aus Verbänden, die dem Schaffenden die Nächsten sind, Lösung von Personen, die ihm die teuersten sind. Und immer vollzieht er Bruch und Lösung mit dem Schmerze der Erkenntnis, daß er selber nicht geworden wäre ohne das Gewordene vor ihm und mit ihm, daß seine Leistung herauswächst und herauswachsen mußte aus der Tradition, um selber über sie hinauswachsen, neuem Leisten entgegenwachsen zu können. Zwar nicht abbrechen kann er sie, und doch muß er brechen mit ihr, um Brücke von ihr zur Zukunft zu sein. Was Bedingung seines Leistens war, das muß er zugleich hinter sich lassen, um dieses unter neuen Bedingungen neuen Zielen entgegenzuführen. Er muß sich lösen von ihm, trotzdem er es lieben muß, um wiederum in der Liebe den „Fittich" zu „großen Taten" zu erhalten. Er muß überwinden, und nicht zuletzt und nicht am wenigsten sich selbst. Man hat gesagt: jeder, der Großes schaffe, sei auch immer Revolutionär. Das ist jedoch in sehr beschränktem Umfange richtig, für den gewöhnlichen Typus des Revolutionärs aber geradezu falsch. Dieser löst sich nicht mit Liebe, sondern aus Haß, nicht um einer klar erkannten Aufgabe willen, sondern um seiner Interessen willen. Er will nicht Brücke vom Gewordenen zum Werdenden sein, er will nicht bloß brechen, sondern abbrechen. Er kann darum auch nicht das Gewordene im Werdenden, um mit Hegel zu reden, „aufheben", sondern will es zunichte machen. Nicht der Revolutionär, sondern der Reformator ist darum die wahrhaft tragische Gestalt des geschichtlichen Lebens, und sein Leid und sein Schmerz ist heilig und ehrfurchtgebietend. Er ist der wahre Überwinder, auch Überwinder seiner selbst.

Freilich brauchen wir unseren Blick nicht allein auf die Gipfelpunkte im geschichtlichen Leben der Menschheit zu richten, um dem Gedanken der Überwindung Gültigkeit einzuräumen. Gewiß denkt Goethe keineswegs weniger als Nietzsche gerade an die großen Gestalten des geschichtlichen Lebens, wenn er diesen Gedanken mit besonderem Nachdruck betont. Aber er hat doch seine Bedeutung allgemein für das menschliche Leben überhaupt ebenfalls erkannt. Schon „Mensch sein" heißt ihm auch

„Kämpfer sein". Es ist der Kampf gegen „Schwierigkeiten" und „Widerstände", der für ihn das Menschenleben in seiner zeitlichen Geschichte charakterisiert, und den er darum auch im ewigen Leben, das ja auch ihm nicht vom zeitlichen Leben schlechthin getrennt ist, nicht missen kann. Das deutet zugleich hin auf einen tiefen Sinn des „Widerstandes".

Wir wiesen gleich im Anfang darauf hin, daß die Möglichkeit aller Sinnverwirklichung in der Welt schon deren Sinn- und Gott-Bedingtheit voraussetze, daß sie aber ebenso voraussetze, daß sie darum nicht selbst schon sinnvoll und göttlich sein könne, weil dann in ihr kein Sinn mehr verwirklicht zu werden brauchte, das Leben ohne Aufgabe bliebe, zu toter Ruhe verurteilt und so gerade um seinen Sinn gebracht werden müßte. Die Erkenntnis der Gottbedingtheit der Welt kann darum niemals eine Vergottung der Welt bedeuten. Es hat darum selbst einen tiefen Sinn, daß es Sinnloses in der Welt gibt. Es ist der Sinn des Sinnlosen, hinter dem sich eine tiefe Weisheit birgt, daß es für eine sinnvolle Bearbeitung der Wirklichkeit selbst notwendige Bedingung ist. Sie muß also Widerstände finden, um sich betätigen zu können. Auch diese gehören notwendig zum Sinn des geschichtlichen Lebens; selbst die Wertfeindlichkeit ist darum nicht ohne Sinn. Gewiß muß manches Leben an seinen Widerständen zerbrechen und zerschellen, gewiß ist darum auch kein Leben ohne Leid. Und doch erhält so allein das Leben jene Spannung zwischen Tat und Aufgabe, durch die in das zeitliche Leben der Geschichte ein Ewigkeitssinn eingehen kann, der, wie nun vollkommen deutlich sein wird, freilich niemals im bloßen Lebensgenuß sich darstellt, sondern allein durch Tat und Arbeit errungen und erkämpft, durch Liebe und Leid gewonnen werden kann.

Dem Dichter Eberhard König

Von Hans Heyck

Was ist Wahrheit? So fragte der Römer und zuckte die Achseln;
Seiner versinkenden Zeit lohnte die Antwort sich nicht.
Was ist Echtheit? So fragt noch heute verächtlich der Krämer;
Zeige doch lieber, du Narr, was mir die Menge begehrt!
Was ist Ewigkeit? Ach, so fragen im Kampfe sich viele;
Schon überbaut ihren Blick rings die geschäftige Zeit.
Doch die lebendige Sehnsucht, sie kehrt wie die Welle zum Strande;
Stets aus der Tiefe gestärkt brandet gesteigert sie an.
Würdig das Volk, dem heiß aus der Seele sich drängte die Frage;
Würdig und groß der Mann, der sie begreift und bejaht.
Nicht kommt Wahrheit von außen, so sprichst du; ihr findet sie alle,
Wenn ihr ein Gutes erstrebt, lauterem Willen getreu.
Echtheit, o köstliches Erbe gewaltiger mannlicher Vorzeit!
Herrliches schafft ihr wie sie, wenn ihr das Deutschtum bewahrt!
Ewigkeit spiegelt sich rings! Was späht ihr nach Tod und nach Jenseits?
Wandeln wir Liebe zur Tat, leben wir ewig schon heut!

Meisters Vermächtnis

Ein Roman vom heimlichen König. Von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Viertes Kapitel: Das Bergfest

Helmut reiste ab. Liane lernte ihre Melusinen-Rolle. Die Fürstin kam, bezog ihre ständig für sie bereiten Zimmer im ersten Stock und übernahm die Leitung der Spielproben. Schlettaus großzügige Vorträge setzten sich allmorgendlich fort. Auch die Fürstin saß unter seinen Zuhörern.

Felix aber verarbeitete das Erlebnis vom Wildsee. Wismann begegnete ihm an demselben Tage, hielt lange des jungen Erben Hand fest und sprach in seiner herzlichen Weise: „Ich sehe Ihren Gemütszustand, lieber Felix. Das Geheimnis ist aus dem Kästchen in Ihre Brust gesprungen. Lassen Sie das Samenkorn dort im Verborgenen reifen. Lassen Sie es langsam reifen — und üben Sie auch fernerhin die schöne Tugend des Schweigens! Wir drei wissen hier in der Hochalm allein davon. Gott erleuchte Sie!"

„Ich werde an die drei Männer schreiben, die noch außerdem davon wissen," sprach Felix, „sie sollen herkommen zu gemeinsamer Beratung."

Wismann nickte ihm zu und ging; Felix setzte sich auf sein Zimmer und schrieb.

Lothar, Freiherr von Wulffen, war der erste, an den er schrieb: „Lieber Onkel Lothar, jetzt versteh' ich dich! Jetzt weiß ich, daß Deine Arbeit nicht Spielerei war, sondern daß Du ernst und groß den einen großen Zweck im Auge hattest. Es ergreift mich tief, mein lieber väterlicher Freund, daß Dein Dienst auf Deinem rauhen Hochland eigentlich mir persönlich galt, mir, auf den Du Deine Hoffnung setztest — ich danke Dir von ganzem Herzen, Onkel Lothar! Vollends begreif' ich, daß Du jenes Weib abstießest, das zu solcher Größe und Hingabe nicht fähig war, sondern nur zu tierischer Wollust. Was ich meinerseits tun werde, weiß ich noch nicht; das hängt von tausend Dingen ab. Ich weiß nur, daß jenes Geheimnis nicht mehr im Kästchen ruht, sondern in meine Brust gesprungen ist — nicht als Samenkorn, wie Herr Wismann soeben meinte, sondern ich spüre es als einen brennenden Funken, der mir ein Fieber ins Geblüt jagt, der mich manchmal in einen Machtrausch emporwirbelt und dann wieder in bange Besinnlichkeit zurücksinken läßt. Du wirst das Bergfest zum Anlaß nehmen, unauffällig hierher zu kommen. Wir werden dann alles besprechen. Vorerst umarme ich Dich, lieber Onkel Lothar, und bin nach wie vor

Dein treu ergebener Patensohn F. F."

An den Pflegevater schrieb er sich in einem langen Brief voll Dank und Liebe das Herz leicht; wobei Töne aus Dr. Schlettaus Vorträgen mit hereinklangen. „Ich habe viel zu verarbeiten," hieß es darin, „denn diese Eröffnung des Kästchens rollt eine Unmasse von Fragen auf und ist erst ein Anfang. Ich war bisher ein Traumwandler und fühle mich nun erwacht und voll Spannung. Wie bin ich froh, daß ich Nata bei mir habe! Ich glaube, es hätte mir die Brust gesprengt, wenn ich mich nicht mit ihr aussprechen könnte. Ich kann Dir nur immer wieder für Deine Erziehung danken, mein lieber Vater — ich nenne Dich nach wie vor meinen geistigen Vater, ewig und von ganzem Herzen werde ich Euch als meine Eltern empfinden! Ich

danke auch für die großartige, verschwiegene Haltung, mit der Ihr dieses Geheimnis gehütet habt. Für mich ist nun das Neue, dem ich so jäh gegenüberstehe, nicht der Umstand, daß Ihr Lieben etwa Bürger seid, während ich einer sogenannten höheren Schicht durch Geburt angehöre — nein, nein, Bürger oder gar Bourgeoisie, wie das fette Wort verzerrt und französiert heißt, waren weder Nata noch ich, noch Ihr beiden beseelten und durchgeistigten Menschen. Wir waren alle vier wahrhaft frei zu Hause im Reiche der Meister — der wahren Meister aus Genieland — im Reiche des Genialen. Jawohl, mein Vater, ich sage des Genialen, auch des Herzensgenialen; und wir standen den dumpfen Teilen des Bürgertums ebenso entgegen wie jenem entarteten Adel, der in seinen Lebensformeln erstarrt ist. Du warst niemals Knecht einer Gesellschaftsschicht, auch der Begriff Pflicht erschöpft Dich nicht, sondern Du bist Bürger im Reiche Gottes und hast das innere Auge, gleichsam den sechsten Sinn offen für die Ewigkeitswelt des Göttlichen. Du konntest deshalb vor dem König ein ebenso freier Mann bleiben wie vor dem Bürgertum. Für diese wahre innere Freiheit, die Dich aus der Masse heraushebt und zum Vollmenschen macht, dank' ich Dir aus tiefbewegtem Herzen, mein lieber, lieber Vater. In diesem Geiste weiser Beschränkung und edler Freiheit ebenso wie im steten Aufblick zum Ewigen ohne Vernachlässigung der irdischen Aufgaben hast Du mich erzogen. Du kommst aus Goethes Zeitalter und wußtest Dich vollbewußt in den modernen Wirrsalen zu behaupten, denn Du bliebest eine geschlossene Persönlichkeit. In den Formen des Hofes und des Adels wäre mein Bestes vielleicht verkümmert oder mindestens nicht entfaltet worden. Der glänzende Stern, der mir vor Augen steht, hat sich nicht verändert: es ist nach wie vor der große und gute Meistermensch, der seine Vollkräfte in schönem Gleichmaß entfaltet hat. Du siehst, ich habe ein höheres Ziel als den äußeren Königsthron; und auch dieser wäre, wenn er mir zufiele, nur durch jenes höhere Ziel geadelt — nicht umgekehrt! Doch komm persönlich her zum Bergfest; ich werde mit Dir und den anderen Eingeweihten alsdann die Angelegenheit beraten."

Der dritte Brief war an Dr. Graumann gerichtet und begnügte sich mit einer Einladung, da man den Rat dieses klarblickenden Juristen nötig habe.

* * *

Ein langgenährter Haß reift ebenso wie eine lang und tief genährte Liebe. Dort ist das Ergebnis glühende Vernichtung, hier aber blühende Erfüllung.

Der Haß des Freiherrn von Wulffen und seiner Gesinnungsgenossen gegen das Schlangenvolk war groß und unbarmherzig. Dieser Haß sammelte sich, durch persönliche Verärgerung gestärkt, ganz besonders um Frau Satana und ihr Reich. Und unter den unbarmherzigen Hassern der unbarmherzigste war der alte Forstmeister Michael, den die Menschen des Alltags einen Narren nannten. Die Zeitereignisse hatten ihn völlig verbittert. Er trieb sich ungesellig im Wald umher und schien mit den Elementen der Wasser und Wolken verwandt. Mit dem Oberst, ehe dieser zum Bergfest der pädagogischen Provinz abreiste, hatte er eine letzte lange Unterredung. Die Sinterburg feierte an demselben Sommer-Sonntag, wie die Hochalm, ihr Jahresfest; wie sie überhaupt die Einrichtungen Wismanns verzerrend nachzuäffen bemüht war.

„Das wird morgen ein großer Tag, Wolf," begrüßte der Oberst den Geheimrat, als sie sich im „Goldenen Rappen" zu Langenthal trafen, wo sie Wohnung nahmen.

„Das denk' ich auch", erwiderte der Arzt. „Das eröffnete Kästchen und das Bergfest auf der Freilichtbühne mit der Musik der Fürstin — zwei nicht alltägliche Dinge. Und daß ich's nicht vergesse: hier ist eine dritte Sonderbarkeit. Dieses Geschenk erhielt ich vom Justizrat, unserm alten Gegner."

Er legte ein Päckchen Briefe auf den Tisch.

„Du nimmst von diesem Mann Geschenke an, Wolf?" rief der Oberst erstaunt und zog die Augenbrauen hoch.

„Er ist nicht der schlechteste. Übrigens gebe ich das Geschenk hiermit an dich weiter. Es macht mir keine Freude: denn es ist die Möglichkeit, mich an einem Feind zu rächen. Das entspricht nicht meiner Weltanschauung. Der deinigen schon eher."

„Was ist es?"

„Liebesbriefe. Vom Abgeordneten Düwell an Frau Satana."

Der Oberst, am Tisch sitzend, wuchtete die harte Faust wie einen Briefbeschwerer auf die Blätter. „Der Schurke, der meinen Spartanerbund spaltet — hat sich an die Satana herangemacht?"

„Er wandte sich vor einigen Monaten durch einen Mittelsmann an den Justizrat und bot ihm beträchtliche Vorteile, wenn er Aussagen mache über seine Unterredung in meinem Hause. Dieser verwies ihn an Frau von Traunitz; sie sei dabei gewesen, interessiere sich längst für Dr. Düwell und würde gern Auskunft geben. Zugleich verständigte er die listige Satana. Diese spannte ihr Spinnen-Netz, trat mit jenem sinnlichen Schürzenjäger in Briefwechsel und traf mit ihm zusammen — spielte nebenbei mit ihm wie die Katze mit der Maus. Die Briefe Düwells lieferte sie dem Justizrat aus; und dieser schenkte mir die Bekenntnisse einer unschönen Seele. Siehst du, das sind die Zusammenhänge. Zu morgen lud sie ihren neuesten Liebhaber sogar zu den Festen der Sündenburg ein."

Der Oberst schlug donnernd auf den Tisch. „Zu morgen? Auf die Sündenburg?! Und er hat angenommen?"

„Freilich. Da drin kannst du's nachlesen."

Der Soldat sprang auf und schritt durch das Zimmer. „Es gibt einen Gott! Mindestens seinen Gegenspieler, den Teufel!"

„Was bringt dich zu dieser Überzeugung?"

„Ich war bisher der Meinung, ich züchte den Ordnungsgeist in diesem chaotischen Lande. Aber ihr habt mich nicht für voll genommen. Ihr habt mich als einen alten Hund mißachtet, der nur bellt und nicht beißt. Ist es so oder nicht? Die vaterländischen Verbände, pflegen meine Gegner zu sagen, haben Taten im Maul, doch nicht im Tatzengriff. Ich werde das Gegenteil beweisen. Der Zukunftskrieg wird mit Gasgiften und elektrischen Sprengkräften größten Stils geführt ... Schön, wir hätten also diesen Düwell im Sack. Aber der Kerl ist mir zu erbärmlich — er wird mit verbrennen wie eine Motte! Mein höchstes Ziel ist mein Volk; und meine höchste Bestimmung: meines Volkes Feinde zu zerschmettern."

In diese rätselhaften Reden des merkwürdig erregten Kriegsmannes ließ sich Felix

Friedrich melden. Und beide Männer wandten sich mit der Begrüßung des heimlichen Königssohnes anderen Gedanken zu.

Die Luft war schwül und entlud sich nachts in einem starken Gewitter. Während die donnernden Flammen über die Hochalm zogen, stand der Oberst in Hausschuhen am offenen Fenster oder schlürfte im Zimmer hin und her und fand keinen Schlaf.

* * *

„Sie brauchen gar nicht viel zu tun, liebes Kind", sagte die Fürstin bei den Proben zu der anfangs bänglichen Liane, die sich aus der Wochenstube heraus auf die Bühne gestellt sah. „Sie brauchen nur etwas zu sein. Geben Sie sich genau so, wie Sie sind."

Liane brauchte sich nicht anzustrengen, um anmutig zu sein. Sie war neben der kühlen und schlanken Blondine Natalie die schönste von allen Mitwirkenden. Und so schien sie schon nach ihrer äußeren Erscheinung berufen, die Melusine zu spielen, die als Königstochter voll Einfalt und naturhafter Sinnlichkeit aus dem Bergquell aufsteigt, sich verwundert und sehnend umschaut und etwas Liebes ahnt, das ihr noch unbekannt ist: nämlich das Geheimnis der Menschenseele, das sich in Liebe und Leid auf der menschenbelebten Oberfläche des Planeten entfaltet und auslebt.

Der Zwergkönig Eckwalt — so erklärte die fürstliche Spielleiterin — hat eine Elfin geheiratet; aus dieser Ehe entsproß Melusine, ungewöhnlich groß unter den Zwergen, licht und schön wie ihr Volk der Bergnymphen, und durch jene dunkle Sehnsucht nach den Mondnächten der Oberwelt erblich belastet. Die Eltern machen sich Sorge wegen dieses Dranges in die Welt der Menschen und lassen sie bewachen. Aber es gelingt ihr doch, in mancher Vollmondnacht hinaufzusteigen. Dort singt sie am Quell, singt ihre unirdischen Lieder und lauscht. Aber selten geht um diese Stunde ein Mensch vorüber, ein müder Arbeiter, ein paar Betrunkene. Endlich läuft ein sorgenvoller, verzweifelter Dichter, der Kulturwelt müde, über die nächtliche Waldwiese und schaut die wehmütig sitzende Gestalt. Er spricht mit ihr; sie schaut ihn verwundert an; das von ihr einsilbig, von ihm entzückt geführte Gespräch kommt auf das Wort „Seele" — und da horcht sie auf. „Seele? Was ist Seele? Ein schöner Edelstein? Wir haben viele in meines Vaters unterirdischem Reich." — „Etwas viel Schöneres", erwidert der Dichter. — „Gold?" — „Viel schöner!" — „Licht?" — „Noch schöner!" — „Erzähle mir davon!" Und der Dichter erzählt, daß dieses Geheimnis nur der Liebe beschert sei und durch Leid gewonnen werde. — „Liebe? Leid? Was ist das?" So steigert sich das Gespräch, wobei meist der Dichter das Wort führt. Doch Eckwalt ruft aus der Tiefe; der Tag naht; sie muß hinab. Der Dichter weicht nicht mehr vom Quell. Melusine erzählt unten das Erlebte; Eckwalt grollt: „Es gibt nur eines, was eines Königs würdig ist: Macht und Reichtum." Er verbietet der Tochter, wieder zu den Menschen emporzusteigen. Aber mit allerlei Listen weiß sich Melusine der Bewachung zu entziehen und eilt wieder an das Herz des Dichters. Dort überrascht und vor die Entscheidung gestellt, ob Macht und Reichtum — oder Seele, wählt sie die Seele. Der König versucht den Dichter und bietet ihm Unmassen von Gold und Edelstein; jener aber hält den köstlichsten Edelstein am Herzen. Noch eine gewaltsame Losreißung von den Eltern — und Melusine ist entschlossen, Last und Leid des Menschentums auf sich zu nehmen und auf das Reich der

unermeßlichen Schätze der Erde zu verzichten, wenn sie das große Geheimnis der Seele vom Dichter erhält. Der Chor aller Naturgeister, die ihre Schwester nicht mehr verstehen, stimmt Klagelieder an und kehrt in das Reich des Glanzes zurück. Und die vorher luftig und leicht gekleidete Nymphe verwandelt sich in ein Menschenmädchen, das in der Tracht der Schäferinnen des 18. Jahrhunderts Arm in Arm mit dem Dichter in das Menschenland abzieht.

In diesem romantisch-lyrischen Spiel war viel Musik angebracht; und ebenso konnte man mit farbigen Gewändern und Lichtwirkungen ausgiebig arbeiten; auch Reigentänze kamen nicht zu kurz. Es war für die vielseitig begabte Fürstin eine Wonne, hier ihre Talente spielen zu lassen.

Für Fackeln und Lampions war reichlich gesorgt; die Höhlen und Klüfte, die noch von einem früheren Silberbergwerk vorhanden waren, ließen sich prächtig verwerten. Der Zuschauerraum rundete sich amphitheatralisch am Berghang empor; unten war die Bühne. Das liebliche oder wunderliche Volk der Nymphen und der Gnomen kam überall aus den Klüften und Büschen hervor und verhuschte wieder überall hin. Man glaubte von oben her einen Blick zu tun in die wirkliche Welt der Naturgeister. Und die Lichtwirkungen im Zwielicht der beginnenden Nacht! Denn das Spiel begann im Abendrot und endete in der Vollmondnacht. Es war zuletzt überwältigend schön, wenn die Geisterscharen zusammeneilten mit ihren vielerlei Farbenflämmchen, gleich einem Strom von strahlenden Erdkräften oder von heruntergefallenen, verirrten Sternen, die nun den Heimweg suchten, erst summend, dann singend, anschwellend, eine einzige brausende Stimme der Natur! Es war, als ob der Glanz der unterirdisch verborgenen Edelsteine zutage quölle aus ihren Schlünden, um die obere Welt zu erhellen und zu erheitern. Oder bestand diese erfreuliche Heerschau aus trügenden Irrlichtern, deren Aufwand die Königstochter wieder in die Tiefe locken sollte? Wahrlich, es gehörte für Melusine viel Mut dazu, ja, sie bekundete bereits Seele oder Sinn für das Höhere, wenn sie sich als einzelne diesem andrängenden Massenaufgebot der Natur dennoch widersetzte, um ganz still dem stillen Dichter in das Land der Seele zu folgen. An dieser Stelle besonders hatte Liane-Melusine zu singen: und sie entfaltete dabei eine geradezu herrlich anwachsende, mächtig emporjubelnde Stimme, die den Massenchor überflügelte. Es brach elementar, jauchzend aus ihr heraus. Wollte sie nicht einst zur Bühne gehen? Aber das natürliche Leben war ihr lieber gewesen als das künstliche. Jetzt, hier stand sie ja auf der Bühne; und sie wuchs in dieser großen Stunde über sich selber hinaus und sang hinreißend schön.

Der Dichter war erst im letzten Augenblick vor Beginn ganz unauffällig gekommen, hatte niemanden begrüßt, sondern sich gleich den anderen Zuschauern vor sein Spiel gesetzt. Man hatte die Maske des im Stück wirkenden Dichters — es war ein junger Lehrer — der seinigen angeähnelt: eine Neckerei der Fürstin. Die Bergbühne war überfüllt; das Wetter nach dem gestrigen Gewitter wiederum köstlich rein. Gespräch und Lichter und Musik kamen in der stillen Abendluft vorzüglich zur Wirkung. Liane, nur im Anfang ein wenig ängstlich, spielte nicht, sie lebte. Und wenn sie auch manchmal etwas leise sprach, sie entzückte schon durch die keusche Schönheit ihrer Erscheinung und ihrer herzigen Stimme.

Leander saß still und in sich gebückt auf einer der vorderen Bänke unter der Menge;

er schien sich gleichsam ausstreichen zu wollen. Wenige wußten um seine Anwesenheit. Aber das Spiel fesselte ihn mehr und mehr. Diese Chöre! Diese Farben und Lichter! Aus allen Ecken kamen immer neue Überraschungen. Und wie edel-schön war Natalie als Königin, wie würdig der Darsteller des bärtigen Eckwalt! Leander taute immer mehr auf, und da — da kam nun auch Melu — —

Leander saß weit unten, also dem Spiel sehr nahe. Er starrte, er putzte seinen Kneifer und schaute wieder auf die Bühne. Melusine trug, wie beim Studentenfest, ein schwarzes Band um die Stirn, das aber jetzt mit einem funkelnd roten Stein besetzt war, trug auch das Haar genau wie damals — — es war gar kein Zweifel: diese Melusine war Gemma! Leander borgte sich von seinem Nachbar das Opernglas, er spähte durch das Dämmerlicht nach der lieblichen Gestalt, er erkannte jetzt das unvergeßliche Gesicht ganz genau und gab zitternd das Glas zurück.

Herr im Himmel! Gemma! Äußerlich saß er mit gekreuzten Armen regungslos; aber sein Inneres war bis zu Tränen der Ergriffenheit bewegt und aufgerührt! Seine Gemma! War sie denn lebendig geworden und aus seinen Träumen auf die Bühne gesprungen?! Er glaubte in das zeitlose Feenland entrückt zu sein; die Umgebung sah er nur wie durch einen Flor; aber da vorn leuchtete überirdisch schön — seine Herzenskönigin, seine Melusine, seine Gemma!

Er spähte nochmals ganz nahe in den Theaterzettel, der in seinen erregten Händen knisterte. Da stand, was er bereits gelesen hatte: Melusine — Frau Thalmann-Gros. Eine junge Frau also ... Vermutlich die Gattin eines Teilnehmers an der Arbeitsgemeinschaft ...

Dies also war Gemma, die ihn während des Festessens — er meinte es wenigstens — so liebevoll, so innig angeschaut hatte ... Als die schöne Nymphe abgetreten war und das Spiel weiterging, schaute der Dichter gen Himmel; auch da oben war eine Gemma — war es nicht der Hauptstern in der nördlichen Krone? Ja, am Himmel, eine unerreichbare Krone wird auch seine Gemma bleiben für immer und ewig ...

Als der mächtige Schlußchor verhallt war, als die großen und kleinen Naturgeister in ihre Klüfte entwichen waren, während Dichter und Nymphe Arm in Arm in die Menschenwelt abwanderten, blieb erst alles stumm. Man saß, bis die letzten fernen Töne aus der Unterwelt verklungen waren, und wartete; man wußte zwar, daß es zu Ende war — aber wie traumhaft schnell war alle diese Schönheit vorbeigerauscht! Endlich fing einer an zu klatschen; und brausend setzte nun der allgemeine Beifall der dreitausendköpfigen Menge ein. Kein Darsteller erschien; der Beifall raste weiter. „Leander!" riefen einige. Immer lauter und dringender dröhnte der Ruf: „Leander!" Dann auch: „Die Fürstin!" Und die Worte „Fürstin" und „Leander" schlangen sich nun durcheinander. Alle hatten sich erhoben. Die elektrischen Lichter rund um den Zuschauerraum flammten auf; der Alltag war wieder hergestellt. Da erkannten einige Freunde den Dichter und deuteten auf ihn. Jetzt erhob sich Leander, betäubt von seinem Gemma-Erlebnis, erschüttert von seinem eignen Stück, das ihm in der Formung durch die Fürstin ganz neue Schönheiten eröffnet hatte, und verbeugte sich nach der Zuschauerschaft, mit beiden Händen grüßend. Dann schritt er, umjubelt von der Menge rechts und links, die Mitteltreppe hinauf, immer mit Dank

und Gruß, und verschwand oben im Nachtdunkel, bald nur noch vom Vollmond umdämmert, nach dem Walde wandernd, nicht nach der Stadt oder dem Schloß.

Langsam leerte sich der Raum; die Beleuchtungskörper an der Landstraße zeigten den Rückweg. Und auf einem überragenden Felsen warf ein festliches Feuer seinen breiten Schein weit in die Nacht hinaus.

* * *

Den Oberst, der mit Meister und Graumann auf der vordersten Bank saß, hatten die alten Reigentänze samt Chören zwar nicht unempfindlich gelassen, auch die Lichtwirkungen hatten ihn gefesselt; und unter den Spielenden, die alle Laien waren, stellte er manche tüchtige Gestalt fest. Aber er schüttelte doch mehrfach mißbilligend den Kopf und brummte vor sich hin. Alle diese Spielerei schien ihm weichlich und klein neben dem Großen, das er herb und streng im Busen trug.

Es war eine Nachfeier für die Arbeitsgemeinschaft im Schloß festgesetzt. Der Oberst gedachte nicht, daran teilzunehmen, sondern zog ein Glas Bier im „Goldnen Rappen" vor. Die Aussprache über das eröffnete Kästchen war auf den anderen Morgen verabredet. Auf dem Heimweg sprach er: „In dem Stücke steckt eine Tendenz. Diese Nixe folgt dem weichlichen Dichter und schlägt ein Königreich aus. Ich hätte das Umgekehrte erwartet."

„Sie sucht Seele", sprach Graumann schlicht.

„Was ist das?" wiederholte der Oberst die Frage der Melusine.

„Wärme", sagte Graumann. „Grade das, was diesem Zeitalter der Kaltblüter am allermeisten fehlt. Jeder ahnt es — und jeder sucht es — und weiß es nicht recht zu formen. Die Wärmestrahlung von Herz zu Herzen. Ich vermute, Ihre kaltverständigen Freunde vom Schlangenvolk, mein lieber Oberst, wissen so wenig damit anzufangen wie Sie selbst. Denn Sie und jene sind Verstand und Wille. Seele ist aber eine Kraft des Gemüts."

„Etwas für Frauen", brummte der Soldat.

„Psyche ist in der Tat ein Weib", sagte Graumann. „Auch die Musen sind weibliche Wesen. Beatrice und Fausts Gretchen, Kordelia und Ophelia und Heloise — was wären wir ohne die Frauen! Und was wären die Frauen ohne uns Männer! In diesem Wechselspiel mag sich wohl Seele entwickeln."

Es war zu hoch für den Oberst. „In meinem Wechselspiel mit der Satana", sprach er schroff, „hat sich keine Seele entwickelt. Übrigens war die Darstellerin der Melusine eine dralle Person."

„Gib's auf, Graumann!" rief Meister herüber. „Du wirst unserm Spartaner keinen Begriff beibringen, was Seele oder was Poesie ist. Machtgedanke und Beseelungsgedanke laufen in diesem Lande ohne Berührung nebeneinander her. Daher unser Elend. Die Schönheit und Bedeutung dieser pädagogischen Provinz bleibt dem Spartanerbund verschlossen. Wenn Wismann und ähnliche Führer nicht wären, Lothar, wäre die Menschheit längst vertiert. Merk dir das! — Übrigens werde ich heute nacht im Schloß bleiben. Gute Nacht!"

Sie waren an der Schloßbrücke angekommen und trennten sich. Meister ging zu Wismann, die beiden anderen schritten weiter. Als sie in das Hotel kamen, forschte der Oberst sofort, ob Nachricht für ihn da sei. Nein, aber ein Extrablatt wurde eben

herumgereicht, das eine furchtbare Nachricht enthielt: die Sinterburg war an demselben Tag in die Luft geflogen! Entsetzt starrte Graumann in das Blatt; mit undurchdringlicher Miene stand der Oberst dabei. Das kurze Telegramm sprach die Vermutung aus, daß in jenen weitläufigen Kellern Munitionsmassen aus den Umsturzzeiten versteckt gewesen, die sich entzündet und giftige Gase entwickelt hätten. Man sprach von mehr als hundert Toten.

Graumann stemmte das Einglas ins Auge, schaute den Oberst scharf an und sagte langsam: „Es ist nur gut, daß Sie Ihr Alibi nachweisen können. Solch eine Tat hätte ich Ihnen allerdings nicht zugetraut. Hier ist Verbrechen mit Heldentum verwechselt."

„Mir?" versetzte der Oberst kalt. „Das hat Sankt Michael getan, der Erzengel. Er hat Luzifers Hauptquartier in die Luft gesprengt."

„Und müßte deshalb wegen ganz gemeinen Meuchelmords belangt werden", sprach Graumann. „Überdies wird diese Mordbrennertat morgen Ihre Stellung nicht verstärken."

„Wieso?"

„Unser Gespräch über das eröffnete Kästchen wird morgen unter dem Eindruck dieses furchtbaren Ereignisses stehen", versetzte Graumann. „Und es wird den künftigen König nicht ermuntern, sich Ihnen und Ihren — na, sagen wir einmal: Banden und Mordbrennern anzuvertrauen."

Das freilich hatte der Soldat nicht bedacht. Er blitzte auf, aber er schwieg betroffen.

„Und gestatten Sie mir auch noch das zu sagen, lieber Oberst: dies ist eine kleine, eine kläglich kleine Tat in dem Augenblick, wo man so Großes in Szene setzen will wie die Ernennung eines heimlichen Königssohnes. Denn mit diesem heimlichen König soll doch wohl der Gedanke der Staatsordnung, also ein durchaus konservativer Gedanke siegen, nicht wahr? Dieser König soll in dem jetzigen Zersetzungschaos des abgelebten Liberalismus und Rationalismus nicht nur einen Machtbegriff, sondern noch mehr einen vorbildlichen Sittlichkeitsbegriff darstellen, wie? Und Sie beginnen dieses Bekenntnis zum neuen Aufbau mit einem Verbrechen großen Stils! Wahrlich, ein Pröbchen vom künftigen Bürgerkrieg — ein Pröbchen, weiß Gott, das dem Kronprinzen und uns eine recht artige Zukunft verspricht!"

Das ungeschulte Gefühl des Artilleristen konnte diesen Gedankengängen nicht gleich folgen. Er klingelte dem Kellner und bestellte schweren Portwein. Und erst, als er hinter seiner Zigarre saß und starke Rauchwolken ausstieß, fühlte er sich zur Gegenwehr gekräftigt.

„Sie nennen meine straff geordneten Truppen Banden und Mordbrenner; das muß ich mir verbitten. Keiner von ihnen weiß von dieser Sprengung. Sie ist der persönliche Einfall meines alten Forstmeisters Michael, der dabei vermutlich den Tod gefunden hat. Ich nenne das einen Tod auf dem Schlachtfeld. Außerdem bin ich selber jederzeit bereit, die Verantwortung zu übernehmen, wenn sie gefordert wird. Für alle Fälle liegt mein Revolver immer auf meinem Nachttisch. Sie sind katholischer Christ, Graumann, ich bin Heide. Sie werden mich nie überzeugen, nie, daß meine Kampfmittel gemeiner sind als die Tücken und Verleumdungen dieser giftigen Hetzer. Ich hasse dieses fluchbeladene Schlangenvolk, das alles zersetzt, was

es nur anfaßt, und werde es hassen bis zu meinem letzten Atemzuge. Die Schmeißfliegen zetern, der Kuhschwanz sei unduldsam und hindre sie am Blutsaugen. Wir kennen das Lied. Schmeißfliegen schlägt man tot."

Graumann sah ihn still und bekümmert an. Es war nicht zu leugnen: in diesem Mann flammte eine gewisse düstere Größe. Wieviel Naturkraft vergeudete sich hier, weil nicht die segnende Sonne der Weisheit und der Liebe darüber stand!

„Von meinem persönlichen Schicksal will ich dabei gar nicht einmal reden", fuhr der Oberst fort und riß sein Wams auf, denn ihm war heiß geworden. „Diese Satana, die vom Schlangenvolk unterstützt wird, hat mein Leben vergiftet; und Sie sollten mir als Christ dankbar sein, daß ich sie aus einem sündigen Dasein hinaussprengen ließ."

„Apropos, Satana", setzte Graumann ein. „Sie fragten vorhin: Was ist Seele? Nun, ein seelenloses, nur sinnliches Weib ist oder vielmehr war beispielsweise Frau Satana. Wünschen Sie sich aber ein beseeltes Frauenbild vorzustellen, so vergegenwärtigen Sie sich die heutige Darstellerin der Melusine oder die blanke, lilienreine Jungfräulichkeit von Fräulein Nata Meister."

Der Oberst, der aufgesprungen war und hin und her lief, blieb jählings stehen, und eine Welle von Wärme rann durch seinen harten Knochenbau. „Nata! ja Nata! Sehen Sie, das ist ein Mädchen, wie ich es mir zur Frau gewünscht hätte! Wär' ich nicht ein alter Kerl, wahrhaftig, ich würde heute noch um ihre Hand anhalten. Aber weg mit aller Täuschung! Mein Leben ist verpfuscht! Ich wollte einst als Heerführer meinem Volke vorangehen, die Fahne der alten Monarchie in der Faust, todbereit — aber auch ein ehrlicher Soldatentod ist mir nicht vergönnt. Wundern Sie sich über meine Stimmung?"

„Sie gleicht der Stimmung des Bolschewismus", sagte Graumann. „Sie bedeutet Chaos."

So verklang hier der Abend, der mit dem Bergfest so großartig begonnen hatte.

* * *

Nicht so verklang er auf dem Schloß. Man ließ den festlichen Tag im großen Saal harmonisch durch Chorgesänge und Gedichtvorträge oder Ansprachen weiterschwingen. Diese zukunftskräftigen Menschen alle, die draußen in verschiedenen Berufen fronten, bemühten sich hier um Lebensheiligung. Sie waren die Hoffnung des neuen Geschlechts; sie übten sich in großzügiger und großherziger Blickweise; sie hatten sich aus der Dunstschicht des Materialismus ins Freie gerungen und stärkten sich gegenseitig in diesem Hause der Freundschaft. Auch Meister und Wismann beteiligten sich noch ein wenig an der Nachfeier; dann zogen sie sich unauffällig zurück, warfen sich Lodenmäntel um und wanderten in die Nacht hinaus.

Auch die Hochalm hatte ihre Geheimnisse. Während des Jahrhunderts der materialistischen und naturalistischen Weltanschauung, wo diese Landschaft verschollen und vergessen lag, war in einem sehr verwachsenen und verborgenen Seitental eine Urzelle lebendig geblieben. Es war eine Halle nebst Garten, beide von einer hohen Mauer umschirmt; ein dichtes Heckenwerk von wilden Rosen blühte darum her. Dort wohnte noch heute ein uralter Einsiedler, der „Älteste" genannt: der Hüter der heiligen Halle. Den sonst unzugänglichen Greis hatte vor einigen Jahren durch freund-

liche Fügung der junge Wismann entdeckt, der als Lehrer in der Gegend wirkte. Der hochbetagte Weise brachte den lernfreudigen und herzensreinen Jüngling mit einem seiner eigenen Schüler in Verbindung, mit dem Arzt Johann Wolfgang Meister, dem das Geheimnis der Überlieferung bekannt war. Beide Männer besuchten nun heute, in dieser klaren Vollmondnacht, den Ältesten. Und man durfte sagen, daß dort drei Geschlechterfolgen in tiefster Einsamkeit abseits der lauten Welt beisammen saßen, Träger des Lichtes, Meister der Stille: der vierzigjährige Wismann mit dem bald siebzigjährigen Meister bei dem mehr als neunzigjährigen Urgreis.

Was sie dort mit dem Hüter ewiger Wahrheiten in der Nachtstille besprochen, entzieht sich der Öffentlichkeit. Lange nach Mitternacht kehrten sie in das verstummte Schloß zurück.

Fünftes Kapitel: Königskinder

Die Sitzung am anderen Vormittag in Wismanns verschlossenem Zimmer stand nicht im Zeichen des nachleuchtenden Bergfestes, sondern im fahlen Schimmer der ungeheuren Stichflamme, die aus der gesprengten Sinterburg emporgeschossen war. Genauere Telegramme waren inzwischen ausgegeben und brachten grausige Schilderungen. Es schien kein Mensch den vulkanischen Ausbruch überlebt zu haben. Die Trümmermasse dampfte noch immer tödliche Gase aus. Die Stätte der Zerstörung war in weitem Umfang abgesperrt. Ein Unglücksfall, wie man ihn seit Jahrzehnten nicht erlebt hatte!

Die fünf Männer saßen um den Tisch, auf dessen Mitte das eröffnete Kästchen in mildgoldigem Schmelz schimmerte. Aber die mächtige Flamme der Sinterburg trübte die Blicke. Es war eine gedrückte Stimmung. Besonders Felix saß in düsterem Schweigen. Er ahnte Zusammenhänge. Die Urkunden waren geprüft und als unantastbar echt festgestellt.

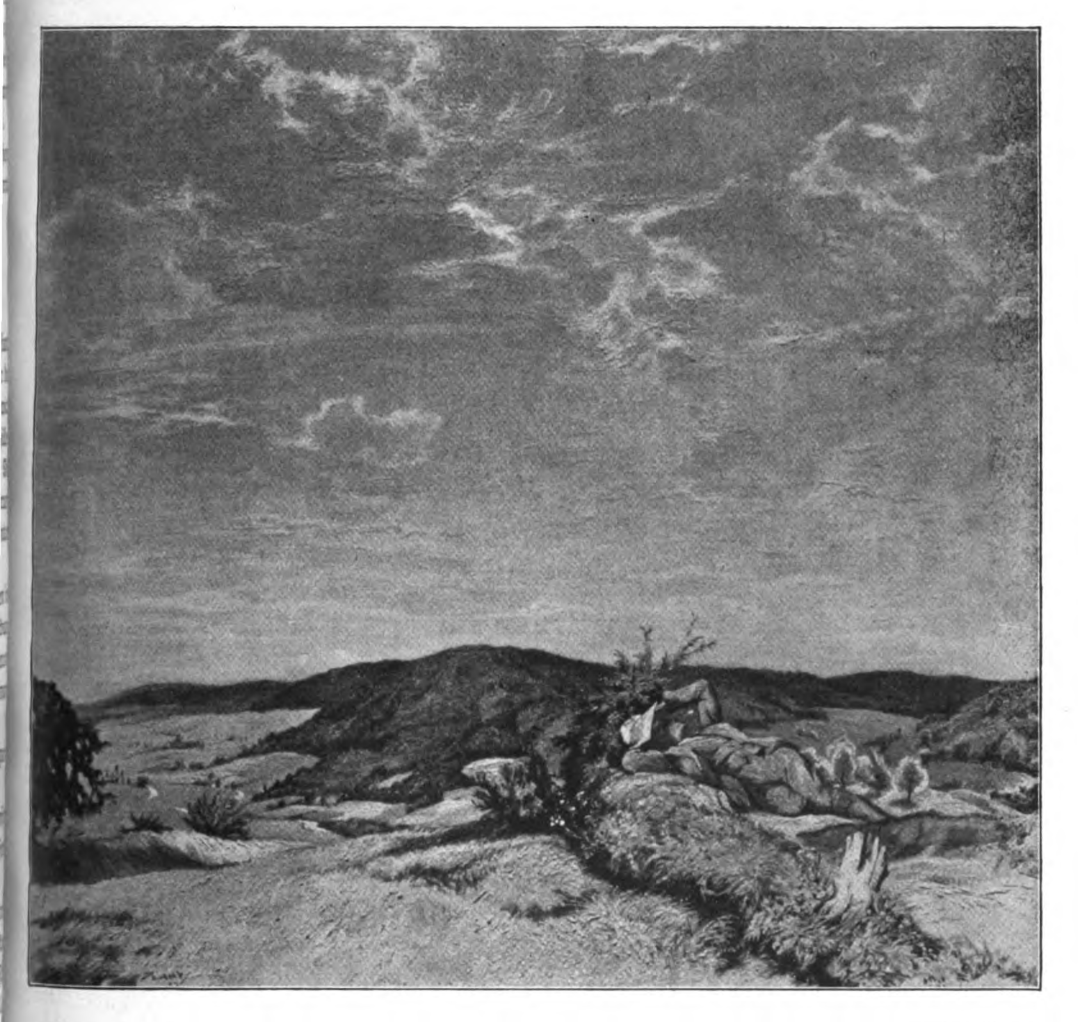
„Und nun?" sprach Meister mit seiner ruhig-sonoren Stimme und sah sich fragend im Kreise um. „Wollen wir in die Beratung eintreten?"

„Vor allem eins," fragte der Oberst gemessen, „ehe wir weiter verhandeln: wünscht Felix jetzt schon die Titulatur, die ihm gebührt? Wünscht er gleichsam in diesem engsten Kreise eine Art Huldigung oder Treugelöbnis?"

„Nichts von allem!" entgegnete Felix fast unwirsch. Er war in einer tiefen inneren Erregung und schaute seinen Paten geradezu unfreundlich an. „Du solltest dir denken können, Onkel Lothar, daß ich auf solche Formen und Faxen keinen Wert lege. Ich bin noch nicht öffentlich anerkannter Kronprinz, bin überhaupt auf meine neue Rolle noch ganz und gar nicht eingestellt — und möchte zunächst einmal die Herren hören, wie sie darüber denken."

Dem Geheimrat ging heute den ganzen Morgen das nächtliche Gespräch durch den Sinn, das sie einst im Gartenhäuschen mit dem verbannten Monarchen geführt hatten. Es schien sich hier wiederholen zu wollen. „Bürgerkrieg?" Die Frage von damals scholl ihm jetzt noch im Ohr. Und ebenso das klare runde Nein des alternden Königs. Wie wird sich der Königssohn entscheiden?

Graumann ergriff das Wort und empfahl eine sehr sorgsame, taktisch kluge Ver-



Feldeinsamkeit Gustav Traub

bereitung der öffentlichen Meinung durch die Zeitungen. Die Tatsache, daß ein Prinz vorhanden und plötzlich aus dem Dunkel auftauche, werde unerhörtes Aufsehen hervorrufen. Es empfehle sich behutsome Lockerung und erst nach und nach Enthüllung des Schleiers, ein Anstacheln der Neugier, der Spannung — kurz ein planvoller Feldzug, eine geschickte Stimmungsmache. Unter der Hand könne man vorher mit einer Reihe von bedeutenden Persönlichkeiten aufklärende Fühlung nehmen, bis nach und nach das ganze Land gleichsam den Bazillus der Neugier im Blute trage: Es ist ein heimlicher König da! Wo bleibt er? Er trete vor und schaffe Ordnung!

Wismann stimmte im allgemeinen zu, meinte aber, vor allem müsse sich Felix Friedrich grundsätzlich entscheiden, ob er dieses königliche Amt überhaupt annehmen wolle. Wenn ja, so müsse er sich planmäßig und vorerst noch in aller Stille auf seinen Königsberuf vorbereiten.

„Ich bin für den Handstreich", erklärte der Oberst rundweg, wie nicht anders zu erwarten war. „Wenn wir erst mit Stimmungsmache arbeiten wollen, so sind uns die anderen in der fixen Gegenmache über. Denn sie haben das Kapital, und das Kapital hat die Presse. Und langsame Lüftung? Ich bin ganz und gar dagegen. Das wird unseren Kronprinzen nur Beschimpfungen aussetzen. Eine kurze, unzweideutige Nachricht so und so — und sofort Besetzung der Hauptposten! Ich habe bis ins einzelne den Kriegsplan ausgearbeitet."

Kriegsplan! Da war es ausgesprochen. Der neue König sollte mit Gewalt eingesetzt werden. Und wieder stieg die Flamme der Sinterburg steil empor.

„Ich habe dieses fürchterliche Ereignis von gestern noch nicht verwunden", sagte Felix gedämpft. „Wie stellst du dir diesen Kriegsplan vor, Onkel Lothar? Willst du mit Sprengungen arbeiten?"

Keiner hatte es bisher berührt, aber jeder fühlte bei dieser Frage, auf wen alle Anwesenden stillen Verdacht hegten. Kurze peinliche Pause.

„Es ist möglich, daß wir bei schneller Handlung ohne Blutvergießen auskommen", meinte der Oberst kalt und sachlich.

„Ich bin Mediziner, nicht Krieger."

„Ein Mediziner sollte an Blut gewöhnt sein."

„An Blut schon, aber nicht an so fürchterliche Massenmorde", erwiderte Felix schlagfertig und wendete den finsteren Blick nicht von Wulffen ab. Es war gleichsam ein Einzelgefecht; alle anderen hielten sich solange zurück.

„Auch dies ist Schicksal auf dem Schlachtfeld des Lebens."

„Vielleicht Zufall?"

„Nein, vorbedacht. Und zwar, um es deutlich auszusprechen unter uns Vertrauten: durch den alten Michael."

„Den du vorgeschickt hast, Onkel? Es gleicht dir sonst nicht, die Verantwortung auf einen alten Trottel abzuschieben."

„Das tu' ich auch in diesem Falle nicht, Felix Friedrich. Aber der alte Trottel hat durch dich den Eingang in die Burghöhlen kennengelernt; und so ist er also durch dich auf den Gedanken des sogenannten Massenmordes gekommen."

Der Oberst saß mit gekreuzten Armen in diesem Gefecht und versetzte Schlag um Schlag. Felix verstummte jäh, vollkommen bestürzt. Also sein Gang durch die Sin-

terburg hatte dieses schauerliche Schicksal hervorgerufen! Also so heftete sich an seine Person auf dieser Reise zum Kästchen von vornherein diese grauenhafte Vernichtung! Welch ein Vorzeichen! Es war für den jungen Menschen erschütternd. Hatte ihn nicht die ahnende Nata gewarnt? Wer das Reich der Sünde betritt, der zieht Dämonen an und schleppt die satanischen Mächte unbewußt mit sich, bis sie sich auf eine willkommene Beute stürzen — in diesem Fall auf den alten Hasser Michael...

„Ich fürchte, meine Herren," fiel Wismann ein, „wir verlieren unsern Hauptgegenstand aus dem Auge. Es steht zur Erörterung, ob sich unser Felix vorerst in aller Stille einer Vorbereitung widmen will, ehe wir überhaupt in die Öffentlichkeit treten."

„Wir müssen in der Tat bedenken," fügte Graumann hinzu, „daß man in diesen verrohten Zeiten auf Schritt und Tritt Beschimpfungen erwarten muß, sobald Felix entdeckt ist, ja sogar Überfälle, wenn nicht Schlimmeres. Haß wird ihn erwarten: von links, weil er königlichen Blutes ist; von den Rechtsradikalen, weil er nicht sofort mit Trara losschlägt."

„Übrigens wollen wir nicht vergessen," ergriff wieder Wismann das Wort, „daß diese Urkunden nicht den ganzen Inhalt des Kästchens bilden. Die vergilbten Papiere darunter sind der überlieferte eigentliche Wert, nämlich alchemistische und medizinische Fachgeheimnisse."

„Sie haben mit den für uns allein wichtigen Papieren nichts gemein", warf der Oberst rauh dazwischen.

„Das möchte ich denn doch nicht sagen", sagte sofort Felix und schien seinen Angriff gegen den Oberst erneuern zu wollen. „Ich finde sie überaus wichtig und wertvoll — mindestens so wichtig wie die oberen Urkunden."

„Ist dir die Abstammung nicht das wichtigste?" Der Oberst war wieder auf dem Plan.

„Ich brauche lange Zeit, bis ich mich mit dieser Tatsache abgefunden habe. Fast scheint es mir, als ob ich zwischen den zweierlei Urkunden wählen müßte."

„Wieso?"

„Das eine Papier verspricht Macht, das andere Weisheit."

„Und beide zusammen?" Der Oberst stemmte die Hände auf die Knie. „Warum nicht Macht und Weisheit zusammen?"

„Das eine ist politische Macht, das andere ärztliche Weisheit. Man kann meines Erachtens nicht zugleich König und Arzt sein. Jeder von beiden Berufen verlangt einen ganzen Mann."

„Ein nicht uninteressanter Zwiespalt", meinte Graumann. „Wenn ich recht unterrichtet bin, ist das untere Bündel Papiere altes Erbstück der Familie Meister, ist einst im Gebirge in einem unterirdischen Laboratorium gefunden worden und hat schon unserem Geheimrat wichtige Dienste geleistet."

„Und mir", nickte Wismann. „Wunderbare Überlieferungen, die man nicht dem Druck anvertrauen darf."

„So lasse man doch die medizinischen Geheimnisse den Medizinern!" rief der Oberst unwillig. „Du aber, Felix" —

„Du vergißt, Onkel Lothar, daß ich auch Mediziner bin, und zwar von ganzem

Herzen. Einer jener Mediziner, der — wie mein Pflegevater Meister — den Menschen nicht nur sterben, sondern auch leben hilft."

„Klar heraus, Felix: dürfen wir Eingeweihten dich als unsern heimlichen König begrüßen?" Der Oberst war aufgesprungen, schlug die Hacken zusammen und schaute Felix festen Blickes fordernd an. „Ob früher oder später, ist belanglos. Aber ich will heute wissen, wofür ich gearbeitet habe mein Leben lang. Wir beide, dein Pflegevater und ich, hatten im vorigen Herbst Gelegenheit, genau und geheim mit deinem wirklichen Vater zu sprechen, dem König. Er hat entsagt; aber er hat auf dich verwiesen. Wir sind nun um dich versammelt, und ich frage dich vor Gott und deinem Gewissen: Bist du bereit, Felix Fritz, das Erbe zu übernehmen, das dir durch diese Urkunden zufällt?"

Feierliches Schweigen. Niemand schaute Felix an, nur der Oberst; aber alle spannten auf seine Antwort.

Felix betrachtete das Tizianbild vom Zinsgroschen, das an der getäfelten Wand hing, und erwiderte: „Wenn ich ja sage, Onkel, was dann?"

„Das ist dann unsere Sache."

„Mit anderen Worten, Onkel Lothar: von euren Plänen soll ich nichts erfahren? Ich soll mich einfach ausrufen und krönen lassen? Ich bin euch nur Objekt, die Hauptsache ist euch die Monarchie? So wie etwa die Römer der Kaiserzeit irgendeinen ihrer Cäsaren ausriefen? Du unterschätzest meinen Stolz, Onkel Lothar!"

Meister horchte verwundert auf. Der Junge war gewachsen! Der Oberst nahm mit Groll wahr, auf welchen Widerstand er stieß.

„Natürlich steht dir der Einblick in unsere Pläne und Vorbereitungen jederzeit offen", lenkte Wulffen ein.

„Von denen ich nichts verstehe!" scholl es zurück. „Du weißt genau, daß ich viel zu unreif, viel zu ungeschult bin, Onkel Lothar! Das weißt du ganz genau!"

„Aber du kannst doch der Tatsache nicht ausweichen, daß du des Königs Sohn bist?"

„Will ich auch nicht! Aber wer sagt denn, daß ich regierender König werden muß in diesen verhetzten Massen? Wie kommst du dazu, mich zwingen zu wollen, dieses Martyrium auf mich zu nehmen? Ich habe, weiß Gott, keine Angst vor einem ehrlichen Kampf! Aber diese Form der Zänkerei, diese Pressenotizen und Anpöbelungen und dergleichen liegt mir ganz und gar nicht. Das Zeitalter ist vergiftet, da hat mein Pflegevater Meister ganz recht, und ich will mich nicht mit diesem Gift besudeln. Kann man nicht auch als Privatmann in Ehren leben und wirken?"

„Und wenn dich dein Volk ruft?"

„Einstweilen ruft mich nur Onkel Lothar mit seinem Spartanerbund."

Der Geheimrat saß in sich versunken, strich seinen Bart und schwieg. Er hatte sein Werk an Felix getan und ließ ihn nun mit dem Oberst selber kämpfen.

„Ich will ein letztes ins Feld führen", sprach der Kriegsmann und schien ermattet. „Ich habe hier einen Brief Seiner Majestät des Königs, den er mir vor wenigen Tagen geschrieben hat. Er wartet gespannt auf seines Sohnes Entscheidung. Was soll ich Seiner Majestät antworten?"

„Ich werde ihm die Antwort selber bringen", sprach Felix.

Alle schauten verwundert auf den hohen Jüngling, der nun aufstand und mit

diesen festen Worten gleichsam die Sitzung schloß. Er trat an den Tisch, drückte das flimmernde Kästchen zu und sprach: „Wir haben nun die Urkunden so oft gelesen, daß wir sie auswendig wissen. Ich gebe das Kästchen wieder Herrn Wismann zur Verwahrung. An solche Geheimnisse ist nicht gut rühren.“

Wismann hüllte das Kästchen in das Tuch und tat es in den unverbrennbaren eisernen Behälter, den er wieder in sein Versteck tat.

Meister aber reichte Felix still die Hand und dachte, ohne es auszusprechen: Der geborene Führer! Wehe aber dem Führer, der nur Massen findet — und kein Volk!

* * *

In stärkster Bewegung hatte der Dichter Leander am Schlusse seines Melusinen-Spieles die Bergbühne verlassen. Er war, zur Linken abbiegend, in die nächtliche Waldung gegangen, um von der nach rechts heimströmenden Festmenge nichts zu sehen und zu hören. Gemma! Was hatte denn das Schicksal mit ihm vor, daß es ihn solchen seelischen Erschütterungen aussetzte?! Oder besaß er selber ein viel zu reizbares und leidfähiges Herz, daß er derartig jedem Eindruck erlag?

Über ihm die Sterne, hinter ihm das verrauschte Spiel mit einigen unvergeßbaren Melodien — und in ihm ein Herz voll aufgewühlter Sehnsucht! Hatte er hier endlich seines Volkes Liebe gespürt, seines Volkes, für das er von Jugend an Schönes und Edles zu schaffen den Drang hatte, um dessen Seele er inständig rang, unter dessen Meister er sich einzureihen trachtete? Hatte er an diesem eindrucksstarken Abend endlich den heimlichen Thron im Herzen seines Volkes bestiegen? Er fühlte sich zwischen seinen dichtenden Zeitgenossen vollständig als Fremdling. Sie sind nur Literaten, pflegte er zu sagen, sie schaffen nicht aus dem gläubigen Herzen heraus, nur aus dem Kunstverstand; und sie loben einander hoch in ihren Blättern, während sie mich übersehen. „Ich will nichts mit ihnen und ihrem Zeitgeist gemein haben, nichts, nichts, und wenn ich darüber vollends zugrunde gehe! Lieber im Waldwinkel verenden wie ein alter Wolf, aber nicht an ihren Kaffeetischen vernüchtern!“ Diese Melusine war eine Königstochter: der Dichter im Spiel gewinnt ihre Liebe und wird dadurch eines Königs Schwiegersohn. War ihm selber, dem obdachlos hausenden und hungernden Rolf Leander, eine Königsmaid beschieden — und mit ihr ein später Sieg und Seelenfrieden?

„Denn Seelenfrieden — da steckt irgendwo das Geheimnis. Ich ringe um den Sinn meiner Seele — und damit um den Sinn des Daseins. In unserm Herzen wartet der heimliche Königsthron und der heilige Hain. Es gibt keine Entwicklung, nur Entfaltung. Ich kann meine Seele nur entfalten wie eine Rose. Ich drehe mich immer in meinen Kreisen, in meiner Welt — in meinen Schicksalen. Die Umwelt hat keinen Frieden; daher kann sie dieses Geheimnis nicht offenbaren, kann mir überhaupt nichts Wesenhaftes bieten, auch nicht in ihren besten Vertretern. Und wenn sie sich mit Talaren behängen und in eine erlauchte Akademie auf goldne Sessel setzen — seelenlos alle! In meiner Brust glühn meines Schicksals Sterne. Die Menschen haben das Geheimnis von innen und oben nicht: den kosmisch-großen Frieden!“

So arbeitete es in dem nächtlichen Wanderer. Es war ihm eine schmerzliche Wonne, sich als einsamer Kolumbus und Seefahrer nach den unbekannten Küsten des fernen Friedens zu fühlen.

Denn seit dem Studentenfeste, seit er Gemma erblickt hatte, war diese Sehnsucht mit verzehrender Kraft in ihm mächtig. Er hatte sein Herz auf einen Augenblick wieder der dunkeläugigen Frau von Wildenhain zugewandt und hatte ihr glühende Briefe geschrieben; aber er meinte in Wahrheit mit all seiner Leidenschaftlichkeit die rosige, sinnlich-herzige, mütterlich strahlende Gemma. Frau von Wildenhain hatte nur mit einer flüchtigen Karte geantwortet; sie war mit ihrem Gatten auf einer Nordlandsreise. Dann hatte ihn der Fürst — der Bruder der Fürstin — auf eine seiner alten, von geschichtlicher Romantik umsponnenen Efeuburgen eingeladen; dort schrieb er sich in jenem Tagebuch und anderen Versen und Blättern das Herz leicht. Schließlich verliebte er sich in ein dortiges Stubenmädchen; denn sie glich, grob gesehen, der feinen Gemma. Er hatte einen unwiderstehlichen Drang, das derbe, blühende Landmädchen küssend zu umarmen, schenkte ihr Schokolade und Obst, streichelte ihr die Wangen; und die derbe Schöne ließ es sich verwundert gefallen, erzählte ihm aber ihre Sorge um ihren Verlobten. Da erwachte in ihm wieder jählings der gütige Mensch, der hinter dem begehrlichen ein Weilchen zurückgetreten war, und er gab der Braut, die ihm plötzlich heilig war, gute Ratschläge, die für ihr Schicksal fördernd waren. Dann erreichte ihn das Telegramm der Fürstin. Und hier nun, in der Hochalm, entdeckte er die wirkliche Gemma als eine blutjunge Frau Thalmann-Gros.

„Es geht nicht mehr," murmelte er vor sich hin, „ich kann das Leben nicht mehr meistern; meine Nerven sind verbraucht. Die Kaliber-Presse, die mich jahraus, jahrein totschweigt oder höhnisch nebenbei erwähnt, die Teilnahmlosigkeit der Rechtsblätter — dann plötzlich diese kurzlebigen künstlerischen Ehrungen — und immer der Kampf ums tägliche Brot trotz meinen lieben Gönnern — — nein, nein, es geht nicht mehr! Ich bin verbraucht!"

In Wahrheit war er nicht verbraucht; vielmehr brach ein neuer Lebens- und Sinnenhunger aus dem unverbrauchten Fünfzigjährigen hervor. Es waren Geburtswehen.

„Doch ich werde wohl umkehren müssen," unterbrach er sein Selbstgespräch, „irgend wie werden mich Fürstin und Darsteller erwarten. Weißt du, woran es dir immer wieder fehlt, verzagte Seele? Am großen, stillen Gottvertrauen. Ist nicht dein Mittelpunkt in dir selber? Ich bin von der Mutter her mein tägliches Gebet, meine religiöse Sammlung gewohnt; das hab' ich vernachlässigt — — o du Allgütiger, der du in diesem leuchtenden Sternenhimmel bist wie in meinem Herzen, gib mir doch wieder Seelenkraft! Laß mich das bißchen Leben anständig zu Ende führen! Laß mich nicht dem Übermaß der Empfindung erliegen! Siehe, deine kosmische Liebesfülle sprengt meines Leibes allzuengen Behälter. O bereite mir nicht Hölderlins Schicksal!"

So stand er mit erhobenen Händen in der Vollmondnacht auf seinem umwaldeten Fußpfad. Von fern gingen zwei Männer vorüber, die in ein Seitental abbogen. Sie schauten her, und einer von ihnen sprach zum andern: „Dort betet ein Mensch." Und Friede senkte sich in des Betenden Herz ...

Die Gesellschaft war noch im Saal versammelt und empfing Leander mit jauchzendem Zuruf. Er wurde zwischen die Fürstin und Gemma gesetzt, sah sich der blonden Schönheit Natas gegenüber, ließ sich all die Huldigungen lächelnd gefallen und

hatte wieder jenen weltfernen, kindlich-guten Gesichtsausdruck, der seiner Nachbarin beim Fest aufgefallen war und ihr mütterliches Herz so unendlich gerührt hatte. In dieser geistbewegten und herzbeschwingten Geselligkeit kam keine Wehmut mehr auf. Man schnellte des Einspänners Gemüt auf unzähligen Trinksprüchen mit empor. „Wenn Ihnen, lieber Leander, auch nur ein kleiner Teil ihres Volkes zujubelt: nehmen Sie getrost an, es ist der beste Teil! Oder möchten Sie lieber, daß Ihnen die gerade heute an Ihrem Bergfest furchtbar emporgesprengte und vernichtete Sinterburg zugejubelt hätte? Die ganze Hochalm-Gemeinde hat Sie lieb! Und wahrlich, das ist nicht der schlechteste Teil des Volkes!" So klangen die Trinksprüche, so kamen die Glückwünsche wirklich aus der Herzensregion. Dies war eine Gemeinde, wie er sie sich dachte: fromm und fröhlich, Kreuz mit Rosen, der Ehrfurcht zugänglich und von geflügeltem Scherz anmutig belebt.

Hier erfuhr der Düsterling, daß Gemma Witwe sei, und seine Stimmung schnellte um fünfzig Grad empor. Er wagte, fast kindlich-zaghaft, wieder an das Leben zu glauben und schaute die rotwangig glühende Geliebte mit scheuer Zärtlichkeit an. Felix selber hielt sich etwas zurück; der Dichter lag ihm alles in allem nicht so recht; er schien ihm zu weich; zudem war er innerlich mit seinen eigenen Fragen mächtig beschäftigt, ohne es sich nach außen merken zu lassen. Auch hörte er mehr der Gruppe zur Linken zu, wo Connolly mit leidenschaftlichem Stolz von den Eigenschaften des geborenen Führers sprach. „Ein Schiffskapitän bringt erst alle anderen in Sicherheit — sich aber zuletzt. Vornehm, was?! Er mutet sich selber die schwerste Aufgabe zu, den anderen die leichtere. So ist der Führer, stolz und selbstlos!" Felix nickte lebhaft. Schlettau führte den Gedanken in feuriger Beredsamkeit weiter.

Das Gespräch der Damen kam auf den Wildsee; Nata erzählte davon. „Den müssen Sie sehen, lieber Herr Leander! Sie werden ihn sogleich besingen."

„Es ist das Nixenrevier," fiel die Fürstin zustimmend ein, „von dort stammt sicherlich auch unsere Melusine. Wollen Sie nicht den Dichter begleiten, Frau Liane? Fräulein Nata kann ja Führerin sein. Uns andern Sterblichen gelingt es nicht immer, diesen neuen Hamlet aufzuheitern. Wollen Sie's nicht versuchen?"

Und im Nu war unter der Fürstin geschickt leitenden Händen ein Ausflug verabredet zwischen Nata, Gemma und dem Dichter. Gleich am andern Morgen wollte man nach dem Wildsee aufbrechen. „Und unser Schwimmzeug nehmen wir mit!" rief Nata. „Übermorgen beginnt wieder die ernste Arbeit." Am Tage darauf sollte dann Liane-Gemma als Helferin unter die Waisenmütter eingereiht werden.

Aber als man sich am andern Morgen traf, sprach Nata ziemlich erregt von der gleichzeitig stattfindenden Sitzung der Männer, an der auch ihr Vater und Felix teilnähmen; es seien so wichtige Familiendinge, daß sie sich nicht gern so weit entfernen möchte. Sie ging eine Strecke mit, zeigte ihnen die Merkmale des Weges und kehrte wieder um, nachdem sie sich mit tausend guten Wünschen und Entschuldigungen am Waldrand verabschiedet hatte. Und Gemma und ihr Dichter wanderten los. Man kann nicht sagen, daß Leander über Natas Absage unglücklich war.

* * *

Wenn ein Apfel reif ist, so fällt er von selbst vom Baum oder läßt sich mit leichter Hand vom Stiel pflücken. Diese Liebe zweier heißherziger Menschen war überaus

reif und rotwangig und zum Essen süß. Mit einem solch sinnenfrohen und jugendschönen weiblichen Wesen durch den Sommerwald zu wandern, ist schon Glückes genug; manchmal gar einen Kuß von rosenroten Lippen naschen zu dürfen, mehrt das Glück; aber ein Weib an der Seite zu wissen, neben der alle anderen Frauen seines bisherigen Lebens einfach ins Nichts verschwanden, und die er mit unvergleichlicher Kraft liebte — dieses Übermaß des Glückes drohte Leanders Fassung zu sprengen. Seine Seele schritt nicht mehr, sie hatte Schwingen, sie flog und tanzte von Stern zu Stern rund um die Sonne herum. Verliebt war er oft gewesen oder eigentlich immer; aber jetzt hatte ihn das überwältigend neue Gefühl wahrer, inniger Liebe schauernd erfaßt und sein ganzes Wesen umgestaltet.

Sie wanderten denselben Pfad, wie neulich die ganz anders gearteten Geschwister Meister. Kein Kästchen war zu öffnen; und doch waltete auch zwischen diesen beiden Herzen ein Geheimnis, das der Enthüllung gewärtig war. Wenn ein Weib das Geheimnis wahrer Liebe in sich birgt, ist sie nicht einem goldglänzenden Kästchen vergleichbar? Der liebende Mann hat den Schlüssel dazu und kann die Holde in jedem Sinne öffnen und ihr Geheimnis offenbar machen.

Der Waldgang der Liebenden war zunächst ein botanisches Studium oder ein Benennen der Blumen und Blüten am Wegrand, von der kleinen Bellis perennis bis zum Plantago oder zum hohen Digitalis. Die Tochter des botanischen Gelehrten war dem Blumenkenner Leander gewachsen; er hatte früher gemalt, besonders Blumenstücke und Stilleben. Diese Wanderung war nun selber ein Blumenstück, reichlich durchsetzt von wilden Rosen, seinen Lieblingsblumen, aber auch mit Maiblumen und Kirschbaumzweigen und roten Wicken und einer überwältigenden Pracht von Duft und Farben aller möglichen und unmöglichen Blumen ausgeziert.

„Mir schießt etwas Sonderbares durch den Sinn", unterbrach Leander plötzlich das botanische Wettrennen. „Goethes Melusine sitzt in einem Kästchen. Der glücklich Liebende führt sie immer mit sich herum. Welch ein kostbares Kästchen! Andere haben Kleinode oder Schmuckstücke darin, die sie mit sich herumführen, dieser ein Weib. Ein lebendiges, liebendes Weib! Ist das nicht kostbarer als alle Edelsteine des Königs Eckwalt?"

„Wenn sie geliebt wird und ihn wiederliebt", sagte Liane und schaute ihn innig an. Sie gaben sich gar keine Mühe, ihre Liebe zu verbergen; aus ihm und aus ihr drängte soviel angestaute Glut, daß sie durch zärtliche Blicke, die manchmal ineinander verstrickt blieben, überquoll von einem Herzen zum andern. Er erzählte von seinem Leben, als ob alles Bisherige nun einer geschichtlichen Vergangenheit angehörte und für immer überwunden wäre: von seiner vieljährigen Einsamkeit, von seiner treuen Mutter, von der Feindlichkeit der Kaliber-Presse, die ihm ungefähr dasselbe war, wie dem Oberst das Schlangenvolk. Er sprach davon, wie sehr er sich immer nach Liebe gesehnt, doch niemals das Weib gefunden, von dem er hätte sagen können: die ist's, von der ich Kinder will!

„Nur einmal — und spät" — Hier stockte er. Leicht und wiegend schritt Gemmas kräftig schöne Gestalt in ihrem weißen, schwarz gerandeten Kleid neben ihm her. Sie trug das Haar in schwerem, griechischen Knoten wie damals, ebenso das schmale schwarze Stirnband. Der nackte Hals leuchtet aus einem runden Ausschnitt, auch er

von einem schwarzen Sammetband umrandet. Die dunkelblauen Augen glühten; das Kleid saß prall um die volle Büste. Und wenn sich Leander beim eindringlichen Reden ihrem sommerlich heißen Körper näherte, nahm er den gesunden Duft der Haut wahr, was ihn ebenso berauschte, wie die Berührung der warmen Hand, an der nur der Trauring glänzte und die sonst — im Unterschied von den funkelnden Fingern der Frau von Wildenhain — schmucklos war.

Er nahm plötzlich ihren halbnackten Arm an den seinen und sprach herzlich: „Ich spreche immer nur von mir. Ach, es wird mir bei Ihnen so wohl, so frei, so gesprächig zumute. Erzählen Sie mir nun aus Ihrem Leben, liebe Frau Liane! Ich habe die Empfindung, daß wir gute Kameraden werden könnten."

Wir sind es schon, dachte Liane; aber sie sagte es nicht, sondern plauderte. Sie plauderte, während der Strickbeutel mit Obst und Brot in der freien Hand baumelte, plauderte von der unvergleichlichen Herzensgüte ihres Vaters, den sie kurz vor ihrem Manne verloren hatte und mit dem sie inniger verwachsen war als sonst mit irgendeinem Menschen. „Ich bin wie träumend in die Ehe gegangen," sagte sie, „die nur ein Jahr dauerte. Und im übrigen — was ist viel zu erzählen! Ich wollte zur Bühne und spielte und sang leidenschaftlich gern, doch wir waren immer in Geldnot. Aber Vater hat uns eine innere Welt gegeben."

„Und das ist die Hauptsache", bekräftigte der Dichter und drückte ihren Arm fester. „Gesegnet sei Ihres Vaters Andenken! Sehen Sie, wie schön wir zusammenpassen! Geist und Gemüt — oder kurzweg Seele — waren uns immer wertvoller als der verfluchte Mammon, um den jetzt die ganze Welt tanzt."

Er kam wieder auf seinen großen Lebensschmerz, auf seinen aussichtslosen Kampf mit dem Zeitgeist. Liane blieb stehen und sagte herzlich: „Guter, wie erinnern Sie mich an meinen Vater! Er stand auch so allein und war so weltfern und dabei doch so gut, so gut!"

Es war ihr, als ob ihr Vater, einst ihr bester Freund, wieder erstanden wäre und neben ihr einherwandelte.

Leander neigte sich herüber und sprach mit neckischer Herzlichkeit: „Sagen Sie, liebste Gemma, könnten Sie nicht den Jahren und der Gesinnung nach recht gut mein Töchterchen sein? Wollen Sie mir nicht die Ehre erweisen, mich als väterlichen Freund zu betrachten?"

Er legte den Arm um ihren Nacken; sie blieben stehen. „Es ist keine fade Liebeserklärung, liebes Kind, wenn ich Ihnen sage: ich habe Sie liebgewonnen."

„Ich kenne ja auch all' Ihre Werke", sprach sie schlicht und herzig, unbefangen in sein nahes Gesicht schauend. „Und wissen Sie, ich darf's Ihnen jetzt wohl sagen, Sie haben oft ganz genau ausgesprochen, was ich selbst schon im stillen gedacht habe, was ich nur nicht prägen gekonnt habe. Mein Vater hat Sie sehr geschätzt und hat uns auf Ihre Bücher aufmerksam gemacht, besonders auf die Legenden und Märchen. Und dann, als ich Ihr erstes Buch las, hab' ich gedacht: Solche Menschen und Dichter gibt es also heut' noch auf der Welt! Die Welt ist also doch noch nicht ganz arm! Und da hab' ich Sie gleich lieb gehabt!"

Es rührte ihn sehr, daß er solche Leserin schon so lange zu seinen unbekannten Freundinnen zählen durfte.

„Hattest du mich wirklich lieb? Liebes Töchterchen, laß mich du sagen, darf ich? Laß mich deines Vaters Erbschaft antreten. Darf ich, meine Gemma? Darf ich, meine Melusine?"

Sie sagte nichts: sie schloß die Augen und bot ihm schweigend den Mund dar. Er küßte sehr zart ihre roten, vollen Lippen. Sie versteckte dann ihr Haupt an seiner Brust. Aber von selber hob sie die Lippen mit geschlossenen Augen noch einmal zu seinem Mund hinüber, und er küßte sie abermals und mehrfach. Sie schlang die Arme um ihn, barg das Haupt wieder an seiner Brust und sagte bewegt und leise: „Du bist mein Vater! Ich darf dich immer, immer lieb haben!"

„Ja, Liane, immer, immer!"

Nun schritten sie stumm Arm in Arm weiter. Jeder war mit wogender Brust damit beschäftigt, das eben Erlebte zu verarbeiten. Sie sahen und hörten nichts mehr von ihrer Umgebung, auch nicht mehr von Blumen und Pflanzen. Doch Gemma achtete von Zeit zu Zeit auf die weißen Zeichen, wenn sich der Weg teilte. Und plötzlich, als sich ihre Blicke trafen, blieben sie wieder stehen und fielen sich küssend in die Arme.

„Glaub' mir's, Gemma," flüsterte Leander in überwogendem Gefühl, „du bist mir für die Ewigkeit verbunden! Du hast dich im Himmel verspätet, als ich auf die Erde kam, sonst wärest du längst mein Lebenskamerad geworden. Aber nun hast du mich noch zur rechten Zeit gefunden, um als mein Töchterchen neben mir zu wandern. Nicht wahr, Kind?"

„Ja, Vater", hauchte Liane und nahm gern seine ehrfürchtig-zärtlichen Küsse hin.

Sie hatten den schön aus dem Sande aufsprudelnden Quell erreicht, an dem auch Felix und Nata gerastet hatten. Leander warf den Rucksack ab, und sie erquickten sich an dem köstlich reinen Naß.

„Weißt du, Lianchen," sagte der Dichter, zutraulich neben ihr sitzend, „mein Werk ist mir mißglückt, aber vielleicht gelingt mir" — Er wollte sagen: mein Weib, doch er unterbrach sich, und sie fiel verweisend ein, seinen Arm streichelnd: „Sagen Sie das nicht, Lieber! Ihr Werk ist Ihnen nicht mißglückt. Wissen Sie, an welchen Tonkünstler Sie mich erinnern? An meinen Liebling Schubert. Und dann: war nicht mein Vater unter Ihren Lesern?"

„Auf einmal sagst du mir Sie?" fragte er betreten.

„Entschuldige," flüsterte sie, den Kopf an seine Schulter lehnend, „es geschah aus großer Achtung."

„Große Achtung hab' ich auch vor dir, meine Gemma, aber außerdem hab' ich dich lieb. Siehst du, ich meine so: auf mein Werk kann ich nicht stolz sein, wenn ich heimkomme zu Gott. Aber wenn ich Hand in Hand mit dir vor seinen Thron trete, kann ich immerhin sagen: diese hab' ich innig lieb gehabt — und sie mich auch. Und kann sagen: ich habe das Edle in meinem Volk wachrufen wollen, es ist mir nicht gelungen; aber alles Edle in Liane hat mir liebend geantwortet. Nicht wahr, Herzchen?"

„Ja, du Goldiger, tausendmal ja!" sagte sie innig. „Und ich werde sagen: ich habe zwei Kinder gehabt, und die hatte ich lieber als alle anderen Menschen auf der ganzen Welt, nämlich meinen kleinen Buben und meinen großen." Sie lächelte ihn an. „Der große bist nämlich du! Muß ich dir nicht dein Mütterchen ersetzen?"

Ihre Herzen standen in hellen Flammen. Es war jetzt oft Liane, die des Dichters

Angesicht mit Küssen bedeckte und seinen Mund suchte und ihn, aus der Mutter in eine Geliebte verwandelt, „mein großer, süßer Bubi“ nannte. Er hatte seinen Kneifer eingesteckt und ließ sich den Kußregen innigst wohlgefallen.

Vom Wildsee, den sie endlich fanden, waren sie zwar entzückt, zogen sich aber rasch auf sich selber und ihre Liebe zurück.

„Was ist uns ein Wildsee, wenn wir miteinander durch die Unendlichkeit fliegen!“ schwärmte Rolf. „Denn weißt du, Gemma, mit dir kann man fliegen und Zeit und Raum ganz und gar vergessen.“

„Und dabei bin ich doch Mutter,“ klagte sich Liane an, „und hab' noch vor wenig Wochen meinen Buben an der Brust gehabt!“

„Kann ich ja auch, du Schelmin, ich bin ja auch dein Bub!“

Und in seinem ungestümen samoanischen Liebesdrang machte er sich daran, ihr Kleid über dem Busen aufzunesteln, als sie nun auf dem Mantel im glänzend grünen Grase lagen. „Bitte nicht, liebstes Väterchen!“ sagte Liane und hielt seine Hände fest, und ein anderer, ein züchtiger Ausdruck trat in ihr frauliches Gesicht. „Bin ich nicht leichtsinnig, da erst vor einem Jahre mein Mann gestorben ist?“ Er streichelte ihre Hände und sprach: „Verzeih, Mütterchen Liane, ich werde nichts tun, was dein Schamgefühl verletzt. Ich hab' dich nur lieb, so ganz rein innig lieb, und werde übermütig und stecke dich mit meinem Übermut an. Du bist nicht leichtsinnig, du bist grundgut.“ Er küßte stürmisch ihre Hände und Arme und warf sich dann ins Gras, stark atmend, in den blauen, von einer langen Herde von weißen Lämmerwölkchen durchzogenen Himmel schauend. Ein Eichhörnchen saß über ihnen und entblätterte einen Tannenzapfen, dessen Schuppen auf Leander herabrieselten.

„Wollen wir etwas essen?“ mahnte Liane nach einer verlegenen Pause. Er richtete sich auf und aß ein wenig mit ihr, blieb aber schweigsam und legte sich wieder auf den Rücken.

Sie beugte sich plötzlich ganz nahe über ihn und flüsterte: „Hab' ich dich erzürnt, Liebster?“ Er zog ihr liebreizendes Gesichtchen herunter, küßte es und flüsterte: „Liebste, liebste Liane, ich kann leider doch nicht dein Vater sein! Du wirkst zu mächtig auf mich!“ Und leiser, in ihr Ohr: „Liane, ich habe die Frau gefunden, von der ich Kinder möchte.“ Sie drückte ihr Gesicht an seine Brust und sagte nichts. Noch einmal flüsterte er innig und bittend: „Liane, ich bin viel älter als du — Liane, könntest du es wagen — könntest du mich alternden Mann lieb haben — als mein Weib, Liane?“

Das Weib in ihr war längst lebendig; sie schlang beide Arme heiß und heftig um ihn, keuchte, nach Worten suchend, und stammelte: „Ja, du — ja — ich hab' dich lieb — so lieb — lieb!“ Aber nur einen Augenblick duldete und gab sie wilde Küsse, dann sprang sie jäh auf und rief in einer geradezu dionysischen Stimmung: „Ich spring' ins Bad! Ich bin eine Nixe! Du bleibst hier liegen! Aber du bleibst hier liegen und kommst nicht nach! Dort ist eine Absprungstelle — da spring' ich ins Bad! Hei, herrlich!“

Und schon hatte sie den Rucksack emporgerissen, der Natas Schwimmanzug enthielt, und lief auf dem schmalen Fußpfad am See entlang davon. Leander ließ seine starke Erregung verklingen; er lag auf dem Mantel, den Kopf in beide Hände gestützt. Die Stelle drüben, wo die Nixe baden wollte, stand im Schatten. Dort begannen die

steilen Felsen. Schon war Melusine hinter den Bäumen verschwunden; der kurzsichtige Dichter, der nicht schwimmen konnte, hatte seinen Kneifer aufgesetzt und spähte übers Wasser. Weit, weit war nur Waldeinsamkeit und Menschenferne. Endlich, überraschend schnell, leuchtend weiß, schoß die Nymphe aus dem fernen Gebüsch, hatte nur das Haar mit rosaroter Schwimmhaube geschützt und sprang augenblicks ins Wasser, wo sie, völlig nackt, mitten in den See schwamm. Eine lange Spur über dem stillglatten Wasser rechts und links — unter der blanken Oberfläche undeutlich schimmernd die Schwimmbewegungen der blanken Glieder, manchmal ein Herüberwinken — ja, und da schwamm sie nun weit dort drüben durch den weltfernen grünen Waldsee. Und über ihr — was war es denn: Eine Möwe? Eine Taube? Über ihr in der reinen Luft flog ein weißer Schmetterling. War es ihre Menschenseele, die sich auf eine Weile vom Körper gelöst hatte, damit sie wieder ganz Naturwesen sei? Für sie, die Nixe, schien dieses Tummeln ein gewohntes Tun, denn sie war vom Vater her an Freilicht gewöhnt. Auf ihn aber, den Stubenmenschen, wirkte es als ein unerhörtes Erlebnis. Seiner Melusine weißer Leib schwamm dort lebendig durch den Waldsee! Seine Melusine liebte ihn, eine Königstochter wollte sein Weib werden! Dort schwamm sie, und ihr Ruf jauchzte gedämpft über die stille Wasserfläche und prallte an die Felsen an, und nun schwamm sie wieder zurück, schwang sich aufs Brett, winkte noch einmal fern herüber und barg dann den schönen Leib im Waldesdunkel. Kein Traum konnte gewaltiger sein als dies eben erlebte Schauspiel der Schönheit ...

Leander lag lang und barg das Gesicht in die Hände ... Nach geraumer Zeit kam sie wieder sittsam in Kleidern am Ufer dahergeschritten. Nur ihr Haar war doch ein wenig naß geworden; sie hatte es — durchaus Weibchen — in einem erwachten Bewußtsein ihrer natürlichen Schönheit über den Rücken hängen. „Es ist noch naß," sagte sie, „bitte, ring' mir's ein wenig aus!" Der unbeholfene Poet tat es, so gut er's vermochte; sie drehte, vor ihm sitzend, ihr schelmisches Gesichtchen nach ihm um und fragte: „Ich war wohl ein wenig übermütig, nicht wahr? Natas Badeanzug war mir viel zu eng."

Er riß sie an sich und küßte sie stürmisch: „Liane, ich hab' noch nie so etwas Schönes gesehen!"

„Liebster," hauchte sie, die Arme nach hinten streckend und seine Küsse erwidernd, „es hätte mir die Brust gesprengt! Ich mußte im See herumrasen! Denkst du auch nicht schlecht von mir? Ja, du? Gewiß nicht?"

Und er: „Dies ist der allerschönste Tag meines Lebens!"

Und sie, unter seinen Küssen: „Süßer, ich bin furchtbar glücklich, daß ich deine Frau werden darf! Ist's denn auch wahr? Und sind wir denn verlobt, mein Liebster, ganz fest verlobt?"

Es kam so treuherzig-kindlich, so bittend, so zärtlich-nahe in sein verklärtes Gesicht, daß es ihn zu Tränen rührte.

„Ja, mein Kind, meine Braut, meine Königin, vor Gott und Menschen ganz fest verlobt für immer und ewig!"

(Schluß folgt)

Der letzte Tag im Gefängnis von Riga

Angesichts der in diesen Tagen erfolgten Massenhinrichtungen in Sowjet-Rußland wird die Erinnerung an jene baltischen Schreckenstage wieder lebendig, in denen die Bolschewisten ihre mit beispielloser Grausamkeit errichtete Herrschaft einführten. Durch den Vormarsch deutscher Truppen konnten zahlreiche Gefangene dem sicheren Verderben entrinnen. Die im Folgenden wiedergegebenen Aufzeichnungen einer jungen Baltin geben ein ergreifendes Bild von den unerhörten Greueltaten jener „Volksbeglücker“, die den Frieden Europas gegenwärtig aufs neue bedrohen. D. L.

Immer noch höre ich die weiche und klare Stimme von Marion v. Klot; Abend für Abend sang sie uns das schlichte und tiefe Lied: „Du weißt den Weg“:

Weiß ich den Weg auch nicht, du weißt ihn wohl,
Das macht die Seele still und friedensvoll.
Ist's doch umsonst, daß ich mich sorgend müh',
Daß ängstlich schlägt mein Herz, sei's spät, sei's früh.

Du weißt den Weg ja doch, du weißt die Zeit,
Dein Plan ist fertig schon und liegt bereit;
Ich preise dich für deiner Liebe Macht,
Ich rühm' die Gnade, die mir Heil gebracht.

Du weißt, woher der Wind so stürmisch weht
Und du gebietest ihm, kommst nie zu spät.
Drum wart' ich still, dein Wort ist ohne Trug,
Du weißt den Weg für mich, das ist genug.

Über wieviel schwere, dunkle Stunden im Gefängnis hat sie uns hinweggeholfen! Nicht nur wir, auch die in der Nebenzelle fingen einen Ton auf und bewahrten ihn in ihrem Herzen. Kam es uns doch allen dann erst so recht zum Bewußtsein, wie unser Schicksal einzig und allein in Gottes Händen steht, und ruhigeren Herzens legten wir uns dann auf unser hartes Lager.

Der 22. Mai brachte uns — nur wenigen noch — die Befreiung. Wie gewöhnlich, wurden wir auch an diesem Tage um 6 Uhr geweckt. Unerbittlich rasselte der Schlüsselbund unserer Schließerin auf die Gittertür der Zelle nieder. Erschreckt fuhr man auf, war man doch eben erst eingeschlafen, und halb im Traum hörte man die grelle Stimme der Schließerin: „Schnell, schnell aufstehen und nur ja die Zelle schön sauber und ordentlich aufräumen, es kann sein, daß heute die Kommission kommt. Vielleicht kommen dann manche von euch frei“, fügte sie etwas ermutigend hinzu. Ach, diese Kommission! Uns ließ sie vollständig kühl, und wir konnten unmöglich die Aufregung der Gefängnisangestellten begreifen, hatten wir doch schon neulich so eine Kommission erlebt. Die bestand lediglich aus zwei lettischen Bengeln (ich kann mich nicht anders ausdrücken), die sich unsere Zellen durch die Gittertür ansahen und sich am Anblick der vielen Gefangenen weideten. Also für diese Kommission galt es Tage vorher schon Zellen, Korridore und Treppen scheuern, Fenster waschen, Dielen aufwischen. Wir taten es — wie gewöhnlich — ohne Murren, ohne Klage, guten Mutes, denn nur so ließen sich die vielen Demütigungen, denen wir ständig ausgesetzt waren, ertragen. Wir merkten es deutlich, wie gerade diese Art, all die Leiden zu tragen,

unsere Feinde ärgerte; was sie sich auch ausdachten, um uns zu quälen, nie haben wir ihnen die Freude und Genugtuung bereitet, uns verzweifelt oder gebrochen zu sehen.

Nachdem wir nun an diesem Donnerstag mit unserer Arbeit fertig waren und alles sauber und blitzblank dastand, bekamen wir dann endlich um 10 Uhr unser Stückchen Brot. Später wurde auch der übliche Kräutertee gebracht, den wir schon sehnlichst erwarteten, um wenigstens etwas Warmes im Magen zu haben. Beinahe noch hungriger als vorher, warteten wir darauf, daß man uns zur Arbeit holen würde, doch hatte sich die Kontrolle verschärft, wir durften uns aus unserer Zelle nicht rühren. Es hieß also geduldig das Mittagessen erwarten. Das war nicht leicht, denn man wußte nicht, wie man die langsam hinschleichende Zeit vertreiben und den ewig nagenden Hunger betäuben sollte. Manche legten sich auf ihre Pritschen, da es so am leichtesten war, den Hunger zu ertragen, andere lasen oder schrieben etwas, und so war endlich, endlich die heißersehnte Mittagsstunde da, wo uns mit viel Lärm und Geschrei unsere Suppe, bestehend aus Wasser, Kartoffelmehl und einigen Kohlblättern hereingereicht wurde. Jeder stürzte sich mit Heißhunger auf seine Schüssel, doch galt es sich einteilen und auch etwas zum Abend verwahren, da es doch die letzte Mahlzeit am Tage war.

Um 2 Uhr nachmittags wurden wir auf den Hof geführt zum Spazierengehen. Wie freuten wir uns, endlich einmal wieder an die Luft zu kommen, uns von der Sonne bescheinen zu lassen und den freien blauen Himmel über uns zu sehen. Über uns surrten die deutschen Aeroplane, und zu unserer aller Freude hörten wir sie immer härter und immer deutlicher, es kamen immer wieder neue dazu, die von den Bolschewiken verzweifelt beschossen wurden. All diese Laute, ach wie unendlich freudig stimmten sie unsere Herzen. Man sah sich an, ein Strahlen ging über alle Züge: „Wieder ein Gruß, ein Lebenszeichen von unseren Befreiern!" Nach einer halben Stunde trieb man uns hinein. Drinnen wurden eifrig Meinungen ausgetauscht, Hoffnungen ausgesprochen, die Aeroplane hatten wieder einmal die Stimmung gehoben, die traurigen Gemüter belebt, und voller Zuversicht legte sich ein jeder auf sein hartes Lager, um ein wenig zu ruhen.

Schon nach einer Stunde wird die Gittertür aufgerissen, die Schließerin stürzt herein mit den Worten: „Alle sollen sich anziehen, aber gleich, rasch, rasch." In fliegender Hast packen wir unsere Sachen. Da erscheint auch schon der lahme Kommissar, genannt der Stelzfuß, und treibt uns auf lettisch zur Eile an. „Die Sachen können hier bleiben, man braucht nichts mitzunehmen, gleich kommt ihr zurück", fügt er noch hinzu. Uns ahnt nichts Gutes, da erscheint auch noch ein Mann vom Revolutionstribunal mit verschiedenen Listen in der Hand, läßt alle Damen, die über 60 Jahre alt sind und ein junges Mädchen von 20 Jahren in der Zelle zurück, während all die anderen hinausgeführt werden. Krachend fiel die Zellentür ins Schloß, wir waren von unseren lieben Leidensgenossen getrennt, die noch ratlos im Korridor standen. „Gehen wir nun noch rasch zu den Männern", hörten wir den Stelzfuß auf lettisch sagen, und fort waren sie, die Damen vorläufig noch zurücklassend. Vereinzelt schlichen sie sich an die Gittertür, und da wir alle an Verschleppung dachten, ließen sie sich einiges von Kleidungsstücken und was noch an Produkten vorhanden war,

herausreichen. Was wir konnten, suchten wir zusammen, wollten wir ihnen doch wenigstens einiges für den langen Weg mitgeben. Noch hatten wir Zeit, uns zu verabschieden. Ein Kuß durchs Gitter, hier und da ein Abschiedswort, und da kamen sie, die Henkersknechte, nahmen ihnen die wenigen Sachen ab und warfen sie in eine leere Zelle. Dann trieben sie die kleine Schar hinaus.

Ahnungslos, aber mit einer beklemmenden Angst im Herzen blieben wir zurück. Was bedeutete das alles? Waren die Deutschen so nah, oder waren es Parteikämpfe? Was würde aus unseren lieben Zellengenossinnen werden? Etwa 5 Minuten mochten vergangen sein, als plötzlich ein furchtbares Geknatter aus Maschinengewehren uns auffahren und vor Schreck das Blut in den Adern erstarren ließ. Was war geschehen?!

Ein grauenvolles Ahnen ging durch unsere Herzen, doch wir wollten, wir konnten es nicht glauben. Man versank in dumpfes Brüten und versuchte sich selbst zu beruhigen: es sind doch alles nur schuldlose Frauen, Geiseln, die noch nicht einmal verhört waren! Außerdem hatten wir doch keinen Laut, keinen Schrei gehört, — nein, das Schießen sollte wohl nur ein Schreck für die Zurückgebliebenen sein, hatten sie derartige Roheiten doch schon öfters verübt. So versuchten wir uns selbst zu beruhigen, und die Stimme, die uns so deutlich sagte, daß etwas Schreckliches geschehen war, zu übertönen. Eine lautlose Stille trat ein. Mechanisch legten wir unsere Sachen und die der Weggeführten zusammen. Es mochte eine halbe Stunde, mir schien es eine Ewigkeit, vergangen sein, als plötzlich wieder ein starkes Schießen hörbar wurde. Diesmal erwarteten wir auch für uns das Allerschlimmste. Einige endlos lange Sekunden vergingen. Da ein Schuß, wieder einer, ein dritter. Wenn sie nur schneller kämen, die Henker, ein Ende zu machen; dies Warten, diese Folterqualen sind entsetzlich! — Da hört man Männerstimmen. Schritte nähern sich unserer Zellentür: es naht das Ende, wir machen uns aufs Schlimmste gefaßt. Die Stimmen werden lauter, aber — höre ich recht? Es sind deutsche Laute, die an mein Ohr schallen, ja, man hört es ganz deutlich, es sind deutsche Worte, die gesprochen werden und gleich darauf steht ein deutscher Soldat mit der Sturmhaube vor unserer Tür. Das Gitter wird geöffnet, wir sind frei! Was ist geschehen? Träumen wir, ist es Wirklichkeit? Wir können's noch nicht fassen; zuviel ist an diesem Tage auf uns eingestürmt.

Allmählich erst begreifen wir, was geschehen, und all die Angst, der Schmerz und die Freude verschmelzen in unserer Seele zu einem nie geahnten Gefühl des Glückes und der Dankbarkeit. Doch gleich darauf bewegt uns die Sorge um die fortgeführten Leidensgenossinnen. „Wo sind die Damen, hat man sie verschleppt?" fragen wir in namenloser Angst. Noch weiß keiner recht Bescheid; ich mache mich auf, um selbst nachzusehen. Draußen herrscht Totenstille. Kein Schießen mehr, kein Laut; nichts regt sich. Unheimlich hallen meine eigenen Schritte über den Hof, eine quälende Angst schnürt mir die Kehle zu. Eben will ich aus der Holzpforte hinaustreten, da sehe ich auf einem kleinen Wege, zwischen zwei Rasenplätzen, Menschen liegen! Mir versagen die Füße den Dienst, ich muß alle Kräfte zusammennehmen, um näherzutreten, und da erkenne ich sie, — bewegungslos liegen sie da, eine hinter der anderen, alle, alle! —

Eine namenlose Trauer trat an Stelle der eben empfundenen Freude. Sie alle, mit denen ich Leiden, Demütigungen und Schmerz durch soviel Wochen hindurch geteilt hatte, sie durften nun die große Freude, die Befreiung, auf die unser Hoffen und Sinnen Tag und Nacht gerichtet war, nicht mehr erleben. Die Henkersknechte hatten sie unmittelbar vor ihrer Befreiung noch schnell mit Maschinengewehren niedergeschossen! E. v. R.

Fahnen in Kirchen

Von W. A. Krannhals

In der Kirche von Sankt Marien
Dröhnt Orgelklang.
Im bebenden Turme zittert der Glocke Strang,
Aus bebendem Turme mit wirrem Geschrei
Dohlen und Krähen fliehen,
Vorbei! . . .

An schwingenden Pfeilern, still und schwer,
Fahnen ragen! . . .
Legion ist schon der Toten Heer . . .
Zu Grabe getragen, zu Grabe getragen,
Zur Wehr . . .
Töne, Orgel, den Sang:
Weine, Orgel, mit zitternden Cymbeln und Pfeifen
Sollst du in blutende Herzen greifen!
Töne den Sang!

Es haben Frauen aus tausend seidenen Fäden
Die Fahnen genäht,
Die Fahnen, die knatterten Ruhm und Sieg,
Und ob auch mancher erblassend schwieg,
Sie riefen und standen und wehten . . .
Die Fahnen! . . .
Nun hängen die Fahnen im heiligen Raum,
Still und schwer! . . .
Singe, Orgel, den deutschen Traum
Über die lauschende Menge her!
Brause, Choral!

Wisset, es werden in kommenden Tagen
Donnernde Fäuste an Kirchen schlagen,
Kinder werden zu Männern reifen,
Männer werden mit bebenden Händen die Fahnen greifen,
Stürmend in deutschen Gebeten
Werden die Fahnen, die lange nicht wehten,
Knattern im Wind! . . .

Dann, o Orgel, zu Sankt Marien,
Brause den Sang!
Brause den Sang der Freiheit,
Die mit den Fahnen dem Grabe erstanden,
Brause in den entfesselten Landen!
Dann, o Orgel, brause den Sang!

Der Mond ist aufgegangen

Von Karl Robert Schmidt

Ich steige den nachtdunklen Bergpfad hinauf.

Da kommst du mir entgegen, silberner Mond.

Langsam hebst du dich, wie über einen ungeheuren Abgrund, über die Welt. Dunkler und geheimnisvoll steht der Kamm des Bergwaldes unter dir. Doch über stille Matten fließt dein weiches Licht. Es rieselt von den Schieferdächern der Häuser, und sein silbriger Schleier läßt die kleinen, goldnen Lichtlein der Menschen hinter den Fenstern wärmer und heimelicher leuchten.

Da gehen Mütter durch die trauten Stuben und beugen sich über den behüteten Schlaf ihrer Lieblinge. Und leise, ganz leise plätschert der kristallene Born des guten Lebens.

Da sitzen Alte aufrecht in ihren Betten und warten. Oh, er hat weite Wege zu machen und viel trostsuchende Herzen zu stillen, der gute Engel der Nacht. Und sie warten und warten! Sie halten als ihres Lebens köstlichstes Gut die Geduld in Händen. Und warten! Einmal muß sein sanfter Schritt ja doch auf den Stiegen klingen. Derweilen füllst du ihre Stuben mit dem wehmütigen Glanz alter Tage, Freund.

Da wälzen sich Kranke in der Schwüle des Fiebers. Die gespannten Augen messen den schleifenden Gang der Stunden an deinem Weg. Die heißen Hände krampfen sich in die Kissen, als wollten sie an den Glockensträngen reißen, daß der eherne Mund den Morgen verkünde. Laß neben ihrem Lager die weißen Lilien des Schlafes sprießen und segne sie mit traumloser Erquickung!

Da sitzen Zeitlose über Büchern und Schriften. Sie durchforschen das Gefüge der Welt. Sie bauen in mühsamer Arbeit aufs neue Stein auf Stein, wie sie das große Werden fügte. Sie prüfen die Fundamente der Welt mit Maß und Zahl. Ihr forschender Geist fragt auch dich, Freund, um dein letztes Geheimnis ...

Aber ich steige den nachtdunklen Bergpfad hinauf.

Dir entgegen, silberner Mond!

Wie schal wird alles Wissen. Wie sanft und gut wird mein Herz. Daß ich je feindliche Worte sprach und harte Gedanken hegte! Daß ich Sorgen kannte um Dinge des Leibes und des Tages — wie weit liegt das! Ich bette mich tief hinein in das Behütetsein meiner Kindertage.

Oh, dieses Behütetsein! Unter seinen Fittichen wachsen alle guten Gedanken, blühen alle ehrlichen Gefühle heimlich und stark auf.

Du sprichst: „Scheue dich nicht! Tritt oft und gern hinein in diesen umfriedeten Garten deines Gefühls. Laß die Gebärde des Wissenden fallen und lausche auf die heimlichen Stimmen solcher Stunde. Sie singen dir Offenbarung über die letzten Dinge. Glaube ihnen und trage deine erlöste Seele mit neuer Kraft hinein in die Unruhe des Tages. Und komm wieder zu solcher Abendfeier, wenn du Heimweh hast —“

Der Mond ist aufgegangen: Ich spüre die Güte, die durch das Weltall weht ...



Burg in der Altmühl Gustav Traub

Rundschau

Vlandern

Eine zukünftige Geschichtsschreibung wird vielleicht das Weltgeschehen, in dessen wirrer Entwicklung wir stehen, als eine Zeitwende werten, der die gleiche Bedeutung zukommt wie dem Zeitalter der Entdeckungen und der Reformation oder wie jener Umwertung der Werte, welche die ätzende und zersetzende Geistigkeit der Französischen Revolution im Gefolge hatte. Denn das staatliche Leben aller Völker der Erde ist in eine Bewegung der Umformung geraten, zu welcher der Weltkrieg nur der Auftakt war. Mit Recht sagt einer unserer Jungen: „Der Weltkrieg ist der tödliche Schuß, den das Schicksal auf die Weltanschauung der Diesseitigkeit, den Materialismus, abgefeuert hat." Entseelung des Staates, Loslösung vom Volklichen macht jedes Staatswesen unfruchtbar und weiht es dem Untergange. Der Staat (schon im Worte den Begriff des Beständigen enthaltend) hat, wenn anders er mehr als ein willkürliches Schein- oder Machtgebilde sein soll, zur notwendigen Voraussetzung, daß er die Verkörperung des Lebenswillens einer Gemeinschaft gleichgearteter, eben aus der Gleichheit der Art heraus nach natürlicher Ordnung strebender Menschen ist. Ist er das, so wird auch sein aus dem Naturtriebe der Selbsterhaltung quellendes Machtstreben solange für ihn selbst wie die Welt fruchtbar und nützlich sein, als es nicht mehr als die natürliche und sittliche Folge dieses Lebenstriebes ist. Denn die Erfassung aller zur Durchblutung der staatlichen Gemeinschaft erforderlichen Volksteile ist deren sittliches Lebensrecht. Vom sittlichen Gedanken allein aber kann ein Staat auf die Dauer bestehen; er und die Seele des Volkes sind stärkere Wirklichkeiten als — beispielsweise die Wirtschaft. Es ist nur eine folgerichtige Entwicklung, wenn die Weltanschauung der Diesseitigkeit mit ihrer krankhaften Überschätzung materieller Werte zu einem Kampfe aller gegen alle geführt hat, in dessen Chaos zwar ihre Träger und Nutznießer auf den Gipfel äußerer Macht gelangen konnten, an dem jedoch die Gegenkräfte so sehr erstarken konnten, daß das ganze Gebäude dieser hohlen, verneinenden Macht in allen Fugen kracht. Damit sind alle Staaten in ihrem Lebenselement bedroht, welche infolge materialistischer Entseelung die sittliche Forderung der Einheit von Volk und Staat nicht zu erfüllen vermögen. Dies trifft auch uns. Nur durch Abkehr von der rückwärts gerichteten analytischen Betrachtung und Aneignung einer natürlichen synthetischen Anschauung der Dinge können wir wieder zu staatsbildendem, schöpferischem Denken kommen. Die Loslösung des Staatsgedankens vom Volkstum und seinen Lebensnotwendigkeiten treibt uns einem Schicksale zu, das, wenn nicht rechtzeitige Umkehr erfolgt, dem Schicksal Vlanderns auf das Haar genau gleichen wird. Vlandern aber ist zwar nicht deutsche, jedoch germanische Grenzmark.

Der Staat, dessen größeren Teil es bildet, Belgien, ist in seiner Art ein Musterbeispiel für ein aus fremden Machtbedürfnissen heraus entstandenes Staatsgebilde. Nur zu oft noch hört man in Deutschland von „Belgiern" sprechen. Der welsche Abgeordnete Destrée dagegen schrieb einmal an den König von Belgien: „Sire, es gibt keine Belgier." Und als König Albert im Jahre 1914 das belgische Heer zu den Waffen rief, wandte sich sein Aufruf nicht an die nirgend vorhandenen „Belgier", sondern „an die Walen und Vlamen in Belgien". Denn dieses Land wird von zwei Völkern bewohnt, die durch Rasse, Sprache, Sitten und Gebräuche voneinander bis zu schärfster Gegensätzlichkeit verschieden sind: von den etwa zwei Drittel der Bevölkerung ausmachenden (niederländischen) Vlamen und den eine romanische Mischrasse darstellenden Walen. Hierzu kommen noch einige kleine deutsche Gebiete. Dieser Staat wurde bis vor kurzem unter völliger Entrechtung der vlämischen Mehrheit von der welschen Minderheit regiert. Deren Macht stützt sich auch heute noch auf den französischen Nachbar. Charles Rogier, der Hauptschürer der Revolution von 1830 und nachmalige belgische Erstminister, hat, als im Gefolge dieser Revolution unter

französischem Druck und deutscher Verblendung der belgische Staat gegründet war, dessen Aufgabe unzweideutig festgelegt, indem er erklärte: „Die Bestrebungen unserer Regierung müssen auf die Ausmerzung der vlämischen Sprache gerichtet sein (!), um die Verschmelzung Belgiens mit unserem großen Vaterlande Frankreich vorzubereiten. Um dies zu erreichen, müssen wir alle staatlichen Funktionen den Walen und Luxemburgern vorbehalten: auf diese Weise werden die zeitweise der wichtigsten staatsbürgerlichen Vorteile beraubten Vlamen gezwungen, das Französische zu erlernen. So wird nach und nach das germanische Element in Belgien vernichtet werden." Diese Gedankengänge blieben Richtschnur jeder nachfolgenden belgischen Regierung bis auf den heutigen Tag. Heute ist Belgien, wie Huysmans vor einiger Zeit in der belgischen Kammer in einer dieser vom Verfasser schon vor vier Jahren geäußerten Meinung ähnlichen Ansicht erklärte, nur noch ein französisches Departement (in politischer, wirtschaftlicher und militärischer Hinsicht), dessen Präfekt König Albert heißt.

Zwar setzte gleich nach Gründung des Staates eine vlämische Sprachbewegung als natürliche Gegenwirkung ein, welche vier Hauptforderungen stellte: Gleichberechtigung der vlämischen Sprache in der Verwaltung, in der Rechtsprechung, im Heere und in der Schule. Ungeheure Opfer wurden von denen, die das Schicksal begriffen, für die Errichtung und Erhaltung vlämischer Bühnen, Konservatorien, Kongresse usw. gebracht. Dichter und Musiker wirkten mit schöpferischen Leistungen im Sinne ihres Volkstums, von denen Persönlichkeiten wie Conscience, Gezelle, Pol de Mont, Declerq, Timmermans, Baekelmans, Benoit, Van Hoof und andere mehr auch in Deutschland bekannt und geschätzt wurden. Doch gab es auch der kulturellen Überläufer genug. Zudem fehlte der reichlich romantischen Bewegung die Zielstrebigkeit staatlichen Willens. So ging die wirtschaftliche und politische Entwicklung über das vlämische Volk hinweg. Unvergeßlich wird es mir immer bleiben, wie einmal im Dämmer eines Antwerpener Abends der greise Severyns, der Verfasser von „Vlanderns Wehklage", die furchtbare Wahrheit aussprach: „Unbildung, Unkultur, Trunksucht, Laster, Entartung, Vertierung, das ist der Vlamen Los im belgischen Staate geworden; das ist das Verbrechen an einem der wertvollsten germanischen Stämme!" Heute schon, nach wenigen Jahren, bietet sich dem Aufmerksamen ein völlig anderes Bild: Kraft, Selbstbewußtsein, Lebenswille!

Der Anstoß zu einer derartigen Veränderung der Lage kam durch den Krieg und die Besetzung des Landes durch deutsche Truppen. Die Abwesenheit der belgischen Regierung bedeutete für das Vlamentum eine Schonzeit, die genügte, um es aus seiner hoffnungslosen Romantik herauszureißen und einen neuen Tatwillen werden zu lassen. Dessen Träger waren die sogenannten Aktivisten, deren Geist René de Clerq, der vlämische Arndt, als einer ihrer mutigsten und gewaltigsten Wortführer ausdrückte:

„Vlandern, bist groß und alt genug.
Wachse den Herren zur Schande!
Abrechnung! Regelung!
Selber regiere!
Weg mit den Vögten!"

Die Bewegung wuchs rasch an. Die deutsche Verwaltung, die ihr zuerst mit selbstmörderischer Verständnislosigkeit gegenübergestanden und eher Hemmnisse als Förderung bereitet hatte, stellte endlich unter dem Einflusse einiger weniger, aber verständnisvoller Persönlichkeiten ihrer Leitung, die Kenner von Volk und Land waren, die Gleichberechtigung der Vlamen in dem von ihr verwalteten Gebiete her. Vor allem aber schuf sie in gesundheitlicher Hinsicht in dem vom belgischen Staate unerhört vernachlässigten Lande Ordnung, ließ eine wirksame und erfolgreiche Bekämpfung der Tuberkulose und der Sittenkrankheiten rücksichtslos durchführen. Zunehmend wurde dafür gesorgt, daß die Besatzung aus plattdeutsch sprechenden Truppen zusammengesetzt wurde, was eine leichte Verständigung zwischen den Truppen und der eine verwandte Sprache sprechenden Bevölkerung ermöglichte. Die nunmehr stärker um sich greifende aktivistische Bewe-

gung erfaßte bald auch das belgische Heer, dessen Offiziere zumeist Walen, dessen Mannschaften in ihrer erdrückenden Mehrheit Vlamen waren. Dies führte zu Zuständen im Heere, welche die in Le Havre sitzende belgische Regierung veranlaßten, in einem Kronrat vom 1. Februar 1918 den Vlamen Zugeständnisse zu machen, die der völligen Gleichberechtigung entsprachen. Indessen waren diese Versprechungen keineswegs ehrlich gemeint. Denn unmittelbar nach dem Wiedereinzug der Regierung in Brüssel setzte eine von Haß und Rachsucht getragene Razzia gegen die aktivistischen Führer ein. Unter dem Vorwande des „Hochverrats" wurden sie mit den schwersten entehrenden Strafen bestraft. Borms wurde hinter Zuchthausmauern gebracht. Die anderen Führer, die geflüchtet waren, wurden in Abwesenheit zum Tode oder schweren Zuchthausstrafen verurteilt. So wurde ein großer Teil der geistigen Blüte Vlanderns heimatlos gemacht: Severyns, de Clerq, Kimpe, van Ael u. a. m. Doch neue Führer erstanden aus einem Mannestum, dessen Jugend das Schlachtfeld kennengelernt hatte. Zwei volle Jahre konnte der Ungeist der „Belgier" die an die schlimmsten Zeiten der Inquisition gemahnenden Orgien seines Hasses feiern. Dann brach sich dieser Haß an einer neuen und starken Front. Die zunächst noch ungeeinte Bewegung, gehemmt von der Lauheit der älteren, mehr romantischen Generation, brachte die liberale und katholische akademische Jugend im Allgemeinen Vlämischen Studentenverband zusammen. Die Universität Gent, der die verräterische Regierung ihren rein vlämischen Charakter wieder genommen hatte, wurde boykottiert. Die vlämischen Frontkämpfer zogen die Folgerungen aus der absurden Tatsache, daß sie für einen ihrem Volkstum erzfeindlichen Staat in der Hölle der Materialschlacht gekämpft und geblutet hatten. Sie lehnten ebenso wie die Studenten jeden internationalen Anschluß ab. Die Lauen, der älteren Generation nach Alter und Gesinnung zumeist angehörend, die sogenannten „Vlämischen Belgizisten", die ihre Ziele im belgischen Staate durch das Parlament zu erreichen hoffen, sind längst zum Rekrutendepot, zu Schrittmachern des Aktivismus geworden, auf den die geistige Führung der gesamten vlämischen Freiheitsbewegung übergegangen ist, weil er klarer und willensstärker ist. Zudem sind die auch zahlenmäßig ungeheuer angewachsenen Aktivisten fest entschlossen, für das von ihnen für recht Erkannte gegebenenfalls das Leben einzusetzen. Sie haben eben staatliches Denken gelernt. Schon hat der vlämische Landmann gelernt, über den Kirchturm hinauszublicken. Der Bürger beginnt, sich wieder als Erbe der Jan Breydel und Pieter de Koning zu fühlen. Dort, wo noch vor wenigen Jahren die belgische Staatsflagge trübe im Phrasenwinde ententepolitischer Hetz- und Haßreden schlappte, reckt sich bereits, sie verdrängend, bei festlichen Anlässen, wie dem Gedenken der Toten des Krieges, das Löwenbanner Vlanderns im frischer wehenden Winde einer neuen Zeit.

Indessen zwingt die weltpolitische Lage zum Warten. Dennoch ist der englische Einfluß spürbar, der die Vlamen englischen Belangen nutzbar machen will. Schon greift die vlämische Bewegung auf Französisch-Vlandern über, dessen wichtiger Platz Dünkirchen für England eine unerträgliche Bedrohung in luftmaritimer Hinsicht darstellt. Diesem englischen Einfluß ist auch die Abtretung des Limburger Zipfels an Holland zu danken, wodurch Deutschland von Vlandern territorial abgeschnitten ist. Zugleich verhindert dieser Einfluß, daß die Vlamen eine politische Annäherung an Deutschland suchen, indem er mit großem Geschick Fehler deutscher Verwaltungsorgane zur Ursache einer noch keineswegs beseitigten Entfremdung macht. Auch die Hinneigung der gegenwärtigen Außenpolitik Deutschlands zu seinem Erzfeinde Frankreich, ihr hoffnungsloses Absinken in die schwülstige Romantik eines nirgend vorhandenen „Europäertums" trägt nicht gerade dazu bei, uns den Vlamen als einen früher oder später einmal bündnisfähigen Machtfaktor erscheinen zu lassen. Mit diesem „Europäertum", in dessen verlogenem Nebeldunst auch Deutschland gewissermaßen „belgisiert" zu werden droht, haben die Vlamen so eingehende Bekanntschaft gemacht, daß sie wieder zu folgerichtig denkenden Wirklichkeitsmenschen geworden sind. Somit hängt die Zukunft der deutsch-vlämischen Gemeinschaftshoffnungen wiederum daran, ob das annoch vom volksfremden Geiste des Materialismus beherrschte und geführte Deutschland wieder den Weg zu den wahren Quellen seiner Kraft findet. Auch für uns gilt es, die Toten ihre Toten

begraben zu lassen und durch Herbeiführung der Einheit zwischen Volk und Staat neue Zukunftsmöglichkeiten zu schaffen, zu begreifen, daß die Natur, deren wir nur ein Teil sind, niemals nach dem Schicksal des einzelnen, sondern immer nur nach dem der Gattung fragt. Das kommende Deutschland wird ein Halgadom deutscher Seele sein, oder es wird nicht sein. Die Seele eines Volkes aber ist seine stärkste Wirklichkeit. Das zeigt uns jetzt wieder das aus ihr neu erstehende Vlandern, welches gebieterisch den vlämischen Staat fordert. Der Tag, an dem die Götzendämmerung art- und seelenlosen zwischenstaatlichen Diesseitsdünkels anhebt, wird dieses Vlandern in Flammen sehen. Bis dahin können wir nur eines: bei taktvoller politischer Zurückhaltung die Bande des Blutes und der Kultur, die uns mit dem verwandten Stamme der Vlamen verbinden, fester und enger zu gestalten suchen und so die Saat einer neuen Zukunft in die Furchen jener blutgetränkten Erde legen, die in furchtbarstem Kampfe die Norden der Welt einander zerfleischen sah, damit aus der Vernichtung neues Leben erblühe: das Leben von Völkern, die artgemäße Staaten durchbluten mit der sittlichen Kraft schöpferischen Geistes. Der Tag Vlanderns wird auch Deutschlands Schicksalstag sein!

Wulf Bley

Auslanddeutschtum und Heimat

Auslanddeutschtum und Heimat im Rahmen eines Aufsatzes erschöpfend zu behandeln, ist vielleicht ein allzu kühnes Unterfangen. Ist doch Ausland nicht mehr und nicht weniger als alles Land auf der ganzen Erde außerhalb des deutschen Vater- und Mutterlandes. Umfaßt doch das, was wir mit dem Worte Deutschtum bezeichnen, mehr als 90 Millionen Einzelglieder unseres auf alle Weltteile verstreuten deutschen Gesamtvolkes. Und ist endlich Heimat doch nicht nur der engere Heimatgau, sondern ebenso ganz Deutschland und schließlich alles Land auf Erden, wo deutsche Menschen wohnen, ihr Heim haben und sich heimisch fühlen. Trotzdem ist es notwendig, Klarheit zu gewinnen nicht über das Auslanddeutschtum als Ganzes, nicht über seine einzelnen Teile, sondern über das, was Auslanddeutschtum und Heimat gemeinsam bewegt.

Fragen wir zunächst: Was ist für uns die Heimat? Wir bezeichnen gewöhnlich mit Heimat jenen Ort, an dem wir geboren sind. Aber das ist nur eine sehr äußerliche Feststellung. Denn wir können in Südafrika oder in Indien geboren sein und doch in Deutschland unsere wahre Heimat gefunden haben. Heimat ist — wie Eduard Spranger sagt — erlebte und immer wieder erlebbare Totalverbundenheit mit dem Boden. Mit dem Boden sind wir verbunden durch Erlebnisse, durch der Umwelt angepaßte Gewohnheiten und schließlich durch ein Besitzgefühl an Gütern und Menschen, die mit uns auf diesem Boden verknüpft sind. Heimat ist aber nicht nur ein Stück eng umgrenzten irdischen Bodens, es gibt auch eine geistige Heimat für alle die, die von der alten irdischen Heimat losgelöst sind. Ich meine hier nicht etwa die himmlische Heimat im religiösen Sinne. Ich denke auch nicht an diejenigen unter uns, die in einem Teil unseres Heimatlandes geboren sind, in einem anderen Teil eine neue Heimat fanden und denen nun im Geiste die alte Heimat ihrer Jugendzeit vorschwebt. Sondern hier — in der Einstellung zur Heimat — liegt ein ganz wesentliches Unterscheidungsmerkmal zwischen uns Inlanddeutschen und den Deutschen im Ausland. Für uns ist geistige und irdische Heimat dasselbe, für die Auslanddeutschen aber gibt es hier einen tragischen Zwiespalt, dessen Überwindung über ihr Deutschsein oder Nichtdeutschsein entscheidet, ein Zwiespalt, der mehr oder weniger bei allen Auslanddeutschen zu finden ist und die künstliche Unterscheidung von Grenzlanddeutschen, von Auslanddeutschen fremder Staatszugehörigkeit und von Auslandreichsdeutschen über den Haufen wirft. Dieser Zwiespalt, dieses brennende Weh klingt uns am tiefsten aus den Versen eines Dichters entgegen, des größten Dichters der Donauschwaben, Adam Müller-Guttenbrunns, wenn er sein Banater Schwabenlied mit den Worten anheben läßt:



Es brennt ein Weh, wie Kindertränen brennen,
Wenn Elternherzen hart und stiefgesinnt.
O, daß vom Mutterland uns Welten trennen
Und wir dem Vaterland nur Fremde sind!

Diese Klage um das ferne Mutterland, das ist Deutschland, die geistige Heimat, und um das Vaterland, das ist die neue irdische Heimat, die zwar Heimat ist und doch zugleich auch Fremde, weil sie fremd blieb oder immer aufs neue entfremdet wird, die gestern Ungarn hieß, heute Rumänien oder Südslawien heißt und übermorgen vielleicht schon wieder anders heißen kann.

O, daß vom Mutterland uns Welten trennen
Und wir dem Vaterland nur Fremde sind.

Das ist die ergreifende und erschütternde Klage eines auslanddeutschen Dichters über den Zwiespalt in der Brust des auslanddeutschen Menschen. Das sucht zu begreifen, ihr alle, für die Vaterland und Mutterland, irdische und geistige Heimat ein und dasselbe ist, und dann werdet ihr vielleicht verstehen, wie viele draußen an diesem Zwiespalt zerbrechen!

Was das Wort heimatlos bedeutet, wissen wir alle So traurig es ist, wenn jemand die Heimat verläßt, auch draußen keine neue Heimat findet und heimatlos in der Welt umherirrt, so tragisch uns ein solches Einzelschicksal anmutet — wie unendlich vervielfältigt sich diese Tragik, wenn ein ganzes Volk oder ein ganzer Volksstamm heimatlos wird! Ich denke da an die Elsaß-Lothringer, an die wechselvolle Geschichte dieses Grenzlandes, dessen Volk, herüber- und hinübergezerrt, immer wieder in die Gefahr geriet und gerät, von zwei Nationen zerdrückt zu werden, das gerade jetzt in seiner jungen Heimatrechtsbewegung darum kämpft, nicht der Heimatlosigkeit zu verfallen. Oder ich denke an die Amerikadeutschen in den Vereinigten Staaten — benutzen wir nicht das Bindestrichwort Deutsch-Amerikaner! —, jenes Deutschtum, über dessen Zahl und Art die widersprechendsten Angaben und Meinungen vorliegen. Wie leicht ist es, gerade den Deutschen in den Vereinigten Staaten Mangel an Charakter und mangelnde deutsche Gesinnung vorzuwerfen! Gerade von dort, wo aus dem bunten Gemisch verschiedener Nationalitäten eine neue jugendliche nordamerikanische Nation zusammengeschweißt wird, dringen immer wieder erschütternde Stimmen des deutschen Heimwehs zu uns herüber. So in den Worten eines Pfälzers, der in Illinios begraben liegt:

Ich konnt' des Heimwehs Herzeleid
Doch niemals ganz bezwingen,
Es heilet vieles ja die Zeit,
Nicht wollt' ihr das gelingen.

Oder in dem berühmten Gedicht von Konrad Krez, ebenfalls eines Pfälzers, der 1850 nach Amerika auswanderte, und der in der ersten Strophe seines Gedichts „An mein Vaterland", eines der schönsten der amerikadeutschen Lyrik, der alten Heimat die bitteren Worte zuruft:

Kein Baum gehörte mir von deinen Wäldern,
Mein war kein Halm auf deinen Roggenfeldern,
Und schutzlos hast du mich hinausgetrieben,
Weil ich in meiner Jugend nicht verstand,
Dich weniger und mehr mich selbst zu lieben,
Und dennoch lieb ich dich, mein Vaterland.

Trotz der Anklage also das ergreifende Bekenntnis: Und dennoch lieb ich dich, mein Vaterland. Die Schlußstrophe dieses vor der Reichsgründung von 1871 entstandenen Gedichts enthält dann eine Mahnung, die manche von uns in der alten Heimat aufs tiefste beschämen kann, wenn Krez sagt:

O wollten jene, die zu Hause blieben,
Wie deine Fortgewanderten dich lieben,
Bald würdest du zu einem Reiche werden,
Und deine Kinder gingen Hand in Hand,
Und machten dich zum größten Land auf Erden,
Wie du das beste bist, o Vaterland.

Dieses Bekenntnis eines Auslanddeutschen zum alten Vaterland und zur Heimat mag in uns nachklingen, wenn wir jetzt zur Beantwortung der zweiten Frage übergehen: Was ist Auslanddeutschtum?

Der Antwort auf diese Frage müßte eigentlich eine andere vorausgehen: Was ist Deutschtum oder deutsches Volkstum? Diese Frage wird vielen ganz selbstverständlich und kaum als Problem erscheinen, während andere, die sich in diese Dinge einzudringen bemühten, von den Schwierigkeiten einer exakten Beantwortung wohl schon einen Hauch verspürt haben.

Die Frage, seit wann es Deutsche gibt, ist vielleicht dahin am kürzesten zu beantworten, daß sich seit der Teilung des karolingischen Reichs in ein ost- und westfränkisches vor rund 10½ Jahrhunderten deutsche Sprache und deutsches Wesen zu entwickeln begannen. Deutsches Volksbewußtsein entstand erst Jahrhunderte später, etwa von 1500 ab mit den Humanisten, mit Ulrich v. Hutten und Dr. Martin Luther. Und es wird wohl manchen überraschen, wenn er hört, daß das Wort „deutsches Volkstum" nicht viel älter ist als ein Jahrhundert, daß der Turnvater Jahn es gewesen ist, der es zuerst 1810 geprägt hat.

Die Urbestandteile dieses deutschen Volkstums sind — nach einer Formulierung des bekannten Schutzbundführers Dr. v. Loesch: 1. die gemeinsame Sprache, 2. das Gemeinschaftsgefühl, d. h. das Bewußtsein gemeinsamer Herkunft, und 3. die deutsche Staatlichkeit, nicht in machtpolitischem Sinne, sondern hinsichtlich der Gemeindeselbstverwaltung, die als etwas eigen Deutsches anzusehen ist.

Nach dem eben Gesagten ist es nur zu natürlich, daß der Begriff Auslanddeutschtum ebenfalls verhältnismäßig neu ist; er stammt aus den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, während es Auslanddeutsche fast ebenso lange gibt, wie wir eine deutsche Geschichte haben. Aber die bewußte Beschäftigung mit dem Auslanddeutschtum setzt in ihren Anfängen erst knapp vor der Mitte des 19. Jahrhunderts ein. Und das lebendige Bewußtsein dessen, daß die Auslanddeutschen ein Teil des deutschen Volkes sind, so gut wie die Deutschen im Reich, beginnt sich eigentlich erst heute ganz allmählich durchzusetzen. Noch dem weitaus überwiegenden Teil der Vorkriegsgeneration war das deutsche Volk an sich und die Bevölkerung des Deutschen Reiches ein und dasselbe. Auch heute ist diese Auffassung bei den Deutschen im Inland und im Ausland durchaus noch nicht überall überwunden. Ich muß immer wieder an ein Beispiel erinnern, und ich tue das ohne irgendeine parteipolitische Nebenabsicht, daß die Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919 in ihrem Vorspruch mit den Worten anhebt: „Das deutsche Volk, einig in seinen Stämmen und von dem Willen beseelt, sein Reich in Freiheit und Gerechtigkeit zu erneuern und zu festigen ... hat sich diese Verfassung gegeben." Ich wiederhole: „Das deutsche Volk, einig in seinen Stämmen". — Ist das nicht die alte Auffassung: Deutsches Volk gleich reichsdeutsches Volk? Sind nicht etwa Siebenbürger Sachsen, Banater Schwaben, Balten, Wolgadeutsche, Deutsch-Südwestafrikaner — um nur einige zu nennen — ebenso deutsche Stämme, wie Schwaben und Bayern, Sachsen und Niedersachsen im Reich?

Um zu erkennen, was das Auslanddeutschtum ist und wie es entstanden ist, müssen wir weit zurückgehen in der deutschen Geschichte, bis in die Zeit der größten deutschen Machtstellung im Mittelalter. Bald sind volle acht Jahrhunderte verflossen, seit Deutsche nach Siebenbürgen gerufen wurden, um dieses Land zu kolonisieren und zu kultivieren, und ebenso sind fast 700 Jahre vorübergegangen, seit der Deutsche Ritterorden seine Tätigkeit auf die baltischen Provinzen

Kurland, Livland und Estland ausdehnte. Baltikum und Siebenbürgen waren lange die am weitesten vorgeschobenen Posten deutscher Kultur, die bis zum heutigen Tage allen Stürmen getrotzt haben. Oder wir denken an die größte mittelalterliche Wanderung des deutschen Volkes im nahen Osten vom 13. bis zum 15. Jahrhundert, die Kolonisation des ostdeutschen Volksbodens. Geschah diese im unmittelbaren Zusammenhang mit dem deutschen Mutterboden, so gaben im 17. Jahrhundert die französischen Raubkriege zusammen mit der religiösen Unduldsamkeit der Landesherren im deutschen Westen den Anstoß zu den ersten Überseeauswanderungen nach Amerika. Gleichen oder ähnlichen Beweggründen entsprangen die Auswanderungswellen des 18. Jahrhunderts; sie wiesen nur einen fundamentalen Unterschied auf: die nach Südosten donauabwärts in das von den Türken befreite Ungarn und ostwärts nach Rußland erfolgte unter Lenkung und Leitung des Staates; die nach Übersee entbehrte jeglichen staatlichen Schutzes und beruhte auf dem Entschluß des einzelnen. Die ganze Tragik des zerfallenden Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation kam darin am deutlichsten zum Ausdruck, daß die deutsche Nation von der Aufteilung der Welt ausgeschlossen war und daß sie den größten Teil ihrer Auswanderer bis weit in das 19. Jahrhundert hinein zur Stärkung anderer Nationen und zum Aufbau fremder Staaten hergab. Auch das neue Reich von 1871 hat in dieser Hinsicht noch Tausende und aber Tausende verloren, obgleich sein wachsendes Ansehen viele auf alle Weltteile Verstreute dem Reich und dem Volke erhielt und daneben nun zum ersten Male ein Teil unseres Bevölkerungsüberschusses in unseren eigenen überseeischen Kolonien Aufnahme fand.

Uns Heutigen erscheint das fast nur wie eine Episode, die durch den Weltkrieg abgeschlossen wurde. Aber der Weltkrieg hat uns, die wir ihn mitgekämpft haben, und der jungen Generation, die jetzt heranwächst, das Auslanddeutschtum zum *Erlebnis* werden lassen. Millionen von uns sind während des Krieges im nahen und fernen Osten und Südosten zum ersten Male in unmittelbare Berührung mit hunderttausenden auslanddeutscher Brüder und Schwestern getreten. Und wem ein solches Erlebnis versagt blieb, der lernte dann aus dem Kriegsende, den Friedensdiktaten und ihren Folgen, daß sie nicht nur den deutschen Staat, sondern das ganze deutsche Volk, seinen Boden, seine Kultur, seine Sprache treffen und zerschlagen sollten.

Ist es nötig, an allgemein Bekanntes zu erinnern? An die abgetrennten Gebiete im Osten, Norden und Westen unseres Vaterlandes, an Millionen von Reichsdeutschen in ihnen, die durch Gewalt zu Auslanddeutschen wurden, an das Verbot des Anschlusses Österreichs, an das Leid Südtirols, die willkürliche Verteilung des Deutschtums der Donaumonarchie auf die Nachfolgestaaten, an Polen, an Danzigs Vergewaltigung und Memels Freiheitsberaubung, an die Enteignung des deutschen Großgrundbesitzes in Estland und Lettland, an die Hungersnöte in Rußland und vieles andere mehr? All dieses Leid, all diese Not haben wir sehend und fühlend miterlebt, und auf diesem Erleben beruht die Erkenntnis der Schicksalsgemeinschaft, die uns und die Auslanddeutschen verbindet. Auf die Frage, was ist das Auslanddeutschtum, kann es heute nur die eine Antwort geben: *Es ist ein Teil von uns!* Die Geschichte lehrt uns, daß die Geschichte des Auslanddeutschtums ein wesentlicher Bestandteil der Geschichte des deutschen Volkes ist. Und die Gegenwart hämmert es uns Tag für Tag ins Bewußtsein, daß die Streiche, die irgendwo auf der Welt deutsche Menschen treffen und deutsche Nacken beugen sollen, uns allen, dem *deutschen Gesamtvolke*, gelten.

Aber nicht nur die geschichtliche Betrachtung erschließt uns das Wesen des Auslanddeutschtums, auch *geographisch* läßt es sich erfassen und darstellen. Deutscher Staat und deutsches Volk decken sich weder begrifflich noch räumlich, und so unterscheidet die heutige Geographie zwischen deutschem Staatsboden, deutschem Volksboden und deutschem Kulturboden. Der deutsche Volksboden entspricht dem deutschen Sprachgebiet, er wird begleitet und umlagert von deutschem Kulturboden, er liegt — nach A. Penck — überall dort, wo die Durchdringung mit Deutschen erfolgte, er ist überall gekennzeichnet durch Sorgfalt in der Bodenbebauung, durch Behaglichkeit und Sauberkeit der Wohnstätten, durch gute fahrbare Wege. Er ist eine der größten Leistungen des deut-

schen Volkes, nicht das Ergebnis besonderer geographischer oder klimatischer Verhältnisse, sondern das Werk deutscher Intelligenz, deutschen Fleißes und deutscher Arbeit.

Versuchen wir, uns schließlich von der zahlenmäßigen Verteilung des deutschen Volkes und des Auslanddeutschtums eine Vorstellung zu machen, so muß ich offen bekennen, daß die Angabe von nur annähernd genauen Zahlen für die einzelnen Erdteile und Länder so gut wie unmöglich ist. Einwandfreie Volkszählungsergebnisse liegen nur für das Deutsche Reich, für Deutsch-Österreich, für Danzig, die Schweiz, Dänemark und einige wenige andere Gebiete vor. Selbst für viele Staaten Europas sind wir trotz neuerer Volkszählungen nur auf Schätzungen angewiesen; nicht nur deswegen, weil aus politischen und nationalen Gründen vorgenommene Fälschungen uns zur Vorsicht mahnen, sondern weil gewollte oder ungewollte Unklarheiten über Begriffe wie Nationalität und Muttersprache, behördlicher Druck und menschliche Schwäche die objektive Feststellung der wirklichen Zahl unendlich beeinträchtigen. Ob wir berechtigt sind, wie es vielfach geschieht, von einem Hundert-Millionen-Volk der Deutschen auf der Erde zu sprechen, erscheint mir sehr zweifelhaft. Unter Berücksichtigung der vorhandenen Zählungen und nach sorgfältiger Prüfung aller mir bekanntgewordenen Schätzungswerte habe ich vor etwa zwei Jahren die Gesamtzahl aller Deutschen auf 93½ Millionen geschätzt. Ich möchte heute annehmen, daß diese Zahl eher zu hoch ist als zu niedrig, und zwar — so groß ist die Unsicherheit dieser Statistik — nicht um einige Zehntausend oder Hunderttausend, sondern um einige Millionen.

Aber ganz gleich, ob die Gesamtzahl 90 oder 93 Millionen, etwas mehr oder etwas weniger beträgt, eines steht fest: Rund ein Drittel unseres deutschen Volkes lebt außerhalb der heutigen Grenzen unseres Deutschen Reiches. Die Zahl von rund 30 Millionen Auslanddeutschen ist von grundlegender Bedeutung für die Einstellung, die wir 63 Millionen im Reich gegenüber dem deutschen Volk im Ausland einzunehmen haben, für die Pflichten, welche die Heimat gegen das Auslanddeutschtum zu erfüllen hat.

Dr. Hermann Rüdiger

Danzig

Jeder Deutsche sollte daran arbeiten, sich über die brennenden Fragen und Probleme zu unterrichten, die sowohl am Rhein wie an der Weichsel eine entscheidende Rolle für die zukünftige Bedeutung Deutschlands spielen. Es ist oft eine Unkenntnis zu verspüren, die erschreckend wirkt. Erschreckend besonders aus den Gründen, weil der Grenzdeutsche die Unkenntnis oft als Teilnahmslosigkeit empfindet. Er, der in ständiger Vorpostenstellung mit aufhorchenden Ohren die zitternden und gleitenden Bewegungen spürt, die das neu aufgerichtete Gebäude der Grenzen erschüttert, sucht Verständnis und Hilfe bei denen, die in des Reiches Mitte sich trotz wirtschaftlicher und politischer Schwierigkeiten größerer Sicherheit erfreuen. Es ist durchaus notwendig, daß jeder Deutsche etwas über die Rheinlandbesetzung, über die Saarfragen, über Schleswig, über Tirol, über den Anschluß an Österreich, über Schlesien, über den Korridor, über Memel und Danzig weiß. Die Schulen sollten diese Fragen mehr erörtern. In Lesebüchern finden wir erste erfreuliche Versuche. Hier ist eine der bedeutungsvollsten Aufgaben für unsere Jugend. Besonderes Verdienst gebührt dem Verein für das Deutschtum im Ausland und dem Schutzbund, die beide in großzügiger Weise aufklärend gewirkt haben.

In den letzten Jahren sind eine große Anzahl neuer Werke über den Osten entstanden. Durch den Völkerbund sind diese Fragen auch der Welt nähergerückt. Es sind Zeichen vorhanden, daß die Linien der Politik und Geschichte wieder einen gleichen Weg wie in vergangenen Jahrhunderten nehmen. Wer weiß, ob nicht wieder der Osten die zukünftigen Entscheidungen und Entwicklungen bringt! Von China, Japan, Indien, Rußland werden die Entwicklungen auf die benachbarten Staaten des östlichen Deutschlands weitere Wirkungen ausüben.

Der deutsche Osten ist seit vielen Jahrhunderten ein blutgetränkter, kampfdurchtobter Boden. Es würde zu weit führen, von der Aufrichtung der Ordensburgen, von der Kolonisierung Preußens, von all den geschichtlichen Ereignissen zu sprechen, deren Zeugen in steinernen Monumenten an der Weichsel, in Danzig, in Elbing, in Königsberg und anderen ostpreußischen Städten stehen. Der Versailler Vertrag hat dieses ganze Gebiet willkürlich umgestaltet. Das ehemalige Pommerellen ist zum polnischen Reich gekommen, die neugebildete Grenzmark Posen-Westpreußen bildet nur noch einen schmalen Streifen östlich von Brandenburg mit der Hauptstadt Schneidemühl, Memel und Danzig sind Freistaaten geworden. Posen, Thorn, Bromberg gehören zu dem Gebiet, das Polen in den Schoß geworfen wurde. Ostpreußen wurde durch den sogenannten „polnischen Korridor" vom Mutterlande getrennt. Neustadt, Gdingen, Hela gehören zum polnischen Reich. Gdingen ist der neue Kriegs- und Handelshafen, in dem die Polen feierlich das polnische Meer begrüßten und „tauften".

Will man den Freistaat Danzig näher betrachten, so muß man ungefähr das Gerippe der gesamten Neugestaltung des Ostens kennen. Das Gebiet des Freistaates Danzig darf niemals zahlenmäßig aufgefaßt werden, denn mit der Aufrollung der Danziger Frage ist die Frage des Korridors und damit die des gesamten Ostproblems verbunden. Alle Versuche von polnischer Seite, die Grenzen als unverrückbar zu erklären, werden von dem Augenblick an null und nichtig sein, da die Stunde geschlagen hat, die uns eine nicht aufzuhaltende Neuregelung der Grenzen bringt. Vorläufig jedoch müssen wir mit gegebenen Tatsachen rechnen.

Der Freistaat Danzig ist ein landschaftlich selten schönes, aber verhältnismäßig kleines Gebiet. Mit Recht hat man in letzter Zeit unter den dauernden wachsenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten über den großen Verwaltungskörper geklagt. Aber man darf nicht vergessen, daß die führenden Persönlichkeiten vor unerhört vielen neuen und schweren Aufgaben standen.

Die enge Verknüpfung Danzigs mit Polen durch die verschiedenen Verträge und Verhandlungen mit dem Völkerbund macht die wirtschaftliche Lage Danzigs von der Lage Polens, von den Zoll-, Grenz-, Arbeits- und Auswanderungsfragen abhängig. Die Arbeitslosigkeit im Freistaat ist gewachsen, die Wirtschaft leidet unter dem billigen Absatz polnischer Erzeugnisse. Der englische Kohlenstreik brachte stärkere Bewegung für den Handel und für Danzig als Umschlaghafen. Um die Notwendigkeit einer Zusammenarbeit richtig zu beurteilen, müssen wir kurz auf die durch den Versailler Vertrag mit der Bildung des Freistaates zusammenhängenden Verträge und Bestimmungen eingehen. Der Freistaat Danzig reicht an der Küste von Steegen bis Adlershorst und des weiteren bis zur Weichsel (Dirschau—Tczew), von da bis zur Nogat (Marienburg). Ein vom Völkerbund ernannter Oberkommissar entscheidet die zwischen Polen und Danzig entstehenden Streitfragen. Als letzte Instanz bleibt, falls keine Einigung erfolgt, der Völkerbund selbst. Seit kurzer Zeit steht nach den beiden englischen Oberkommissaren Haking und Mac Donnell der holländische Professor van Hamel an der Spitze.

Polen betrachtet immer wieder ungerechtfertigter Weise Danzig als Ausgangspunkt des eigenen Verkehrs und als den natürlichen See- und Handelshafen Polens, obwohl nicht nur der Charakter der Stadt, sondern auch die Bevölkerung durchaus deutsch ist und darüber keinen Zweifel aufkommen läßt (95% deutsch). Da aber die Polen bei ihren glänzenden Erfolgen bei der Entente im Laufe des letzten Jahrzehnts (man lese Dmowskis Aufzeichnungen, Archivrat Kaufmanns Werk „Das deutsche Westpreußen", Verlag Deutsche Rundschau Berlin, das Sammelwerk „Der Kampf um die Weichsel" herausgegeben von Dr. Erich Keyser, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, und Walter Recke: „Die polnische Frage als Problem der europäischen Politik", Verlag Georg Stilke-Berlin, sowie Dr. Geißlers: „Die Weichsellandschaft von Thorn bis Danzig, Verlag Westermann-Braunschweig) immer landhungriger geworden sind, so kennen ihre Wünsche keine Grenzen mehr.

Alle Wirkungen der großen politischen Ereignisse verspürte Danzig, das unter der Neugestaltung einen schweren Stand hat, aber niemals seine deutsche Seele vergaß. War es, um innerpolitische

Schwierigkeiten in Polen abzulenken und das erregbare Volk für eine nationale Sache zu begeistern, waren es Entscheidungen in Paris, Locarno oder Genf, immer mußte Danzig die Folgen spüren. Ob es das Schicksal des polnischen Munitionshafens, der nunmehr auf der Westerplatte am Hafen liegt und den früher die Bevölkerung Danzigs mit seinem schönen Strand als Badeort aufsuchte, war, ob es um die Briefkastenaffäre ging, die auf allen Seiten so viel Staub aufwirbelte, immer mußte der Freistaat, der ringartig abgeschlossen, eine erneute Bedrohung fühlen, denn die Entscheidungen des Völkerbundes, die Polen jedesmal als großen Sieg feierte, fielen selten zu Gunsten Danzigs aus. So hat der Senat neu verkündet: Danzig ist und bleibt ein selbständiger Staat im völkerrechtlichen Sinne — und die großen Ansprachen im Volkstag vor der gesamten Öffentlichkeit lassen keinen Zweifel, damit der Welt bewiesen wird, daß sich Danzig vor der Wahrheit nicht zu scheuen braucht. Außer dem polnischen Postkonflikt spielen andere wichtige Fragen eine erhebliche Rolle und wirken oft hemmend und erschütternd auf das Wirtschaftsleben.

Die geographische Lage Danzigs als kleiner Seestaat weist auf weitgehende Handelsbeziehungen hin. Die Vergangenheit dieser stolzen und freien Hansestadt in der Geschichte ist symbolisch vergleichbar mit dem Meer, das nicht fern vor den Toren Sturm und Stille kennt. Wie die Wogen bald den Gipfel erreichen, um wieder in das Tal zu fließen, so ist die Geschichte Danzigs ein Auf- und Abstieg, immer aber ist sie verbunden mit dem Meere, das eine Brücke zu den Ländern der Welt bildet.

So ist es nicht ausschlaggebend, daß der Freistaat Danzig nur 384000 Einwohner hat und eine Fläche von 1950 qkm. Danzig hat der polnischen Regierung die Führung seiner auswärtigen Angelegenheiten übergeben müssen unter Grundsätzen und Formen, die Danzigs Wünsche und Anträge berücksichtigen. Die Danziger Staatsangehörigen stehen im Ausland unter dem Schutz der polnischen Regierung. Die internationale Konferenz bezeichnet die Stadt als selbständigen Staat. Internationale Abkommen unterschreibt die Stadt als vertragschließender Teil.

Das gesetzgebende Parlament ist der Volkstag mit 120 Mitgliedern, die nach dem vorliegenden Plan auf etwa die Hälfte verringert werden sollen. Als Regierung und oberste Landesbehörde wird der Senat vom Volkstag gewählt. An der Spitze steht der Präsident und 20 Senatoren, von denen auch einige gestrichen werden sollen. Sieben hauptamtliche Senatoren werden für die Dauer von vier Jahren mit der Amtsführung betraut und 13 nebenamtliche Senatoren werden je nach der politischen Zusammensetzung des Volkstages gewählt, haben also keine festgesetzte Amtsdauer.

Der Charakter Danzigs als Handelsstadt ist in der Verfassung festgelegt. Die Verwaltung der Eisenbahn liegt in den Händen der polnischen Eisenbahnbehörde. Die Sprache im Verkehr ist aber auch hier deutsch. Entsprechend der Bedeutung des Hafens ist ein Ausschuß für den Hafen und die Wasserwege gebildet. Der Hafenausschuß besteht aus je fünf Mitgliedern Danzigs und Polens und hat an der Spitze einen Präsidenten einer neutralen Macht. Besonders wichtig ist die eigene Währung. Als Währungseinheit gilt der Gulden = $1/_{25}$ des englischen Pfundes.

In dem schönen Gebäude des Artushofes, der auch wie in alten Zeiten wieder als Versammlungsort für Tagungen und Kongresse dient, befindet sich die Waren- und Wertpapierbörse. Die Internationalen Messen der Stadt Danzig werden von der Internationalen Messe A.G. veranstaltet und von einer Reihe ausländischer Staaten mit Kollektivausstellungen beschickt.

Von hoher Bedeutung für die Entwicklung des Freistaates ist das kulturelle und künstlerische Leben. Die Schulen entsprechen dem deutschen Vorbild. Das gleiche gilt von der technischen Hochschule, die ein Sammelpunkt deutscher Gelehrter ist. In ihr finden wir Studierende aus allen Teilen Deutschlands, auch aus Polen, den Ostseestaaten, so daß hier eine wichtige Brücke zwischen dem Reich und dem Grenz- und Auslanddeutschtum entstanden ist. Nicht ernst genug kann darauf hingewiesen werden, daß der Deutsche im Reich seine Söhne zum Studium nach Danzig schickt, damit er hier die Not, den Grenzmarkgeist und den Kampf um die Erhaltung des Deutschtums kennen lernt. Es kommt hinzu, daß der Studierende neben der reichen Architektur der Stadt durch die großen Werften und den Hafen das Gelernte auch praktisch im Bilde verfolgen kann.

Das Stadtbild Danzigs zeigt hervorragende steinerne Dokumente aus den Zeiten der Gotik und Renaissance. Der Verein zur Erhaltung des Stadtbildes hat dafür gesorgt, daß oft ganze Straßenzüge im alten Stil erhalten geblieben sind. Dem Charakter der Stadt entsprechend hat sich auch die Farbe erhalten, so daß bei Erneuerung und Wiederherstellung das farbenfreudige Bild die Tradition an die Vergangenheit aufrecht erhält. Der Abschluß der Plätze und Straßen durch alte wuchtige Türme und Tore gibt ein besonderes Raumgefühl und eine Einheitlichkeit, wie wir sie heutzutage nur noch selten in anderen Städten finden. Vorbildlich ist hier der Langemarkt; wie von der einen Seite hinter dem Grünen Tor Handel und Wandel auf der Mottlau von der Speicherinsel aus seinen Weg nimmt und auf der anderen durch den Artushof, das Rathaus und die wuchtige Marienkirche der Geist der Stadt gekennzeichnet wird. Ob es die immer verschiedenen, von der Behaglichkeit alter Zeiten erzählenden Vorbauten, die Beischläge mit dem prächtigen Kunsthandwerk oder ob es die vielgestaltigen Giebel, die von der Höhe der schmalen Häuser grüßen, sind, immer gibt es unvergeßliche Bilder, die sich dem Auge einprägen.

Trotz der abgeschlossenen Lage hat es die Stadt als eine der wichtigsten Aufgaben angesehen, auf künstlerischem und kulturellem Gebiet sich auf beachtlicher Höhe zu halten. Die Pflege des alten Uphagenschen Patrizierhauses, die Erhaltung der alten Kirchen, Tore, Türme und Schlösser (Oliva) legen Zeugnis davon ab. Das wesentliche Kunstgewerbe (man denke an Danzigs Zunftwesen) ist im Danziger Museum vereinigt. Dort sind Gemälde aus allen Zeiten bis zur Gegenwart gesammelt, die den Beweis geben, daß Danzig als eine Stadt der Maler heute im gesamten Kunstleben mitzusprechen hat. Erfreulich ist das neubegründete Landesmuseum im Olivaer Schloß.

Kennzeichnend für die künstlerische Höhe einer Stadt ist das Theater- und Musikleben. Hervorragende Musiker und Dichter haben häufig die Stadt besucht. Hier sind zur Erhaltung der Oper mit sehr guten Kräften große Opfer gebracht worden. Auch das Schauspiel weist eine beachtliche Höhe auf. Das am 3. August 1801 am Kohlenmarkt mit einer Festaufführung von Ifflands „Vaterhaus“ eingeweihte Theater hat trotz der räumlichen Enge schon manche gute Leistung vollbracht. Die letzte Spielzeit brachte in Oper und Schauspiel schönen Aufschwung.

Natürlich hat es niemals ein Theaterdirektor dem Danziger recht gemacht, die Gestaltung des Spielplanes wird nicht nur von künstlerischen Gesichtspunkten bestimmt, die städtischen Behörden müssen die Bilanzen immer mit Zuschüssen in Ordnung bringen, aber völlig unzulängliche Bühnenräume haben hemmend gewirkt, und es steckt schon ein großer Teil von Idealismus, Aufopferung und Hingabe in den Darbietungen des Theaters. Was könnten hier die Bretter, die die Welt bedeuten, erzählen! Der Erbauer des Stadttheaters C. S. Held hat vor mehr als einem Jahrhundert ein Gebäude geschaffen, das in einfachen Linien einen wirkungsvollen Abschluß des Kohlenmarktes bildete, aber leider durch Erweiterungsbauten nicht im gleichen Stil erhalten blieb und heute unter der Kleinheit der Bühne und der Innenräume leidet. Der vor dem Kriege schon zu fester Form reifende Plan eines Neubaues wurde durch den Krieg und die Inflation und die Abtrennung vom Deutschen Reich vorläufig vernichtet. Niemand aber wird sich dem Gedanken entziehen können, daß hier für das abgetrennte, Ausland gewordene Danzig die Stärkung deutscher Kultur durch Oper und Schauspiel, sowie durch Vorträge führender Künstler von großem Wert ist. Die Erhaltung des Theaters gehört zu den kulturellen Notwendigkeiten.

Im Rahmen aller Veranstaltungen bedeutet die Zoppoter Waldoper den Höhepunkt aller künstlerischen Ereignisse des Ostens in den Sommermonaten. Mit der Steigerung der Besucherzahl — die letzte Aufführung brachte 8000 Zuschauer — ging Hand in Hand die Steigerung der musikalischen und darstellerischen Leistungen. Wenn wir als Dirigenten Namen wie Erich Kleiber, Hans Knappertsbusch, Max von Schillings nennen, wenn wir Sänger wie Heinrich Knote, Richard Schubert, Friedrich Plaschke, Fritz Soot, Otto Helgers hier begrüßen durften, so sagt diese Besetzung mehr als viele Worte über die hohe Bedeutung, die der Waldoper zukommt. Nicht zu vergessen ist, daß sie eine große nationale Bedeutung hat, denn sie versammelt

hier Menschen verschiedenster Nationen, die sich dem Eindruck deutscher Kunst ganz hingeben. Seit Jahren ist Wagner mit dem Dirigenten Max von Schillings und dem szenischen Leiter Hermann Merz Tradition geworden. Auch in diesem Jahr wurde innerhalb der stimmungsvollen Waldlichtung auf der herrlichen Bühne die „Götterdämmerung" aufgeführt. Es ist für die Sänger Deutschlands zur Ehre geworden, zur Zoppoter Waldoper berufen zu werden. Zoppot selbst gebührt Dank für die Opfer, die der Magistrat der Sache gebracht hat, denn es hat Jahre gegeben, in denen man nicht wußte, ob man die finanzielle Durchführung ermöglichen konnte oder nicht. Aber wie immer im Leben hat sich hier gezeigt, daß ein eiserner Wille zum Ziel führt.

Nicht vergessen werden dürfen die Organisationen des Heimatbundes und des Heimatdienstes, die aufklärend und das Deutschtum stärkend wirken; ersterer pflegt und fördert alle kulturellen Bewegungen (Begründung der durch Senator Strunk veranstalteten jährlichen deutschkundlichen Wochen), die Erhaltung alter Volksbräuche und Sitten, der Heimatdienst wirkt mehr in politischer Richtung durch Vorträge, Versammlungen und Zusammenfassung deutschgerichteter Vereine.

Als Letztes muß noch von der Landschaft gesprochen sein, die da und dort schon kurz erwähnt ist. Wenn die Natur hier am Schluß angeführt ist, so soll damit gesagt werden, daß sie das Schönste von allem ist, eine seltene Vereinigung von Meer, Land, Berg und Wald. Es ist unmöglich, den Reichtum der einerseits an Thüringen und Rügen erinnernden Landschaft im Rahmen eines kurzen Aufsatzes zu schildern. Wer aber die Hellingrath'schen Radierungen aus dem alten Danzig und der Danziger Bucht, des Werders, Olivas und der weiteren Umgebung kennt, dem bleiben diese Bilder unvergeßlich im Gedächtnis.

Ein kürzlich erschienener Volkskalender, der jede Woche ein Bild Danzigs und der Umgebung zeigt und Jahr für Jahr erscheint, ist ein guter Wegweiser für die Vielseitigkeit der Danziger Umgebung und ihrer Natur (Volkskalender für das Jahr 1927 Danziger Bote, Verlag Eduard Westphal, Danzig).

Dunkle Wolken bedrohen den Himmel, der Danzig umwölbt. Der Deutsche hat sich hier nicht gescheut, sein Volkstum immer und immer wieder freimütig zu bekennen. Aber ein Wille kann nur dann nicht erlahmen und ermatten, wenn er immer von neuem gestärkt wird von Hoffnung, von Zuversicht und von dem Glauben, daß ihm neue Kräfte zuströmen. Hierin liegt eine ernste Mahnung und eine ernste Pflicht für jeden Deutschen: Tue du an deiner Stelle für diesen umdrohten Posten, was du kannst! Wenn du an dich und deine engere Heimat denkst, dann denke auch an die Grenzdeutschen und denke auch an Danzig! Wenn du Pläne für deine Reise machst, dann sei nicht der Überzeugung, daß Deutschland im Osten bei Berlin aufhört oder daß du um jeden Preis ins Ausland fahren mußt, sondern sage dir, daß du neue Pflichten übernommen hast, und zwar die Pflicht, dem Deutschen im Osten zu zeigen, daß du ihn und sein Land kennen lernen willst. Was Hunderte von Tagungen und Kongressen, eine Unzahl von Wanderungen, vor allen Dingen der Jugend, bewiesen haben, das erfahre auch du: Der deutsche Osten ist kein ödes, kaltes und abweisendes Land, sondern Landschaft und Menschen schenken dir Schönheit und Eigenart, die du nicht erhofft und erwartet hast. Überwinde die geringen Schwierigkeiten, die aus der Ferne viel schwieriger aussehen als sie wirklich sind! Glaube mir, du kehrst heim als ein reich Beschenkter, als Einer, der nun aus eigener Erfahrung ein Künder sein und bleiben wird von einem Lande, das sich in vielen Jahrhunderten treu bewährt hat und in Zeiten der Not mit unerschütterlicher Liebe zu seinem Mutterlande steht! Das zum Andenken an die Abstimmung errichtete Denkmal eines Ordensritters am Fuße der Marienburg sagt uns dies schlicht und groß mit Treitschkes Bekenntnis: Dies Land bleibt deutsch!

Carl Lange

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkt des Herausgebers

Für und wider Darwin

Der Kampf gegen den Materialismus ist auf der ganzen
Linie entbrannt. Auch das Folgende erzählt davon. D. T.

Die Maßregelung eines amerikanischen Lehrers, der im Sinne der Darwinschen Theorie gelehrt hatte, veranlaßte die Schriftleitung der „Münchner Neuesten Nachrichten", den Erlanger Zoologen Albert Fleischmann um eine kurze, allgemeinverständliche Ausführung über die Darwinsche Theorie zu bitten. Dieser Artikel war der Stein, der eine ganze Lawine von Aufsätzen für und wider Darwin ins Rollen brachte. Ihren äußeren Stillstand hat sie dann, nach fast dreivierteljähriger Dauer, durch einen Schlußartikel Fleischmanns erhalten.

So sehr auch einzelnen Darstellungen der Stempel unanfechtbarer Gewißheit aufgedrückt schien, so mußte doch jedem nachdenklichen Leser ein Umstand Zweifel erwecken, daß nämlich völlig gegensätzliche Behauptungen diesen gleichen Gewißheitsstempel trugen, was die Folgerung nahelegte: da beides zugleich nicht wahr sein kann, so ist's vielleicht — keins von beiden! Wenn auf einer Seite der Ruf ertönte: die Abstammungslehre steht fester denn je! — während sie auf der andern Seite als ein morsches, wankendes Gebäude hingestellt wurde; oder wenn hier die von Mendel entdeckten Vererbungsgesetze als fester Beweis gegen, dort aber eine stete Veränderlichkeit der Arten für die Darwinsche Theorie angeführt wurde, so blieb es für den Laien schließlich Sache des Gefühls, wem er Glauben schenken oder, als aller Weisheit letzten Schluß, ob er sich mit einem Nichtwissenkönnen bescheiden wollte.

In gedrängter Kürze gegeben, war der Verlauf des Streites folgender: Fleischmann erklärte und begründete in seinem ersten, „Gegen Darwin" betitelten Aufsatz seine Gegnerschaft in bezug auf natürliche Zuchtwahl und Abstammung mit dem Mangel an tatsächlichen Grundlagen für diese Theorien; er will eine scharfe Grenze gezogen sehen zwischen den Erfahrungsbegriffen und wissenschaftlichen Hilfsbegriffen (Theorien, Hypothesen) und warnt vor Annahme der letzteren, als seien es Tatsachen, tragfähig zur Begründung einer Weltanschauung, wie es zum Unheil des deutschen Volkes mit der Darwinschen Theorie geschehen.

Hierauf erfolgte eine kurze Darlegung von Edgar Dacqué in München, wieso diese Theorie, „in England ein diskutables naturwissenschaftliches Problem, bei uns zu einem Religionssurrogat und leidenschaftlich umkämpften Weltanschauungsgegenstand gemacht und aus den Gelehrtenstuben auf die Gasse und in den Rinnstein verpflanzt wurde". Eine eingehende Erörterung über die Abstammungslehre, zu deren Anhängern er zähle, stellte er in Aussicht. Gleich darauf erschien eine „Erklärung" nahezu aller Münchner Paläontologen und Zoologen, daß sie zur Abstammungslehre sich bekennten.

Dann kam ein in höchst unsachlichem und verletzendem Ton gehaltener Artikel des Bonner Mathematikers Study gegen Fleischmann, der u. a. auch die Behauptung enthielt, sogar die katholische Kirche habe unter dem Eindruck der Schriften von P. Wasmann, S. J., ihren früheren Widerspruch gegen die Deszendenztheorie aufgegeben. In dem folgenden Artikel Fleischmanns „Das Wahnbild der Abstammungslehre", legt dieser dar, daß der heutige Stand der Keimeslehre (Embryologie) es dem streng an Tatsachen sich haltenden Forscher unmöglich mache, an eine aus einem Stamm erfolgende Entwicklung aller Tierarten, deren Hauptgruppen grundverschiedene „Baustile" aufweisen, zu glauben. Die fossilen Reste ausgestorbener Tiere können nicht für die erforderlichen mangelnden Übergangsformen gelten. — Einem längeren Aufsatz eines Arztes, der sich gegen die Selektionslehre richtet, folgt ein knapper Artikel Fleisch-

manns, worin er über Study äußert: „Jhm antworte ich: Du hast unrecht, denn du wirst grob! Wie arm an sachlichen Gründen muß der Mann sein, daß er mich verunglimpft, bloß weil ich seine Meinung nicht teile! Verfügt er über die ausreichende zoologische Erfahrung, und meint er, die veränderte Stellung der katholischen Kirche entscheide die Frage, ob die Abstammungslehre eine breite Erfahrungs- oder schmale Vernunftgrundlage habe?“ Jn einer kurzen Notiz eines Ungenannten wird dann noch der unwürdige Ton Studys gerügt, der das öffentliche Ansehen der höchsten Bildungsstätten schädige; das Volk könne wohl fordern, daß seine Söhne von Männern gelehrt würden, die in jeder Hinsicht als Vorbilder gelten könnten.

Um so vornehmer und sachlicher ist E. Dacqué in seinem großen Aufsatz: „Was ist nun Abstammungslehre?“ Aus dem reichen Jnhalt nur einiges Wesentliche: Entwicklung aus einem Urstamm ist undenkbar; vielleicht gab es mehrere Stämme, Typen, von denen die weiteren Formen abzweigten; vielleicht ist der Mensch selber die Stammwurzel aller Formen. Religion und Naturwissenschaft berühren sich nicht; letztere kann nur den äußeren Ablauf der Dinge erfassen, über die inneren Kräfte, über das Geheimnis des Lebens, über den Geist weiß sie gar nichts. Kein ehrlicher Forscher darf seine Erkenntnisse als „Wahrheit an sich“ ausgeben. Wissenschaft darf nie Dogma, muß stets offener Weg sein. Die Deszendenztheorie ist bloß eine sinnbildliche, einstweilige Zusammenfassung von Forschungsbruchstücken, sie wird beständige Korrekturen durch neue Ergebnisse erfahren; ihre sensationellste Seite, die „Affenabstammung des Menschen“, ist an sich eine wissenschaftliche Nebenfrage; das, was daraus gemacht wurde, gehört nicht mehr ins wissenschaftliche Gebiet.

Es folgen einige belanglose Artikel und eine größere Ausführung über „Abstammungslehre und neuere Biologie“ von Prof. em. R. Hertwig, der sich ganz als alter Dogmatiker gibt und mit erstaunlich schwach begründeten „Beweisen“ arbeitet. Die darauf folgenden Auseinandersetzungen über „Rassenhygiene und Selektion“ zwischen Dr. Kaup und Prof. Lenz in München bilden ein besonderes und zum Teil sehr unerfreuliches Kapitel. Persönlichste Anfeindungen veranlassen einen der Beteiligten, den Beistand eines Rechtsanwaltes anzugehen, was gleichfalls als „Erklärung“ im Feuilleton erscheint. — Jn einer längeren Abhandlung „Theologie und Abstammungslehre“ widerlegt der katholische Theologe Skibniewski Studys Behauptung von der veränderten Stellung der katholischen Kirche; diese sei vielmehr unverändert ablehnend. — Erfrischend kräftig, knapp und deutlich spricht Prof. Süssenguth in München über den „Kampf um die Selektionslehre“ in bezug auf die von den darwinisierten Rassenhygienikern gestellten praktischen Forderungen. Oskar Hertwig in seinem Buch: „Zur Abwehr des ethischen, sozialen und politischen Darwinismus“ gebe diesem treffend die Hauptschuld am Niedergang des deutschen Volkes. Nicht gegenseitiger Kampf, sondern Hilfe ist das dem Menschen Geziemende. Mit rohen und unmoralischen Tierzüchterideen bleibe man den Menschen vom Halse, die wahrlich anders beurteilt und bewertet werden müssen als Rinder und Pferde!

Den größten Raum beansprucht endlich P. Wasmann S. J. mit seiner breit ausgeführten „Abstammungslehre einst und jetzt“. Vom „rein empirischen Standpunkt“ aus habe Fleischmann wohl recht, die Deszendenztheorie abzulehnen; dieser Standpunkt sei jedoch einseitig und unrichtig, man müsse auch gedanklich Erschlossenes gelten lassen. (Auch Dacqué nannte Fleischmanns Festhalten an diesem Standpunkt unzulänglich, weil ohne Hypothesen nicht auszukommen sei. Jhren Wert bestreitet Fleischmann ja aber gar nicht, im Gegenteil nennt er sie in seinem ersten Aufsatz „notwendige Hilfsmittel der Forschung, die in der Hand des Meisters Segen stiften, in Laienkreisen aber Schaden bringen“. Seine Gegnerschaft gilt jener unwissenschaftlichen, auf erdachten Grundlagen erbauten und dogmatisch geformten Abstammungslehre, wie sie durch Häckel und seine Schule als „streng exaktes Forschungsergebnis“ lügnerisch ausposaunt wurde, zur Schande deutscher Wissenschaftlichkeit.) Sehr gewandt weiß Wasmann die katholische Lehre, daß die Bibel nicht von Naturwissenschaft, sondern von Heilswissenschaft handle, darzustellen und mit seiner Überzeugung von der Richtigkeit der Deszendenztheorie in Einklang

zu bringen, die ihm „die einzige natürliche Erklärung“ bietet. Nach längeren Ausführungen über den Monismus, seine Stellung dazu usw. bringt er „Bunte Bilder aus der Stammesgeschichte“ aus seinem besonderen Fach der Ameisen- und Termitenkunde. Die angezogenen Beispiele von der Veränderlichkeit der Ameisengäste (Fühlerkäfer) sollen klare Beweise ergeben für die Richtigkeit der Abstammungslehre. Daß diese Bilder, mit größter Sorgfalt gezeichnet, jedoch zu der zwingenden Schlußfolgerung treiben müßten: Weil diese Gäste sich unter der bewundernswerten Pflege ihrer Wirte verändern, darum muß sich die gesamte Tierwelt durch Formveränderungen entwickelt haben, darum ist die Abstammungslehre die einzige Erklärung für die Formvielfältigkeit in der belebten Natur: — diese Wirkung werden sie wohl schwerlich erzielen.

Ein Aufsatz „Allein um Darwin“ von Burgeff in Würzburg, und „Darwinismus und Vitalismus“ von Prof. G. Wolff in Basel erbringen keinerlei weitere Stützpunkte für das Gebäude der Darwinschen Lehren. In dem endgültigen Schlußartikel von Fleischmann „Über Darwin hinaus“ wird in scharf umrissener Zusammenfassung der gesamten Äußerungen sachlich klar dargelegt, daß weder die „natürliche Zuchtwahl noch Abstammungslehre“ irgendwie mit wissenschaftlich unanfechtbaren Tatsachen zu beweisen oder zu stützen seien, und daß vor allem die ungeheuren Fortschritte in der Keimeslehre (Fleischmann ersetzt — im Unterschied von Häckels Übermaß an Fremdworten — grundsätzlich alle fremdsprachlichen Ausdrücke durch deutsche) es nüchternen Beobachtern unmöglich machten, den Darwinschen Theorien beizupflichten. Dem klaren und freien Forscherblick zeige sich in der Natur „nicht richtungslose Veränderlichkeit, sondern strenge, stets gleich sich wiederholende Gesetzmäßigkeit.“

Wenn Dacqué bemerkt, daß nur die Deutschen aus den Darwinschen Theorien „ein Religionssurrogat“ machen konnten, weil ihnen „fremde Ideen bis zur Selbstberauschung imponieren“ —, so liegt der Grund doch wohl noch tiefer. Der Deutsche ist in höchstem Maße religiös veranlagt; er sucht alles in Beziehung zur Religion zu setzen. Und dann lebt in ihm ein mächtiger Drang nach Wahrheit und nach Erkenntnissen. Der scheinbare Wahrheitsgehalt der Darwinschen Theorie, von scheinbar noch glaubwürdigeren als priesterlichen Lippen verkündet, gewann die Seelen um so leichter, weil diese Lehre auftrat mit dem Anspruch zuverlässigster Gewißheit, verbürgt durch sinnenfällige Beweise. Sie bot das bequemste und faßlichste Dogma für sinnengebundene, dem Glauben entfremdete Menschen.

Immer noch wird die darwinistische Weltanschauung Anhänger finden, wo Sterbliche nichts wissen von ihrer wahren Bestimmung: von der Würde und Höhe, zu der sie berufen sind.

Else Pfaff

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Bücher über Kunst und Heimat

In den fernen Osten geleitet uns Otto Fischer mit seiner trefflichen Monographie über „Chinesische Landschaftsmalerei“ (Kurt Wolff, München). Eine tief beschauliche, milde wesenhafte Kunst; still wie die herbstliche Fülle eines Laotse oder Dschuang-Dsi. Im Kleinsten verspürt man den Pulsschlag des Kosmos. Fischer hat, ohne Übertreibung, abwägend, aber doch mit Liebe, den Stoff durchdacht; er ist ein rüstiger Führer, der dem Grund der Erscheinungen nachsinnt. Nach den nötigen historischen Mitteilungen eröffnet der Verfasser noch überaus wertvolle metaphysische Erörterungen. Eine stattliche Reihe beigefügter Abbildungen erhöht den Wert des ausgezeichneten Buches beträchtlich. — Die kleine Studie „Ein Besuch beim Borobudur“ von Prof. H. H. Karny (Oskar Schloß, München-Neubiberg) gibt einige nützliche Aufschlüsse über den berühmten Buddha-Tempel auf Java, eins der größten Bauwerke der Erde. — „Attische Grabmäler“ haben Erika Spann Rheinsch Gelegenheit gegeben, verschiedene dieser Kunstwerke durch Verse zu erläutern, und in einigen Gedichten ist auch Rundung und Besonderheit gefunden (Herrin und Dienerin; Ausruhender Mann; Lesender Jüngling), während andere zu stark mit dem Stoffe verhaftet bleiben und die innere Gelöstheit noch nicht erreicht haben; vor allem aber die köstlichen Abbildungen machen das Buch wertvoll und ertragreich (F. Bruckmann, München).

In einer sehr schönen zweibändigen Ausgabe hat Hermann Uhde-Bernays die Gesammelten Briefe und Kleinen Schriften von Winckelmann neu zugänglich gemacht (Inselverlag, Leipzig). Ob Winckelmanns Einfluß immer förderlich gewesen, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls war er nötig und hat zu mancherlei wichtigen Aufschlüssen verholfen. Heute liest man seine Schriften nur mit historischer Teilnahme. Ein Mensch, so eifrig für die Kunst entbrannt, daß er seinen Glauben wechselt — was ihm übrigens, wie die Briefe erweisen, lediglich ein äußeres Mittel zum Zweck gewesen —, um nur in Rom studieren und sammeln zu können, ist immerhin der Aufmerksamkeit nicht unwürdig; sein beruhigter Stil und die rührende Liebe zur Antike ist noch heute unverblaßt. Und so erfreut man sich an diesen trefflich gedruckten und mit Bildern gezierten zwei Bänden, ohne jedoch nachhaltig betroffen zu werden. — Eine ernste, gesammelte Kunst erschließt Hermann Beenken in seinem reichhaltigen Werke über „Romanische Skulpturen in Deutschland“ (Verlag Klinkhardt & Biermann, Leipzig). Im 11. und 12. Jahrhundert blühte diese strenge und doch von heimlichem Leben durchpulste Kunst, dieser verheißungsvolle Anfang. Es ist ein besonderes Verdienst des Herausgebers und Verlegers, diesen Band so reichhaltig und sorgfältig zusammengestellt und ausgestattet zu haben; er ist ein mustergültiger Wegweiser in eine noch viel zu wenig bekannte und gewürdigte Welt, die uns Kunde geben kann von redlichem Wollen und frommem Ringen. Eine verhüllte, schweigsame Kunst; aber gerade in dem Unausgesprochenen lockt das Geheimnis; in der Hoheit der Abseitigkeit lernen wir auch für unsere Zeit wieder, was Würde und Ehrfurcht bedeuten. — Die hier schon rühmend erwähnte Sammlung „Deutsche Meister“ (Inselverlag, Leipzig) hat drei neue Bände zu verzeichnen. Wilhelm Worringer schildert uns „Die Anfänge der Tafelmalerei“. Sicherlich ein hochwichtiges und zu wenig bekanntes Gebiet. Man braucht nur an Meister Bertram und Meister Francke zu denken oder an Conrad von Soest. Es versteht sich bei einem Gelehrten wie Worringer von selbst, daß er seinen Stoff vollkommen beherrscht und viel Gutes und Tüchtiges zu sagen hat. Indessen möchte ich hier doch einen Ausspruch Schopen



Heimatliches Tal

Gustav Traub

hauers nicht unerwähnt lassen: „Den deutschen Schriftstellern würde durchgängig die Einsicht zustatten kommen, daß man zwar, wo möglich, denken soll wie ein großer Geist, hingegen dieselbe Sprache reden soll wie jeder Andere. Man brauche gewöhnliche Worte und sage ungewöhnliche Dinge: aber sie machen es umgekehrt." Namentlich die Fülle der Fremdausdrücke macht Worringers Buch nicht eben zum Genuß. In derselben Sammlung behandelt Simon Meller den deutschen Meister Peter Vischer; gründlich und mit Verständnis. Welch geradsinniger, wackerer Künstler! Man betrachte nur die Statuen in Innsbruck genau und erkenne, was hier geschaffen wurde. Seine Nachkommen wandten sich schon der Renaissance zu und muten darum glatter, eleganter an, dafür auch minder deutsch. Sodann hat August Grisebach über den einst hochgeschätzten, heute minder bedeutsamen Carl Friedrich Schinkel geschrieben, maßvoll und richtig, wie es sich hier geziemt. Alle drei Bände sind musterhaft ausgestattet und reichlich mit Abbildungen versehen. — „Zur Geschichte der Glasmalerei in der Schweiz" schenkt uns Hans Lehmann eine um so willkommenere Studie, als dieses Gebiet noch ziemlich unbekannt und wenig durchgearbeitet ist; was der Verfasser erzählt, ist belangvoll und aufschlußreich (Haessel, Leipzig). — Sodann hat Irene Zimmermann ein Büchlein „Romantische Landschaft" zusammengestellt (Carl Schünemann, Bremen). Hier ist zu tadeln, daß der Begriff der Romantik viel zu unklar bleibt, so daß unerwartete Namen wie Forster, Matthisson, Büchner und die Droste-Hülshoff auftauchen, dagegen K. D. Friedrich, Ludwig Richter, Erwin Speckter vollständig fehlen; von Runge ist nur ein Beispiel gebracht, ebenso von Bettinas wundervollen Rheinbildern. Was die Illustrationen anlangt, so wäre dasselbe zu sagen: Reinhart und Koch gehören zu den Klassizisten; aber wo sind Schwind, Horny, Schnorr, Wasmann, Carus? Im übrigen bietet das Buch mancherlei Brauchbares und Schätzenswertes, auch die Ausstattung ist ansprechend und vornehm. — Fritz Breucker hat über „Ludwig Richter und Goethe" eine ebenso unterhaltsame wie belehrende kleine Studie herausgegeben (Teubner, Leipzig), die an der Hand sehr klarer Abbildungen die Beziehungen des lieben, traulichen Zeichners zum größten deutschen Dichter dartut und dabei manches Neue und Eigene ausspricht, so daß man gern in dieser innigen und lockenden Welt verweilt. — Eine empfehlenswerte Auswahl aus den Naturstudien von Hermann Masius vermittelt Wilhelm Stapel im Bande „Norddeutsche Landschaft" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg); diese Neuerweckung ist darum verdienstlich, weil Masius wirklich meisterlich zu schildern versteht, das Besondere auszudrücken weiß und einen sorgfältigen, ruhigen Stil schreibt. So kann dieser mit einigen Bildern geschmückte Band nur Freude und Gewinn verbreiten. — Dem frühverblichenen Friedrich Lißmann widmet Mia Lorenz eine bescheidene, aber ansprechende Monographie (ders. Verlag). Vor allem sind die Abbildungen von Wert, wenn man auch statt der vielen kleinen Skizzen lieber noch ein paar ausgeführte Gemälde wünschen möchte. Lißmann ist als Tierschilderer von unverächtlicher Bedeutung, ein Eigener und Aufrechter, der voller Beachtung würdig ist. — Über „Körper und Tanz" läßt sich Magnus Weidemann vernehmen (Greifenverlag, Rudolstadt i. Th.); was er fordert, ist richtig und beherzigenswert: Tanz als seelische Bewegung, Ausdruck wechselnder Gefühle; nicht aber gezirkelte Wendungen und dunstige Saalatmosphäre. Die beigefügten Bilder spenden zum Teil recht glückliche Beweise, wenn man auch nicht übersehen darf, daß ja das Beste fehlen muß: eben der Rhythmus, denn hier ist ja nur ein erstarrter Augenblick festgehalten. Wo man ernsthaft nach neuen Zielen verlangt, dort kann dieses Büchlein wohl ein hilfreicher Pfadweiser sein. Übrigens leitet Weidemann auch eine eigene Zeitschrift „Die Freude" (Robert Laurer, Egestorf b. Hamburg), welche ähnliche Wege verfolgt und eine freie Lebensgestaltung herbeizuführen beflissen ist. Die Probehefte sind anmutend, die Abbildungen vorzüglich.

Hier wäre nun schicklich eine buchtechnisch kostbare und beachtenswerte Veröffentlichung einzufügen, nämlich „Die deutsche Malerei vom Rokoko bis zum Expressionismus" von Richard Hamann (Teubner, Leipzig), schon äußerlich einladend durch die musterhafte Ausstattung und die reichlich gespendeten Illustrationen. Der starke Band verfolgt die deutsche

Malerei durch das 19. Jahrhundert, ein ebenso kühnes wie dankenswertes Unternehmen. Zunächst gilt es zu betonen: der Verfasser bewährt sich durch Kenntnis und ungetrübten Blick; ist eine solche Arbeit naturgemäß auch stark subjektiv gehalten, so weiß Hamann trotzdem sein Thema zu entfalten, ohne sich einseitig festzulegen. Man liest infolgedessen mit wachsender Aufmerksamkeit und Freude und wird das Werk öfters zu Rate ziehen und nachschlagen. Der Still ist durchsichtig, wenn hie und da auch allzu vordergründlich mit Antithesen und Vergleichungen operiert wird; so geschieht es denn, daß z. B. Kaspar David Friedrich ziemlich nüchtern beleuchtet wird und der Leser kein vollkommenes Bild dieses Meisters empfängt. Anderseits sind einige Künstler wohl etwas zu kurz berücksichtigt worden, ihrer Bedeutung gemäß, etwa: Ludwig Richter oder Welti; auch Klinger, wenn man dagegen die ausführliche Würdigung Leibl's betrachtet. Liebermann scheint doch ein wenig überschätzt zu sein, mindestens sein Deutschtum; Hodler wiederum wird zwar richtig, aber doch nur nach einer Seite hin besprochen; Boehle dürfte ein günstigeres Urteil verdienen. Steinhausen fehlt vollständig, was schon in Hinsicht auf seine Landschaften ein bedauerliches Versehen bleibt. Gehört Führich wirklich in die Biedermeierzeit oder nicht unter die Nazarener? Wasmann ist durchgehends falsch geschrieben; die auf Seite 108 zitierte Goethe-Anekdote bezieht sich nicht auf Kleist's „Penthesilea“, die Goethe niemals aufgeführt hat, sondern auf Friedrich Schlegel's „Alarcos“. Indessen — diese kleinen Versehen oder Ausstellungen vermögen den Wert des stattlichen Buches nicht zu beeinträchtigen. Im ganzen darf man sich einverstanden erklären; manche Partien erheben sich zu volelr Höhe und Helle und lassen einen langen Nachhall. Zweifellos hat sich der Verlag durch die mustergültige Ausstattung noch ein besonderes Verdienst erworben, dessen hier gern gedacht werden möge.

Nun zu den Mappen und Bildwerken. „Deutsche Volkskunst aus Schwaben“ mit Text von Karl Gröber (Delphin-Verlag, München) will altes Gut erhalten wissen und zeigt eine solche Fülle trefflicher Belege, daß man dem Bestreben des Verfassers nur Beifall und Zustimmung erteilen kann. Solche Bemühungen sind gerade heute, in einer Zeit des Niederbruchs, doppelt notwendig und wünschenswert. — Entzückend ist das schmucke Heft „Weihnachten in altdeutscher Malerei“ (Furche-Kunstverlag in Berlin), das allerlei bunte, freilich stark verkleinerte Bilder von Meistern des 15. und 16. Jahrhunderts zeigt: Multscher, Witz, Lochner, Schongauer, Dürer, Cranach, Altdorfer, Grünewald u. a. Eine überaus liebenswürdige und begrüßenswerte Gabe für den Tisch unterm Tannenbaume. — Acht besonders tiefsinnige Radierungen Rembrandts sind in der Mappe „Das Licht in der Finsternis“ (Hanseatische Verlagsanstalt in Hamburg), zusammengestellt und von Wilhelm Stapel warmherzig erläutert; die Wiedergaben sind wohl gelungen; das Ganze ist ein Trost in einsamen Stunden, eine tiefe, seelische Beglückung. — Eine Überraschung besonderer Art spenden die „Landschaftsaquarelle“ von Albrecht Dürer (Wilh. Andermann, Königstein im Taunus), die jetzt in einer Neuausgabe erschienen sind, welche bedeutend größer im Umfange und würdiger ausgestattet ist als die erste Auflage. Wie sauber, wie überzeugungsvoll! Erscheint ein Bild wie die Morgendämmerung nicht als ein Vorklang von Leistikow? Da ist sicherlich nichts von „Expressionismus“, hie und da sogar eine gewisse Nüchternheit; aber wie deutsch ist diese Kunst, wie ehrlich! — Daneben die „Meisterbildnisse des 16. Jahrhunderts“(ders. Verlag), enthaltend Werke von Dürer, Holbein, Grien, Cranach, Burgkmair u. a., in der Wiedergabe sorgsam und reinlich, in der Wahl zu billigen. Auch hier ein treues, gutes bürgerliches (nicht philiströses!) Deutschtum, verklärt durch hohe Künstlerschaft. — Und dann „Blumen und Tiere“ (ders. Verlag), eine kleine Sammlung von Pisano über Dürer bis zu Runge und Franz Marc; gleichfalls fehlerlos ausgestattet und recht erquicklich. Wir möchten den Herausgeber Oswald Goetz, der zu den drei Heften hübsche Einführungen verfaßt hat, noch auf den Romantiker Franz Horny verweisen, der wundervolle Blumen und Früchte gemalt hat, bislang kaum beachtet. — „Deutsche Ornamentik“ zeigt uns Richard Hamann in einer Reihe ausgezeichneter Abbildungen (Teubner, Leipzig); eine kleine Entwickelungsgeschichte dieses so überaus wichtigen deutschen Kunstzweiges. Die „Malerei



aus der Goethezeit" (derselbe Verlag) dagegen offenbart lediglich, welche unfruchtbare Zeit damals so übermäßige Beachtung fand. Was gelten uns heute die Hackert, Tischbein, Dietrich, Füger? Freilich Rhoden oder Pforr, Geßner und Chodowiecki lassen uns gern verweilen, und K. D. Friedrich und Runge gar leiten ins Morgenrot einer neuen Zeit hinüber. Die Abbildungen sind ausgezeichnet. — Dem englischen Mystiker William Blake hat Adolf Knoblauch eine überzeugte Studie gewidmet (Furche-Kunstverlag, Berlin); eine seltsame Welt öffnet sich hier, Visionen voll innerster Kraft und fließender Schönheit. Nicht alle Bilder vermögen restlos zu überreden; aber man empfindet doch eine wundersame Berührung, den Hauch aus einer fremden, strahlenden Welt der Ahnungen. — In die Neuzeit führt die von Hermann Hesse eingeleitete Kunstgabe über Albert Welti (ders. Verlag), die einige Gemälde und Radierungen des so früh verblichenen Schweizers bringt und die aufrechte, kernige und doch so phantasiereiche Kunst ausgezeichnet vor uns erstehen läßt. — Viel umstritten, aber darum sicherlich von Wert und Eigentümlichkeit ist der Architekt Bodo Ebhardt, dem Dr. Oskar Doering einen stattlichen Band zu eigen gegeben hat (Burgverlag, Berlin-Grunewald), mit Bildern reichlich durchflochten. Wie immer man sich auch zu diesem Baumeister stellen mag, das eine wird man immer anerkennen müssen: hier ist deutschgewillte Kunst, ein ehrliches Forschen und Ringen — und sicherlich auch mehr als einmal ein frageloses Gelingen, dessen wir uns lieber dankbar erinnern sollten, als unnötig zu schmähen oder zu spotten, wie es leider allzu häufig geschehen ist. — Leo Weismantel widmet dem Franken Rudolf Schiestl, dem minder bekannten Bruder Wilhelm Schiestl's, warme Worte der Anerkennung (Verlag des Bühnenvolksbundes, Berlin); wir lernen aus den guten Wiedergaben einen knorrigen, sicheren Künstler kennen, der eigene Wege nimmt, aber die rechte Überlieferung niemals aus den Augen verliert; eine fromme, liebenswürdige Welt öffnet sich vor diesen tüchtigen Bildern. — A. Egger-Linz, der eine monumentale Malerei erstrebte, wird von Joseph Soyka gebührend gefeiert (K. Konegen, Wien); zweifellos ein mutiges Wollen. — Zwanzig Lithographien Otto Baumbergers erzählen von „Pestalozzi-Staetten" (Rotapfelverlag, Zürich), voll Beschaulichkeit und Liebe; Dr. Hans Stettbacher gab ein Geleitwort. Für alle Freunde des großen Pädagogen eine besonders empfehlenswerte Gabe. — „Vom deutschen Wandern" nennt Friedrich Preuß seine Federzeichnungen (Der Büchermann, Dresden-A, 16), von denen einige Hoffnungen erwecken, andere noch die letzte Reife vermissen lassen, aber Eigenart erweisen. — Der jungen Kunst, vornehmlich also dem Expressionismus, hat sich der Greifen-Kalender verpflichtet (Greifenverlag, Rudolstadt i. Th.); er pflegt besonders den Holzschnitt, und wenn auch viel Unausgesprochenes und Wirres mit unterläuft, so wird man doch gewahren, daß hier ein neuer Wille zum Licht begehrt, der Versuch einer seelischen Gestaltung. Überall Anfänge, aber auch schon Erreichtes und Geglücktes; besonders in der sogenannten Jugendbewegung erfreut sich dieser Kalender mit Recht einer starken Beliebtheit. — Lustig sind die Scherenschnitte von Georg Plischke zu dem alten Reimscherze vom faulen Jockele (Greifenverlag, Rudolstadt), namentlich für Kinder eine liebenswürdige Spende. — Ein paar der köstlichen Landschaftsaquarelle von Steinhausen lassen wiederum erkennen, daß der zarte Maler in der Natur sich seltsam erhöht und geweitet hat; einige der Bilder lassen Blicke in hohe, ewige Fernen tun (Volksverlag R. Keutel, Lahr i. Bad.). — Die Scherenschnitte „Ein Totentanz" von Walter Draesner (Fr. Feddersen, Berlin) sind das Zeugnis eines phantasiereichen Künstlers; wenn auch die Symbolik nicht immer vollkommen erreicht ist, so geben doch einige Bilder (z. B. Nr. 2, 3, 10, 12, 20) manche Feinheit und reiche Beziehung. Kein Wunder, wenn gerade in unserere Zeit sich die Gedanken dem Tode und seinen mannigfachen Erscheinungen und Wirkungen mehr als je zuwenden.

Nach Persien wandern wir mit Friedrich Rosen (Franz Schneider, Berlin), an der Hand eines Führers, der das reiche, märchenhafte Land aus eigener Anschauung kennt und darum in seiner Einleitung eine überaus lehrreiche Schilderung der Sitten und Gebräuche, der Landschaft

und Wirtschaft, der Geschichte und Politik zu vermitteln versteht; da Persien infolge der europäischen Wirrnisse gleichfalls in Mitleidenschaft gezogen wurde, so kann uns diese Arbeit von besonderem Nutzen werden. Die Bilder vermitteln eine lebendige Anschauung und lassen bedauern, daß die moderne Zivilisationswut auch hier so manches Alte, Ehrwürdige, Kunstvolle hinwegfegt; man erkennt, daß es darum Aufgabe ist, das Andenken an eine hohe, mannigfaltige Kultur rege zu halten und zu bewahren.

„Das deutsche Meer" rauscht auf in dem prächtigen Buche, zu dem Hans Much eine kurze, aber sehr inhaltvolle und trefflich unterrichtende Einführung geschrieben hat (Einhornverlag, Dachau bei München). Die hier gesammelten Photographien lassen ein Stück germanischer Herrlichkeit erstehen, und man wandert dankbar und entzückt an Wogen und Dünen entlang, durch ehrwürdige Städte und Dörfer voll alter Kultur. Die Bilder sind zum größten Teile makellos, auch in der Wiedergabe. — Zum Schluß noch einige Bände der neuen „Heimatbücher" (Friedr. Brandstetter, Leipzig), eines Unternehmens, das nicht genug gepriesen werden kann. Hier ist wirklich Kulturarbeit geleistet, hier ist eine vaterländische Tat, die reiche Anerkennung und Unterstützung verdient. Hessen-Darmstadt, von Karl Esselborn bearbeitet, ist besonders auf das Historische eingestellt, so daß die künstlerische Seite vielleicht ein wenig zu kurz kommt; aber das von Walter Möller illustrierte Buch bietet eine bunte Fülle des Anregenden und zugleich Unterhaltsamen. Gerade jetzt ist der Band über Kärnten, den Josef Friedrich Perkonig zusammengestellt hat, von Wichtigkeit. Bedrohtes deutsches Land, das eng seinem Volkstum verhaftet geblieben ist und darum besondere Teilnahme verdient. Der Herausgeber hat seines Amtes mit Umsicht und Kenntnis gewaltet; Joseph Prokop steuerte anmutige Zeichnungen bei. Es ist recht und zu begrüßen, daß gerade in diesem Buche die vaterländische Frage nachhaltig erörtert wurde. — Wilhelm Müller-Rüdersdorf beschäftigte sich mit dem Schlesiervolke; ein überaus wechselvolles, frisches und anziehendes Bild wird entrollt; man blickt in Hütten und Dörfer, wandert durch Wälder und Berge, und so ist gerade dieser Teil der Sammlung recht geeignet für Schule und Haus. Er ist übrigens besonders reich ausgestattet mit Zeichnungen von Dora Scholz und sechs Radierungen von Erich Fuchs. — Oberschlesien ist von W. Müller-Rüdersdorf und Alfred Hein bearbeitet worden, und auch hier gilt, daß man freudig zustimmend die Blätter durchwandert, zumal ja dieses bedrohte und geschändete Gebiet gerade heute für die Deutschen erhöhte Würdigung erheischt. So wird dieser wohlgelungene, gleichfalls mit Kunstbeigaben geschmückte Band sicherlich gute Dienste leisten und die Heimattreue in erwünschtem Maße stärken helfen. — Dasselbe gilt von dem Bande „Die Nordseeinseln", die bei Albrecht Janssen und Wilhelm Lobsien in den rechten Händen lag. Welch urgermanisches Land droben bei den Friesen! Wogen prallen an die Ufer, spülen und rauben, aber die Kraft der Bewohner bleibt ungebrochen. Durch dieses Buch scheint der Salzgeruch der See zu wehen; es gehört zu den besten und glücklichsten der Sammlung und entwickelt anschauliche und mannigfaltige Szenen aus dem Leben der Bewohner, aus ihren Sitten und Dialekten; aus der Landschaft, der Sage und Geschichte. Hier sind, außer dem Buchschmuck von Ernst Petrich, noch eine Menge bunter Beilagen gegeben, die besonders ansprechend und begrüßenswert sind. — Und schließlich der kleinere Band über Berlin von Karl Meyer; man blättert immer wieder, findet Reizvolles, Neues, läßt sich belehren, in das wechselnde Treiben der Reichshauptstadt führen, betrachtet beifällig die Federzeichnungen von Willibald Kraim — und ist dem rührigen Verleger von neuem dankbar. Aber man wünscht und hofft auch, daß diese schönen Bücher in Familien heimisch werden, daß die Schulen sie als Preise verteilen mögen, damit die Liebe zu Heimat und Vaterland neu entbrenne und einer helleren Zukunft entgegen führe; nur wo die Menschen in der Heimaterde wurzeln, dort blüht Kraft und Zuversicht!

Ernst Ludwig Schellenberg



Gustav Traub

Welche Gedanken und Empfindungen hat man beim Betrachten eines Bildes von Gustav Traub? Die Antwort auf diese Frage kann sich jeder leicht selbst geben. Denn irgend welche technische oder geistige Schwierigkeiten gibt es hier nicht. Die Kunst Traubs ist wie die Natur: einfach, unaufdringlich, selbstverständlich und reich bis zum Überfluß. Aber sie ist kein reines Abbild des Gegenständlichen. Traub ist treu gegen das Einzelne, gegen Blatt und Baum, gegen Gras und Fels, gegen Blume und Wolke. Aber aus diesen Elementen baut er nach Laune oder Gefallen seine eigene Welt auf, in der auch der Mensch, wie alles andere, nichts als ein Stimmungsfaktor oder ein malerischer Fleck ist. Aus den drei Grundelementen Natur, Mensch und Menschenwerk setzt er künstlerische Einheiten zusammen, deren bewegende Kraft die Romantik ist. Eine Romantik allerdings, die von Anfang an die Neigung zum Klassischen gehabt hat. Denn das Ziel aller Kunst Traubs ist, auf dem Wege über die Beschaulichkeit und die Träumerei, die große Ruhe der vollkommenen Befriedung und des endgültigen Ausgleiches.

Vor allem in seinen modernen Bildern wird klar, was Traub will, was er in seinen früheren Arbeiten mit so viel Liebenswürdigkeit und innigem Sichversenken angestrebt, und was jetzt beglückende Wirklichkeit geworden ist. Es ist der Ewigkeitsklang in der Natur, der aus seinen Bildern zu uns dringt. Und es ist klar, daß aus diesem Grunde Einsamkeit um sie sein muß. Sie wollen nichts anderes in ihrer Nähe, vor allem nichts, was laut und zerfahren ist. Sie sind darum nicht eigentlich für die große Menge, obgleich das Motivische das vermuten lassen könnte. Wahrscheinlich sind sie nur für jene Wenigen, die wissen, daß man einem Kunstwerk sich längere Zeit mit äußerster Zusammenfassung widmen muß, wenn man will, daß es sich uns erschließt. Glücklich der Künstler, der solche Betrachter seiner Bilder findet! Und doppelt glücklich, wer, wie Traub, Freunde gefunden hat, die seine Kunst mehr lieben als alles andere.

Wir alle, die wir die Kunst Traubs auch schätzen und wünschen, daß sie sich zu immer reineren und stilleren Höhen entwickle, müssen diesen, meist im Verborgenen wirkenden Kunstfreunden dankbar sein. Denn sie tränken die Kunst mit jenem Himmelstau, den man Begeisterung nennt, und ohne den sie verkümmern muß.

Richard Braungart

Thomas Gainsborough

Englands Eintritt in die Geschichte der europäischen Kunst erfolgte erst im 18. Jahrhundert. Vorher gab es im britischen Inselreiche keine bodenständigen Künstler, obgleich sich durch den Einfluß Italiens und der Niederlande bereits ein gediegener Kunstgeschmack entwickelt hatte, der in zahlreichen Sammlungen sichtbaren Ausdruck fand. Der Hof verstand es, bedeutende ausländische Künstler, unter ihnen Holbein und van Dyck, in seinen Kreis zu ziehen. So erklärt es sich auch, daß die Anfänge der englischen Malerei schon auf einer bemerkenswerten künstlerischen Höhe stehen. Der selbständige schöpferische Gehalt dieser Kunst ist zwar gering, da die Formensprache der großen Meister nur unwesentliche Abwandlung erfährt. Diese starre Gebundenheit des Ausdrucks, wie sie aus den Bildern Hogarths und Reynolds spricht, wird in auffallender Weise, wenn auch tastend und unbewußt, von Thomas Gainsborough, dessen 200. Geburtstag das englische Volk in diesem Jahre feiert, durchbrochen. Seine Landschaften künden ein erwachendes Naturgefühl, wie es das 19. Jahrhundert kennzeichnet. Die Bildnismalerei stand damals in höchster Blüte. Gainsborough aber betrachtete sie nur als Quelle des Gelderwerbs, von der Landschaft dagegen sagte er, daß er sie „sich selbst zur Freude" male. Deshalb sind auch seine bedeutenden Bildnisfiguren mitten in landschaftliche Motive hineinkomponiert, wie das in diesem Türmerheft wiedergegebene Gemälde „Miß Grahame" zeigt. Hier sieht man strenge Formen in konventioneller Behandlung vor einem lebensvollen, bewegten Hintergrunde.

Gainsborough, der am Anfange der englischen Malerei steht, kann als Vorläufer John Constables gelten. Seine Gemälde „Suffolker Landschaft" oder „Der Marktwagen" zeugen von einer vortrefflichen Naturbeobachtung. Es gibt Landschaftsbilder von Gainsborough, die von bezaubernder Schönheit sind, deren romantischer Hauch eine Kraft des Gefühles erkennen läßt, wie sie damals nur noch Hogarth eigen war. Karl August Walther

Der Dichterkomponist Julius Bittner

Wie im bisherigen Verlauf der Geschichte, scheint es auch in Zukunft das Los des deutschen Musikers bleiben zu sollen, „Noten in Nöten" zu schaffen, und erst nach dem Tode sich die allgemeine Anerkennung einer erstaunten Mitwelt erringen zu können. Und je deutscher einer in seinem Fühlen und Schaffen ist, desto härter wird es ihm, sich durchzuringen.

Da lebt nun in Wien, ruhig und bescheiden, Julius Bittner, zu fein, um sich selbst in den Strudel der betriebsamen Kunstindustrie zu stürzen, ein Mann, um den sich zu kümmern eine deutsche Opernbühne die verdammte Pflicht und Schuldigkeit hätte. Wenn wir heute überhaupt etwas von Bittner wissen, so verdanken wir das dem genialen Scharfblick Gustav Mahlers einerseits, wie Bruno Walters andererseits. Besonders letzterer hat durch sein erstmaliges, von ganz seltenem Wagemut erfülltes Eintreten diesen Namen zuerst in Wien und München bekannt gemacht. Allein die Tatsache, daß ein so feiner und durch und durch kultivierter Künstler wie Bruno Walter sich für einen Komponisten einsetzt, müßte unseren Opernleitungen zu denken geben.

Und in der Tat begegnen wir in der Person Bittners einem der liebenswürdigsten und beachtlichsten Vertreter zeitgenössischer Produktion. Auf allen Gebieten musikalischen Schaffens hat sich Bittner versucht, zwar mit Erfolg, doch ohne diesem Erfolg bisher die nötige Reichweite und Dauerhaftigkeit sichern zu können.

Daß Bittner nicht von Anfang an zünftiger Musiker, sondern seines Zeichens k. u. k. Amtsrichter gewesen ist, das hat genügt, um über seine Werke, wenn wirklich einmal eines das Licht der Öffentlichkeit erblickte, mit dem Schlachtruf „Dilettantenarbeit" herzufallen. Zugegeben, daß bei Bittner nicht immer alles nach den Regeln der strengsten Satzkunst gearbeitet ist, was will denn das heißen gegen die Wärme, das gesunde, blutvolle Leben, das in seiner Musik strömt. Hier ist nichts mit dem Verstande Errechnetes, hier ist alles wirklich gefühlt, und lieber einmal etwas nicht nach der strengen Schulregel, als eine Vermehrung der mit der so fürchterlichen, aber satztechnisch einwandfreien Retortenmusik gefüllten Partituren, gebraut in der Küche des Verstandes, deren Schicksal das Verstauben in den Tiefen der Bibliotheken und Archive ist. Anfangs natürlich vermag auch Bittner sich dem Einfluß des großen Richard Strauß nicht zu entziehen, gewinnt jedoch mit jedem Werk mehr eigenes Profil. Er ist kein radikaler Neutöner, kein Mann der musikalischen Licht- und Farbenkunst, dazu ist Bittner nicht feinnervig genug und viel zu gesund, aber die Melodien quellen und treiben in reicher Fülle aus seinem Innern; tief empfindend schafft er als Kind seiner Zeit, das heißt er bedient sich des harmonischen und orchestralen Gewandes der gemäßigten musikalischen Moderne. Und doch, ganz merkwürdig, bei aller Moderne, er kann den Wiener nicht verleugnen; ganz plötzlich, aber unaufhaltsam bricht er oft durch, wandelt sich zum Dreivierteltakt und in den Geigen zieht selig eine Walzermelodie dahin, als säße man beim Heurigen in Grienzing, eine Melodie, von so bestrickender Glückseligkeit, wie sie eben auf der ganzen Welt nur ein Wiener schreiben kann. In seiner unendlichen Musizierfreudigkeit fällt eine gewisse Verwandtschaft mit Schubert auf. Vielleicht ist es gerade das Unproblematische der Bittnerschen Kunst, das Kraftvolle, Urgesunde, was sein Hochkommen erschwert in einer Zeit, die für diese Dinge nur ein mitleidiges Lächeln übrig hat und die stärkerer

Narkotika bedarf, um sich überhaupt noch interessieren zu können, vielleicht ist er auch als Gesamtpersönlichkeit zu deutsch, um in einer Zeit, zu der im eigenen Vaterlande das Wort „deutsch" fast zum Schimpfwort geworden ist, den nötigen Widerhall zu finden, aber eine kommende, bessere Epoche deutscher Geschichte wird auch ganz automatisch den richtigen Blick für die Wertung eines ihrer treuesten, künstlerisch tätigen Söhne haben. Wohl gibt es einige „Bittner-Zentralen" in Deutschland, vor allem Wien, München (wenigstens solange Bruno Walter dort Operndirektor war), Königsberg und neuerdings Leipzig. Das ist ein ganz schöner Anfang, aber auch nur ein Anfang. Wenn wir uns nun mit Bittners Werken beschäftigen, so finden wir den Schwerpunkt seines Schaffens zunächst auf dem Gebiete der Oper, oder besser gesagt, des musikalischen Dramas. In Bittners Person sind Text- und Tondichter vereinigt, und eine nähere Betrachtung seiner Bühnenwerke ergibt, daß dieser Mann einen ganz seltenen Blick für das Dramatische und Bühnenwirksame hat.

Es kann in diesem Rahmen auf Bittners Werke, ihre Handlung und Musik, ihre dichterischen wie musikalischen Werte natürlich nur in der knappsten Form eingegangen werden, gerade ausführlich genug, um zu zeigen, was hinter Bittner und seinen Sachen steckt, und Interesse für ihn, wie für sein Lebenswerk, zu erwecken. Ausführlicheres findet man bei Richard Specht, auf dessen im Drei-Masken-Verlag erschienenes, in der von H. W. v. Waltershausen herausgegebenen Sammlung zeitgenössischer Komponisten, Bittner-Büchlein hier ausdrücklich hingewiesen sei.

Bittners lebensfähiger Bühnenerstling, entstanden 1905—1907, Uraufführung Frankfurt a. M. 1907, „Die rote Gred" (nach dem auch er mit einem „Hermann" und einem „Alarich" der Wagnernachfolge seinen Tribut gezollt und sich freigerungen hatte) ist gleich ein Wurf, der Bittner als Dichter wie als Musiker in vorteilhaftester Beleuchtung zeigt. Ja, es wäre ein musikdramatisches Meisterwerk, stünde die musikalische Eingebung schon auf der Höhe der dichterischen. Immerhin, es beweist sofort, daß der Mann eigenes Profil hat, daß er weder Literat noch Komponist in landläufigem Sinne ist, sondern die ach so seltene Summe, die sich aus der Addition von Text- plus Tondichter ergibt. Die rote Gred, ein berückendes Weib aus dem Volk der Fahrenden, der alle Männer erliegen, die selbst aber, als sie zum erstenmal einem wirklichen Mannescharakter begegnet, machtlos vor ihm wird, dieser aus dem Alltagsleben gegriffene Vorgang weitet sich, typisch für Bittner, zum Symbolischen: Die rote Gred wird zum Vertreter des weiblichen Dämons schlechthin, der, wie ein ins Weibliche übertragener „Ewiger Jude" ruhelos durch die Welt zieht, Segen wie Fluch zugleich. Specht sagt hierüber in seiner oben genannten Bittnerstudie: „Es ist der Dämon Weib in seiner Urgestalt, die Frau als Don Juan-Typus, der Liebe nachjagend, ohne sie je zu finden, weil jeder vor ihr zum Knecht wird, statt zu ihrem Herrn, den sie ersehnt, oder gar zum Bußprediger, dessen weise Erziehungsreden ihr nur Gelächter und Verachtung wecken." Namentlich das Bildhaft-Symbolische des Schlusses der „roten Gred", wie sie am Steuer eines Schiffes voller Landsknechte sitzt, hochaufgerichtet im Scheine der untergehenden Sonne, kalt gegen die von ihr entfachten Leidenschaften, während schon die Landsknechte mit funkelnden Messern um ihren Besitz sich balgen, das ist von einem Eindruck, wie ihn das gesamte zeitgenössische Opernschaffen nicht aufzuweisen hat, hier wird, wie an einem Schulbeispiel, der Einzelfall zum Symbol. Die rote Gred zur Inkarnation des weiblichen Elementes überhaupt, in dessen Hand es gegeben ist, ein Segen oder eine Geißel der Menschheit zu werden. Dazu eine Musik von durchaus persönlichem Gepräge, noch ungleichmäßig im Wert, die rein lyrischen Partien an Gehalt überwiegend, dazwischen volkstümliche Szenen, österreichische Ländler und Tänze in frischer, manchmal vielleicht doch allzu unbekümmerter Urwüchsigkeit, aber alles echt und mit Herzblut geschrieben. Allein das Motiv der roten Gred ist ein schlagender Beweis für das wirklich schöpferische Vermögen Bittners, wie für die Theorie des musikalischen Einfalls überhaupt.

Und im „Musikanten" da legt Bittner sein Bekenntnis ab zur deutschen Kunst, stellt er das deutsche Lied, in seinen Anfängen aus den Zeiten Zelters und Reichardts, gegen italienische



Opernttiraden und Kehlkopfvirtuositäten, stellt er Seele gegen Technik, spielt er überhaupt deutschen gegen italienischen Stil aus, alles wieder gezeigt an Gestalten aus dem wirklichen Leben, in vormozartscher Zeit. Eine Stelle, wie die Wolfgang Schönbichlers „in welcher Sprache denkst du?": Letti: „deutsch". Wolfgang: „Und willst nicht deutsche Lieder singen?" (Kl. A. S. 135) oder die andere. Seigerl: „Es sollte überhaupt keine Musik geben, die man nicht Lied nennen kann, stumm und tot ist alles, was nicht singt." (Klavierauszug S. 151) zeigt uns den ganzen Bittner in seiner kernigen, liebenswürdigen Gestalt. Mit dem „Musikanten" (entstanden 1907/08) ist die ohnehin spärliche Literatur der deutschen komischen Oper um eine wertvolle Perle bereichert. Denn hier zeigt sich Bittners Talent zum musikalischen Humor in blendendem Licht. Szenen wie der Beginn des zweiten Aktes sind in ihrer Schilderung bierseligen, bäuerlichen Stumpfsinns und wirklicher Philisterversumpftheit einfach unerreicht. Demgegenüber steht auch hier wieder fast als einprägsamstes der Schluß des „Musikanten", da Wolfgang vor Seligkeit nichts anderes mehr sagen kann als „halt schön ist's, halt schön!" damit beredter als es tausend Worte vermöchten, während draußen der Nachtwächter sein Taglied singt:

O Kinder Gottes! Es schlägt drei,
Die Finsternis ist nun vorbei!
Ein braves Herrgottsengelein
Putzt schon die Sonnenlampe rein.

In der Musik von Wärme und Gefühl in bestem Sinne überströmend, das konnte so nur ein Deutscher und wieder nur ein Wiener schaffen.

Und nun Bittners kraftvollstes Werk, ein Hohelied der Heimat: „Der Bergsee". Hier ist die Natur selbst, die großartige Gebirgswelt, der blitzende Seespiegel das Symbol. Und tief in solcher Natur verwurzelt sind die Menschen, die in dieser Umgebung leben. Harte Bauerncharaktere sind es hier, deren freier Sinn sich auflehnt gegen die ihnen vom Salzburger Bischof auferlegte Knechtung. Und der aus dem Hochland ins Tiefland zog, der Jörg Steinlechner, ihn hält es nicht bei der Fahne, das Heimweh und die Liebe zu seiner Gundula, sie sind stärker als der Fahneneid, er kehrt zurück, um an der Seite seiner Bergbauern mitzukämpfen im Bauernaufstand, zu kämpfen gegen seine früheren Kameraden, obwohl er auf Grund seiner Waffenkenntnis von der Aussichtslosigkeit dieses Kampfes überzeugt ist, das alles aus edelstem Beweggrunde, der Liebe zur Heimatscholle und der Glücksehnsucht nach dem Weibe. Und nun erst die Musik. Noch nie ist die Bergwelt in ihrer erhabenen Ruhe und Majestät, die starr und unbeirrt viel tausend Jahre schon auf das Ameisengewühl der Menschlein, ihr Streben, Hoffen, Scheitern, ihre Liebe und ihren Haß herabsieht, so in Tönen geschildert worden. Schon das Vorspiel wirkt mit so bildhafter Kraft, daß man die Alpenkette förmlich noch bei geschlossenem Vorhang zu sehen vermeint. Das Sonnenflimmern auf dem Seespiegel, die Szenen der Landsknechte, wie in alter Holzschnittmanier gehalten, der Anstieg des Chores „Bauer steh auf, nimm Dein Lauf", vom dumpfen Grollen bis zum jähen Massenaufschrei, der dem Feldhauptmann, einem Charakter von fast altpreußisch-strenger Pflichterfüllung, entgegengeschleudert wird, die musikalische Schilderung des Fanatikers und als Typ des Hetzers gehaltenen Grünhofer gegenüber dem ruhigen, besonnenen Oberhofer, und schließlich das Ausklingen des Werkes, als nach der Katastrophe nur mehr die Bergwelt, die erhabene Natur, unerschütterlich und majestätisch zurückbleibt, das zählt wieder weitaus zum stärksten, was der deutschen Opernbühne seit langem geschenkt worden ist. Die lyrischen Partien zwischen Gundula und Jörg Steinlechner sind wieder voll hinreißender Wärme, hier ist alles, auch musikalisch, gesund, wie es diesen naturhaften Menschen entspricht, hier ist kein Platz für Sexualprobleme im Stile psychoanalytischer Theorien. Glückliches Deutschland, in dem Werke von solchem Heimatgefühl und solch gesunder Kraft entstehen. Specht sagt über das „Bergsee-Drama": „Es ist in der Musik ebenso wie in der Dichtung eine der eindringlichsten und zugleich undoktrinärsten künstlerischen Formungen des kategorischen Imperativs: Ein Reinhalten der Pflicht und ihrer Gebote, der Liebesheiligkeit und ihres ewigen

Gesetzes, des bindenden Volks- und Heimatsgefühls und des unweigerlichen Gehorsams im Dienste der Gemeinsamkeit und des Rechts, nur darin liegen die treibenden, tragenden Kräfte der Menschenschicksale, die hier zum Drama werden und in ihren Abspaltungen das Walten dieser Urmotive des Lebens zeigen." „Der Bergsee" hat in seiner neuen Fassung kürzlich in Leipzig unter Brechers Leitung durchschlagenden Erfolg erzielt, der ihm wohl überall treu bleiben wird.

Nach einem weiteren Bühnenwerk „Der Abenteurer", das mehr ein Werk der Sammlung, ein Sichweiten der Kräfte zu neuem Höhenflug darstellt, folgt wieder eine bedeutende Schöpfung Bittners.

„Höllisch Gold" zeigt Bittner ganz auf der Höhe seiner Meisterschaft. Es ist der zweifellos gelungene Versuch einer Erneuerung des alten Singspiels und ist bis jetzt des Komponisten verbreitetstes, überall erfolgreiches Werk geworden. Die Idee, zweifellos aus den Nöten der Kriegszeit geboren, fußt nach Art mittelalterlicher Legendenspiele auf dem durch das Gold in die Welt gebrachten Unsegen. Zwei durch Ausbeutung in tiefste Not geratene Menschen will der zum Seelenfang auf die Erde geschickte Teufel mit Hilfe eines alten Weibes ködern, bis er durch die Reinheit der Frau und die Opferwilligkeit des Knaben Ephraim besiegt wird. Musikalisch ist das alles, einerseits mit feinem Witz und Humor geschildert, andererseits mit wundervoller Gemütstiefe (z. B. das Gebet der Frau vor dem Madonnenbilde, die ganze durch die Verwendung der Alt-Oboe in ein eigenes Kolorit getauchte Ephraimszene, das Wunder der Madonna), so daß man immer und immer wieder freudig aufhorchen muß, um all das kontrastreiche und in solcher Fülle gegebene Schöne ganz aufnehmen zu können. Es muß und wird noch mehr als dies bis jetzt der Fall ist, Gemeingut der deutschen Bühnen werden.

An sonstigen Bühnenwerken schrieb Bittner noch „Die Kohlhaymerin" und „Der liebe Augustin", während er seine letzte Schöpfung „Das Rosengärtlein" nach der Uraufführung zurückgezogen hat und zur Zeit einer Umarbeitung unterwirft.

Daß Bittner auch auf dem Gebiete des Liedes Meisterwerke geschaffen hat, wird den Kenner seiner in den Bühnenwerken niedergelegten Lyrik nicht verwundern. Erwähnt seien vor allem die beiden Zyklen: „Das alte Lied vom alten Leid" und „Die Gesänge von Liebe und Ehe". An Instrumentalwerken seien die „Österreichischen Tänze" (1919) genannt. Seine f-Moll-Symphonie kam bereits mit großem Erfolg in den Konzerten der Berliner Staatskapelle unter Kleiber zum Erklingen.

Eine große, aber freudige Überraschung bereitete Bittner seinen Anhängern mit der Komposition einer großen Messe in D-Moll, mit anschließendem Te deum. Diese „Missa austriaca" stellt wohl die krönende Lebensarbeit des so fruchtbaren Komponisten dar, und es dürfte nicht zu viel behauptet sein, wenn man in ihr, seit Bruckners großer f-Moll-Messe, die bedeutendste Erscheinung auf dem Gebiet der katholischen Kirchenmusik erblickt. Das schwierige Problem, auch auf kirchenmusikalischem Bereich mit den Mitteln der Jetztzeit zu arbeiten, ohne die Reinheit des liturgischen Textes, wie des ganzen Werkes zu gefährden, ist hier ganz prächtig gelöst worden. Daß die ohnehin sehr großen Schwierigkeiten für Soli wie für den Chor, durch die oft sehr kühne Harmonik noch beträchtlich erhöht werden, sei nicht verschwiegen; aber die nicht nur angestrebte, sondern auch sich einstellende künstlerische Wirkung rechtfertigt auch manche Gewagtheiten. Um nur die markantesten Höhepunkte des an Schönheiten überreichen Werkes kurz zu nennen, seien erwähnt: das wirklich Brucknerschen Geist atmende stürmische Gloria, das in einer wundervoll ruhigen Linienführung gehaltene, den Soli anvertraute Et incarnatus est, das lastende Agnus dei und das sehr umfangreich angelegte, in jubelndem C-Dur schließende Te deum.

Zum Abschluß dieser Betrachtungen nur noch die Mahnung eines deutschen Meisters an seine lieben Deutschen: „Ehrt Eure deutschen Meister!"

Wenn er auch noch nicht unter den ganz „Prominenten" steht, deutsch ist Bittner und ein Meister ist er auch in all seiner Art und Eigenart.

Wilhelm Kehl



Türmers Tagebuch

Phrase und Wirklichkeit · Das System der Rechtsbrüche · Lloyd George als klassischer Zeuge · Poincaré und das französische Volk Genfer Arbeitsweise, Genfer Versagen, Genfer Aussichtslosigkeit

Thoiry war totgeboren, Locarno wurde gleich nach der Geburt erwürgt, und wer scharf hinhört, der vernimmt sogar aus der Ferne das Beiern des Zügenglöckleins für Genf.

Spricht dagegen, daß Chamberlain die Ratssitzung wieder mit der bereits formelhaften Rosigseherei schloß, der Geist des Völkerbundes habe sich auch diesmal gefestigt? Heißet uns hoffen, wenn Briand das Ehrenpräsidium des paneuropäischen Bundes übernahm und dessen Stunde noch in dieser Generation kommen zu sehen behauptet? Sollen wir einstimmen in den deutschen Ruf, womit Herriot seine Rede auf dem Frankfurter Sommer der Musik schloß: „Alle Menschen werden Brüder. Seid umschlungen Millionen! Diesen Kuß der ganzen Welt!" ...

Lassen Sie doch die Phrasen beiseite, meine Herren! Dicht vor Frankfurt, gleich hinter Sachsenhausen, beginnt das besetzte Gebiet des Mainzer Brückenkopfes. Die Mainstadt selber war wochenlang das wehrlose Opfer eines Poincaréschen Handstreiches. Ihre Geschichte weiß von gar manchem französischen Einbruch. In den Tagen der großen Revolution und Napoleons jedoch behauptete man, als Freund und Befreier zu kommen. Freilich war's Schwindel, allein immerhin legte er das Gelüst in Zügel. Diesmal indes kam man ohne Maske, übte man Gewalt nach Dünken und Dünkel. Fragt doch die Frankfurter, ob von den Einmarschtruppen der schöne Götterfunken der Freude auf sie übersprang. Fragt gar die Germersheimer, und sie antworten: Rouzier.

Ein dickes Buch wird sie werden; die Geschichte der französischen Rechtsbrüche an uns seit Versailles. Wenn es in der Politik nach dem Strafgesetzbuch ginge, dann müßte der französische Staat dafür lebenslänglich ins Zuchthaus. Mit Wissen des Pariser Kabinetts treibt die lothringische Bergwerksgesellschaft „Saar und Mosel" ihre Stollen unter der Landesgrenze ins Deutsche und fördert durch ihre Schächte verschleppte Saarkohle ans Licht. Taschendiebstahl in riesiger Form. Auch hier ist der Hehler wie der Stehler.

In Locarno gewährleisteten wir den französischen Besitz. Als Gegengabe wurde schriftlich und rechtsgültig die bekannte réduction sensible der Rheinlandtruppen zugesagt. Sie unterblieb jedoch und wird immer wieder unter verleumderischen Vorwänden hinausgezögert. Es ist Advokatengeschwätz, wenn Poincaré so tut, als sei bloß ein Versprechen auf Wohlverhalten abgegeben; als ob wir daher erst noch brav zu erfüllen und guten Willen zu zeigen hätten, bevor Frankreich der Frage nähertreten könne, ob es angängig sei, ein kleines Entgegenkommen in Erwägung zu ziehen.

England verwirft dieses Klittern. In seinem Unterhause erklärte auf bestellte Anfrage der Unterstaatssekretär Locker-Lampson, man hoffe zuversichtlich, daß die

früheren Rheinlandabkommen der Mächte und die Beschlüsse der Botschafterkonferenz über die Truppenzahl bald in volle Kraft treten könnten. Bisher seien sie leider noch nicht in dem wünschenswerten Maße durchgeführt.

Das war ein Wink für Frankreich. Offenbar aber weniger Rechtsgefühl als die Quittung für irgendeinen bereiteten Ärger. Man erwarte daher keinen weiteren Schritt. Es verbleibt bei dem ersten, wie damals, als die englischen Kronjuristen erklärten, der Ruhreinbruch sei wider das Völkerrecht. Was liegt England viel an deutscher Rheinnot? Wenn der Unterstaatssekretär dazu das Wort ergriff, geschah es, wie er selber sagte, weil Chamberlain vergessen hatte, diesen für ihn offenbar nebensächlichen Punkt zu erwähnen.

Immerhin ist zu unserem Vorteil, daß es überhaupt geschah. Das französische Übelwollen steht wieder einmal vor dem Pranger der Welt. Es sinnt daher bereits, wie es nachgeben könne ohne einzubüßen. Schon wird die große Geste vorbereitet, wohinter seine kleine Tücke sich zu verbergen trachtet.

Man formt die Rheinlandtruppen um. Sie sind vier Armeekorps stark. Nun werden dem einen alle Regimenter entzogen und auf die drei anderen verteilt. Es besteht fast nur noch aus kleinen Verwaltungskörpern und Stäben. Sollte somit heute oder morgen erklärt werden, man ziehe das vierte Korps zurück, dann wäre dies keine réduction sensible auf drei Viertel der bisherigen Stärke, sondern bloß der Abbau von ein paar hundert Offizieren. Vielmehr ein neuer Versuch, sich um feste Zusagen scheinheilig herumzudrücken; eine weitere Handvoll Sand in die Augen der Welt.

Sogar die wirkliche fühlbare, ehrliche Verminderung, bliebe denn nicht auch sie bloß ein Abschlag auf das, was Deutschland fordern kann?

Ein klassischer Zeuge bietet sich uns dafür. Lloyd George nämlich, der Mitmacher des Versailler Diktates.

„Die Urheber", so schwatzt er aus der Schule, „hatten ins Auge gefaßt, daß die Besatzung zurückgezogen würde, sobald Deutschland Garantien für seine feste Absicht gegeben habe, die ihm durch diesen Vertrag auferlegten Verpflichtungen zu erfüllen. Ausdrückliche Formulierungen in diesem Sinne wurden in den Vertrag aufgenommen. Und nur unter der Bedingung, daß Frankreich sie sinngetreu und loyal auslegen werde, erklärten sich die englischen und amerikanischen Bevollmächtigten mit den Klauseln, die eine Besetzung der rheinischen Brückenköpfe für die Dauer von mehreren Jahren vorsahen, widerwillig einverstanden. Die fortgesetzte Besetzung des Rheinlandes ist ein klarer Vertrauensbruch."

Willkommen alles, was Frankreichs Hinterhaltigkeit bloßlegt. Hier wird es von einem Verbündeten entlarvt als einer, der lauthälsig Erfüllung und guten Willen fordert, allein weder das eine noch das andere zu gewähren bereit ist. Es hat dabei eine spitzbübische Taktik. Was es längst schuldig geworden, dafür verlangt es Gegenleistung. „Durch Opfer zur Freiheit" war ja Stresemanns Losung. Er hat freilich redliche Partner vorausgesetzt; keinen, der den Preis einzieht, aber dann den Kauf nicht herausgibt.

Auch jetzt tut es wieder, als ob es zur Räumung des Rheinlandes bereit wäre, wofern wir nur die polnische Grenze anerkennten und eine ewige Militärkontrolle der Rheinlande. Wir denken an so was nicht. Sollten wir unser Recht verschachern an einen Gegner, der da glaubt, Verträge bänden nur den anderen? Aber — ist's

nicht merkwürdig? Was jeden Kaufmann auf die schwarze Liste brächte, das geht dem Diplomaten ungestraft hin. Die bürgerliche Moral steht seit Jahrtausenden fest; die politische hingegen ist noch ein Chaos, das gärende Durcheinanderwogen der menschlichen Urtriebe. Jede Nation beurteilt ihre Staatsmänner nur nach den Erfolgen, nie nach ihrer Ehrenhaftigkeit. Auch der frechste Schwindel wird verziehen, vorausgesetzt, daß er etwas einbrachte.

Poincarés Luneviller Rede war wieder ein Scheinwerferstrahl. Hat er nicht den Vorsitz des Kabinetts, dem der Ehren-Paneuropäer Briand angehört und der von den Gefühlen des Schillerschen Freudenliedes wonnetrunkene Herriot? Zwar halten ihn selbst seine besten Freunde für einen beschränkten Kopf. Nur ein solcher kann von uns mit überzeugtem Pathos den moralischen Verzicht auf Elsaß-Lothringen verlangen, den er selber, solange die Dinge umgekehrt lagen, vierzig Jahre hindurch für eine Vaterlandslosigkeit erklärt hatte. Auf den albernen Vorwurf, daß wir das Linienschiff „Elsaß“ immer noch nicht umgetauft, spotteten die „Daily News“, nun sei es aber höchste Zeit für England, andere Namen zu ersinnen für Trafalgar-Square und Waterloostreet.

Aber gerade solche Scheuklappengeister sind gefährlich. Denn sie haben nur einen Gedanken, lassen diesen jedoch mit der Wucht eines taktmäßigen Wassertropfens der Menge immer wieder auf dieselbe Stelle des Schädels hämmern, bis der helle Irrsinn ausbricht. In dieser Hinsicht ist er das Gegenstück zu Robespierre, wie ja hartnäckige Prinzipienreiterei bis zum Ausschluß des gesunden Menschenverstandes überhaupt im französischen Blute liegt. Was diesem der Cidevant gewesen, das ist jenem der Boche.

Beschöniger wenden ein, der französische Ministerpräsident sei nicht das französische Volk. Aber bleibt es nicht für ihn verantwortlich? Sein demokratischer Parlamentarismus fegt jeden Minister hinweg, den es nicht mehr mag. Wenn es wirklich den Frieden will, warum jagt es nicht Poincaré la guerre zu allen Teufeln? Warum bestätigt es ihn vielmehr immer wieder aufs neue im Amte? Warum beruft es den Hetzer zu jeder Kriegerdenkmalsfeier und hört zum hundertsten Male mit himmelanstrebendem Jubel dieselbe Haßrede an: die einzige, die er gleich dem Pfarrer von Ohnewitz auf der Walze hat? Warum gründet es, wenn der General Hirschauer behauptet, das Rheinland sei Frankreichs letzte Karte im sonst verlorenen Spiel, sofort einen „Verband der überfallenen Gebiete“ mit dem Ziel eines äußersten Widerstandes gegen jede Räumung?

Natürlich gibt es Poincarés auch anderswo. Namentlich in Chauvinistenländern. Darunter gar mancher blinde Hödur, der sich vom Pariser Loki den tötenden Dorn zum Wurfe in die Hand drücken läßt, wie der Graf von Brocqueville in Brüssel. Auch in England findet sich dergleichen. Man braucht nur einen Belang britischen Eigennutzes zu berühren, so sind sie auf dem Plan und keineswegs bedenklicher in der Auslese ihrer Mittel.

Gegen die Zuwahl eines Deutschen in die Genfer Kommission für die Kolonialmandate wurde lebhaft geeifert. Die Sache dürfe niemals politisch aufgezogen werden. Einen Sachverständigen brauche man, einen Sachverständigen schlechthin, ganz ohne Ansehen seiner Staatszugehörigkeit.

Wir schlugen daher den Abgeordneten Schnee vor, den langjährigen Gouverneur Deutschostafrikas. Der Sachverstand konnte somit nicht bestritten werden. Aber sofort heulte die französische Presse, es sei doch hirnverbrannt, einen deutschen Kolonialmann zu wählen, nachdem man Deutschland seine Kolonien wegen Unfähigkeit abgesprochen. Wieder wurde also das Prinzip umgestoßen und die Fanatiker einer unpolitischen Wahl machten politische Einwände. In Genf sind die Grundsätze, was der Fetisch dem Neger; heilig, wenn man sie braucht, ein Stück Holz, das man ins Feuer wirft, sobald sie lästig werden. Aber man merkte bald, daß man sich in den eignen Schlingen verfing, und gab nach.

Allerdings ist ein Mandat für die Kolonialkommission noch kein Kolonialmandat. Selbst wenn ein solches frei würde, sei es sogar eins über ehemals deutsches Schutzgebiet, so behauptet Italien, dann hätte es selber größeren Anspruch darauf als Deutschland.

Wir brauchen mit ihm keinen Streit vom Zaun zu brechen über die Haut des unerlegten Bären. Es wird natürlich gar keins frei. Alle Mandatsinhaber erklären, weil sie im Besitze wohnen, wohnten sie auch im Recht. Der britische Gouverneur des Tanganiika-Gebietes hat voriges Jahr seinen Negern klargemacht, sie seien jetzt Bestandteil des Britischen Weltreiches. Dies freilich nahm die Mandatskommission übel und sie rügte den Ausdruck. Der britische Vertreter begütigte — das mißbilligte Wort sage nicht, die Kolonie sei britisches Gebiet, sondern nur, es sei „in dem Umfang des britischen Reiches übergegangen". Man versuche nicht, den Unterschied auf der Goldwage abzuwägen. Er ist ebenso fein wie der zwischen Armut und Powertee in Onkel Bräsigs berühmter Sozialrede. Desto gröber allerdings die Absicht. „Was England verspricht, das behaltet es", so radebrecht der englische Gesandte in Lortzings „Zar und Zimmermann". Mithin bleibt die Zuteilung eines Kommissionssitzes an uns, wie die „Deutsche Tageszeitung" mit sprechendem Bilde schrieb, das Geschenk einer Krawatte an einen Mann, der kein Hemd hat.

Was für Aussichten hat die phrasengeschwellte Weltwirtschaftskonferenz, wenn noch nicht einmal der deutsch-französische Handelsvertrag zustandekommen will? Frankreich fordert nach seiner Überheblichkeit die Meistbegünstigung, ohne sie seinerseits zuzugestehen. Daß Deutschland darauf nicht einging, brandmarkt der „Gaulois" allen Ernstes als einen neuen Beweis unsres bösen Willens. Dabei mißbraucht Frankreich unsren guten, indem es immer wieder provisorische Verlängerungen des ihm günstigen alten Zustandes erpreßt.

Wer glaubt an die Seekonferenz? Vor sechs Jahren hatten Amerika, England, Frankreich, Italien und Japan feste Verhältnisziffern für ihre Schlachtschiffe vereinbart. Auf je fünf amerikanische waren fünf englische zulässig, hingegen nur drei japanische, je 1,75 französische oder italienische.

Das sollte jedes Wettrüsten unterbinden, rief es jedoch gerade hervor. Denn wenn man schon seine Großkampfflotte nicht vermehren konnte, so war es doch unbenommen, den einzelnen Dreadnought zu verstärken durch raschere Maschine, härteren Panzer, gröberes Geschütz. Außerdem legte sich England auf den Ausbau der freigebliebenen Kreuzerwaffe, derweil Frankreich und Italien besonders das U-Boot pflegten. Amerika geriet dabei völlig ins Hintertreffen.

Dies war der Grund, weshalb Coolidge zur neuen Seekonferenz einlud. Frankreich und Italien schickten jedoch nur Beobachter; wenn sich England und Japan mit den Einladern an den Genfer Tisch setzten, dann geschah es mit dem festen Vorsatz, sich nichts abzwacken zu lassen.

Allerlei Vorschläge kamen aufs Tapet. Sehr verschieden nach dem Antragsteller, nur darin gleich, daß ihnen der Roßtäuscher im Nacken saß. Denn jeder der drei Mächte wollte sich selber aufrüsten unter dem Schein allgemeiner Abrüstung. Die Leute vom Sternenbanner drohten sogar, dem bisherigen ruler of the waves, dem eifersüchtigen Briten, die größte Flotte der Welt auf die Nase zu setzen. Was kann sie hindern? „We have the ships, we have the men, we have the moneytoo."

Diese Dinge gehören nicht zum Völkerbund, sondern laufen neben ihm her. Aber es sind gerade die großen praktischen Probleme. So bleiben jenem nur die Nichtigkeiten übrig, und während im Hotel Beaurivage sich Zukunftsdinge entscheiden, gähnt im Reformationssaale die Langeweile.

Diesmal hatte Chamberlain den Vorsitz. Gerade er gähnte sich ein Erkleckliches zurecht und wurde zum Kettenraucher in Beruhigungszigaretten. Er benahm sich etwa wie ein reisender Lord im Morgenland bei dem Boxkampf zweier Fellachjungens darüber, wer ihm die Stiefel wichsen darf. Gelegentlich fuhr er auch mit Redensarten drein, als wünsche er mit solchem Quark nicht mehr belästigt zu werden. Einem Engländer ist alles Quark, was England nicht selber berührt.

Der Völkerbund hinwieder hat eine herzhafte Scheu vor heißen Eisen. Er berät nur solche Dinge, von denen er überzeugt ist, daß nichts daraus entspringt.

Was wird daher aus der Eingabe der Elsässer, die jetzt durch Charles Baumann eingereicht wurde? Ihre Unterzeichner, zum äußersten getrieben durch die Französierungswut des Pariser Kabinettes, dem sich der Bischof Ruch unter Mißbrauch der geistlichen Machtmittel beigesellt, verlangen die aller Welt grundsätzlich versprochene, aber allem deutschen Geblüt grundsätzlich entzogene Selbstbestimmung. Sie flehen um Schutz für ein Land, das der ewige Zankapfel zwischen zwei großen Nationen bleibe, daher eine stete Gefahr für den Völkerfrieden, bis es über seinen eigenen Willen befragt worden sei.

Der Wortlaut erschüttert u n s; die Genfer läßt er kalt. Ein Abzug kommt ins Archiv, die anderen enden im Papierkorb. Die Tagesordnung bleibt dem Protest auf ewige Zeiten gesperrt. Ein formales Gründchen zur Abweisung findet sich allemal. Schlimmstenfalles bekäme Briand wieder die Gürtelrose und reiste ab. Frankreich auf der Anklagebank? Ein Weltuntergang wäre faßbarer für ein Völkerbundsgemüt.

Aber daran wird der Bund zugrunde gehen. Er gibt sich als Schirmherr des Schwachen aus und ist doch bloß der feige Liebediener des Starken. Dieser hat immer recht, zum mindesten behält er's zu guter Letzt. Schreit ein Fall gar zu lästig gen Himmel, dann wird die Zuständigkeit angefochten, wird vermasselt, vertagt, vergessen. Der Rat heißt jetzt schon die Vertagungskonferenz.

So war es auch wieder mit der Klage Ungarns. Rumänien hatte nach dem Vorbild der östlichen Randstaaten die magyarischen Grundbesitzer unverschämt enteignet und dem vorgesehenen Schiedsgericht eine Nase gedreht. Der Völkerbund

entschied nicht, sondern schob's auf seine lange Bank. Ganz Ungarn ist empört über dieses schofle, jedes Verantwortungsgefühls bare Verhalten und erwägt den entrüsteten Abzug aus diesem Potemkinschen Weltoberappellationsgerichtshof.

Die Danziger hat Chamberlain mit empörender Parteilichkeit abgefertigt. Sie sind im Rechte, wenn sie sich gegen das polnische Munitionslager auf der Westerplatte wehren, das ihre Stadt bei dem slavischen Leichtsinn mit Katastrophen, wie es die Krakauer war, bedroht. Chamberlain aber hat sie wie unnütze Quängeler behandelt, weil sie sich frei zu ihrem Deutschtum bekennen, das man ihnen, abermals unter Mißachtung jeder Selbstbestimmung, abgesprochen hat. Eifrig unterstützte ihn der Kommissar des Völkerbundes, der Holländer van Hamel. Wegen eines schmutzigen Ehehandels lebt er im Verruf der guten Danziger Gesellschaft, allein die Genfer Weltsittlichkeit läßt ihn unangetastet im Amte. Er bringt es fertig, deutsche Seeoffiziere im deutschen Danzig französisch zu begrüßen. Das schafft ihm Freunde.

Polen war ja immer der Liebling Frankreichs. Seit kurzem hat jedoch seine kriechende Politik sich auch in Englands Gunst gesetzt. Von da ab ist es in Genf unantastbar, hat es einen Freibrief für jeden Unfug und jeden Übergriff. Wie ein Schwerverbrecher an Fuß und Hand gefesselt, wird ihm Danzig ausgeliefert, und schier zum Hohne nennt man es auch obendrein noch eine „freie" Stadt. Aber nicht frei fühlen sich die Danziger, sondern vogelfrei.

Der Völkerbund beansprucht Ansehen und Einfluß eines Weltgerichts. Wenn er nur nicht aus lauter Richtern bestände, die in einem gewöhnlichen Verfahren wegen Befangenheit abgelehnt werden müßten. Ohne eigenen Vorteil rührt keiner einen Finger. Sie sind für Genf nur, solange es ihnen nützt; sobald es lästig wird, pfeifen sie darauf.

Wie entsteht ein Gericht? Dadurch, daß aus Rechtssinn alle zusammentreten wider den einen, der da unrecht hat; ohne Ansehen nötiger Opfer, ohne Ansehen der Person. Daran gebricht es völlig in Genf. Sie sind nicht einig im selbstlosen Ziel, jeder denkt nur an sich und dem anderen traut keiner über den Weg.

Als im Jahre 1495 Kaiser Max den ewigen Landfrieden des römischen Reiches deutscher Nation ausrief, da dauerte es Jahrzehnte, bis den Reichsrittern dämmerte, daß die Zeit, da sich jeder durch Fehdebrief und Stegreifkrieg sein Recht oder Unrecht selber holen konnte, vorbei sei. Die Sickingen, Kronberg, Berlichingen bis auf Grumbach hin sträubten sich gegen den neuen Zustand. Nach und nach erlagen sie jedoch der gesammelten größeren Macht der Landesfürsten.

Genf ist ein ähnlicher Versuch, aufs Weltmaß ausgedehnt. Aber glaubt denn einer, man würde jemals eine Weltacht verhängen können, wie damals eine Reichsacht? Wenigstens eine, die mehr wäre als eine hohle Geste, eine fruchtlose Lufterschütterung durch ein tönendes Wort? Das wird um so undenkbarer, je mächtiger der zu ächtende Staat ist oder die Gönner, die er hat. Es ist Gewäsch, wenn Chamberlain sagt, daß gerade die Schwäche an Machtmitteln die moralische Stärke des Völkerbundes ausmache. Der spanische Diktator Rivera hat richtiger geschaut. In der Madrider „Nacion" verlangt er die Auflösung aller nationalen Heere bei gleichzeitiger Gründung eines Völkerbundsheeres, stark genug, jeden Widerstand gegen Genfer Schiedssprüche im Handumdrehen zu brechen.

So logisch dies gedacht, so schief ist es, die Möglichkeit einer solchen Entwicklung ins Auge zu fassen. Wir werden eher die Funkenverbindung mit dem Mars haben, als das zwischenstaatliche Kraftheer des Völkerbundes, das mit des Schwertes Schneide der Welt das: Geneva locuta, causa finita aufzwingt.

Solange aber dies nicht geworden, solange ist auch der Völkerbund keine civitas Dei, sondern nach den Worten des Grafen Reventlow eine civitas diaboli.

An seiner inneren Lüge scheitert er. Keiner seiner Gründer meinte es ernst, nur verlangte jeder, sobald es ihm ersprießlich schien, daß der andere es ernst meine. Nirgends wird das Wort mehr zum Verbergen der Gedanken mißbraucht, als im Reformationssaale. Er ist zum fragwürdigen Tummelplatz jenes politischen Advokatentums und Rechtsverdreherwesens geworden, wie es der romanische Geist, namentlich aber das Pariser Barreau züchtet.

Was sind diese Briands, Paul Boncours, Loucheurs, Tardieus anders als dessen typische Vertreter? Die eigne Meinung tut wenig zur Sache, aber der unsauberste Fall wird gegen entsprechendes Honorar mit Stimmenschmelz, Augensprühen und Flammenwort in einer Weise vertreten, daß der Hörer mit muß, und der Ankläger sich selber für einen Schurken hält.

Sie beweisen alles. Painlevé stellt die These auf, gerade weil Frankreich seine Friedensliebe alle die Jahrhunderte hindurch so herrlich bewiesen habe, deshalb müsse es das stärkste Heer der Welt haben. Boncour war es ein leichtes, in Genf für europäische Zolleinheit zu sprechen, in Paris aber für den französischen Sperrtarif. Herriot hält Versöhnungsreden in Deutschland, warnt jedoch in Frankreich vor dem Erbfeind, vor dem man auf der steten Hut bleiben müsse. Und Briand; ja, wie steht es um ihn? Marcell Hutin, der enge Vertraute Poincarés, schrieb, dessen Luneviller Hetzrede sei mit Briand vereinbart gewesen. Der Bloßgestellte läßt sich auch seelenruhig von Poincaré als „sein großer Kollege Briand" feiern. So verliert man nie den Eindruck, daß diese „maîtres" alles können, nur nicht ehrlich sein. Und wenn der „Temps" Poincarés Rede als „restlos vom Geiste von Locarno erfüllt" preist, so ist dies vielleicht doch kein schlechter Witz. Hat wirklich schon jemand Briand auf den Grund der Seele geschaut?

„Locarnopolitik oder Ruhrpolitik?" hat Stresemann nach Paris hin gefragt. Nicht nur wir, die ganze Welt warte auf Antwort. Ich fürchte, sie wird uns nicht klüger machen, als wir schon sind; im Worte auf Locarno gebaut, in den Handlungen aber auf die Ruhr.

Am ersten September wird man in Genf wieder zusammentreten und abermals so tun, als ob man täte. Nichtsdestoweniger sagt der Wirklichkeitsblick, daß wenn der gewaltige Völkerbundspalast, um den vorläufig noch die Baukünstler der ganzen Welt mit Entwürfen ringen, fertig ist, es dann schwerlich noch einen Völkerbund gibt, der in ihn einzieht. Daran wird auch die sonntägliche Fürbitte nichts wenden, die für ihn und seinen großen Rat die englische Hochkirche in das neue Commonprayerbook eingefügt hat. Dr. Fritz Hartmann-Hannover

(Abgeschlossen am 22. Juli)



Thomas Gainsborough: Miß Grahame.

Auf der Warte

Landesverrat

Im Juni stand vor dem Reichsgericht der Frankfurter Wilhelm Stickelmann. Er bekam fünfzehn Jahre Zuchthaus mit der Nebenstrafe eines zehnjährigen Ehrenverlustes.

Ein hartes Urteil fürwahr, der härtesten eines, das unsere Gesetzgebung zuläßt. Aber gleichwohl milde für den besonderen Fall. Denn hier handelt es sich um einen Buben, bei dem einem das Mitleid im Leibe erfriert.

Stickelmann gehörte zu jenen Matrosenhorden, denen wir den Novemberumsturz verdanken. Mit Genossen desselben Gelichters kam er rotbebändert nach Frankfurt und hat die Sache dort geschmissen. Aber dafür ist er natürlich straffrei.

Die Franzosen kamen nach Frankfurt. Da wurde er Beamter der Hilfspolizei. Als solcher hat er den Feinden gegen Judaslohn landesverräterische Spitzeldienste geleistet. Insbesondere ihnen drei Männer ausgeliefert, die als Patrioten in behördlichem Auftrag dem Landesfeind insgeheim entgegenarbeiteten. Er half bei ihrer Festnahme, und als seine Opfer fortgeschleppt wurden, höhnte er sie auch noch.

Es gibt jetzt dreißigmal soviel Landesverratsprozesse wie vor dem Kriege. Franzosen und Polen überschwemmen uns nicht nur mit Spionen, sie dingen auch deutsche Schufte und zahlen nobel für Geheimnisse unsrer ohnehin so dürftigen Reichswehr. Wie die Lockung größer, so ist die Widerstandskraft geringer geworden. Was im Reichstag oder der Linkspresse aus pazifistischer Eiferwut oder aus Haß gegen die vaterländischen Verbände geschieht, das machen Gewinnsucht und Rachgier ebenso gewissen- wie vaterlandslos nach. Wenn wir Einblick hätten in die Geheimakten der feindlichen Kontrollkommission, dann säße mancher mit Stickelmann im Zuchthaus, der heute noch als dicker Wilhelm stolziert. Unsre Feinde werden nämlich mit Angebereien geradezu überschwemmt. Meist sind sie völlig erlogen, aber da sie dem Quai d'Orsay nach dem Munde reden, wird allzu gern geglaubt. Darauf gründen sich dann Verdächtigungen wie die des Belgiers de Brocqueville, die dieser weder beweisen noch zurücknehmen will. Entsetzen würde uns packen ob solcher Verworfenheit weiter Kreise unsres Volkes.

Gegen solche Lumpen hilft bloß die Abschreckung. Trotzdem haben wir immer noch die mildesten Strafbestimmungen gegen Landesverrat. So dehnbar sind sie, daß es kurz vor dem Kriege möglich war, zwei englische Offiziere, die auf Borkum beim Photographieren der deutschen Geschützstände erwischt wurden, als „Gentleman-Spione" mit kurzer Custodia honesta davonkommen zu lassen. Lud das nicht förmlich uns auszukundschaften ein?

Wie anders rings um uns her! In Rußland wird jeder Spion oder was man für einen solchen zu halten beliebt, an die Wand gestellt. Wer entsinnt sich nicht des Pariser Dreyfus-Prozesses und der scheußlichen Quälereien des Unschuldigen auf der Teufelsinsel? In Polen schwebt über jedem Deutschen das Richtschwert des Landesverratsprozesses; wer mißliebig wird, der ist schon verdächtigt, und wer angeklagt, schon verurteilt.

Unsere Reichswehr wünscht schärfere Strafen auch für Deutschland. Es handelt sich um des Reiches Notwehr; sollten da nicht alle Deutschen eins sein?

Man sollte meinen. Allein das „Berl. Tageblatt" ist sehr dagegen. Es bestreitet überhaupt, daß es jetzt mehr Landesverräter gebe als früher. Der Schein trüge. Nur die Staatsanwälte klagten hitziger an und die Gerichte urteilten schärfer. Notwendigkeit liege daher nicht vor. Hinter der Reichswehr stünde der Stahlhelm und die Absicht sei, abzuschrecken von Enthüllungen über „illegale", d. h. durch Versailles verbotene Verbände.

Da haben wir's wieder. Innenpolitische Parteisucht macht blind gegen die Gefahren vom Ausland. Sie haben nur einen Feind, und der steht rechts. Da draußen die, das wären unsre besten Freunde, wenn es die verflixten Stahlhelmer nicht gäbe.

Es wird verdächtigt und in Paris horcht man auf. In seiner nächsten Kriegerdenkmalsrede behauptet Poincaré das Bestehen illegaler Verbände und beruft sich dabei auf das „Berl. Tageblatt“. F. H.

Bischof Ruch von Straßburg

Wir mischen uns absichtlich so gut wie niemals in elsässische Angelegenheiten. Da der Herausgeber dieser Zeitschrift Elsässer ist und zeitlebens für die Deutschheit des Elsasses eintrat, würde man Befangenheit voraussetzen. Die Pariser wittern ja hinter der autonomistisch-elsässischen Bewegung hartnäckig deutsches Geld und deutschen Einfluß — was vollständig irreführend ist. Das elsässische „Malaise“ ist im Lande selbst gewachsen. Die Hauptorgane dieser einheimischen Mißstimmung sind die „Zukunft“, die „Wahrheit“ (Bulach), die „Volksstimme“ und der „Schliffstaan“, obenan die seit Jahren erscheinende Straßburger „Zukunft“ des Herrn Dr. Ricklin.

Das Lesen dieser „Zukunft“ (und auch der „Wahrheit“ und des „Schliffstaan“, eines Witzblattes!) ist nun vom Straßburger Bischof Ruch den Katholiken oder den katholischen Priestern (man kann es aus den Notizen nicht recht unterscheiden) verboten worden! Ein Blatt also, das ununterbrochen betont, „im Rahmen Frankreichs“ autonomistische Heimatrechte zu verlangen, vor allem die heimische (deutsche) Sprache und Mundart, ein Blatt, das sich ausdrücklich gegen den französischen Atheismus wendet (Laifizierung), um den Religionsunterricht zu retten — dieses Blatt wird von einem katholischen Hirten bekämpft und verboten! Warum? Weil er sich, da er sich in die Politik mischte, persönlich beleidigt fühlte und nun, kraft seiner kanonischen Rechte, die bischöfliche Autorität schützen will!

Das dünkt uns denn doch eine üble Entgleisung. Hat man jemals zu deutscher Zeit vom bischöflichen Stuhl aus den „Nouvelliste“ des Abbé Wetterlé den katholischen Geistlichen verboten? Im Gegenteil, gerade die geistlichen Herren pflegten dieses französisch geschriebene Blatt des Hochverräters Wetterlé eifrig zu lesen. Damals war also größere Freiheit im Elsaß als jetzt, wo man die Autonomisten gerichtlich verfolgt und bischöflich bekämpft.

Bischof Ruch stammt von protestantischen deutschen Eltern ab, ist in Nancy ausgebildet und planmäßig zum Revanche-Geistlichen erzogen worden, wie ein Mitarbeiter der „Täglichen Rundschau“ mitteilt. Anfangs hielt er sich maßvoll zurück, jetzt hat er sich anscheinend mit Poincaré verbündet und ist in seinem wesentlich deutschredenden Sprengel zu dieser fast pervers anmutenden Französierungsarbeit übergegangen. Das ist, auch vom Standpunkt des elsässischen Katholizismus aus gesehen, tief bedauerlich. Die „Zukunft“ will mit der deutschen Sprache den Religionsunterricht retten — und der Bischof fällt ihr in den Rücken!

Hat er dazu ein kanonisches Recht? Oder kann man hier von einem Mißbrauch seines religiösen Amtes sprechen? Dieser Oberhirte seiner Schafe hat schon mehrmals katholische Geistliche gemaßregelt, die sich der heimatstreuen Bewegung in irgendeiner ungehässigen Weise angenommen hatten. Wir haben bisher unter katholisch-bischöflichem Hirtenamt etwas anderes verstanden.

Das liberale „Neue Elsaß“ von Georg Wolf schüttelt über diesen politischen Bischof ebenso den Kopf wie der katholische „Elsässer Kurier“. Jenes sagt: „Der Bischof hat mit verschiedenem Maß seine Ungnade zugemessen — und dies ist bedauerlich, vor allem natürlich für den Bischof ... Man glaubt auf diese Leistung hin dem Bischof die früher gelegentlich ausgesprochene Versicherung, daß er keine Erfahrung habe in der Politik.“ Schlimmer noch: daß er Politik mit Religion verwechselt. Der „Elsässer Kurier“ meldet: „Für unser Land und seine gläubige Bevölkerung eröffnet sich eine Periode unglückseliger Zersplitterung und unheilvoller Kämpfe und Reibereien.“

Elsässer und Völkerbund

Da wir denn doch beim Elsaß sind: die sogenannten „befreiten französischen Provinzen“ — eine der welthistorischen Lügen,

denn das Elsaß ist geraubtes deutsches Land — glauben jetzt durch den Völkerbund ihr Recht zu erhalten! Welches Wahngebilde der armen Leute! Als ob dieser Bund etwas anderes wäre als ein Machtmittel der schwergerüsteten Siegerstaaten neben dem entwaffneten Deutschland! Die Gruppe um den Elsässer Zorn von Bulach, den die Franzosen zäh verfolgen, hat eine Eingabe an den Völkerbund gemacht. Wir drucken das Dokument, das ein Gesinnungsgenosse des tapferen Barons veröffentlicht (Baumann), hier ab. Es lautet:

Ch. Baumann, Straßburg i. Els.
Weißturmstr. 60.
In Vertretung des:
H. Baron Zorn von Bulach.
Politischer Leiter d. Zeitung „Die Wahrheit“ u. Mitglied des Aktionsausschusses des elsaß-lothringischen Oppositionsblocks.
Straßburg, den 15. Juni 1927.
An den Völkerbund
Genf (Schweiz).

An den Völkerbund als größte Instanz für den Völkerfrieden wende ich mich in einer Angelegenheit betreffend Elsaß-Lothringen.

Allein soll meine Unterschrift in dem Protestschreiben figurieren, aus gutverständlichen Gründen, stehe aber auf Wunsch mit vielen Tausenden von Protestunterschriften jederzeit zu Ihrer Verfügung. —

Die Unterschriften kann ich aus Rücksicht auf meine Landsleute nicht bringen, weil diese sofort bei Bekanntwerden durch die französischen Behörden verfolgt und schikaniert würden. Ich hoffe, diesbezüglich bei dem Völkerbund Verständnis zu finden.

Baron Claus Zorn von Bulach, Sproß eines tausendjährigen elsässischen Adelsgeschlechtes, sitzt zur Zeit wie ein Schwerverbrecher eine dreimonatige Gefängnisstrafe ab, für eine Aussage vor Gericht, die von den französischen Gerichtsbehörden als Beleidigung des französischen Gerichtswesens hingestellt wurde, in Wirklichkeit aber als solche nicht angesehen werden kann.

Baron von Bulach hat vergangenes Jahr öffentlich vor Gericht erklärt: „Einstweilen, bevor wir hier im Elsaß nicht abgestimmt haben, was wir eigentlich sein wollen, ist für mich ein französisches Gericht genau so wenig zuständig, als wie ein chinesisches.“

Das ist die Wahrheit, denn 90 Prozent von uns Elsaß-Lothringern denken genau das, was Baron Zorn von Bulach den Mut hatte öffentlich auszusagen.

Als schlagender Beweis, daß die Volksstimmung in Elsaß-Lothringen, trotz aller offizieller Lügen, so ist, möchte ich nur erwähnen, daß unsere Zeitung „Die Wahrheit“, welche unter Berufung auf die 14 Wilsonschen Punkte direkte Volksabstimmung verlangt, seit ihrem Bestehen, Ende Februar dieses Jahres, eine Auflage von 75000 Exemplaren hat, die restlos nur verkauft werden zu dem hierzulande enormen Preis von 0,50 Frs. Wie hoch der Erfolg unseres Blattes einzuschätzen ist, dürfte aus der Tatsache hervorgehen, daß die größten politischen Blätter von Elsaß-Lothringen Auflagen von 8—16000 erreichen.

Es ist also nicht im geringsten übertrieben, wenn ich sage, daß es heute die Stimmung der großen Mehrheit aller Elsaß-Lothringer ist, die die Volksabstimmung verlangen.

Würde die französische Regierung nicht durch Gewaltmaßnahmen und raffiniert ausgeführte Sabotage die öffentliche Meinung niederhalten, so wäre der Erfolg unserer Freiheitsbewegung heute schon ein überwältigender.

Was Baron Claus Zorn von Bulach gesagt hat, ist in keinem Falle eine Beleidigung, sondern Ausdruck der Volksmeinung, vor welcher die französische Gerichtsbarkeit mit ihrer fremden Verhandlungssprache etwas Fremdes ist und nicht zu Recht besteht.

Dafür wird Baron von Bulach unter Schwerverbrechern seit 30. April bis 30. Juli 1927 gefangen gehalten, ohne ihm auch nur das politische Regime zu gewähren.

Im Namen hunderttausender unserer Landsleute protestiere ich gegen diese Brutalität der französischen Republik.

Ich weiß, was ich bei diesem Schritte selbst aufs Spiel setze, und ein Anschlag auf meine Person von seiten der französischen Behörden ist eine Voraussicht, mit der ich mich längst abgefunden habe, was mich aber nicht ab-

halten kann, weiter zu protestieren gegen die Willkür, mit der man gegen alles Elsässische vorgeht.

Baron Zorn von Bulach ist das Opfer französischen Chauvinismus und schmachtet gegen jedes Völkerrecht im Gefängnis.

Wir Elsaß-Lothringer verlangen das Selbstbestimmungsrecht!

An den Völkerbund, auf den wir noch vertrauen, wenden wir uns in unserer Not und bitten flehentlichst um Schutz für ein Land, das der ewige Zankapfel zweier Nationen ist und eine ständige Gefahr für den Weltfrieden bildet, solange das Volk, als oberster Richter, nicht selbst über seinen Willen befragt worden ist.

Ich hoffe vertrauensvoll, daß der Völkerbund dem Schicksal des Barons Zorn von Bulach Verständnis entgegenbringt, und zeichne

mit allergrößter Hochachtung
Charles Baumann

Volksvertreter?

Die Hochwasserkatastrophe von Pirna, der nahezu zweihundert blühende Menschenleben in einer Nacht zum Opfer fielen, hat eine beispiellose Einheitsfront hilfsbereiter Volksgenossen aller politischen Weltanschauungen und Bekenntnisse geschaffen. Rote Frontkämpfer und Reichsbannerleute arbeiteten Hand in Hand mit Stahlhelm-Mannschaften und Technischer Nothilfe an der Rettung der bedrängten Bewohner der Täler des Schreckens von Gottleuba, Glashütte und Weesenstein. Verstummt waren alle Leidenschaften politischen Kampfes, nur der Gedanke tätiger Nächstenliebe beseelte die Helfer, die Schulter an Schulter dem Vernichtungswerke der entfesselten Naturgewalten Grenzen setzten.

Schamröte aber steigt jedem ehrlichen Deutschen ins Gesicht, flammende Empörung und tiefste Verachtung erfüllt ihn, wenn er sieht, wie im Deutschen Reichstage „Volksvertreter“ jene unglücklichen Überlebenden der Pirnaer Todesnacht, deren gesamte Habe ein Raub der gurgelnden Fluten wurde, die kaum das nackte Leben retteten, in sinnloser Parteiverblendung und Borniertheit der bittersten Not und Verzweiflung preiszeben. In gerechtem Zorne schreiben die „Leipziger Neuesten Nachrichten“:

„Die Kommunisten im Reichstage entzogen sich dem Gebot der Menschlichkeit, in gemeinsamer Kundgebung aller Parteien den Opfern der Pirnaer Katastrophe Reichshilfe in Aussicht zu stellen. Sie brachen aus parteiischer Verranntheit aus der Einheitsfront der Volksvertretung aus und wurden beschämt durch die Einheitsfront des Volkes selbst. Sie weigerten sich mitzutun, weil sie nicht wünschten, daß die „fetten Großgrundbesitzer alles schlucken“, daß die Mittel „nur den Besitzenden in den Rachen geworfen werden“! Mit solcher fadenscheinigen Begründung haben sich die kommunistischen Schwätzer selbst geohrfeigt, haben diese angeblichen Arbeitervertreter ihrer angeblichen Volkskenntnis selbst das kläglichste Zeugnis ausgestellt. Wollen sich der Interessen der proletarischen Schichten annehmen und versagen gerade im entscheidenden Augenblick! Wissen denn diese von Moskaus Gnaden Erleuchteten nicht, daß die meisten Opfer des Unglücks gerade unter den ärmsten Schichten des Volkes zu suchen sind? Haben diese Patent-Arbeiterführer keinen Schimmer davon, daß in den Tälern der Gottleuba und der Müglitz fast nur bescheidene Holzfäller, Heimarbeiter der Spielzeugindustrie, Uhrmacher, wohnen, daß die dort ansässigen Handwerker und Gewerbetreibenden nur kümmerlich ihr Leben fristen und höchstens noch bescheidenen Gewinn vom Fremdenverkehr erzielen? All diese Erwerbsmöglichkeiten sind aber jetzt auf Monate hinaus ausgetilgt. Arbeitslosigkeit, Hunger, Entbehrung drohen der Bevölkerung. Sie besitzt keinen roten Heller, das zerstörte Heim wieder aufzubauen, den fortgeschwommenen Hausrat wieder anzuschaffen. Und diesen Ärmsten der Armen verweigert die Kommunistische Partei die Hilfe! Mit solcher Jämmerlichkeit haben die Stipendiaten von Moskau im Reichstage das angemaßte Recht, sich Arbeitervertreter zu nennen, ein für allemal verwirkt.“

Diese „Volksvertreter“ haben sich selbst gerichtet durch solchen schmählichen Verrat an

der werktätigen Bevölkerung unseres Vaterlandes. Ihr Platz ist der Pranger, nicht das Parlament!

Wird man ihnen die rechte Antwort zu geben wissen? Karl August Walther

Deutschfeindliches aus England

Man soll sich keinen Selbsttäuschungen hingeben — der Engländer ist noch immer im wesentlichen deutschfeindlich. Das bestätigt aufs neue ein philologischer Fachmann (Knoch), der neulich in der „Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht" (Bd. 23) seine Erfahrungen in England mitteilt. Er schreibt u. a.:

„Die Stimmung der Engländer uns Deutschen gegenüber ist sehr schlecht, oft ausgesprochen feindlich, im günstigsten Falle reserviert kühl. Die Hetze der konservativen Zeitungen, die ja in England völlig das Feld beherrschen, ist oft maßlos. In der ‚Daily Mail', die jetzt fast zwei Millionen Leser haben soll, fand ich manchmal in einer Nummer ein halbes Dutzend deutschfeindlicher Artikel, oft widerwärtigster Art. In einem ‚Eingesandt' — in England ist ja diese Rubrik sehr bedeutsam — wurde des längeren ausgeführt, wie Engländer auf den Paßämtern schlecht behandelt würden, und wie sie oft stundenlang zwischen den Deutschen stehen müßten, die sich nicht wüschen und stänken! Die ‚Times', ‚Morning Post', ‚Evening News', ‚Weekly Dispatch', ‚Daily Mirror', ‚Sunday Pictorial', selbst ein Blatt wie ‚The People' brachten immer wieder unfreundliche oder feindliche Artikel gegen Deutschland. Der Dawesplan wurde von den wichtigsten Blättern gradezu fanatisch bekämpft... Die mehr oder weniger politisch unklugen militärischen Gedenkfeiern in Deutschland werden sofort in Artikeln und großen Bildern als Nachweis der deutschen Revanchestimmung dargestellt und zum Kampf gegen die Versöhnungspolitik Macdonalds eifrig benützt. In der ‚Empire Exhibition' entdeckten (nach ‚The People') Käufer ‚with horror and disgust', daß in den gekauften Puppen Zettel ‚made in Germany' gewesen seien. Die Folge war sofortiges strenges Verbot des Ausstellens und Verkaufens deutscher Waren. Auch sonst gibt es an Geschäftshäusern Anschläge des Inhalts, daß grundsätzlich von deutschen Geschäftsleuten nichts gekauft würde. Überall sieht man Erinnerungen an den Krieg. London wimmelt geradezu von Denkmälern und Erinnerungstafeln. In den Museen, in den Banken, auf den Bahnhöfen (in Paddington Station, in Liverpool Station große Kriegerdenkmäler), in der Börse, vor der Börse, im Parlamentsgebäude, in allen Kirchen Gedenken an den Krieg, oft mit vielen frischen Kränzen verziert. Vor dem schlichten Denkmal in Whitehall nehmen die Hunderttausende von Leuten, die durch diese verkehrsreichen Straßen kommen, stets ehrfurchtsvoll den Hut ab. Das Denkmal von Miß Cavel trägt auch meistens frischen Blumenschmuck. Im Globe-Theater sieht man noch heute die Statue eines hunnenähnlichen deutschen Soldaten mit der Inschrift: Lest we forget. Vor der Rückseite des Britischen Museums ist ein Riesentank eingebaut; immer wieder stößt das Auge auf die aufgestellten eroberten deutschen Kanonen. Im Theater herrscht französischer Kitsch, wenigstens in der Provinz. Es war für mich ein sehr unangenehmes Gefühl, als ich ‚Diplomacy' von Sardou sah, wo ein deutscher Jude in ganz gemeiner Weise dem englischen Gesandten wichtige Staatsdokumente stahl. Natürlich gab es bei den Besuchern allerlei boshafte Bemerkungen über die Deutschen im allgemeinen. In meinem ‚boarding house' sprachen von acht Leuten fünf in den ganzen Wochen kein Wort mit mir. Es galt geradezu als eine Schande, mit einem Deutschen zu verkehren. Die Wirtin redete nur vom Wetter oder den deutschen ‚atrocities' während der Kriegsjahre. So sehr ich politische Gespräche mied, immer wieder wurde ich als Deutscher angegriffen. Ich sollte durchaus Deutschlands Alleinschuld am Kriege zugeben. Meine Hinweise auf Äußerungen von Lloyd George, Wilson, auf die letzten Enthüllungen der ‚Humanité' machten wenig Eindruck. ‚Weshalb hatten die Deutschen das größte Heer, wenn sie nicht den Krieg wollten?' Ich entgegnete: ‚Weshalb hatten die Engländer die größte Flotte, wenn sie nicht den Krieg woll-

ten?' — ‚Weshalb haben die Deutschen Miß Cavel erschossen?' Ich antwortete: ‚Weshalb haben die Engländer die Jungfrau von Orleans verbrannt, die doch keine Spionin war?' Ich erinnerte an die Konzentrationslager im Burenkriege, an das Gemetzel des Generals Dyer in Amitsar 1920. Immer wieder warf man mir die deutschen ‚air raids' vor, besonders den einen, wo eine Bombe in einer Schule 40 Kinder tötete. Von Karlsruhe, Freiburg und Trier wußte man natürlich nichts. Auf dem Trafalgar Square führte mich ein alter mit Kriegsorden geschmückter Soldat unter Fluchen auf die Deutschen zum Nelsondenkmal, aus dessen Sockel eine deutsche Bombe ein Stück herausgesprengt hat. Wenn ich von grausigen Folgen der Blockade sprach, beruhigte sich das englische Gewissen völlig mit der stereotypen Wendung: ‚Das können wir nicht glauben' oder ‚wir haben's nicht geglaubt'. Natürlich glaubte man auch nicht, daß die englische Flotte unter dem Schutze des roten Kreuzes Munition befördert habe, um so lauter entrüstete man sich über das Torpedieren von Hospitalschiffen durch Deutsche. Bemerkenswert war überall die gleiche Geisteseinstellung zu den politischen Geschehnissen... Der bornierte Durchschnittsengländer des Mittelstandes, dessen Stimmung ich allein kennen lernen konnte, wird eben in seinem Denken und Fühlen durch die pharisäischen Phrasen der Northcliffe-Presse willig geleitet. Der Sekretär der Völkerbundliga, den ich beim ‚tea' kennengelernt und für ‚broad minded' gehalten hatte, erklärte mir beim Abschied: ‚Ich will es versuchen, den Deutschen zu verzeihen; denn wie soll mir Christus am Ende meiner Tage verzeihen, wenn ich es nicht fertig bringe, den Deutschen zu vergeben!' In Oxford fragte die Hotelbesitzerin nach meiner Nationalität. Beim Wort ‚Germany' war sie wie umgewandelt und redete kein Wort mehr... Eine Irländerin, die den Deutschen stärkste Sympathien entgegenbrachte, betonte immer wieder: ‚Die Engländer sind Heuchler und Tyrannen; alle deutschen Studenten sollten nach Irland gehen, wo sie gut aufgenommen würden.' Die gleiche Dame verriet mir auch, das boarding house habe erklärt, ich sei doch nicht so ganz ‚hunlike'. Der Ausdruck ‚Hunne' für Deutsche ist also durchaus noch nicht ausgestorben. In einer großen Jahresversammlung englischer Schulmänner in Eastbourne sprach man sogar noch von ‚Huns'. Der sprachliche Ertrag meiner Ferientage war so ein sehr mäßiger bei der ablehnenden Haltung meiner englischen Umgebung, soviel ich auch sonst gelernt habe." . .

Wilsons letzte Gedanken

Wir finden in einem entlegenen Blatt Auszüge aus einem Werk von James Karney über Wilson, jenen amerikanischen Präsidenten, dessen wir nur mit Ingrimm gedenken. Wesentlich Frankreich hat ihm die 14 Punkte verdorben und in den furchtbaren Vertrag von Versailles umgebogen.

„Als ich am 7. Dezember wieder zu Wilson kam, fand ich ihn in einer besseren Gemütsverfassung . . . Nachdem ich ihn an den Ausbruch der internationalen Wut erinnerte über die durch Frankreich und Italien vollbrachte Verunglimpfung des Versailler Vertrags, rief er mit aufgeregter Stimme aus:

‚Ich möchte es erleben, daß Deutschland Frankreich niederwirft und wünsche Jusserand zu begegnen, um ihm dies ins Gesicht zu schleudern.'

Frankreichs Politik hat insbesondere seine Verachtung hervorgerufen, und er gibt seinen Absichten freien Lauf über den Mangel an gutem Glauben, über die Undankbarkeit und Habsucht Frankreichs, wo doch der Krieg eigentlich nur dank der Großmut Amerikas gewonnen worden ist.

Als im Oktober und November 1921 Marschall Foch seinen Triumphzug durch Amerika machte, hat ihn Wilson nicht gesehen, da der frühere Präsident an dem Tage, als Foch ihn besuchen wollte, sich krank melden ließ.

Foch hatte in Paris solchen Gewaltmaßnahmen das Wort geredet und sich als einen solch verbissenen Anhänger des französischen Militarismus gezeigt, daß Wilson schließlich in ihm nur einen wilden Militaristen sah, dessen ganze Philosophie darauf hinauslief,

möglichst viel Deutsche zu vernichten, ‚tuer du boche‘, wie des überaus religiösen Foch Lieblingsausdruck während des Krieges lautete. Wilson hatte einen tiefen Abscheu für alle französischen Politiker.

‚Alle haben mich angelogen,‘ erklärte er mir, ‚mit Ausnahme von Louis Loucheur‘, und er fügte hinzu: ‚Die Niederlage von Stanley Baldwin war eine gute Sache, nicht nur für England, sondern auch mit Rücksicht auf Poincaré‘, welchen er einen Maulhelden nennt.

Wilson hatte eine ausgesprochene Abneigung gegen den Präsidenten Poincaré, welcher im Hinblick auf den Ausbruch des Krieges eine verderbliche Rolle gespielt hat.

Man kann sich nicht leicht eine tragischere Rolle vorstellen, als die eines Mannes, welcher die Blitze Jupiters in Händen gehabt hat und sich mit einem Schlag außerstande gesetzt sieht, den Gang der Ereignisse zu kontrollieren, und diejenigen zu bestrafen, welche die Macht mißbraucht haben, die sie ihm verdanken. In dieser Lage befand sich Napoleon; in der nämlichen Wilson.

Was wäre Foch heute, ohne Wilson, welcher die amerikanischen Armeen über das Meer schickte, um Frankreichs und Englands Krieg zu gewinnen?!...“

Dazu bemerkt die elsässische „Zukunft“:

„Was in obigen Sätzen als die letzten Gedanken Wilsons wiedergegeben ist, entspricht zweifelsohne der Auffassung von Millionen von Nordamerikanern über ihre Beteiligung am Krieg. Schon lange ist man in den Vereinigten Staaten zur Überzeugung gelangt, daß die Alliierten den guten Glauben der Amerikaner aufs schnödeste mißbraucht haben, indem sie, weit entfernt davon, für die Verwirklichung der Ideale Wilsons zu kämpfen, tatsächlich nur einem brutalen Imperialismus und einem eigennützigen Kapitalismus zum Siege verholfen haben.“

Der „Bolschewist“ Damaschke

In Mecklenburg ist große Aufregung: die dortigen Grund- und Hausbesitzer sind durch das Umsichgreifen der Bodenreformbewegung in Erregung geraten. Sie sehen darin ein Zeichen der drohenden kommunistisch-bolschewistischen Flut! Am Sonntag fand in Parchim eine Landestagung statt, auf der die Grund- und Hausbesitzer eine Reihe von Entschließungen faßten, in denen sie sich gegen die Reichsregierung, gegen die Landesregierung und mit kategorischer Entschiedenheit auch gegen die evangelische Kirche Mecklenburgs wandten (!). Dieser werfen sie vor, daß sie durch ihre bodenreformfreundliche Einstellung beim Grund- und Hausbesitz größtes Befremden verursacht habe, das um so größer sei, als Grund- und Hausbesitz bekanntermaßen sehr kirchentreu sei. Der Landesverband der Grund- und Hausbesitzer stellt im Anschluß daran an die evangelischen Kirchenbehörden die entschiedene Forderung, sofort von der bolschewistischen Bewegung der Bodenreformer abzurücken und den Geistlichen die Teilnahme zu verbieten, andernfalls sich die Grund- und Hausbesitzer zu ernsten Konsequenzen in bezug auf ihre Stellung zur Kirche veranlaßt sehen würden (!). Der Verband bringt der Kirche dabei in Erinnerung, daß die Grund- und Hausbesitzer nicht nur die treuesten Stützen der Kirche, sondern auch der Kultur und der bürgerlichen Weltanschauung seien.

Das sind ja sehr fromme Leute, die ihre Haltung zur Kirche abhängig machen von deren Einstellung in einer Einzelfrage. Was sagt Damaschke dazu?

Würde

Vierzehn Tage lang flog Chamberlin durchs deutsche Land. Himmelhoch spritzte der Jubel dort, wo er landete. Die Schupoketten wurden gesprengt, und auf die Schultern hob man den Überwinder des Weltmeers. An der Isar stehen Zapfwirte in Berufsgala und kredenzen ihm, ganz wie einem Bismarck oder Hindenburg, den schäumenden Maßkrug des Münchener Kindls. Zu den Festessen erscheinen die deutschen Behörden in Zylinder und Bratenrock, der Gefeierte selber jedoch unentwegt in Knickerbockers und Schillerkragen wie bei der ersten Landung.

Ich setze seine Tat keineswegs herab. Zu

seiner starken Maschine fügte er ein starkes Herz, und sein Sieg über die Elemente macht Epoche in unserem, wie schon Goethe sagte, veloziferischen Zeitalter.

Allein ist es nicht des Ehrenpreises ein wenig zu viel geworden? Man gibt sich heute für Sportsieger derart aus, daß für geistiges Verdienst bald nichts mehr übrig bleibt.

Freilich haben's uns die Amerikaner vorgemacht. Allein das sind Hysteriker und sie springen leicht aus dem Häuschen. Wir begrüßen auch keinen Reichspräsidenten, und wenn's der Sieger von Tannenberg wäre, mit einem Indianergeheul von 1³/₄ Stunden, wie es drüben üblich ist.

In Berlin, wo man die monarchistischen Straßennamen auspinselt, gibt es jetzt eine Columbia-Straße, nach Chamberlins glückhaftem Flugzeug. In den Vereinigten Staaten wurde bei Eintritt in den Krieg Germantown umgetauft; Deutsche, die ihr Vaterland bekannten, geteert und gefedert. Ob man dort eine „Germania"-Straße schaffen würde, wenn ein so benamstes deutsches Flugzeug hinüber käme? Der Gedanke eines deutschen Gegenbesuches ist ja bereits gefaßt und wartet bloß auf Wetterumschlag. Allein diese Aussicht hat drüben nur mäßig beglückt. Da sehe man, so schreibt vielmehr die Presse, wie brennend schon die Fliegergefahr sei und wie bitter nötig verstärkte Fliegerabwehr. Welchem Deutschen ist ein solcher Gedanke gekommen, als der große Vogel aus der neuen Welt über uns hinschwirrte?

Wahr ist's, San Franzisko hat unseren Grafen Luckner zum Ehrenbürger gemacht. Aber das wurde begründet mit seiner menschlichen Kriegführung, die vielen amerikanischen Bürgern das Leben rettete. Hier spielt also ein schönes ethisches Moment herein. Womit hingegen begründet sich Chamberlins Ehrenbürgerrecht von Kottbus? Daß er sehr zu seinem Ärger bei dieser Stadt notlanden mußte?

Es gibt Grenzen des Taktes und der Würde, leider überschreitet der Deutsche sie leicht. Er verkennt die Nachwirkungen der Kriegslüge und merkt gar nicht, daß seine gutherzige Hingabe als ein Wiederanbiedern des Schuldbewußtseins gedeutet und ohne Gegenseitigkeit aufgenommen wird. Die „Köln. Ztg." verzeichnet eine lange Reihe transatlantischer Preßstimmen, die dartut, daß man den deutschen Chamberlin-Rummel einfach ins Lächerliche zieht.

Im Mai tagte zu Göttingen der vorbereitende Ausschuß des internationalen Historikerkongresses. Auch der belgische Geschichtschreiber Perenne fand sich ein. Als wir in Belgien waren, hat er interniert werden müssen, weil er hetzte. Gleichwohl war es selbstverständlich, daß man ihn in Göttingen mit allen Ehren aufnahm.

Bald darauf war in Gent ein internationaler Hygienekongreß. Zehn Deutsche haben ihn besucht. Sie machten jedoch eine üble Erfahrung. Am Eröffnungstage las man nämlich an den Litfaßsäulen französische und vlämische Anschläge, die gegen ihre Anwesenheit roh aufbegehrten. Damit sie ja selber darauf aufmerksam wurden, stand darüber in deutscher Sprache: „Heraus!"; es war wohl „Hinaus" gemeint.

Es handelte sich nicht etwa um den nächtlichen Bubenstreich unverantwortlicher Hetzbrüder. Die Zettel waren vielmehr mit Erlaubnis des Gemeinderates angeklebt, und der Bürgermeister hatte eigens die Polizei angewiesen, zu verhüten, daß taktvollere Leute sie abrissen. Die vlämische Studentenschaft und der vlämische Frontkämpferbund konnten daher nur dadurch protestieren, daß sie ihrerseits auf anderen Anschlägen die Deutschen willkommen hießen.

Solche Vorfälle mahnen zur Zurückhaltung. Man sei freundlich, aber dränge sich nicht auf, lasse sich eher nötigen. Bei Genfer Erlebnissen jedoch reise man unverzüglich ab. F. H.

Höher geht's nimmer!

Das Berliner Tageblatt des Hauses Mosse war einer der Hauptschreier im Kampf gegen die Einführung des kürzlich im Reichstag durchgebrachten Gesetzes zum Schutz der Jugend vor Schmutz und Schund. Es wußte wohl, warum, es wollte gewiß seine eigenen Erzeugnisse vor einem Verbot auf Grund die-

ses neuen Gesetzes bewahren. **Beweis:** Ist es schon überaus geschmacklos, wenn in einer Nummer des B. T. vom 17. Mai eine Claire Goll ihren Mann „andichtet“.

„Immer wenn du fort bist,
Erwarte ich zitternd
Den radelnden (!) Engel
Mit dem Telegramm des Todes“,

so ist doch die „dichterische“ Antwort Iwans an Claire gewiß offensichtlicher Schund. Oder etwa nicht? Herr Iwan „dichtet“ nämlich:

„Dein Haar ist die große Feuersbrunst des Jahrhunderts,
Deine Stirn die Leinwand, hinter der geheimnisvolle Films (!) laufen,
Deine Nase ein Eiffelturm (!!), rosa gestrichen,
Deiner Lippen Zwillingsbarke tanzt auf dem roten Meer,
Deine Zähne sind regelmäßiger als die Tasten des Pianos,
Wenn du sprichst, blühen Akazien
Und lächeln zehn Bäche zugleich,
Wenn du schreitest,
Wiegt sich die ganze Erde.“

Sollte sich aber Herr Goll nicht in der letzten Zeile verschrieben haben? Müßte es im Stil des Ganzen nicht richtiger und treffender heißen: „**Wackelt die ganze Erde**“, nämlich vor Verwunderung ob der „Dichtkunst“ eines Iwan Goll? — Höher geht's wirklich nimmer mit dem intellektuellen Snobismus der Mosse und Konsorten und ihres Kurfürstendamm-Publikums, dem sie derartige Stilblüten als „Kunst“ anbieten dürfen. Dr. A.

Salonbolschewisten

Man kennt den unerfreulichen Zeittyp des sogenannten Salonbolschewisten, der in dem berüchtigten Salon Cassirer in Berlin seinerzeit wohl seinen Ausgang nahm, zur Genüge: meist Literaten, Maler, Schauspieler oder Musiker, kurz Wesen, die irgendwie mit der Kunst verbunden sind oder doch wenigstens sich mit ihr verbunden fühlen. Diesen gefährlichen Irrlichtern schreibt der Professor an der Dresdner Technischen Hochschule Dr. Fedor **Stepun**, der als gebürtiger Russe selbst durch die Schrecken der russischen Revolution hat gehen müssen, im Aprilheft der bekannten katholischen Monatsschrift „Hochland“ des hier von Friedrich Lienhard kürzlich gewürdigten Prof. Karl Muth in einem gedankenvollen Aufsatz über den „metaphysischen Sinn der Revolution und die Sowjetliteratur“ folgende treffliche Worte ins Stammbuch:

„In Deutschland (ich weiß nicht, ob auch in anderen europäischen Ländern) gibt es eine **völlig unerträgliche**, bis zum **äußersten aufreizende** Spezies von sogenannten ‚**Edelkommunisten**‘. Ihre fast durchweg nichtsnutzig-müßigen, träumerisch-schlaffen und gegenstandslos-begeisterten Seelen sind alle, eine wie die andere, durch **Spengler** aufgepflügt, durch **Dostojewski** befruchtet und vom Unkraut der **Dritten Internationale**, von der sie Milch und Honig erhoffen, überwuchert. Ohne das geringste Gefühl des Schmerzes um **ihr** Europa, verunglimpfen sie dessen angebliche Sterbestunde, erblicken in Lenin den zu Fleisch und Blut gewordenen Aljoscha Karamasow und im bolschewistischen Kommunismus die politische Verwirklichung des wahren Christentums; ereifern sich über die spießbürgerliche Enge des europäischen Lebens und ergehen sich (in der Meinung, damit unserem russischen Nationalgefühl zu schmeicheln) in Lobpreisungen der Poesie des bolschewistischen Rußlands mit seinem prophetischen Chaos (im Stile Dostojewskis) und seinem malerisch-blutigen Anblick (im Stile keines Geringeren als Shakespeares). An die Existenz jenes unheimlichen, realen, bolschewistischen Rußlands, von welchem man ihnen spricht, glauben sie nicht im geringsten. Mit dem naiven, nachsichtigen Lächeln von Menschen, die nichts durchgemacht haben, erwidern sie, Revolutionen würden nicht mit weißen Handschuhen gemacht, Geist und Blut seien von jeher miteinander verwandt; sie selbst jedenfalls würden gern ihre marklose, armselige Spielzeugrevolution gegen die historisch-gewaltige, geniale Tragödie eintauschen, die sich so ergreifend in Rußland, diesem

unermeßlichen, rätselhaften Lande der Zukunft, abspielt."

In den folgenden Sätzen gibt dann Professor Stepun folgende treffende Charakteristik der äußeren Bilder dieser Salonbolschewisten, in der der Hinweis auf die verderbliche, ja geradezu katastrophale Wirkung, die der Literaturbolschewismus Dostojewskis auf weite Kreise der deutschen Intelligenz ausgeübt hat, ganz besonders verdienstvoll ist: „Noch vor kurzem sprach ich öfters einen von Dostojewski endgültig zu Brei zermalmten deutschen Schriftsteller, der ganz außer sich war vom unwiderstehlichen Verlangen, in das heilige, kommunistische Moskau zu gelangen. Langmähnig, wie ein nihilistischer Student der Zarenzeit, in einem schwarzen Anzug ohne Weste und mit einer riesigen schwarzen Schleife unter dem unrasierten Kinn, bemühte er sich leidenschaftlich, mir die ganze Unhaltbarkeit meiner ‚Emigrantenstimmungen' darzutun, und behauptete, daß alle Emigranten den Wald vor Bäumen nicht sähen, daß die im dumpfen Westeuropa erstickenden Europäer die Weltbedeutung des bolschewistischen Rußland viel eher erfassen könnten als die Russen selber."

Ebenso schlimm, ja eher noch gefährlicher als diese von keinem Vernünftigen ernst genommenen Salonbolschewisten sind aber die Kreise des deutschen Intellektualismus, die es für ihre eigene Person wohl mit Schaudern ablehnen würden, als unrasierte Apostel der bolschewistischen Weltrevolution in schwarzen Hemden allerlei „schöngeistige" Salons unsicher zu machen, und die als weichliche Pazifisten, denen schon bei einem Tropfen Blut schlecht wird, gewiß alles andere als die blutigen Straßenkämpfe im Gefolge einer Bolschewisierung Deutschlands herbeiwünschen. Es sei in diesem Zusammenhang nur an den glänzend inszenierten „Protestschrei des geistigen (!) Deutschland" gegen das Verbot des skrupellos die Geschichte fälschenden bolschewistischen Hetz- und Propagandafilms „Panzerkreuzer Potemkin" erinnert. Selbstverständlich ist, daß dieselben Herrschaften auch gegen das Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schmutz und Schund auftraten!

Und nun wieder ein neuer Fall. Der kommunistische Berliner Spielleiter Erwin Piscator, der bezeichnenderweise kürzlich öffentlich bedauerte, daß er nicht aus ostjüdischer Familie stamme, sondern nur (!) aus einer westfälischen Gelehrtenfamilie, nimmt das Stück eines gewissen Ehm Welk „Gewitter über Gottland" und macht aus ihm in einer Aufführung der Berliner Volksbühne in selbstherrlicher Vergewaltigung und Verdrehung des Werkes ein rein bolschewistisches Propaganda- und Hetzstück. Das wird selbst dem sozialistischen Vorstande der Volksbühne zu viel, und er rückt in einer öffentlichen Erklärung von Herrn Piscator ab, stellt ihn kalt. Darob großes Geschrei in der Berliner jüdischen Asphaltpresse und eine „Aktion bekannter Vertreter von Theater, Literatur und Presse" für den mit Recht gemaßregelten Piscator, die ihren Niederschlag in einer öffentlichen Erklärung findet! Nichts ist bezeichnender für die „Mentalität" — um ein in diesen Kreisen besonders beliebtes Schlagwort zu gebrauchen — dieser Leute, als daß sie dem Vorstand der Volksbühne entrüstet vorwerfen, daß er „selbstherrlich das Werk Piscators durch nachträgliche Eingriffe entstellt und verstümmelt" habe, nämlich dadurch, daß er das Schlimmste der bolschewistischen Weltrevolutionspropaganda Piscators ausmerzte! Aber daß Herr Piscator das Werk des Dichters in sinnwidrigster Weise — der Dichter selbst hat öffentlich gegen die Verschandelung seines Werkes protestiert! — entstellt und verstümmelt hat, wird mit keinem Wort in dieser famosen Erklärung erwähnt! Das ist das „gute Recht" des Spielleiters nach neuester Auffassung, nach der das Werk des Dichters nichts (siehe die berüchtigten Jeßnerschen Inszenierungen der „Räuber" und des „Hamlet" im Berliner Staatstheater), der krampfige, eitle Ehrgeiz des nach immer neuen Sensationen hetzenden, um den Beifall des Mob buhlenden Regisseurs alles bedeutet.

Doch das interessanteste an dieser Erklärung sind die Namen derer, die dies Dokument mit ihrer Unterschrift versehen, dies Dokument volklicher und staatspolitischer Verant-

wortungslosigkeit, von der sie auch der als Deckmantel für viele Fälle so beliebte hysterische Schrei „Es gilt die Freiheit der Kunst!" nicht befreien kann, denn es handelt sich hier ja gar nicht um die wirkliche, sondern um eine eitle Pseudokunst. Daß Leute wie Becher, George Groß, Toller, Tucholsky und der Sprachvermanscher Kerr unter diesem Aufruf nicht fehlen können, ist selbstverständlich. Denn sie sind immer dort zu finden, wo es gegen deutsches Volkstum und deutsche Kultur geht. Daß bedeutende Schauspieler wie Tilla Durieux, Gertrud Eysoldt, Alexander Granach, Fritz Kestner, Karl Heinz Martin, Gerda Müller u. a. sich darunter befinden, beweist nur die Richtigkeit dessen, was wir vorhin über die Verbreitung des Salonbolschewismus gerade unter den deutschen Schauspielern sagten; daß aber auch ein immerhin so feiner Kopf wie Thomas Mann (er steht auch unter dem Aufruf für Hölz! D. T.) seinen Namen für die Unterstützung der bolschewistischen Weltrevolutions-Propaganda hergegeben hat, zeigt, wie gefährlich weit die geschickt in den Mantel der „Kunst" sich hüllende bolschewistische Propaganda bereits Fuß gefaßt hat.

Sollte wirklich das, was Thomas Mann und die anderen Unterzeichneten dieser Aufrufe moralisch mit ihrem Namen gefördert haben, über Deutschland kommen, sollte wirklich die Pest der bolschewistischen Weltrevolution mit Mord, Totschlag und blutigen Barrikadenkämpfen unser Volk heimsuchen, so werden, davon sind wir überzeugt, gerade Thomas Mann und fast alle die anderen Unterzeichneten die ersten sein, die den heißen Boden Deutschlands verlassen und ihr kostbares Leben in Sicherheit bringen.

Dr. Albrecht

Dasselbe gilt von dem Aufruf für den Banditen Max Hölz: da finden wir wieder dieselben Berliner — meist jüdische — Salonliteraten, die „schärfsten Protest" erheben gegen die deutsche Rechtsprechung, da der Mordbrenner Hölz stets aus „lautersten Beweggründen" gehandelt habe! D. T.

*

Die Insel Helgoland ein Schmerzenskind

Wieder beschäftigt die Helgolandfrage die öffentliche Aufmerksamkeit. Und diesmal wird es ernst. „Helgoland in Gefahr" ist eine seit Versailles offenkundige Tatsache; aber daß der Verfall durch die frivolen Bestimmungen der Preisgabe des nur mit künstlichen Bauten zusammengehaltenen Nordsee-Eilands schon soweit vorgeschritten ist, das hat man sich in Deutschland doch nicht träumen lassen.

Die Überschwemmungen von 1926 haben dem Unterland, also der breiten Südosthälfte mit der Sandbank, so arg zugesetzt, daß nun rasch etwas getan werden muß. Aber das ist nicht der eigentliche Grund. Gegen das Wüten der Elemente, namentlich der ewig bewegten Nordsee, hat man sich allzeit schützen können. Es blieb erst den unsinnigen Bestimmungen des Versailler Diktates vorbehalten, mit dem Verbot jeglicher Schutzbauten in Helgoland so gründlich aufzuräumen, daß das Schicksal der durch soviel fremde Hände gegangenen ostfriesischen Insel besiegelt erscheint. Hier hat englische Rachsucht und Brutalität einen Streich vollführt, der als schwere Schuld im Buch der Welt- und Kulturgeschichte von späteren Zeiten verzeichnet werden wird.

Es ist bekannt, daß der Ärger über die Hergabe von Helgoland (1890 im Austausch gegen Zansibar) den Briten schwer im Magen gelegen hat. Den Pfahl im englischen Fleisch nannten sie es schon vor dem Kriege, als sie zusehen mußten, wie stark Deutschland diese strategische Position am Ausgang der Nordsee ausbaute. Zansibar hätten sie gleich zu Kriegsanfang mühelos weggeschnappt, aber Helgoland wäre eine starke Bedrohung für ein mit England im Krieg befindliches Deutschland gewesen, ein britischer Flottenstützpunkt ersten Ranges, den sich nun das Deutsche Reich zunutze machte. Helgoland blieb uneinnehmbar, bildete die sichere U-Boot-Basis, die England so übel zu schaffen machte. Daher der Zorn, daher der Vorsatz, bei Kriegsschluß mit diesem Kampf-Eiland gründlich aufzuräumen. Ohne

Zweifel wünscht das offizielle England und die chauvinistische Mehrheit noch heute, daß Helgoland verschwinde. Mag Preußen zusehen, was es mit den Helgoländern macht. Auf ein paar Millionen Entschädigung mehr oder weniger kommt es bei den deutschen Kriegslasten ja nicht an. So denken die Helgoländer natürlich nicht als heimattreue Friesen, und durch den öfteren Besitzwechsel (bis 1807 waren sie dänisch) ohnehin schwierig in ihrem nationalen Zugehörigkeitsgefühl, verlangen sie von Preußen jede Hilfeleistung zur Erhaltung ihrer Insel, gleichgültig um welchen Preis. Auch das Reich hat ein vitales Interesse daran, daß die Insel, der Torwächter zur deutschen Nordsee und den langen deutschen Küsten, nicht von der Bildfläche verschwinde. Stehen doch auch hohe nationale Belange auf dem Spiel. Die Stätte, an der das Deutschland-Lied entstand, auf der Hoffmann von Fallerslebens Geist lebendig ist, bedeutet ein Symbol für deutsche Ehre und Geltung.

In der Tat ist die Regierung gewillt, hier das Mögliche innerhalb der vom Versailler Vertrag gezogenen Grenzen zu tun, um den Einheimischen ihre Heimat, dem Reich ein wichtiges Gebiet und dem deutschen Publikum, von dem die Helgoländer größtenteils leben, ein beliebtes Reise- und Erholungsziel zu erhalten. Im Frühjahr beginnen die umfangreichen Tiefbau-Arbeiten zum Schutz der hauptsächlich gefährdeten Insel-Teile. Wo schon soviel in dies Stück Boden hineingepulvert worden ist, sollen ein paar Millionen keine Rolle spielen, wenn nur dann der Verfall durch Abbröckelung aufgehalten wird. Das aber ist fraglich. Die einstigen, weitreichenden Vorflut-Schutzbauten, die den besten U-Boot-Hafen schufen, gaben viel eher Gewähr der Rettung. Aber das darf ja nicht sein!

In England verfolgt man die Dinge natürlich mit Interesse und liegt zum Eingreifen scharf auf der Lauer. Der „Observer", ein liberales und gemäßigtes Blatt, berichtet in seiner ersten Februar-Ausgabe von den Schwierigkeiten Helgolands und den deutschen Bauplänen. Er gibt freimütig zu, daß der Hauptgrund zur Gefährdung der Insel in den Zerstörungsarbeiten auf Befehl der Entente liege. Helgoland sei nicht zu beneiden: Erst die Erschütterungen des ohnehin bröckeligen Bodens durch die Sprengungen bei Herstellung der Kasematten und Befestigungen, dann wieder die schädlichen Einflüsse bei Sprengung der betonierten Verteidigungsanlagen — zuviel schon für ein Landgebiet, unerträglich für diese zernagte und mürbe Insel. Aber damit auch basta! Kein Wort von der Notwendigkeit, die Wurzel des Übels zu beseitigen, nämlich die unsinnigen Versailler Bedingungen zur systematischen Preisgabe dieses nicht mehr britischen Gebietes.

Für die vaterländischen Verbände und die nationalen Teile Deutschlands sollte dies aber ein Grund mehr sein, nicht nachzulassen in der Forderung nach Abänderung dieses bösartigen Zwangs- und Schmachvertrages.

Hans Schoenfeld

Der Arbeiterdichter Heinrich Lersch erzählt Gymnasial-Primanern aus seinem Leben

Nachdem Heinrich Lersch im Festsaal eines Berliner Gymnasiums den Schülern eine Auswahl aus seinen Dichtungen vorgetragen hatte, ging er, auf Bitten des Klassenleiters, noch eine Stunde mit in die Prima, um die Schüler einen Blick tun zu lassen in die Erlebnisse und den Entwicklungsgang eines Dichters und Arbeiters. Es ist zwar nicht möglich, den gewaltigen unmittelbaren Eindruck dieses aus dem Augenblick geborenen Vortrages und der Zwiesprache mit den Schülern wiederzugeben, aber einiges aus dieser Stunde möge doch festgehalten sein.

Sie fragten mich, welches Verhältnis ich früher zur Literatur gehabt habe. Gar keins! Als ich noch ein junger Mensch war, bekam ich ein Buch in die Hand, darauf stand: Goethe. Ich las; es war furchtbar langweilig! Bald darauf eins: Mörike. Das war noch langweiliger! Dann aber: Karl May. Das war herrlich! Da gab es Wüsten, wilde Tiere, märchenhafte Länder — das belebte meine Phantasie. Sehen Sie, die Enge, die furcht-

bare Enge, in der ein Arbeiterkind aufwächst, erzeugt eine nicht zu bändigende Sehnsucht nach Weite, nach der großen schönen Welt, Bergen, Meeren, die es nur auf der Landkarte kennt.

Als ich dann Arbeiter war, eingezwängt in die Welt der Maschinen, selbst nur noch ein Stück Maschine, Lohnsklave, der niemals für sich arbeitet, niemals den Erfolg seiner Arbeit sieht, vielleicht den ganzen Tag über stumpfsinnig den gleichen Hebel drückt — da wurde die Sehnsucht, einmal wirklich Mensch zu sein, nicht Mensch im Eisen, sondern in der freien Natur, so gewaltig in mir, daß ich ausbrach, wie aus einem Gefängnisse und hineinwanderte in die Welt.

Ich wurde Landstreicher, „Kunde". Eines Tages begegnete mir ein anderer Vagabund, der hatte ein Buch in der Hand und las laut vor sich hin: Tötötötötötötötötötötötötötö. — Ich fragte ihn: Was liest du denn da? „Griechisch." Griechisch? „Ja, ich war einmal auf einer höheren Schule, da habe ich das gelernt." — Was ist denn das für ein Buch? „Homer." Und er erzählte mir den Inhalt. O, das war noch viel schöner als Karl May!

Da haben wir ein paar Tage in einem Walde, weit ab von der Heerstraße, zusammen gehaust und haben das alles gespielt. Die Gesichter bemalten wir uns mit Lehm — ja, so romantisch waren wir! Der Riese Polyphem! Ich stellte mir immer vor, wie einer brüllen muß, wenn ihm ein Pfahl in das Auge gerannt und er geblendet wird. Da habe ich zwei Tage lang gebrüllt, gebrüllt, bis ich ganz heiser war.

Ja, da lachen Sie! Ich lache heute auch. Aber denken Sie: was hatte man denn? Sie haben soviel Schönes und bringen soviel mit von zu Hause, in uns aber war's leer, man hatte nur eins: Sehnsucht, eine unendlich große Sehnsucht nach etwas Unbestimmtem, Herrlichem, was einmal kommen müßte! Und kam dann einmal wirklich etwas Wunderbares, dann wurde es auch ausgekostet bis auf den letzten Tropfen! So wie ein durstiges, ausgetrocknetes Land den Regen aufsaugt.

Dann bin ich viel herumgekommen, und das Größte war dann schließlich ein Erlebnis in Antwerpen. Das muß ich Ihnen noch erzählen.

Ich war mit allem zerfallen, mit dem Elternhause, der Kirche, den Freunden, mit mir selbst. Unwillig und mißmutig. Zur Arbeit hatte ich keine Lust mehr. Ich kam mir so nichtsnutzig und überflüssig vor, und eigentlich ekelte mich all das verlumpte und verkommene Hafenvolk, mit dem ich da verkehrte, an. —

Eines Tages standen wir am Quai und sahen einen ganz neuen Ozeanriesen hinausfahren. Und da ging in meiner Phantasie folgendes vor sich, es war mir aber, als ob es Wirklichkeit wäre: der stolze, gewaltige Dampfer kommt nun auf hohe See. Die Schiffswände unter Wasser bestehen aus einzelnen Metallplatten; jede von ihnen ist festgenietet. Aber eine ist da, da sitzen die Nieten nicht, der Arbeiter hat lodderig gearbeitet — und ich war dieser Arbeiter! Nun stößt das Meer unermüdlich gegen die schadhafte Stelle, lockert die schlecht genietete Planke, dringt ein — das Schiff geht unter mit Mann und Maus. Tausend müssen ertrinken.

Da schrie ich, mitten in einem Haufen von Zuschauern stehend, laut auf: Ich bin schuld! und raste davon. Die Leute hielten mich für verrückt.

Sehen Sie, das war die Wende in meinem Leben. Nun wußte ich: wenn einer ludert, dann geht das Ganze zugrunde! Es ist ganz gleich, ob ich als Architekt den Schiffsplan entwerfe oder als Arbeiter Nieten einhämmere. Jeder ist an seinem Platze gleich wichtig!

Dann bin ich zu Hammer und Amboß zurückgekehrt und habe gearbeitet mit einer Lust und Freude, wie noch nie in meinem Leben. Und diese Freude entlud sich in Gesängen, die die Arbeit priesen.

Nach dem Erzählten bestimmt sich auch meine Einstellung zu meinem Volke. Jeder ist Glied einer Kette. Einer diene brüderlich dem andern! So weit sind wir noch nicht, aber ich glaube an das „unsichtbare Deutschland", das alle Besten wollen. Einmal, wenn auch in ferner Zukunft, wird es sichtbar werden!

H. F. Christians

*

Käthe Kollwitz

Diese eindrucksvollen Zeichnungen sind weithin bekannt, erwecken freilich vielfach verschiedene Beurteilungen. In der künstlerischen Hochschätzung stimmt man zwar überein; aber man sieht doch zu stark den schweren, erdhaften Naturalismus betont und vermißt neben dieser Schwere und Düsternis die Lichtkraft und Leuchtkraft, das Fröhliche und Schöne, das denn doch auch im Proletarier zu seinem Rechte kommen will. Insofern spüren wir da eine etwas überwundene Stufe der Sozialdemokratie, die damals nur Anklage, nur stummer oder lauter Vorwurf war.

Die Künstlerin Käthe Kollwitz ist nun 60 Jahre alt; sie ist geboren am 8. Juli. Zu diesem Tage erschien im Verlag Emil Richter in Dresden im Anschluß an das 1913 erschienene beschreibende Verzeichnis von Joh. Sievers eine von A. Wagner bearbeitete Zusammenstellung der seit 1912 bis Juli 1927 entstandenen graphischen Arbeiten der Künstlerin.

Das Buch verzeichnet die Radierungen, Holzschnitte und Steinzeichnungen nach den Entstehungsjahren und enthält 75 Abbildungen.

Die Geschichte eines bekehrten Elsässers

schildert uns Eduard Redelsperger, ein Alt-Elsässer, in seinem Roman „Besetztes Land". (Berlin 1926, Verlag für Kulturpolitik, 341 Seiten, geh. 3 *M*, geb. 5 *M*.) Der Held, Sohn eines Landwirts, des Bürgermeisters von Geltelweier, hat als deutscher Soldat seiner Dienstpflicht genügt und den Krieg glücklich überstanden. Heimgekehrt erklärt er seinem Vater: „Ich für meine Person bin zu dem Schluß gekommen: Wenn Frankreich nunmehr als unser Vaterland zu gelten hat, wenn es wahr ist, daß man sich zu einem Vaterland hindurchringen kann, so will ich mir den Kampf um dieses Ziel wohl zutrauen. Ich will Frankreich als mein Vaterland, die Franzosen als meine Landsleute kennen lernen und ohne Vorurteil prüfen; wenn das Ergebnis mit meinem Gewissen, meinem Gefühl, meinem seelischen Bewußtsein zusammenklingt, werde ich mich frei zum Franzosentum bekennen." Dieses Ziel, rein verstandesmäßig zurechtgelegt, verfolgt der Held nun mit zäher Energie und großer Unerbittlichkeit gegen sich. Er wird französischer Beamter auf dem Rathaus der Kreisstadt, wird nach einigen Jahren, in denen er mannigfache Erfahrungen im Elsaß sammeln konnte, nach Koblenz versetzt und dem französischen Pressedienst der Interalliierten Rheinlandkommission zugeteilt. Die Hauptaufgabe dieses Pressedienstes ist die sorgfältige Überwachung des gesamten reichsdeutschen Pressewesens und die Beeinflussung desselben. Während seines mehrjährigen Aufenthaltes hat er Gelegenheit, die französische Politik und ihre Vertreter im Rheinland, das Treiben der Separatisten, das Leben der französischen Militärs und der französischen Beamten genau kennen zu lernen. Und das Ergebnis? Er wird sich nach und nach in steigendem Maße bewußt, daß das Ziel, das er sich gesteckt, Frankreich als Vaterland zu begrüßen, nur weiter von ihm abrückt, daß immer schärfer der uralte Gegensatz zwischen Welschtum und deutschem Wesen sich ihm aufdrängt. Er wollte Franzose werden und — kann nicht. Alles empört sich in ihm gegen die welsche Art, die er im besetzten Land zu studieren reichlich Gelegenheit findet. Das Bild von ihrem Leben und Treiben im besetzten Gebiet ist ein Dokument von geschichtlichem Wert. Schon deshalb muß der Roman des Herrn Redelsperger als wertvoll angesprochen werden, um so mehr, als er es versteht, in lebendigen, anschaulichen Zügen Personen und Ereignisse vor unseren Augen vorüberzuführen. Aber von höherem Wert erscheint uns die Schilderung des Prozesses, den der Elsässer in seinem Innern durchmachen muß, bis er erklärt: „Frankreich betrachte ich nicht als mein Vaterland. Mein Vaterland ist das Elsaß. Uns Elsaß-Söhnen kann nur die Heimat zum Vaterland werden! Gott gebe, daß unserer Heimat, diesem von Fremden besetzten Land, bald die Glocken der Freiheit läuten!" So läuft der Roman in die Ge-

dankengänge und Überzeugungen aus, die von dem elsaß-lothringischen „Heimatbund“ und von der Wochenschrift „Zukunft“ mit Begeisterung und Hingabe verfochten werden.

Prof. Dr. W. Rein (Jena)

Liebe der Lebenden

Wenn seit Überwindung des Nationalismus ein Deutscher Hellas sagt, meint er eigentlich immer das Barock.“ Dieser Satz findet sich in Hermann Bahrs „Liebe der Lebenden“, seinen Tagebüchern aus den Jahren 1921—23 (Verlag von Franz Borgmeyer in Hildesheim. Drei Bände). Es ist bekannt, daß sich Bahr seit einigen Jahren dem Katholizismus zugewandt hat; und die mehr als einmal betonte Hinneigung zum Barock, welchem übrigens auch Hölderlin beigerechnet wird, zeigt eindeutig genug den Weg zur römischen Kirche. Was in diesen Büchern besonders zur Vorsicht und Einschränkung mahnt, ist die peinliche Absicht auf die Veröffentlichung hin, die im Vordergrunde steht. Denn eigentlich handelt es sich um eine sehr lose Sammlung mehr oder minder bedeutsamer Besprechungen, die in buntester Folge aufgereiht sind. Man begegnet den sich widersprechendsten Persönlichkeiten: Goethe und Stefan Zweig, Hölderlin und Romain Rolland, Balzac und Kubin, Stifter und Marceline Desbordes-Valmore, Nietzsche und Bruckner, Gundolf und der heiligen Gertrud, Schleich und Tintoretto, Dante und Karl Rößler, Berzina und Bernini, Tagore und Max Kemmerich, Dostojewski und Thomas von Aquino, Strindberg und Gustav Mahler, Ernst Bloch und Einstein („der größte Deutsche jetzt“!), Maurice Barrès und Beethoven, Poe und Helene Odilon, Heinrich Sitte und Johannes Müller ... wer zählt die Völker, nennt die Namen!

Man kann sich des Gefühls nicht erwehren, daß die Aufzeichnungen nur um die jeweils, sorgsamerweise stets mit Angabe des Verlegers genannten Bücher herumgeschrieben sind; kurz — daß es sich einfach um Rezensionen handelt. Daß nun Hermann Bahr alltäglich so viele Bände, als hier mitunter dargeboten werden, wirklich gelesen habe, ist wohl nur eine freundliche Fiktion; jedenfalls wird man überrascht, verwirrt von der Fülle der Gestalten und Bücher. Hie und da erfährt man auch einiges Persönliche, manche unterhaltsamen Erinnerungen; indessen: man bleibt immer geblendet von dem flitternden Farbenspiele, gewinnt niemals Sammlung und Einkehr. Denn die Persönlichkeit des Verfassers ist letzten Endes ohne bindende Einheit; trotz seines kräftigen Bekenntnisses zu Katholizismus erhebt er sich niemals über einen liebenswürdigen Relativismus.

Der früher als Judengegner aufgetreten, bekennt sich heute zum Philosemiten; der ehemals die „Moderne“ ausgerufen, tritt jetzt als Prophet für Stifters „Witiko“ ein; der früher den Freigeist gespielt, stellt nun Betrachtungen an über die eucharistischen Gnadenwunder der Kirche. Aber — — wenn man nur überzeugt wäre von der inneren Erfüllung dieser Wandlungen! Wenn man nur eine Steigerung, ein Erheben, eine Vollendung verspüren dürfte! Ein Blick in die wundervollen Tagebücher Amiels — und man weiß, daß hier ein Eigener spricht, ein Kämpfer, ein Sehnsüchtiger. Bei Hermann Bahr jedoch verliert man niemals den Eindruck des belesenen, gewandten Journalisten, der gewiß über beträchtliche Kenntnisse verfügt, den aber auch das hastige Bedürfnis treibt, sich darzubieten, immerfort zu kritisieren, sich über Religion und Politik, Kunst und Philosophie zu äußern — rasch, möglichst vielseitig, unterhaltend, funkelnd. Eben diese Unrast ermattet und enttäuscht den Leser; man kann nur nippen, hin und wieder kosten, sich ärgern, gelegentlich zustimmen, — aber man bleibt beständig an der sich ruhelos kräuselnden Oberfläche. Unsere flüchtige Gegenwart mag ja ein solches Lexikon gern als Unterhaltung und Hilfe zu Rat ziehen; als Zeichen der Zeit werden die drei Bände also eine gewisse Geltung beanspruchen dürfen; darüber hinaus jedoch vermögen sie nicht zu geleiten, weil sie allzu stark am Tage und an den dogmatischen Bindungen haften. Wer Ewigkeit sagen will, muß den Erscheinungen entwachsen, darf nur das Wesentliche erschauen. „Laß fahren hin das allzu Flüchtige!“

E. L. Schellenberg

Einladung

Der Wunsch zahlreicher Leser und Freunde des Türmers, mit den Schriftleitern und Mitarbeitern in persönliche Fühlung zu treten, veranlaßt uns, in Zukunft alljährlich in Eisenach vierzehntägige

Kultur-Vorträge

zu veranstalten.

Professor Dr. Robert Saitschick hat sich in dankenswerter Weise bereit erklärt, diese Vorträge zu übernehmen. Er wird in seinen Betrachtungen den Sinn des Lebens auf Grund der Kenntnis großer Kunstwerke genialer Künstlerpersönlichkeiten deuten. In den zwanglosen Aussprachen ist den Hörern Gelegenheit geboten, durch Fragenstellung an der weiteren Vertiefung mitzuwirken. Abendliche künstlerische Veranstaltungen, sowie ein Besuch der Wartburg und ihrer Schwesterburg, der Creuzburg an der Werra, sollen dazu beitragen, den Teilnehmern die bei der zu leistenden geistigen Arbeit notwendige Entspannung und Abwechslung zu vermitteln. Die herrliche Umgebung Eisenachs wird mit ihren stillen waldumrauschten Tälern und Höhen Erholungs- und Mußestunden gewähren.

Die diesjährige Reihe der Kultur-Vorträge findet **vom 11. bis 25. September in Eisenach** im Hause „Elisabethenruhe" im Mariental statt. Daselbst sind auch die Teilnehmer untergebracht.

Professor Dr. **Saitschick** spricht über das Gesamtthema: **Der Sinn des Daseins, gedeutet durch Dantes Göttliche Komödie.**

Professor Dr. Saitschick hat zur Einführung in die Menschen-Kenntnis und in die darauf beruhende Lebenswahrheit das geniale Werk Dantes gewählt. Er will sich dabei auf die feste Grundlage stützen, die in den inneren und äußeren Lebenserfahrungen Dantes gegeben ist. Was Dante in den von ihm geschauten drei Wirklichkeiten —

> Untere Wirklichkeit (Hölle), Mittlere Wirklichkeit (Läuterungsberg — Purgatorio), Höchste Wirklichkeit (Erlösung — Paradiso) —

darstellt, ist das Ringen um den Sinn des Lebens.

Das Thema wird sich in **12 Vorträge** gliedern, die **abends,** je anderthalb Stunden mit einer Pause von zehn Minuten, stattfinden. Jeder Vortrag bildet für sich ein Ganzes.

Da die Zahl der Teilnehmer beschränkt werden muß, empfiehlt es sich, die Anmeldungen baldigst auf der beiliegenden Karte an das Städtische Verkehrsamt in Eisenach zu richten. Die Teilnehmerkarte kostet 10 Mark und berechtigt zu freiem Eintritt zu sämtlichen Veranstaltungen. Der Einheitspreis für die volle Pension im Hotel „Elisabethenruhe" beträgt 4 Mark, zuzüglich 10 Prozent Bedienungsgeld täglich. Dieser Preis gilt nur für die Teilnehmer an den Kultur-Vorträgen und nur für die Zeit vom 11. bis 25. September.

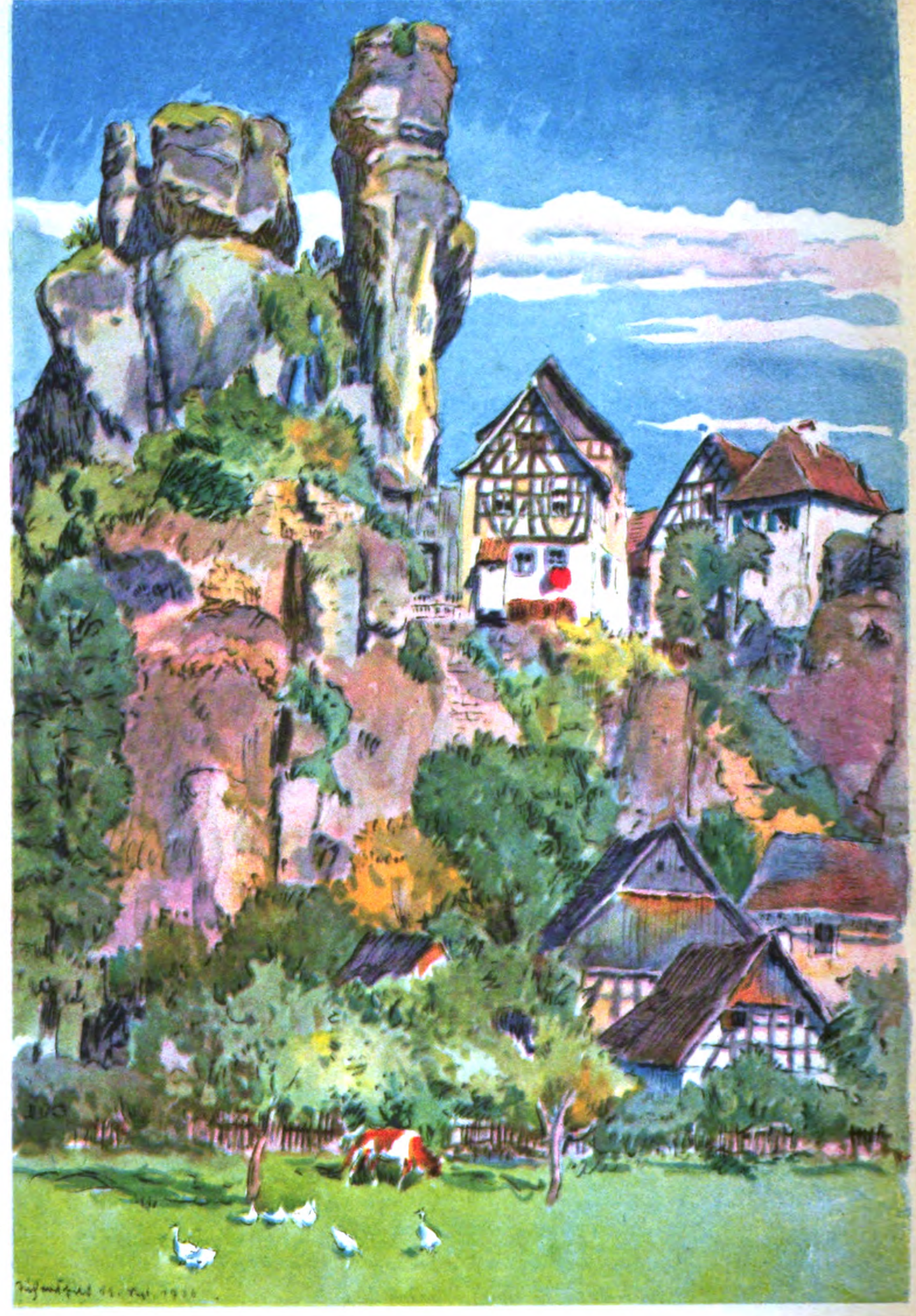
Der Oberbürgermeister der Stadt Eisenach, Dr. **Janson,** hat den Vorsitz des Kuratoriums der Kultur-Vorträge übernommen, dem u. a. noch die Herren Staatsminister Dr. h. c. **Leutheußer** und Oberburghauptmann **von Cranach** angehören.

Das freundliche Entgegenkommen der Stadt Eisenach versetzt uns in die Lage, unter ungewöhnlich günstigen Bedingungen diese Einladung ergehen zu lassen. Das kleine Opfer aber, das gebracht werden muß, wird niemand scheuen, dem es wirklich darum zu tun ist, an der geistigen Erneuerung Deutschlands tätigen Anteil zu nehmen.

Weimar im Juli 1927
Karl-Alexander-Allee 4

Schriftleitung des Türmers

Herausgeber: **Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard**
Verantwortliche Schriftleiter: Dr. **Gerhard Schmidt** und **Karl August Walther**; Sachverständiger für Musik: Prof. Dr. **Hans Joachim Moser**, Heidelberg, Bergheimer Straße 52. Einsendungen sind allgemein (ohne bestimmten Namen) **An die Schriftleitung des Türmers, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4,** zu richten.
Für unverlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Für Rücksendung ist Postgebühr beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart



Tüchersfeld Fritz Beckert



Monatsschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

Gründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

29. Jahrg. September 1927 Heft 12

Wehe den Menschen, die nach Zerstreuung haschen müssen, um sich einigermaßen aufrecht zu erhalten! Doch wehe siebenmal den Unglücklichen, die Zerstreuung und Geschäftigkeit suchen müssen, um sich selbst aus dem Wege zu gehen! Sie fürchten allein zu sein, denn in der Einsamkeit und der Stille rührt sich der Wurm, der nicht stirbt, wie sich die Tiere des Waldes in der Nacht rühren und auf Raub ausgehen.

Aber selig ist der Mensch, der mit sich selbst in Friede ist und unter allen Umständen frei und unerschrocken auf und um sich sehen kann! Es gibt auf Erden kein größeres Glück.

Matthias Claudius

Die Stillen im Lande

Von Friedrich Lienhard

Wir haben im Aprilheft von den „Stillen im Lande“ gesprochen. Ich möchte hier einen zweiten Aufsatz folgen lassen und somit das Sommerhalbjahr mit einer Unterhaltung über diesen großen Gegenstand einrahmen. F. L.

Man fragt sich oft in dieser geistigen und wirtschaftlichen Not der Gegenwart: wo bleibt eigentlich das deutsche Genie? Wir haben das Gefühl, daß wir von lauter Mittelmäßigkeit umgeben sind. Haupt und Herz des Genies sind aber ein Kampfplatz großer Gedanken und Gefühle, die sich eben durch die Gegensätze auch im Genie selbst zum vollbewußten Sieg der schöpferischen Kräfte auswirken.

Uns bewegt jetzt z. B. die Rassenfrage. Es scheinen uns Erkenntnisse über Menschengattungen aufzuleuchten, nachdem uns schon Gobineau und Chamberlain auf manche Zusammenhänge aufmerksam gemacht haben. Doch nur über Gattungen; aber ist damit über das Geheimnis des Genies etwas ausgesagt? Die Rassenforschung scheint mir noch einem naiven Naturalismus zu huldigen und auf seelisch-geistigem Gebiet zu versagen. So einfach liegen die Geheimnisse des Lebens denn doch nicht. Kein Europäer ist rassisch unvermischt. Es kommt nun aber darauf an, in welcher fruchtbringenden oder zerstörenden Weise sich die Elektrizitäten in ihm beleben und gegenseitig in Schwingung versetzen. Ich will weniger wissen, wie ein Genie körperlich aussieht: ich will aber wissen, was in ihm flammt, lebt und liebt. Huter spricht von einer Art von Leuchtstoff (Helioda), Reichenbach von Od, um diese feineren Bezirke anzudeuten. In einem Beethoven z. B. toben die Gegensätze besonders stark, um sich dann wundervoll auszugleichen; nicht weil er „ostisch“ ist (wie der ganz andersartige Hans Thoma), wie Günther meint, sondern weil er ein ganz individuelles schöpferisches Genie ist. Es gibt auch ostische oder nordische Spießer, die sich keiner faustischen Flamme bewußt sind. Erst vom individuellen Vollendungsdrang besessen, bekundet sich der Mensch als schöpferisch und genial; und so steigt er, als Genie des Herzens oder des Kopfes, auf eine feinere Menschenstufe empor. Es interessiert uns wirklich nicht, ob die Fischer von Galiläa nordische oder westische Körperformen hatten; wir wissen aber, daß sie in ihrer Art genial waren. Da steckte ihre Antriebskraft, hinauszuziehen und die Welt dem Heiland zu erobern; also entscheidend auf seelischem Gebiet.

Die Erkenntnis der großen Gegensätze, die auch in der einzelnen Seele sich bekämpfen und sich durch Kampf gegenseitig emportreiben, scheint mir die schlechthin wichtigste Angelegenheit der Menschheit zu sein. Man sollte die Rassenlehre — oder umfassender gesagt, die Lebenslehre — viel großartiger auffassen. Jene Messungen von außen sind Reste vom spezialistischen Zeitalter. Erst wenn dem Menschen der Sinn aufgeht, daß seine Seele ein besonderes Geheimnis und nicht für irdische Vergänglichkeit geschaffen ist, sondern für das Universum — dann erst ist er zum wahren Leben erwacht und als Mitglied einer Edelrasse großer Seelen anzusprechen (vgl. meinen Aufsatz „Der Kern der Rassenfrage“, „Wege nach Weimar“, Bd. I).

„Religion ist Sinn und Geschmack für das Unendliche“, sagt Schleiermacher. Er hat diesen Gedanken in seinen „Reden über die Religion“ mannigfaltig geprägt.

Aber auch die Persönlichkeit ist ein Unendliches. Auch ein liebend geliebtes Weib ist in seinem Seelenwert unendlich. Liebe heftet Menschenseelen zusammen, so daß sie einander verstehen und sich gegenseitig entziffern können, ohne sich vorher forschend mit Schädelformen beschäftigen zu müssen. Habt doch wieder mehr Vertrauen zum unmittelbaren Instinkt! Feuer verbindet sich dann mit Feuer, Seele mit Seele. Was ist denn die Seele anders als eine Flamme? Sind nicht die durch Liebe entzündeten Menschen wandelnden Flammen vergleichbar? Sind sie nicht ein Sternenhimmel, der durch Strahlung miteinander verbunden ist? Sie tragen, seelisch betrachtet, das heilige Feuer über die Erde. Und diese wandelnden Flammen nenne ich eben die „Stillen im Lande".

Man könnte sie in der Sprache der Symbolik auch Gralsucher oder Rosenkreuzer nennen. Sie haben im Herzen einen Aufwärtstrieb und vor ihren inneren Augen ein Vollendungsziel, das sie durch Nacht zum Licht führt, wenn sie nicht aus der Gnade fallen.

Wir könnten die Stillen im Lande auch ganz einfach die echten Christen nennen. Denn sie verdanken ihrem Meister den wahren Lebensbegriff — und damit das „ewige Leben". Sie sind der Gegensatz zu den aufgeregten und haltlosen Menschen der bloßen Außenwelt, die von kosmischer Bestimmung keine Ahnung haben. Wenn man die Menschheit unter einen umfassenden Gesichtspunkt bringen könnte, etwa: hier Christus, hier Satan, so wären die Stillen im Lande die Freunde der aufbauenden und erlösenden Kräfte, wie sie sich in Christus verkörpert haben. Man muß sich das ohne jede biblische Redensart, einfach tatsächlich, vorstellen.

Aber so leicht erkennbar liegen die Dinge auf dieser Erde denn doch nicht. Wir müssen uns mit ungefähren Umschreibungen behelfen. Die Stillen im Lande sind Menschen jener gesammelten Seelen- und Geisteskräfte, die auf das ewig Gute und Schöne eingestellt sind. Um Kraft zu sammeln, muß man Kraft haben. Und so nenne ich die Stillen nicht etwa die Behaglichen, die sich in Winkeln wohlfühlen, sondern die Starken. Irgendwie ist in ihnen die aufbauende, schaffende oder helfende Kraft schlechthin beherrschend.

Sie sind demnach nicht etwa nur als kirchliche Gemeinschaft zu denken, sondern in allen Formen offenbart sich die Lichtkraft dieser auserwählten Schar, vom beseelten Handwerker (Hans Sachs und Jacob Böhme waren Schuster) bis zum Genie eines Goethe oder Dante. Es ist Herzensgenialität in ihnen wirksam. Wo sie anfassen, blüht Leben auf. Es sind tapfere und zuversichtliche Menschen, die den Mut haben, sich von dem Lärm und den Verirrungen des Zeitgeistes abzusondern und dem Wesentlichen zu leben. Das Wesentliche ist aber das Ewige, von dem sie sich magnetisch angezogen fühlen.

Der göttliche Geist, der unsren Erdball aus himmlischen Fernen besucht, ist immer tätig, den Auslesegedanken wirken zu lassen. Es gab von jeher unter den Menschen diese Stillen im Lande, die man der großen „civitas dei", dem Gottesreich, zuzählen darf. Zur Zeit Christi nannte man die damaligen Stillen und Frommen „den kleinen Rest" (anawim), jene wenigen Edlen (Elisabeth, Maria), die in aller Zersetzung und politischen Erregung der Zeit mit dem Ruhig-Göttlichen verbunden blieben. In Deutschland hatten wir die „Germanische Mystik" mit Eckehart, Tauler, Suso usw.

und später die Herrnhuter und ihre Ausstrahlungen. Von der letzteren Gruppe waren z. B. Dichter wie Klopstock oder Novalis befruchtet. Wer mag sagen, wohin diese geistigen Ausstrahlungen gewirkt haben, um dann plötzlich an einer ganz entlegenen Ecke in einem bedeutenden Geist wieder hervorzutreten! Ich betone nochmals: die Auslese, von der ich hier spreche, braucht keinen kirchlichen Beigeschmack zu haben; aber unbedingte Voraussetzung ist, daß sie von den dahinter wirkenden Kräften beseelt und getrieben ist. Der göttliche Geist der Weisheit und der Güte findet die Seinen. Die „Una sancta" ist weiter gespannt als jede konstitutionelle Kirche.

Denn im Gottesreich ist das eigentlich Lebendige und Wertvolle nicht die Institution oder die Satzung, sondern die lebendige Persönlichkeit mit all ihren Wundern und Tiefen. Es gibt solche Stillen im Lande sowohl innerhalb wie außerhalb der Kirche. Aber irgendwie hängen sie zusammen mit der Christuskraft, die immer und überall die von ihr Belebten nach oben zieht in das Himmelreich des Lichtes und der Liebe.

Diese Klarlegung unseres Begriffs von den Stillen im Lande mußte deutlich ausgesprochen werden, damit wir nicht den Verdacht erwecken, wir möchten irgend einer Enge das Wort reden. Vielmehr ist unsere Bestrebung weiträumig und vorurteilsfrei. Und nochmals, um uns auch über den Begriff Genie zu verständigen: wir meinen nicht nur weithin sichtbar schaffende Künstler und Dichter oder Denker, sondern auch gute und große Herzen, die mit ihrer weniger sichtbaren und doch spürbaren Flamme an der Wärmeverbreitung auf diesem Erdball mitwirken. (Vgl. Schopenhauers schönes Wort über die Herzensgüte!)

Die Stillen im Lande sind jene sittliche Macht, die in jedem lebendigen Volk den antreibenden Sauerteig oder das vor Fäulnis bewahrende Salz bilden. Sie sind eines Volkes Geistes- und Herzensadel. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß sich dieser innere Adel durchaus nicht immer mit dem äußeren Standesadel deckt. Wahrer Herzensadel leuchtet aus mancher edlen Seele, die in der äußeren Welt unscheinbar und doch sehr wirkend ihren stillen Weg geht. Die Fischer in Galiläa, die dem Heiland folgten, waren nicht nur dem Stande, sondern auch der Herzensbildung nach von den großen Herren in Jerusalem sehr verschieden. Und doch waren sie unter der Führung ihres Herzogs Heliand die Begründer einer neuen Menschheit. Ich bitte um Entschuldigung, daß ich diese Gemeinplätze überhaupt ausspreche.

* * *

Nach den Begriffen, die in der jetzigen Welt obwalten, bedeutet eine zahlenmäßige Minderheit gar nichts, selbst wenn sie aus noch so wertvollen einzelnen Menschen bestünde. Denn sie kann weder durch massenhafte Stimmen Lohnerhöhungen erzwingen, noch glänzende Geschäfte machen, wie etwa nach amerikanischem Muster die Trusts und Konzerne. So meint denn der moderne Erfolgsmensch, daß eine vornehme Minderheit von vornherein als unzweckmäßig abzulehnen sei. Sie ist in der Tat in diesem mammonistischen und mechanistischen Zeitalter zur Ohnmacht in der Geschäftswelt verurteilt.

Stille Menschen, die sich von dieser Geschäfte-machenden Welt absondern, um sich dem Dienst am Geist und an der Seele zu widmen, bekunden schon dadurch allein ungewöhnlichen Stolz. Die Stillen im Lande sind nicht nur die Starken, wie wir

schon gesagt haben, weil sie ihre seelische Kraft auf das Ewige zu sammeln wagen, sondern sie sind zugleich im besten Sinne die Stolzen, weil sie ihre Menschenwürde zu wahren gewillt sind. Diese vornehme Minderheit oder dieser sittliche Adel, der für das Gottesreich der geistigen Güter arbeitet, ist allerdings nicht auf äußerlich sichtbare Geschäftserfolge erpicht, sondern widmet sich vor allen Dingen dem Dienste an der Innenwelt und übt sich in der seelischen Vollendung. Diese Minderheit in ihrem bewußten Stolz verachtet den Maßstab egoistischer Vorteile und hat sich als Lebensziel gesetzt die treue und stete Durchführung einer Gesinnungsgemeinschaft. Man könnte fast sagen: einer Schwingungsgemeinschaft; denn ihre Schwingungen treffen nur verwandte Seelen. Sie hat also gesinnungsbildende Kraft und wirkt sich auf der geistigen Seite der Welt aus. Von ihr kann man behaupten: sie ist nicht von dieser Welt. Sie lebt im sinnlich nicht sichtbaren, seelisch aber ganz gewaltigen Gottesreich, das unsere sichtbare Erde umleuchtet und durchglüht. Wagt aber einer die Macht der Sonne zu unterschätzen, die den Erdball anstrahlt und die gleichfalls nicht von dieser Welt ist? Nein, sie ist schlechthin alles. Genau so steht es in dem Bereich des Geistes und der Seele. Wir sind keine Sekunde denkbar ohne die Kraft der geistigen Sonne. Die Stillen im Lande sind es, die diese Verbindung der Menschen mit der göttlichen Sonne festhalten und immer wieder durchführen. Ihre Waffen sind Licht und Geist, Glaube und Gebet, Spannkraft für alles Schöne und Edle. Kurz gesagt: ihre Macht besteht aus den gewaltigen X-Strahlen der seelischen und geistigen Welt.

So bilden die Stillen im Lande die ergänzende oder berichtigende Gegenkraft von oben gegen die Triebwelt von unten. Während man rund umher die materielle Zweckfrage vernimmt: „Was verdiene ich dabei?" lautet die ganz anders eingestellte Frage des sittlich religiösen Menschen: „Wie diene ich dabei Gott?" Sie verhalten sich zu den Massen und Gassen, wie die Sonne sich zu der Erde verhält: Pol zum Gegenpol. Sie geben und spenden lieber, als daß sie nehmen und rauben. Sie strahlen Leucht- und Wärmekraft in die Erde ein. Wenn diese einstrahlende Geistesflamme, die ihre Kraft aus der göttlichen Liebe bezieht, nicht vorhanden wäre, so würde die Menschheit vertieren. Es wäre kein Spannungsverhältnis mehr vorhanden zwischen Gottmenschen und Tiermenschen, zwischen anima (Seele) und animal (Tier), zwischen Leuchtkraft und Schwerkraft.

Ich bitte die Freunde, dieses wichtige Spannungsverhältnis nicht zu unterschätzen. Besonders meine jungen Leser möchte ich anregen, diesen wichtigen Punkt mit Entschiedenheit ins Auge zu fassen und sich dann stolz und stark zu entscheiden. Seit Jahrtausenden ist die Menschheit auf jene Zweiheit und Polarität angewiesen und eingestellt: entweder sie erhält die entscheidenden Antriebe tiermenschlich von der Schlauheit (Eigennutz) nebst entsprechenden Reizungen, oder geistmenschlich von der liebenden Weisheit (gegenseitige Hilfe). Im letzteren Falle holt der Mensch seinen wesentlichen Gesichtspunkt vom Göttlichen und Ewigen her; im anderen Falle gibt der Materialismus den Ausschlag. Jener steht in einem stillen Gebetsleben, oder wie man dies sonst nennen mag, mit der geistigen und göttlichen Kraft in ununterbrochener Verbindung; dieser ist der Gattung Raubtier verwandt und betrachtet die Mitmenschen als Nebenbuhler und Gegenstand der Ausbeutung;

denn er kennt nur die Erde und nicht das überirdische Lichtreich, in dem die Erde wie ein Stäubchen einherschwimmt.

Insofern steht das vom Mammonismus und Vorteils-Gesichtspunkten unberührbare Gottesreich in unlöslicher Gegenwirkung wider das Reich der Welt. So war es seit Jahrtausenden, so wird es in Jahrtausenden noch immer sein. Wir wissen nicht — hoffen es höchstens —, ob dieser Planet Erde jemals völlig zu veredeln und zu verwandeln sei in das Reich Gottes; wir wissen aber unsere Stellung auf dieser Erde, nämlich: um das Gottesreich lebenslang zu kämpfen und uns dabei selber zu veredeln und zu vollenden. Wir werden vermutlich immer nur Einzelne herausfischen aus dem Meer der Menschheit, Einzelne, die dem Gottesreich zugänglich sind. Es ist vielleicht in der geistigen Astronomie die Bestimmung und Wesensart unseres Planeten, der Stern der Versuchungen oder die Kampfstätte der Prüfungen zu sein. Jeder von uns mache sich klar, daß er hienieden seine geradezu kosmische Aufgabe hat: seinen Mitmenschen zu helfen im Kampf um das Gute und selber dabei seelisch zu reifen.

Jedenfalls steht es so: Mammonismus oder Weltkapitalismus, eingekrallt in die Dinge der Erde, will die äußere Welt mit all ihren Ölfeldern oder Banken erobern, weil er besessen ist von der Gier nach Geld oder Macht; Christus aber als Gegenkraft sendet seine Jünger — eine edle Minderheit also — als Menschenfischer in diese verworrene Welt hinaus, um einzelne Seelen dem Mammonismus abzugewinnen und ins Gottesreich herüber zu führen.

Hier ist die schwere und herrliche Aufgabe des sittlich-religiösen Adels. Spürt die deutsche Jugend nicht, welche erhabene Würde und Herzensgenialität darin liegt, den Massen und Mehrheiten bewußt entgegenzutreten und sich jener vornehmen Minderheit einzureihen? Ist es nicht edler, den Meistern zu folgen als den Massen! Wir wollen und dürfen diese Gegensätze nicht vertuschen oder abschwächen; sie müssen vielmehr in ganzer Schärfe wirksam bleiben. Nur durch feste Willensentscheidung stellt sich, wie gesagt, jenes dynamische Spannungsverhältnis her, das beiden Teilen zum Segen gereicht: den Idealisten oder Christen, indem sie, durch diese Erkenntnis selber wachsend, bewußt ihre Kraft immer mehr auf das Ewige sammeln, und den Materialisten, indem sie durch jenen scharf herausgearbeiteten Gegensatz überhaupt inne werden, daß es noch etwas Höheres auf der Welt gibt als den verfluchten Mammon und andere niedere Reiz-Zustände.

Man darf wohl hierbei den Wunsch aussprechen, daß die Christen und Idealisten mehr Mut beweisen und dem verseuchten Zeitgeist kühner entgegentreten möchten. Was wollen sie euch denn eigentlich antun, wenn ihr eurer Art und Aufgabe treu bleibt? Wir singen wohl das kraftvolle Lutherlied: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib“, aber wir betätigen es nicht im Leben. Und doch, wie groß ist die Macht der Weisheit und der Liebe! Wenn die Gegenseite Massen hat, so haben wir auf unserer Seite Genies der Religion, der Philosophie und der Kunst. Ein einziges Genie aber mit seiner Wirkung auf Jahrhunderte wiegt ganze Bataillone und Legionen auf. Setzen wir uns die wenigstens nicht unedle Aufgabe, die Erde dem Gottesreich zu erobern! Gibt es denn keine Charakterköpfe mehr, die wie Felsen der Brandung des Zeitgeistes trotzen?

Wir vertreten demnach eindringlich die metaphysische Bestimmung unseres deutschen Volkes. Ich gestehe offen, daß dies mein tiefster Drang war, als ich mich im Elsaß für deutsche Kultur entschied. Erst durch diese besondere Sendung des deutschen Volkes erhält es seinen Wert unter den Völkern der Erde. Wir haben der Welt einen besonderen Ton zu sagen; wir haben Seele hineinströmen zu lassen in den Chor der Völker. Bleibt das deutsche Volk dieser tieferen Sendung treu, so wird es bestehen, und wenn noch so viele Dämonen gegen uns anlaufen. Wird das deutsche Volk untreu, so bleibt unsre Aufgabe doch die gleiche, wendet sich freilich nur noch an eine Auslese.

Dieser Kampf ist nicht zu umgehen, sondern er ist notwendig zur Erhaltung des Weltganzen. Verwerflich und für die Nerven zerrüttend ist nur die Halbheit, die nicht weiß oder sich nicht zu entscheiden wagt, auf welcher Polseite sie zu wirken hat. Wie freudig und spannkräftig macht klare Entschiedenheit! Jene Halben sind in Wahrheit nie glücklich; sie mögen sich hüten, daß sie nicht zwischen beiden Polen, zwischen Weltvorteil und Gottesreich, zerrieben werden!

Noch eins sei ausdrücklich betont: wir setzen von der edlen und tüchtigen Minderheit voraus, daß sie in beiden Reichen Bescheid wisse; daß sie nämlich besonnen die Gesetze und Bräuche der diesseitigen Welt kenne, worin sie als Wanderer aus Lichtland zu wirken hat, daß sie aber andererseits mit ihren tiefsten Seelen- und Geisteskräften sich zu Hause fühle in Gottes Reich der Weisheit, Schönheit und Güte. Ein solcher Real-Idealist muß schon deshalb die Welt kennen, weil sie der Betätigungsort ist, in dem er sich auszuwirken hat.

Die Stillen im Lande sind vom Schmerz gezeichnet und in diesen Prüfungen fest geworden. Von einem Menschenfischer verlange ich, daß er sein Berufselement, das Meer der Menschheit, gehörig kenne. Jeder Kämpfer hienieden wird seine Wunden erleben; es zieht niemand ohne Narben in Walhall ein. Aber er fühlt sich von der göttlichen Liebe, der er lebenslang vertraut hat, mächtig und magisch emporgezogen in das himmlische Lichtreich. Gott wird nicht nur seine Tränen abwischen, sondern auch seine Wunden heilen, da er lebenslang tapfer und treu war.

Es besuchte mich neulich ein griechischer Professor, der in den edelsten Grundzügen deutschen Geistes lebt und wirkt. Nach einer äußerst reizvollen Unterhaltung schüttelte er mir, Abschied nehmend, die Hand und sprach: „Wir wollen festhalten, daß das Leben ein agon ist, ein Wettkampf um die Meisterschaft."

Was sind denn also, kurz gefaßt, die Stillen im Lande? Es sind die Meister der gesammelten Kraft. Diese Lebensmeister sind auf das Ewige eingestellt und wirken in das Ewige. Somit wird der reifende Mensch immer jünger im Sinne vergeistigter Spannkraft, immer reiner ausgeprägt in seiner geistigen Gestalt. So schwingt er sich im sogenannten Tod in die Ewigkeit hinüber, in das Land der Lebendigen, und wird dort weiterwirken.

Meisters Vermächtnis

Ein Roman vom heimlichen König. Von Friedrich Lienhard

(Schluß)

Sechstes Kapitel: Die eröffnete Halle

Auf dem Heimweg vom Wildsee verliefen sich der Dichter und seine Bergnymphe. Aber der Irrpfad führte zu einer freundlichen Entdeckung. Sie gerieten in einem bewaldeten, von einem Erlenbach durchrieselten Seitental an einen Waldgarten, der von einer hohen Mauer und vielen blühenden Heckenrosen umgeben war. Der Bau war einem alten Kloster vergleichbar, von einigen Kuppeln in mäßiger Höhe überragt. Sie schritten an der Längsseite der Mauer entlang und fanden eine Pforte. Darüber stand in halbverwischter Goldschrift das Wort: Ehrfurcht! Darunter war ein Rosenkreuz in Stein ausgehauen: schwarz das Kreuz, rot die sieben Rosen. Die erste Rotunde war ohne Verzierung; die zweite, die sie beim Rundgang entdeckten, trug auf ihrer Spitze ein Kreuz; die dritte und letzte eine Weltkugel. Auch dort, am entgegengesetzten Ende, schien ein kleines, mit Eisen beschlagenes Tor einen Ausgang anzudeuten. Aber eine Klingel oder sonst eine Möglichkeit, sich an diesen ehernen Türen bemerkbar zu machen, war nicht zu sehen. Das Ganze wirkte in seiner feierlichen Stille wie ein verwachsener Friedhof oder ein verwunschenes Schloß. Kein Laut ringsum, es seien denn einige Vogelstimmen. Und doch war der Fußweg zum vorderen Tor betreten; und auch sonst machte diese Siedlung, oder was es sonst sein mochte, nicht den Eindruck der Verwahrlosung, sondern schien eher von der Weihe eines Geheimnisses umwittert zu sein. Ein zarter Rosenduft zitterte durch die Mittagsstille; viele Bienen summten in den rötlichen Blüten der wilden Hecken. Ringsum war viel Unterholz; Farne und Halme schaukelten im leisen Winde. Einige flinke Meisen tummelten sich im Tannengebüsch und suchten Äste ab. Sonst Waldstille rundum.

Die beiden Liebenden standen und staunten den stillen Bau an.

„Ist dies ein vergessenes Heiligtum?“ fragte Liane.

„Vielleicht ein Kloster, wo Mönche sich das Gelübde des Schweigens auferlegt haben“, meinte der Dichter.

Liane hatte recht. Als sie ins Schloß zurückgekehrt waren, erkundigten sie sich nach dem sonderbar versteckten Bauwerk.

„Es sind die Hallen“, wurde ihnen versetzt.

„Was für Hallen?“

„Die Hallen der Ehrfurcht“, hieß es. Und man verwies sie auf Goethes „Wanderjahre“, wo sie im zweiten Buch, Kapitel 1, Näheres nachlesen könnten.

Wismann war der erste, dem sich Leander und Liane als Brautpaar vorstellten. Er beglückwünschte sie hocherfreut.

„Für uns ist dieser Bund eine Beschämung, für Sie ein Sieg, liebe Elfe“, sprach er. „Es ist Ihnen gelungen, diesen Einspänner aus seinen Gefühlswirbeln herauszuholen in die wahre Liebe zu einem zweiten Ich. Jetzt erst können er und Sie sich lebendig entfalten und Wurzeln schlagen und Wipfel wölben. Glück auf!“

Er eröffnete ihnen, daß Dr. Graumann einen Brief für Helmut und Liane zurückgelassen habe, den der Jurist bei rascher Abreise nicht selbst habe abgeben können. Liane empfing den Brief, las erstaunt und blickte Leander mit bewegten Blicken an, worauf sie sich zu Wismann wandte: „Gott führt uns wundersam," sprach sie. „Dr. Graumann teilt uns in dem Schreiben mit, daß er unsre Nelkenkultur vorteilhaft verkaufen kann. O, Gott sei Dank! Dann sind wir also mit einem Schlag aus der langen, langen Not! O wie war es schwer! O wie gut ist Gott!"

Ihre Augen füllten sich mit Tränen; sie reichte den Brief Leander. Aber sofort fragte sie: „Und Henner? Was wird aus dem guten, treuen Henner?"

„Darüber kann Ihnen Felix Auskunft geben. Es ist doch wohl der junge Gärtnergehilfe, der Ihnen so wacker geholfen hat? Von ihm hat Felix heute morgen einen Brief bekommen."

Er rief über den Hof hinüber, und sofort erschienen Felix und Nata, denen sich Dichter und Nixe gleichfalls in ihrer neuen Eigenschaft vorstellten.

Nach der ersten fröhlichen Beglückwünschung sprach Felix scherzend: „Und Henner? Was wird der gute Henner dazu sagen, wenn ihm seine Herzenskönigin davonläuft?"

Er erzählte lächelnd von Henners Schwärmerei für seine blühende Herrin und fügte hinzu, daß nach Henners heutigem Briefe der weichherzige Junge sehr an Heimweh leide. „Das Herzweh gilt sicherlich seiner Dame; aber er verwechselt es mit Heimweh nach Heimat und Eltern, nach denen er sich angeblich sehnt. Der junge Bursche hat auf einmal unter dem Einfluß dieses stillen Leides schöpferische Pläne; er fragte schüchtern an, ob man die schöne Sonnenseite der Burg Hohendorneck nicht in Gartenterassen verwandeln könnte. Es ließe sich dort eine prächtige Gärtnerei anlegen."

Und ernster fuhr er fort: „Das Lebensschicksal dieses braven Jungen liegt mir sehr am Herzen. Ich mußte dieser Tage daran denken, daß ohne den Brief Ihres sterbenden Gatten, Frau Liane, alles nicht so gekommen wäre, wie es gekommen ist. Um Ihnen zu helfen, bin ich damals in die Stadt gefahren, die gar nicht auf meinem Wege lag. Dort bei Graumann lernte ich unsern Dichter, lernte ich die Fürstin kennen. Dies gab später Anlaß zu neuen Verflechtungen; ich durfte der Fürstin helfen, Ihren fünfzigsten Geburtstag ins Werk zu setzen. Und Hauptsache: ich machte dort mit der hier vor mir stehenden Frau Liane und ihrem Bruder Helmut Bekanntschaft, welche wieder in das Geschehen eingriffen, wie wir's ja sichtbar vor uns sehen. Was wären Sie beide ohne den kleinen Hennerle? Wir wollen ihm dankbar sein. Der Gedanke, die Terrassen der Burg auszubauen, ist gar nicht übel. Auch sind ja noch verschüttete Gemächer dort, die für Gespenster zu schade sind."

Diese Angelegenheit wurde noch ein Weilchen im wohlwollenden Sinne besprochen. Dann rückte Leander mit dem Wunsch heraus: „Dürften wir nicht, lieber Konrad, alle, wie wir hier stehen, miteinander die Hallen der Ehrfurcht betreten? Etwa unter deiner Führung?"

„Ich bin allerdings der einzige, der diesen Wunsch erfüllen kann", sprach Wismann. „Denn ich allein weiß die Formel, auf die der Älteste öffnet."

„Der Älteste?"

„Ja. Vor hundert Jahren waren es drei. Man nannte sie auch die Oberen. Heute ist es ein mehr als neunzigjähriger Greis, der dort haust und die Bilder bewacht und mit den Bildern manches Geheimnis, für das unsere laute Zeit nicht reif ist — und auch nicht reif werden wird."

„Wovon lebt er denn? Wer sorgt für ihn?" fragte die Hausfrau Liane, die an ihren einsiedlerischen Vater zurückdachte.

„Das ist sein persönliches Geheimnis", lächelte Wismann. „Übrigens lebt er in einem schönen, großen Frucht- und Gemüsegarten und weiß mancher, ja jeder Pflanze Tropfen und Tränke abzugewinnen, wovon gewöhnliche Sterbliche nichts ahnen. Ich verdanke ihm viel, wenn nicht alles. Es ist ein Wissender und Weiser."

Er hätte hinzufügen können, daß von einem Vorfahren jenes Meisters, gleichfalls einem Eingeweihten, jenes Goldkästchen stamme, das einst in der Tiefe der Berge, in einem verlassenen alchimistischen Laboratorium gefunden worden. Aber er wollte in Anwesenheit von Leander und Liane diesen Gegenstand nicht berühren. Sie warteten, im Kreuzgang wandelnd, ein Gewitter ab, dessen elektrische Entladungen mit Regenguß über das Hochtal gingen. Und als dann der leuchtende Himmel unter den hinwegziehenden Wolken hervorfunkelte, machten sie sich auf den Weg nach dem Talwald. Die Luft war erfrischt, Matten und Büsche glänzten, es war ein angenehmes Wandern.

„Das Gewitter hat der Erde neue Spannkraft gegeben", plauderte Wismann. „Es ist mit dem Gewitter wie mit dem Genie: die Dünste der Erde steigen auf und sammeln sich als geballte Wolken, und diese prasseln als segnender, befruchtender Gewitterregen wieder herab. So wirkt von oben her das Genie, dem Gewitter verwandt."

Als sie sich der Rosenkreuz-Pforte näherten, vernahmen sie aus dem Innern Orgelspiel. „Es ist die einzige Liebhaberei, die er noch ausübt", sagte Wismann. „Er hält seine musikalische Abendandacht. Wir wollen warten, bis er zu Ende ist." Sie standen und lauschten auf die unsichtbaren Klänge, die aus den verzauberten Mauern drangen, als ob die Steine tönend wären. Es war ein gedämpftes Psalmodieren, das Selbstgespräch eines ganz in sich versunkenen, gottinnigen Gemütes. Als es zu Ende war, trat Wismann an eine Art Schießscharte und rief einige Worte hinein, die man nicht verstand. Wenige Augenblicke danach vernahm man schlürfende Schritte; ein Riegel klang, das Tor ging langsam auf.

Im Rahmen erschien, auf einen Stock gestützt, in weißem, mönchsartigem Gewande ein gebeugter, silberbärtiger Greis. Er hatte ein dunkles Sammetkäppchen auf dem darunter vorquellenden weißen Haar und begrüßte Wismann mit Händedruck, ohne die prüfenden Blicke von den vier anderen abzuwenden. Die Prüfung fiel jedenfalls zu seiner Befriedigung aus; denn seine welken Gesichtszüge erheiterten sich zu einer herzgewinnenden Milde. Die wilden Rosen waren um das Tor emporgewachsen und umrankten das Goldwort „Ehrfurcht" ebenso zart wie das steinerne Sinnbild des Rosenkreuzes. Es war ein schönes Bild, den weißbärtigen Mann unter diesen herabschaukelnden Rosen zu sehen, wie er das nachwachsende Geschlecht begrüßte.

„Sei willkommen, mein Freund", sprach der Hüter der Halle zu Wismann. „Du bringst mir da zwei Brautpaare, über deren Häuptern das Rosenkreuz leuchtet. So

möcht' ich wohl wünschen, daß das Lichtkreuz wahren Lebens über unsrem verdunkelten Lande stünde. Tretet ein, ihr Gottgesegneten!"

Sie traten ein und sahen sich alsbald in einem großen, herrlich grünenden Raum, von Bäumen und Büschen vielerlei Art beschattet; kaum daß man die stattliche Mauer und ansehnliche Gebäude durch diese dichte und hohe Naturpflanzung hindurch bemerken konnte. Der Greis schloß hinter ihnen und sagte: „Ihr wollt die Hallen schauen, Kinder. Wißt ihr von den vier Ehrfurchten?"

„Wir haben in Goethes ‚Wanderjahren' darüber nachgelesen", versetzte Felix.

Und Wismann erklärte dem Alten, auf die hohe, schmale Natalie zeigend, die sich eigenartig von der mittelgroßen Brünette Liane abhob: „Dies ist eine Urenkelin jenes Wilhelm Meister, der vor hundert Jahren diese Halle besucht, jedoch Wesentliches nicht gesehen hat."

„Ich weiß", nickte der Alte. „Man hat ihn auf seinen nächsten Besuch vertröstet, wenn er nach Jahresfrist wiederkäme. Er ist aber nicht wiedergekommen. Nicht ihn selber, aber deinen Vater habe ich gut gekannt, liebes Kind. Er war mir ein wertvoller Schüler und ist mir ein treuer Freund. Auch du hast ein gutes, blankes Gesicht und viel Seelenfrieden in deinem Herzen. Gott erhalte dir diese gesammelte Kraft, Jungfrau!" Er wandte sich zu Liane: „Diese da, die Dunkle, kann manchmal recht wild sein, aber schön wild, fröhlich wild. Du wirst deinen Freund, diesen Junggesellen, der nicht allein gehen kann, sehr beglücken und fördern." Und zu Leander tretend: „Und du, Künstler, nimm dich vor den Bildern deiner Phantasie in acht: sie hängen sich oft wie graue Fledermäuse an dein Gebälk!" Vor dem hochragenden Felix aber blieb der Alte eine lange Zeit stehen, so daß der Jüngling verlegen die Augen abwandte, und überschattete mit der rechten Hand die Augen. Fast feierlich sprach er dann, mit der Linken auf den Stab gestützt. „Erwartungsvoll steht hinter dir eine lange Ahnenreihe. Aber weder die Jenseitigen noch die Sterblichen dürfen dir hineinreden. Das ist deine ganz persönliche Angelegenheit." Er schien noch mehr sagen zu wollen, brach jedoch ab und setzte sich auf eine weiße Gartenbank, während ihn die Zuhörer im Halbkreis umstanden. „Erlaubt mir, meine jungen Freunde, zuvor einige einleitende Worte! Ihr seid schon durch Freund Wismann und die Vorträge auf dem Schloß allgemein eingeführt. Unser Körper besteht aus den Elementen der Erde, auf der er einige Jahrzehnte zu wirken hat; unser Geist aber ist kosmisch. Das ist kein Gegensatz, das ist nur ein erweiterter Ring. Auch die Erde ist ja in den kosmischen Reigen eingefügt; aber der Geist ist gewaltiger als das gewaltigste Lichtjahr. Auch ein Sirius und ein Arkturus bestehen ja noch aus Elementen, und ebenso unser führendes Gestirn, die Sonne. Das ganze sichtbare Weltall ist noch Element, Materie, also vergängliche Prägung. Aber dahinter sind die feineren Strahlungen; und mit diesen feinen Strahlungen arbeitet der Geist. Durch den Geist spricht mit uns Gott; ja, unser Geist ist selber göttlicher Herkunft. Und so schuf der Geist — ich bitte, ihn nicht mit Verstand zu verwechseln — aus seinen Gotterlebnissen heraus die Weisheit der Religionen; sie sind ihm eingeboren; er strahlte sie nur aus der inneren Schau hinaus. Euer Erdenleben ist ein winziger Ausschnitt aus eurer kosmischen Lebensbahn; das Sterben, nach wohlvollbrachter Erdenaufgabe, nur ein Ablegen der Elementarstoffe, aus denen euer Körper besteht. Ihr gebt ihn der Erde zurück; euer Geist aber

fliegt weiter zu neuen Schicksalen, zu neuen Wirkungen. Kommt nun in die Hallen, ihr immer lebendigen Schwestern und Brüder!“

Er erhob sich, und Felix Friedrich bot ihm ritterlich den Arm. Indem er sich an des königlichen Jünglings Arm hängte, sprach er im Weitergehen ganz nahe und sehr langsam: „Vernimm, Jüngling, was mir bei deiner Betrachtung durch den Sinn ging:

Lerne geduldig und tätig erwarten die günstige Stunde:
Dann erst reift deine Frucht, dann erst klärt sich dein Amt.
Wenn die Gespenster entwichen, wenn an zerfallenen Burgen
Gartenterrassen erblühen, Pfirsich und rankender Wein;
Wenn die veredelten Menschen mit unbefangenen Blicken
Schauen nicht links oder rechts, sondern mitten ins Herz;
Wenn auf erhelltem Gewölk weithin die Meister der Menschheit
Stehen im Strahlengewand, gerne zur Hilfe bereit:
Dann ist günstig die kosmische Stunde, dann bringe die Frucht ein!
Volk und Führer sind eins, und beseelt ist das Reich!“

So sprach der Greis zu dem verwundert lauschenden Jüngling, unter dem ehrfürchtigen Schweigen der etwas zurückbleibenden Zuhörer. Und sie traten durch ein ansehnliches Portal in die erste Rotunde. Es war eine achteckige Halle, die mit Gemälden so reichlich ausgeziert war, daß sie die Ankömmlinge in Erstaunen setzte. Leicht war zu begreifen, daß alle diese Bilder einen bedeutenden Sinn hatten, obschon die Besucher den Sinn nicht ohne weiteres zu entziffern vermochten. „Seht euch um!“ sprach der Älteste, mit einer großen Handbewegung in die Mitte tretend. „Ihr seht hier in dieser ersten Halle, die wir die Halle der Fragen nennen, lauter Rätselfragen des Lebens. Das ungeheure ‚Warum?‘ schallt hier in tausend Formen über den Planeten Erde. Warum wird dieser blühende einzige Sohn einer Witwe vom Dachziegel erschlagen? Warum seufzt jener ausgemergelte, sieche Greis umsonst nach dem Tode? Warum wird diese junge Gattin und Mutter aus dem Kreis ihrer weinenden Lieben gerissen? Warum dieser schuldlose König entthront und verjagt? Warum so viel Leid und Unrecht und Missetat auf dieser Welt? Mit diesem großen Warum erwacht der denkend empfindende Mensch aus der dumpfen Tierheit und ringt um den Sinn des Daseins, den er als tragisch erkennt. Kommt weiter!“

Langsam verließen sie die Halle und traten seitwärts in eine Galerie. Sie war wie ein Kreuzgang in alten Klöstern, an der einen Seite offen, von einem geräumigen, blumenreichen Garten angeblüht. „Hier seht ihr nun die Antwort, die sich die religiöse Menschheit unter Mitwirkung der inspirierenden Unsichtbaren aus der Innenschau heraus gegeben hat, indem sie ein oberstes Wesen gleich einer geistigen Zentralsonne von unvorstellbarer Macht und Größe als über den Schicksalen waltend annimmt. Hier sind an den Wänden in Bildern die Religionen ausgebreitet, die wir als die heidnisch-jüdischen ansprechen. Wie ihr seht, sind in den Hauptfeldern Vorgänge aus der israelitischen Religion und oben in den Friesen die entsprechenden Bilder aus dem griechisch-römischen Mythos. Die Bilder sind alt und ein wenig verwittert; ich habe selber versucht, da ich auch etwas malen gelernt habe, sie aufzu-

frischen, was mir mitunter nicht schlecht gelungen ist, aber doch nicht in wünschenswerter Weise."

Die stumm und staunend, manchmal von Wismann halblaut belehrten, an der Bilderwand entlang schreitenden Zuhörer bestätigten dies durch beifälliges Gemurmel. Nach dem ergreifenden Bilde vom Untergang des Tempels nebst nachwirkenden Begebenheiten trat man durch eine Pforte in die zweite Hälfte der Galerie ein, wo sich das Leben Jesu wieder mit entsprechenden Friesen vor ihnen ausbreitete. Die Bilder schienen von einer anderen Hand zu sein als die erste Galerie: alles war sanfter, Gestalten, Bewegungen, Umgebung, Licht und Färbung. „Hier ist eine neue Welt," sprach der Älteste, „anders als die vorige, und ein Inneres, das dort ganz fehlt. Durch diesen göttlichen Sendboten ist die Seele in die Welt gekommen."

„Die Seele?" Die Besucher schauten einander bedeutsam an. Hatte nicht jenes Festspiel der Freilichtbühne der Seele gegolten? Galt nicht ihnen allen die Seele als das kostbarste Gut der Erde? Und sie entsannen sich, daß über dem Innenhof des Schlosses der Spruch stand: „Was hülfe es aber dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?"

Der uralte Meister schien ihre Gedanken zu lesen. „Naturgeister haben noch keine Seele", sprach er. „Auch die vorchristlichen Völker, sowohl Heiden wie Juden, haben diese Kostbarkeit noch wenig entfaltet. Doch alle Kreaturen haben den Keim dazu in sich. Denkt einmal nach, ob es vielleicht der Sinn dieser Erde ist, Seele zu entwickeln? Denkt weiter darüber nach, ob vielleicht durch die Erschütterungen starker Schicksale, durch Bestrahlungen und Lockerungen, womit Schmerz und Liebe auf unser Empfindungsleben einzuwirken pflegen, Seele entfacht und entfaltet wird? Dann hättet ihr ja schon etwas — ich sage etwas, lange nicht alles — von dem großen ‚Warum' der Eingangshalle enträtselt. Und vielleicht erkennt ihr, weiterdenkend, daß Christus auf diesen Stern Erde gekommen ist und sich verkörpert hat, um die Wahrheit dieser wichtigen Tatsache vorzuleben und vorzuleiden — aber auch vorzusiegen. Denn er ist nicht nur der Gekreuzigte, sondern auch der Auferstandene. Unser Rosenkreuz ist ein Auferstehungskreuz: die roten Todeswunden haben sich in rote Rosen des siegreichen Lebens verwandelt."

Unter solchen bedeutungsvollen Gesprächen waren sie beim letzten Bilde dieser Galerie, das den Abschied Jesu von seinen Jüngern darstellt, angelangt und sahen sich plötzlich, durch eine Pforte eintretend, wieder in der Eingangshalle. Hier wurden sie jetzt erst auf eine Reihe von geschnitzten Holzstühlen aufmerksam und bemerkten ein mäßig erhöhtes Rednerpult. „Wir pflegen hier die Eindrücke von diesem ersten Rundgang noch einmal zusammenfassend zu verarbeiten, um die Aufnahmefähigkeit aufs neue zu stärken. Die bisher geschauten Bilder gehörten dem sichtbaren Leben an; die ferneren Hallen leiten vom Tod ins Unsichtbare hinüber und müssen noch mehr als bisher symbolisch zu uns sprechen. Wir werden nun gradaus, mitten durch den Garten, durch eine enge Pforte in die selten eröffnete Halle des Schmerzes einziehen." Sie folgten ihm; er führte sie auf einem schmalen Kiesgang, den sie vorhin gekreuzt hatten, ohne ihn zu beachten, zu der Halle, deren Kuppel mit einem Kreuz geziert war.

Feierlich blaues Licht umfing sie. Die edel gebaute Halle glich einem Pantheon oder einer altertümlichen Kirche. Oder waren sie in einer spärlich beleuchteten Gruftkapelle? Der Eingangspforte gegenüber hing der Gekreuzigte. Die Bilder an den Wänden enthielten die Stationen oder Stufen seines Leidensweges — all jener grausamen und rohen Mißhandlungen, die von einer vertierten Menschheit dem edelsten aller Gottgesandten angetan wurden. Ist die Menschheit dieses Planeten heute den Edlen gegenüber vornehmer geworden? Wimmelt die Zeit nicht von Roheiten und Schandtaten? So dachten die Beschauer. Aber es wurde kein Wort gesprochen. Mit heiligem Schweigen schritt man an den ergreifenden Bildern vorüber. Nur die leisen Schritte und das Geräusch des Stockes auf den Steinplatten war vernehmbar. Durch eine andere kleine Pforte verließ man die sakrale Stätte, worin sich auch jene Orgel befand, an der sich der Älteste in einsamem Spiele zu erbauen pflegte. Gesprochene Worte waren hier unzulänglich, ja Entweihung.

Wieder waren sie im Gartenland, wobei der erste Blick auf Zypressen fiel, die eine Fortsetzung der soeben erlebten ernsten Stimmung bildeten.

Der Alte nahm wieder das Wort. „Die hier anschließende Galerie veranschaulicht die Wirkung des großen Ereignisses von Golgatha. Die Erscheinung des Heilandes braucht Jahrtausende, um sich auszuwirken. Ihr seht hier die ersten Ausstrahlungen des Christentums: hier erscheint der Auferstandene und stärkt die Seinen, hier das Pfingstereignis, hier die Katakomben mit dem gleichsam unterirdischen Feldzug gegen das mächtige Rom, hier die Verfolgungen unter den Cäsaren — kurz gesagt: es ist der Kampf der erwachten Seele mit der äußeren Welt und ihren sinnlichen Macht- und Reizmitteln. Den furchtbaren Bildern im Hauptfeld entsprechen in den Friesen Edeltaten der Liebe. Es fehlen nicht Vorkommnisse wie die schreckliche Hugenottennacht oder Karls Schlächterei an der Aller — alles geschehen im Namen eines mißverstandenen oder vorgeschützten Christentums. Liebe Kinder, die Seele kämpft heute noch und wird noch Jahrtausende hindurch kämpfen müssen auf diesem Stern der Prüfungen. Das ist dieses Sternes ernste Bestimmung; und wer sich hienieden verkörpert, der ist ein verbannter König und muß das Martyrium oder die Tragik des Verbannungszustandes tapfer durchleiden, damit er reifer in die Lichtreiche zurückkehre. Die Geistmenschen oder Beseelten kämpfen immer den heroischen Kampf gegen die Drachen, Riesen oder Tiermenschen; jene bilden die edle Minderheit, diese die Masse oder Mehrheit. Aber in jedem einzelnen wird dieser Kampf wiederholt, der sich immer und immer wieder in den Kulturen der Menschheit abspielt. Der Auferstandene und seine Scharen sind unsre Meister; wir sind seine Mitarbeiter, seine jüngeren Brüder, seine Nachfolger, die seine Fackel weitertragen. — Kommt nun in die letzte Halle, meine Freunde! Wir nennen sie die Halle der Verklärung. Hier seht ihr in symbolischer Gestaltung — denn unsere Erdensinne können diese Lichtwelt nicht anders fassen — die Sendung der Seele, wie sie aus den kosmischen Tiefen kommt, von Engeln und Meistern entsendet, von Schutzgeistern begleitet, um auf der Erde ihre Prüfung zu bestehen, und wie sie nach bestandenem Kampfe in freudig und tröstlich ihr entgegengestreckte Arme der Jenseitigen wieder heimkehrt. Hier ist auch der Gedanke der wiederholten Verkörperung angedeutet — nur sacht angedeutet, denn es wird mit diesen feinsten Geheimnissen viel Mißbrauch getrieben."

Hier staunten die Gäste am stärksten. Sie standen vor etwas ganz Neuem. Gestalten der jenseitigen Welt, Gestalten einer höheren, feineren Gattung von Wesen waren hier in ätherischer Gewandung und berückenden Farben versinnbildlicht. Sie glaubten sich in einem Zauberland zu bewegen, zumal die ganz tief stehende Sonne mit letzter magischer Wirkung hereinschien und die Halle in seltsames Licht tauchte. Die Figuren und die Malweise mochten an Botticelli oder an die Präraffaeliten gemahnen. Alles war in ein Rosenlicht getaucht und erhielt erst seine höhere Weihe durch des wissenden Greises Erklärungen, der sich diesem Jenseitslande bereits nahe fühlte.

Er verschwieg, daß er selber der Maler dieser überirdischen Bilder war, die er visionär geschaut hatte, und sagte nur: „Glaubt bitte nicht, daß ihr hier nur symbolische Bilder seht. Diese Welt ist genau so wirklich wie unsere irdische, ja sie ist noch viel stärkere Wirklichkeit. Hier ist zwar eine Antwort auf die Fragen der Eingangshalle nicht gegeben, aber angedeutet und dem offenen Sinn nicht unzugänglich — eine kosmische Antwort. Die Schicksale dieser Erde sind nur ein Ausschnitt aus dem ungeheuren, unübersehbaren Lebensganzen auch der einzelnen Seele, die karmisch in das Weltganze eingefügt ist. — Nun sollt ihr noch eine kleine Überraschung erleben." Er zog die Fenstervorhänge zu, trat hinter eine Vorrichtung und drehte an einigen Maschinenteilen — und plötzlich stieg über das verfinsterte Gewölbe der ganze funkelnde Fixsternhimmel empor, mit Sonne, Mond und Planeten, und zog langsamfeierlich vorüber. Ein lautes Staunen der Bewunderung entrang sich dem Munde der überraschten Gäste. Man sah sich nach all der Bilderschau angenehm und tief belebt, plötzlich in einer Art von Planetarium, und das Empfinden wuchs, daß des Menschen Lichtgeist ein wahrhaft kosmisches Wesen sei, nicht von dieser Erde, sondern dem All verwandt.

„Haltet fest," klang des Alten Stimme aus der Dunkelheit, während die Vielheit der Sterne weiterbrannte, „daß ihr Kinder des geistigen Kosmos seid, nicht nur der Erde, daß ihr hienieden eine Aufgabe zu erfüllen habt! Erfüllt sie tapfer und treu! Kann des Menschen Seele aus dem All hinausfallen? Nein, nur heimkehren! Kehrt denn nach vollbrachter Aufgabe fröhlich heim zu uns, die wir euch drüben erwarten! Denn auch ich werde binnen kurzem bei den Vollendeten weilen. Glaubt mir aber: nur ein kleiner Teil des Kosmos ist euren Sinnen-Augen zugänglich. Der Himmel ist viel gewaltiger."

Des Alten Stimme verklang. Der Sternenhimmel verschwand. Sie traten hinaus in die herabsinkende Dämmerung. Die Abendröte hatte sich groß, gleichsam kosmisch, um die Erde ausgebreitet und alles mit ihrem überirdischen Licht noch einmal angestrahlt, ehe sie sich zurückzog. So mag wohl ein großer Geist von der Erde scheiden, noch einmal Licht verbreitend und sich dann ins Lichtreich zurückziehend, aus dem er gekommen ist.

Der Älteste entließ die Gäste, die ihm sehr herzlich und ehrfurchtsvoll dankten. Dieser abschließende Teil des Gartens, um die Halle der Verklärung her, enthielt etliche Grabsteine. Mit Goldbuchstaben standen darauf Namen und Zahlen.

„Hier ruht das Sterbliche meiner Vorgänger", deutete der Älteste, indem er auf das Mauerpförtchen zuschritt. „Sprecht über die Dinge, die ihr hier geschaut und gehört habt, nur zu den Würdigen. Es ist damit wie mit dem Inhalt jenes Käst-

chens, das im Besitz der Familie Meister ist: solche Geheimnisse sind nicht für jedermann. Die Welt wird über diese vermeintlichen Einbildungen lachen. Setzt euch diesem Verlachen des Heiligen nicht unnütz aus! Verleugnet es aber auch nicht! Wir brauchen draußen in der Welt immer wieder Sendlinge der Wahrheit, Gralshüter, Lichtboten. Seid gesegnet zu solchem Dienst! Die Gnade Gottes lasse sich wie ein Tau in die Kelche eurer Herzen herab! Lebt wohl!"

Sie standen ehrfürchtig vor ihm. Er legte jedem einzelnen segnend die Hand aufs Haupt. Sie spürten eine feine Wärme. „Mögen die Rosen an eurem Kreuze blühen!" Dann trat er lautlos in die Pforte zurück, die sich leise hinter ihm schloß.

Der Heimweg durch die Dämmerung war anfangs nur durch bewundernde Ausrufe, besonders der lebhaft bewegten Gemma, durchbrochen. Und Wismann sagte: „Man nennt ihn manchmal den letzten Rosenkreuzer; aber das ist ein Irrtum: denn die wahren Rosenkreuzer sterben niemals aus — so wenig wie jenes gewaltige Licht, von dem ihr jetzt nur noch eine schmale Handbreit am westlichen Horizonte seht."

Siebentes Kapitel: Beim verbannten Monarchen

Im efeuumsponnenen Schlosse, wo der verbannte Monarch im Ausland wohnte, saß Felix Friedrich seinem königlichen Vater gegenüber.

Sie hatten sich bereits ausführlich und bedeutsam unterhalten. Der König saß am Rande des breiten Schreibtisches und spielte mitunter mit der großen Schere, die dort lag, und die er je nach seinen Gefühlen heftig schwang oder wieder auf den Tisch warf. Das Gespräch drohte auf einen toten Punkt zu kommen. Denn noch war das Letzte und Entscheidende unausgesprochen. Beide saßen in einer gewissen Spannung aufrecht und gewappnet voreinander. Die Unterredung trug bisher noch die Farbe einer höfischen Audienz; das Persönliche und Menschliche war noch nicht warm und unmittelbar zum Durchbruch gelangt.

Endlich sprach der Monarch und schaute den Sohn fest an:

„Alles in allem, was gedenkst du nun zu tun, Felix Friedrich? Was ist deine letzte Absicht, dein endgültiger Entschluß?"

„Ich werde auf Reisen gehen."

„Auf Reisen? Und wohin?"

„Ich werde meinen irischen Freund Connolly nach Irland begleiten."

„Connolly? Ich erinnere mich seiner. Sagtest du mir nicht, er habe in der pädagogischen Provinz Frieden und Beruhigung gefunden? Nun gut. Also nach Irland. Und dann?"

„Dann reisen wir nach Ägypten und Indien."

„Ich kann mein Erstaunen nicht verbergen. Wozu denn das?"

„Ihm schwebt ein Bund der unterdrückten Minderheiten vor."

„Und mit dieser Ideologie glaubt er gegen die Heeresmacht schwer gerüsteter Staaten etwas auszurichten? Recht gegen Macht? Man lacht darüber bei den Nationen, die bis an die Zähne bewaffnet sind. Ich werde mich bei ihm als Mitglied anmelden; denn ich bin auch eine Minderheit. Und dann?"

„Dann fahren wir über China, Japan und Nordamerika wieder zurück."



Prozession in Gußmeinstein

Fritz Beckert

„Hübscher Umweg! Wollt ihr nicht auch Nord- und Südpol mitnehmen? Außerdem vermisse ich Afrika mit seiner modern gewordenen Nigger-Bevölkerung. Eine Weltreise also — um deiner Aufgabe auszuweichen. Und glaubst du hernach in ein geläutertes Volk zurückzukehren?“

„Das weiß ich noch nicht. Aber ich habe Zeit gewonnen, selber zu reifen und mir alles wohl zu überlegen.“

„Hm. Schön! Und der Dichter Leander mit seiner Braut? Ich habe da noch eure Gruppenaufnahme liegen.“ Er nahm ein Bild zur Hand. „Nach der Rassenkunde, mit der ich mich eine Zeitlang beschäftigte, sind er und sie westische Rasse, während du und Natalie ausgeprägt nordisch seid.“ Er legte das Bild wieder hin. „Auch so eine Mode, diese Rassenforschung! Was ist eigentlich mit solchen Gattungsbezeichnungen gewonnen zur Erkenntnis der einzelnen Schicksale? Ist mein Schädel nicht nordisch? Und ich sitze doch in der Ecke. Doch weiter! Ich ereifere mich unnütz. Sage mir: wie stehst du zu Natalie Meister?“

„Ich fühle, daß ich von Natalie nicht lassen kann.“

„Aha! Da sprichst du's also aus, wohin du willst. Und dein Königsamt? Und ich? — Du schweigst, mein Sohn? Gut, ich will mir selber Antwort geben. Ich werde also nach wie vor unerlöst in diesem Loche schmachten. Ich werde mich mit dem Rätselraten beschäftigen, ob mein Sohn Felix Friedrich mein Ungeschick oder mein Unglück gut machen wird oder nicht. Ich werde mich mit Papierbeschreiben zu betäuben suchen, ich, der ich durchaus Mann der Tat bin und nicht des Papiers. Ich werde z. B. mein Leben in einem Buch erzählen; und wenn ich bei dieser Beschäftigung, diesem Taten-Ersatz — und was ist es für ein kläglicher Ersatz! —, wenn ich zu dem Umsturz und zu meinem geretteten Sohn komme, werde ich abbrechen. Denn ich müßte dann ausplaudern, daß er nun ziellos in der Welt herumreist — ziellos herumreist, warum? Weil er Angst hat vor seinem Amtsantritt, Angst vor seiner Lebensaufgabe.“ Hier warf der Monarch die klirrende Schere hin. „Manchmal möcht' ich euch alle miteinander Verräter nennen. Jawohl, und feige Gesellen dazu! Aber ich schlucke das Wort wieder hinunter; denn es könnte auf mich selber zurückfallen. Wahrlich, ich bin wie der gepeinigte Hiob — aber ich kann nicht mit Hiob sagen: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“

Er schwieg bitter und ergriff einen naheliegenden Briefbeschwerer, einen schön geschliffenen lichtblauen Halbedelstein, und spielte damit, um seine nervöse Ungeduld zu zügeln. Die eiserne Ruhe des jungen Mannes vor ihm und der stumme Widerstand, den er in ihm spürte, regten ihn auf.

„Eure Majestät,“ sprach Felix Friedrich beherrscht, „ich gestatte mir zu erwidern, daß ich in der pädagogischen Provinz anders belehrt worden bin. Wer seine Erlösung noch von außen erwartet, der ist der Erlösung fern, hat man mir dort gesagt. Ich versichere feierlich, daß ich keine Angst habe vor meinem Amt und vor meiner Aufgabe; aber ich fühle mich beiden noch nicht gewachsen, weil ich zu jung und zu ungeschult bin. Als man einst über mich in meinem frühesten Kindesalter bestimmte, daß ich bürgerlichen Kreisen gleichsam in Schutzhaft und Erziehung übergeben würde bis zu meiner Mündigkeit, konnte ich natürlich nicht widersprechen, denn ich war ein Kind. Ich bin also ohne meinen Willen in diese unnatürliche Lage geraten. Nun aber

betont man fortwährend, ich solle selber entscheiden, ich ganz allein und frei
mir heraus. Ich bitte mir nicht zu verübeln, wenn ich von dieser Freiheit auch
lich Gebrauch mache."

Der Monarch faßte den jungen Mann verwundert ins Auge und vergaß
mit seinem Aquamarin zu spielen. Schau einmal einer an! Das war nicht frech
sprochen, vielmehr bescheiden, aber fest, sehr bewußt und fest. Hier steckte Wil
und diesen Willen konnte man nicht so leicht beeinflussen oder einschüchtern.
Charakter! Vielleicht auch, unter Meisters Einfluß, ein Querkopf?

Endlich fand er wieder Worte und sprach:

„Dieselbe Freiheit darf ich wohl auch für mich beanspruchen in dieser durch
verschwiegenen Unterhaltung zwischen Vater und Sohn. Wenn dabei Bitterkeit
meinen Worten mitschwingt, so dürfte das wohl natürlich sein. Dein Festhalten
Natalie als an deiner Braut ist mir ein Beweis, in welcher Richtung deine Gedan
gehen. Scharf gesprochen: bürgerliches Glück ist dir wichtiger als deine königl
Laufbahn."

„Darauf möchte ich in aller Bescheidenheit erwidern, daß ich niemals die Gele
heit hatte, den Unterschied von bürgerlich und königlich am eigenen Leibe kenne
lernen, daß ich infolgedessen keinen Wert auf diesen Unterschied lege. Ich lernte
unterscheiden zwischen edel und unedel, zwischen vornehm und unvornehm — näm
lich in der Gesinnung, nicht in der Abstammung. Ich habe Ehrfurcht vor Überlie
rung, aber kein Verständnis für den Stolz nur auf eine lange Ahnenreihe. Und
suche mit Natalie nicht unser Glück oder Behagen, sondern unser gemeinsames
zu dem ich mich aus innerster Wahrhaftigkeit gedrängt fühle. Ich müßte meine
Erziehung verleugnen, wenn ich anders dächte. Und über meine Erziehung ha
doch wohl einstmals Eure Majestät bestimmt."

„Da hör' ich Meister sprechen", murmelte der Monarch.

„Einstweilen", fuhr Felix fort, „bleibt das Kästchen mit beiderlei Urkunden
Herrn Rektor Wismann verborgen. Mein Pflegevater läßt ganz langsam das Ge
rücht durchsickern, daß ich nur sein Pflegesohn bin. Alles andere hat Zeit, bis ich
meiner Weltreise zurückkehre."

Wie besonnen der Junge spricht! dachte der König. Doch in seinem ironisieren
Tone fuhr er zunächst fort: „Auf deiner Weltreise empfehle ich dir ganz beson
die westlichen Demokratien zu studieren, die ihr in eurem Lande nachäfft. Sie
ja wohl die Länder des Glückes! — Im Ernst, mein Sohn, ich will auch hierin
in deine Freiheit eingreifen und möchte deinen Reisedrang nicht hemmen. Aber
hör' einmal genau zu! Ich halte dich für wahrhaftig und überzeugenden Grün
zugänglich. Warum verleugnest und verlässest du dein eignes Land, das doch imm
hin eine pädagogische Provinz mit edelsten Überlieferungen besitzt? Ich bin
philosophische Natur, aber mir scheint, in eurer Kosmosophie hat sich in aller
etwas vorbereitet, was den fluchwürdigen Materialismus überwinden wird.
es ist mir ein erquickender Gedanke, wenn ich mir vorstelle, daß über eurem
das Rosenkreuz leuchten wird statt des goldenen Kalbes. Rede mir's nicht aus,
Sohn: deine Reise ist nur ein Ausweichen!" Und gütiger fuhr er fort: „Sie
mir einmal ehrlich und grade ins Gesicht, Felix Fritz: hast du dich nicht

Mr. Connollys neu ausgebrochenem Reisefieber anstecken lassen? Hab' ich recht oder nicht?"

Felix schaute seinen Vater betroffen an. Dieses Wort saß. Er war viel zu wahrhaftig, um nicht innerlich beizustimmen. „Es mag wohl so sein", sprach er leise. „Connolly sucht ein Betätigungsfeld."

„Das begreif' ich vollkommen. Jeder Mensch braucht sein Wirkungsfeld. Was ist das für ein kläglicher Staat, der Hunderttausende von Arbeitslosen herumlungern läßt und füttert, statt ihnen Arbeit zu schaffen — ja durch ein Dienstjahr Arbeit zu befehlen! Wär' ich noch im Amt, dies wäre meine erste und oberste Sorge. Larven und Lemuren sind ja besser dran als diese Erwerbslosen, denn sie graben wenigstens, sie graben — wenn auch nur Gräber für ein todgeweihtes Volk. Aber nun höre zu, mein Sohn!"

Der König sprang auf, ganz in seiner jugendlichen Spannkraft, und legte dem gleichfalls aufstehenden Jüngling die Hand auf die Schulter. Es war keine Bitterkeit mehr in seinem Tone, als er nun mit hellen blauen Augen den Kronprinzen ansah und also sprach: „Du sollst um meinetwillen nicht ins Ausland laufen! Überlege dir's genau — und gib diese Verlegenheitsreise auf! Schon einmal ist einer geflohen und glaubte seinem Lande damit zu dienen: du sollst diese Flucht nicht wiederholen, Felix Friedrich! Wenn ich vorhin von Hiob oder Erlösung oder Verrätern sprach, so sind das rückständige Stimmungen, die manchmal noch aus mir herausbrechen. Im übrigen, und im vollen Ernst gesprochen, brauche ich keinen andern Erlöser als meinen Heiland. Du sollst nicht denken, daß ich klein sei und dich etwa nur vorschieben möchte, um mir die monarchischen Kastanien aus dem Feuer zu holen, nachdem ich selber mir die Finger daran verbrannt habe. Der Königsgedanke ist allerdings groß, edel und groß, daran halt' ich fest; aber er kommt erst zu seiner ganzen Wirkung, wenn er auf ein Volk trifft, das der Größe des Gedankens gewachsen ist, das seinen Monarchen braucht, das seinen König ruft. Geh' du nicht ins Ausland, lieber Felix Fritz! Bleibe im Herzen deines Volkes, reife im Aufblick zu seinen großen Meistern ganz im stillen, betätige und gestalte dich, wie dein Herz und deine Fähigkeiten dich drängen — und warte, bis die Stimme deines Volkes den Königssohn ruft! Das ist mein Wort in dieser Sache, das ist meines Herzens Meinung. Und noch eins, mein lieber Sohn: ich spürte in dir während dieses ganzen Gespräches einen gewissen Widerstand gegen mich. Bitte, lieber Junge, lege diesen Widerstand ab, du hast ihn nicht nötig; denn ich werde dich zu keinem Entschluß zu meinen Gunsten drängen. Du sollst dir auch nicht vorstellen, wenn du wieder daheim bist, daß ich hier grollend und verbittert in der Ecke sitze. Nein, das ist nicht der Fall. Es steigt noch manchmal grimmig in mir auf, daß mir kein Einfluß auf den Zeitgeist vergönnt ist; ich hacke dann Holz oder jage auf meinem besten Vollblüter dreimal durch den Park — und dann verbraust es wieder. Ich habe mich in Gottes Willen ergeben und werde gefaßt mein Schicksal zu Ende dulden. Ja ich bin sogar dankbar, daß ich abseits von den Wirbeln des Zeitgeistes gesammelt leben darf. Oder meint ihr, ich wolle in euren grauenhaften Materialismus zurück? Nein! Meine tiefste Sehnsucht geht dahin, daß sich mein Volk läutere und seiner besondren Sendung und Seele bewußt werde. Du aber — daß du an deiner Natalie festhältst, das hat mensch-

lich meinen Beifall. Denn es ist Treue. Und Treue ist ein wundervolles Gut. Wenn ich dir meinen letzten Wunsch aussprechen darf, so ist es dieser: daß sich in euch beiden königliche Eigenschaften entwickeln mögen, auch wenn du niemals einen Thron besteigen solltest. Bringe sie mir her, deine Nata, damit ich euch segne! Und nun — Gott befohlen, lieber Sohn!"

Der König hatte alles Kleine in sich niedergekämpft. Das Reinmenschliche war siegreich und groß in ihm durchgebrochen. Er legte dem Sohn bewegt beide Hände um die Wangen und schaute ihm warm und tief in die blauen Augen. Felix senkte ergriffen den Kopf und schüttelte dann bewegt und lange mit beiden Händen seines Vaters Rechte. Sie fielen sich unwillkürlich in die Arme. Und zum erstenmal nannte Felix Friedrich den Monarchen „Vater".

* * *

Es ist nicht mehr viel zu sagen, lieber Leser. Die Königskrone schwebt unsichtbar in der geistigen Luft, und über ihr funkelt das mächtige Rosenkreuz. Sie warten; sie wollen sich herablassen in bereite Herzen.

Geheimrat Meister steht in einem unversöhnbaren Gegensatz zum Zeitgeist. Es ist nicht so, daß er seinen Frieden schlösse, wenn etwa die alte Staatsverfassung wiederkehrte. Dazu ist er viel zu tief und ernst. Er hat das Wesen der Menschheit bei Gelegenheit des Umsturzes und seiner Folgewirkungen zu klar erkannt und erlitten; er wird mit Frau Welt keinen Scheinbund mehr schließen. Was ihn aber nicht abhält, in seinem Arbeitskreise oder dem Einzelnen gegenüber, der ihn braucht, sachlich und gütig zu wirken.

In den freien Abendstunden fesseln ihn und seine Gattin Meisterwerke der Weltliteratur; in seiner stillen Beschäftigung mit höchsten Dingen reift er immer edleren Graden zu. So baut er seine innere Welt; sie ist überleuchtet von Blitzstrahlen himmlischer Erkenntnis. In Meisters Bereich nährt und kräftigt sich ein Kreis wertvoller junger Menschen. Und sein magischer Einfluß reicht bis in die Seele des fernen Verbannten, der ihm in den Grundzügen immer ähnlicher wird. Über den Verbannten sprach er einmal das besinnliche Wort: „Ein gereifter Monarch kann auch aus der Verbannung noch als moralische Macht wirken."

Felix und Natalie, Leander und Liane sind in inniger Gemeinschaft miteinander verbunden. Henner baut mit Meisters Unterstützung seine Gartenterrassen an der zerfallenen Burg Hohendorneck. Lina und Änne wirken mit ihrer Herrschaft auf dem schönen Grundstück weiter, das nun durch Henners Fruchtbäume, Blumen und Büsche nützlich und anmutig bereichert wird. Sie sind dort alle zu Leanders Hochzeit festlich versammelt. Felix und Natalie haben mit ihrer Vermählung weniger Eile.

Und das Kästchen? Und die beiden kostbaren Urkunden darin? Und wie wird sich Felix Friedrich entscheiden? Wird er als Herrscher oder als Heiler schöpferisch wirken? Wird er die Welt zerschmettern oder erlösen?

Lebe wohl, lieber Leser!

Ende

Das Rad

Von Fritz Müller-Partenkirchen

Dem Bösen waren die Menschen zu mächtig geworden. Er wollte ihre Seele. Erst hatte er versucht, sie durch Wasser auszulöschen. Sie aber hielten stand mit Schiffen.

Dann schickte er grausame Hitze. Sie hielten wieder stand. Nur ihre Haut lief dunkel an.

Endlich rückte er ihnen mit einer großen Eiszeit auf den nackten Leib. Da schlüpften sie in Seehundsfelle, schüttelten den Speer und lachten, daß ihr Atem über Gletscher dampfte: „Wir achten dein nicht. Wir sind ganz. Das Böse aber ist die Hälfte nur der Welt. Wann hat man je gehört, daß etwas Halbes etwas Ganzes auf die Knie zwänge!"

Da verbarg der Böse seinen Grimm und tat demütig vor dem lieben Gott: „Ich kann ihnen nichts anhaben. Ich will in Frieden mit den Menschen leben. Erlaub mir, daß ich zum Zeichen dessen ihnen etwas schenke, was sie noch nicht haben."

Und er rollte ein Rad über den Gletscher.

Der Eiszeitmensch schwang jauchzend seinen Speer: „Ein neues Tier! Wollen sehen, ob ich es im Laufe erlege."

Willig ließ es sich erjagen. Willig ließ das Rad mit sich geschehen, daß die Eiszeitkinder mit ihm spielten.

„Bscht," flüsterte es ihnen zu, „ich kann noch mehr — schaut her!" und zeigte ihnen, wie sie um die Wette mit ihm laufen sollten.

Die Großen sahen lachend zu. „Heda!" schrie es ihnen zu, „ich kann noch mehr — schaut her!" und zeigte ihnen, wie man, links und rechts auf eine durchgezogene Achse aufgestützt, fast gewichtslos sich bewegen konnte. So erfanden sie den Wagen.

Völkerwandernd mit den Wagen umzogen sie die Erde und wichen so den Eiszeitgletschern aus nach Süden, wo die Wiesen grünten und das Leben schön und schöner wurde. Gott aber beteten sie an in einem Sonnenrad.

Seßhaft geworden, spannte sie das Rad an ihren Pflug. „Bscht," schnurrte das Rad, „ich kann noch mehr — schaut her!" und schlang sich Flachs um seinen Leib und spann.

Da warfen sie die Felle fort und machten sich aus zartem Linnen lichte und bequeme Kleider.

„Kinder, Kinder," flötete dann eines Tages das Rad, „ich glaube, meine Stunde ist gekommen."

„Du willst uns doch nicht etwa sterben?" sagten sie erschrocken, „wir können dich ja gar nicht mehr entbehren."

„Sollt ihr auch nicht," glitzerte das Rad, „im Gegenteil — ich fühle mich ja Mutter. Bald soll euch eine ganze bunte Schar von Rädern dienen — denn sehet, euch zu dienen bin ich ja in diese Welt gekommen."

Und siehe, eines Tages wimmelte es von Rädern, glatten und gezahnten, gestanzten und gefrästen, durchbrochenen und armierten, zentrierten und exzentrischen, und in allen Sprachen schrie es dienstbereit und klirrte durcheinander: „Was befiehlt der Herr?"

Da befahlen sie die Webmaschine.

Flugs stand sie da: „Was befiehlt der Herr?"

„Webe!"

Da webte sie für tausend Hände, die auf einmal lässig sinken mußten, daß die Menschen brotlos wurden und die Webereien stürmten.

„Aber Kinder, seid ihr toll, was wollt ihr?" riefen die Maschinen.

„Brot!"

„Soll euch werden. Wir übernehmen eure grobe Arbeit. Übernehmet unsre feine. Fädelt uns ein, glättet uns und knüpfet die gerissenen Fäden."

Da fädelten sie und glätteten und knüpften und hatten Angst, es möchte nicht genug der Arbeit für sie werden.

„Keine Sorge, wenn wir nur zusammenhelfen, leichtes Tuch und rasche Moden zu erzeugen."

Im Wettbewerb erzeugten sie nun leichtes Tuch und rasche Moden, daß sie alle Arbeit hatten und zufrieden waren.

Einer aber sprang in seinem groben Schurzfell hoch und schwang den Hammer, wie sein Eiszeitvorfahr seinen Speer geschwungen hatte, daß sein Atem im Maschinensaale dampfte: „Trotz alledem, du bist der böse Feind, Maschine, ich erschlag' dich!"

Da lachten sie und banden ihn und sperrten ihn ins Irrenhaus und druckten's in die Bücher, daß die aufgeklärten Kinder später in den Schulen sich ergötzen konnten: „Wie borniert doch manchmal so ein Vorfahr war!"

Die Webmaschinen aber zeugten Wirkmaschinen. Die Wirkmaschinen Stanzmaschinen. Die Stanzmaschinen Rotationsmaschinen. Die Rotationsmaschinen Walzengänge. Die Walzengänge Setzmaschinen. Die Setzmaschinen ... ein ungeheures Heer Maschinen überflutete die Erde.

Ein ungeheures Heer Maschinen hob um sechs Uhr morgens täglich mit den Rädern an zu schnurren: „Was befiehlt der Herr?"

Und wenn die Herren dies und das dann lang genug befohlen hatten, schmeichelnd: „Aber liebe Kinder, diesen Handgriff könnten wir doch auch noch übernehmen — fügt doch dort ein neues Rädchen ein."

Und wenn sie ein neues Rädchen eingefügt hatten, immer noch betörender: „Ihr müßt noch viel zuviel auf die Bedienung achten — plagt euch doch nicht so, wo ihr so treue Seelen habt, und überlaßt das Denken auch noch uns."

Da überließen sie den Maschinen auch das Denken.

Und es geschah, daß ein riesenhaftes, hundertfältig kompliziertes Werk von Maschinen von einem Arbeiter gähnend morgens und abends mit ein paar verschlafenen Handgriffen „beherrscht" wurde.

Und der Herrscher hatte keine Ahnung, daß er Sklave war, erniedrigter als der Römersklave, der beim Badbereiten für die hohe Römerin noch denken durfte, hoff-

nungsloser als der Schwarze, der beim Schneiden des Zuckerrohrs — bevor auch dort die Schneidemaschine ihm das Messer aus der Hand schlug — immerhin noch schwitzen durfte.

Morgen saugt uns die Maschine auch noch unseren letzten verschlafenen Handgriff auf.

Und mit dem letzten Handgriff unsre Seele. In den Lüften aber wird ein gellend Lachen sein und Händeklatschen: „Hab' ich euch — ha, hab' ich euch ...!"

Gesang der Wolken

Von Hilda Bergmann

Ewige Wanderer durch den verklärten
Pfadlosen Raum und Pilger durch die Zeit,
So schweifen wir auf unsichtbaren Fährten
Durch die besonnten und besternten Gärten,
Die ausgespannten, der Unendlichkeit.

Landhingefegt in treibenden Geschwadern,
Der Sehnsucht Schiffe in der blau'sten Flut,
Werfen wir Schatten auf der Türme Quadern,
Das Grün der Au, die blanken Wasseradern
Und alles, was zu unsern Füßen ruht.

Wir aber tragen Glanz noch auf den Schwingen
Und fassen unsern Saum in Abendgold,
Wenn in der Tiefe schon die Glocken klingen,
Das Dunkel steigt und wenn den Erdendingen
Das letzte Leuchten von den Schultern rollt.

Wir drohen oft. Doch unsre schwergeballten
Getürmten Formen löst ein warmer Föhn.
Und bergen Fluch wie Segen unsre Falten:
Wir selbst sind nichts als Diener der Gewalten,
Die hinter uns und allem Leben stehn.

Im Sonnenwinkel

Von Paul Bülow

Kennst du die Tage, die wunschlos glücklich sind? Sie nehmen dich bei den Händen und sagen: „Komm, laß deiner Seele Schwingen frei und klar schweben, laß dich auf Sonnenflügeln ins Unbegrenzte tragen, wo du nie erahnte Wonnen schauen sollst, wo du Glück und Freude wie Tau aus Blumenkelchen trinkst, wo dich wundersame Musik umtönt, die alles Erdenleid vergessen läßt."

Kennst du diese Tage stilleinsamen Dahinträumens, diese Tage unbeschwerten Vergessens? Die dein Herz mit flutender Helle durchströmen, ihm alle Wunden heilen und es genesen lassen in neuer Liebeswunderkraft?

Alles ist da in Sonne getaucht, in Frohsinn und Frieden. Die Welt ist dir aller Güte und Schönheit voll.

Dir ist, als löse sich alles Unedle und Lästige von dir ab. Dein ganzes Menschtum ist in Harmonie gewandelt und erstrahlt nun im Glanze einer beseelten Klarheit.

Von draußen her bringen wohl Stimmen und Geräusche in deine sonnige Stille herein. Aber es bleibt nicht haften; es flutet vorüber wie ferner Schall. Du kennst dann nicht mehr deine noch der anderen Schmerzen, du fühlst nichts von Sorgen und Sehnsucht. Alles ist dir Erfüllung und Gegenwart geworden.

Solche Tage führen dich in den Sonnenwinkel des Lebens.

Solche Tage sind gelöst vom Ungemach deines Erdenwanderns: du schwebst darüber wie ein heimziehender Adler im Abendrot über der dunkelnden Landschaft.

Solche Tage sind Grüße liebender Geister ins Menschenland.

Lichtumflossen sinnst du auf Erlebtes zurück, edel und gut.

Du bist unter wenigen ein Glücklicher — danke dafür den himmlischen Mächten, die in solchen Stunden unsichtbar um dich sind!

Ernte

Von W. E. Gierke

Nun geht die Sense durch das Ährenfeld:
Der hohe Roggen neigt sich ihrem Klang.
Die Garben stehen kunstvoll aufgestellt,
Und jubelnd tönt der Schnitter Festgesang.

Ein hoher Wagen schwankt und wogt ins Land
Von blauer Luft und goldnem Glanz umschmiegt,
Darauf das schönste Mägdlein, sonnverbrannt,
Mit Lachen sich im duft'gen Kranze wiegt ...

Ich falte meine Hände wie ein Kind:
Wohl manches Korn streut' ich in Herzen ein;
O dürfte doch, wenn einst mein Herbst beginnt,
So reich und froh auch meine Ernte sein!

Rundschau

Die etruskische Sprache

Von Zeit zu Zeit tauchen in der Tagespresse Mitteilungen auf, wonach es gelungen sei, etruskische Inschriften zu entziffern. Diese manchmal sensationell aufgemachten Nachrichten mögen im einzelnen Falle schon auf Wahrheit beruhen; denn es wird auf diesem Gebiete von den Gelehrten unablässig gearbeitet. Aus solcher Kunde aber den Schluß ziehen zu wollen, als wenn es erreicht sei, die Sprache oder wenigstens die Schriftsprache der Etrusker ausfindig zu machen, wäre entschieden verfrüht. Auf welche Schwierigkeiten vielmehr die Ermittelung der etruskischen Sprache stößt, mögen die folgenden Ausführungen dartun.

Über die Herkunft und Art der Etrusker sind Ströme von Tinte verschrieben worden und bereits seit einem Jahrhundert die Meinungen aufeinander geplatzt. Einmal soll dieses rätselhafte Volk aus Asien gekommen, einmal die Urbevölkerung Italiens gewesen, ein andermal bald aus den Donauländern, bald aus dem Norden Deutschlands über Mecklenburg, Brandenburg, Thüringen und Sachsen eingewandert sein. Die Annahme, daß die Etrusker Urbewohner Italiens gewesen seien, ist wohl am schnellsten mit dem Hinweis auf die folgenden Ausführungen abgetan; sie stammt vorzugsweise aus dem heutigen Italien selbst. Nachdem es einmal erwiesen ist, daß viele vornehme altrömische Familien mit Stolz ihre Abstammung auf die Etrusker zurückführten und bei dem Einfluß, den die Politik im heutigen Italien auf alle Gebiete ausübt, ist es nicht zu verwundern, daß die neuzeitliche Gelehrtenwelt Italiens geradezu krampfhafte Anstrengungen macht, die Forschung so zu drehen und zu biegen, bis dabei die Ureingesessenheit der heutigen Italiener herauskommt. Den Vogel schießt ab ein — Architekt in Mailand, der sich mit der Erforschung der etruskischen Sprache befaßt und es fertig gebracht hat, durch rein willkürliche Deutungen des etruskischen Alphabets nicht nur Worte (fast nach der bekannten Methode: alopex — pix — pax — pux — fuchs) zu erklären, sondern sogar eine etruskische Grammatik aufzubauen!

In letzter Zeit neigen sich die Ansichten der Forscher dagegen immer mehr der Meinung zu, daß die Etrusker zu Schiff — waren sie doch große Seefahrer und berüchtigte Seeräuber — aus Kleinasien gekommen sein dürften. Nach Herodot wohnten die Tyrsener im Süden von Lydien und auf einigen kleinasiatischen Inseln. Nun ist die Bezeichnung Tyrsener oder Tyrrhener desselben Stammes wie das lateinische Tursci oder Tusci, woraus „Toscana", das etruskische Gebiet in Italien, herrührt. Auf der Insel Lemnos, die zu jenen Inseln gehört, hat man eine Grabinschrift gefunden, die man zwar auch noch nicht deuten kann, die aber in auffälliger Weise an ähnliche zweifellos etruskische Inschriften anklingt. Ferner sind lydische Inschriften in der Hauptstadt Lydiens, Sardes, bekannt geworden, die eine Reihe von Übereinstimmungen mit dem Etruskischen in Bildung und Biegung der Worte bieten. Offenbar liegt hier also eine Spur vor, die den Ursprung der Etrusker in Kleinasien wahrscheinlich macht.

Man könnte schließlich diese Untersuchungen auf sich beruhen lassen, wenn die Etrusker nicht so mächtig gewesen wären, so großen Einfluß auf die Gestaltung und Kultur des römischen Königreiches gehabt und der römischen Republik so schwer zu schaffen gemacht hätten. Es muß ein hochbegabtes tapferes Volk mit eigenartigen, tiefsinnigen Sitten und Religionsgebräuchen, musik- und lebensfroh und jagd- und sportliebend gewesen sein und verdient daher Interesse in erheblichem Maße.

Leider ist ihm aber unter allen Völkern des Altertums, die je eine Rolle spielten, am schwersten nachzuspüren. Als die erste Literatur des alten Roms im dritten Jahrhundert entstand, waren die Etrusker als selbständiges Volk schon vernichtet; die späteren römischen und griechischen

Historiker konnten nur noch aus Überlieferungen schöpfen. Zudem bestand da natürlich jedes Interesse, die Etrusker und deren Vorzüge totzuschweigen oder ihre Überwindung als Ruhmestat Roms zu schildern. Lediglich überliefert wird, daß die Etrusker Ritualbücher über die Beobachtung der Blitze, des Vogelflugs und der Tiereingeweide gehabt haben sollen.

Die Römer ließen es sich eben angelegen sein, jeweils nach Eroberung einer etruskischen Stadt ein Blutbad anzurichten, die Heiligtümer und alle Kulturstätten in Grund und Boden zu vernichten, die Adelsfamilien entweder an Ort und Stelle niederzumachen oder sie in Rom vor versammeltem Volke umzubringen und überdies in die traurigen Reste der etruskischen Städte römische Militärkolonien zu legen. Da ist es wohl anzunehmen, daß bei solchem gründlichen Tilgungsverfahren auch alle schriftlichen Niederlegungen verschwanden. Haben wir doch zur Zeit einer hohen Blüte der etruskischen Kultur, im fünften vorchristlichen Jahrhundert, bereits in Griechenland eine Literatur, z. B. Stesimbrotos, der über die Herkunft Homers, Glaukon, der über die „alten" Poeten, Damastes, der über Poeten und Weisheitslehrer schrieb. Die Etrusker waren bedeutende Seefahrer, und bei den regen Beziehungen zu Griechenland und dem Bestehen einer ausgebildeten Schriftsprache ist demnach auch auf eine etruskische Literatur zu schließen.

Wenn wir also nicht aus der Feder der immerhin beeinflußten späteren Historiker wie Livius, Strabo, Polybius u. a. das Wesen, Wissen und Können der hochentwickelten Etrusker kennen lernen möchten, so bleibt uns zurzeit nur wenig, recht wenig als Anhaltspunkt übrig: nämlich das, was in Stein oder Bronze gegraben oder in sorglich verdeckten unterirdischen Grabkammern an die Wände gemalt ist und nicht von Zeit und Menschenhand vernichtet wurde. Ferner gibt es noch Inschriften auf Vasen, sowie auf einer im Kircherianischen Museum zu Rom liegenden Spange, die eine Übersetzung der wenigen etruskischen Widmungsworte ins Lateinische bietet: „Manius fertigte mich für Munasius." Außerdem das „Templum von Piacenza", eine aus Bronze dargestellte Leber, die in eingeteilten Regionen Namen von Göttern enthält.

Aber im übrigen tappen wir bei der etruskischen Sprache noch fast völlig im Dunkeln. Man ist bei der Erforschung nahezu ausschließlich auf Namen der in Grabkammern Bestatteten angewiesen, sei es, daß diese außen über dem Eingang eingemeißelt oder im Innern neben den Figuren der Wandgemälde angebracht oder auf beigegebenen Waffen oder Spiegeln eingeritzt vorkommen.

Die Schriftzeichen selbst waren leicht zu erkunden. Wir haben es glücklicherweise nicht mit Bilderschrift, wie im Altägyptischen, Hettitischen, Chinesischen usw., sondern mit einer aus dem Altphönikischen entlehnten und sich stark an die altgriechischen Zeichen nähernden Buchstabenschrift zu tun. Die Worte wurden von rechts nach links geschrieben.

Es nutzte aber nicht viel, daß man die Worte lesen konnte, wenn der Sinn fehlte. Gewiß erkannte man beispielsweise infolge der Anklänge aus der griechischen Kultur aus Beigaben (Attributen) oder Stellung den Gott Zeus oder Jupiter. Aber der beigeschriebene Name „Tinia" hat keinerlei Ähnlichkeit mit einer sonst bekannten Sprache. Und so ging es auf Schritt und Tritt! Unendlich mühsam mußte man sich durch scharfsinniges Vergleichen zahlloser Worte sozusagen mit Mosaiksteinchen ein Bild zusammensetzen. Ähnlich wie in der Mathematik der „indirekte Beweis" konnte zunächst nur das negative Ziel erreicht werden, daß die etruskische Sprache sich als nicht dem Italischen, nicht dem Illyrischen und somit nicht dem indogermanischen Sprachstamm zugehörig herausstellte. Aber bis heute ist es noch nicht mit Sicherheit gelungen, das Etruskische einer anderen Sprachfamilie anzugliedern.

Dazu kommt die Schwierigkeit der Dialekte. Wenn heute sogar im Zeichen des Reiseverkehrs und der Zeitungen sich selbst auf kurze Entfernungen oft stark verschiedene Dialekte bilden und erhalten, so kann man sich vorstellen, daß die hauptsächlich in zwölf über das ganze westliche Mittelitalien verteilten festen Städten lebenden und nur lose miteinander verkehrenden Volksteile allmählich sich auch in der Sprache fremder wurden. So ergibt es sich wohl manch-

mal, daß man glaubt, glücklich einer Wortwurzel und Endung auf die Spur gekommen zu sein, und dann entdecken muß, daß ein analoger Fall an anderer Stelle, der stimmen müßte, nicht stimmt. Zumal die südetruskischen Inschriften, die etwa aus dem sechsten bis dritten vorchristlichen Jahrhundert stammen, meist viel älter sind als die etwa zum Vergleich herangezogenen mitteletruskischen.

Wenn nun auch besonders die Spiegel ein reiches Material von Bildern der Götter und von entzifferten Namen brachten, so kam man mit diesen Namen nicht weiter. Man mußte sich also an die Personennamen halten. Es war da verhältnismäßig einfach, in Familiengrabstätten den gemeinsamen Familiennamen, der stets wiederkehrt, zu ermitteln. Ein nicht im gleichen, aber in einem anderen Grab wiederkehrendes Wort mußte dann ein Vorname sein. Dabei sind die Vornamen anscheinend die wichtigeren und aus ihnen erst die Familiennamen hervorgegangen wie bei uns z. B. Jakobsen, Friedrichs, Jürgens. Wenn nun die „Gentil-" oder Familiennamen starr sind, so sind die Vornamen wandelbar. Da zeigt sich eine männliche und eine weibliche Form. Während aber die männlichen und weiblichen Götternamen schon durch den Kult starr und vor wesentlichen Veränderungen bewahrt blieben, finden wir bei Vor- und Familiennamen sowohl die einheimischen etruskischen Namen wie auch Entlehnungen aus dem Griechischen und schließlich Latinisierungen. Um ein Beispiel zu bieten: der Name einer berühmten Königsfamilie ist „Tarch" oder „Tarchna"; latinisiert heißt er: Tarquinius! So entspricht Maris dem Mars, Atuns dem Adonis, Nethuns dem Neptunus, Evru der Europa, Artumes oder Artam der Artemis, Metus der Medusa, Rutapis der Rhodope. Andere Namen sind rein etruskisch geblieben: Turns (Merkur), Fufluns (Bacchus), obwohl man hier einen Zusammenhang mit dem griechischen byblinos (Wein) — bibere (trinken) erkennen will; ferner der sehr häufig auf Spiegeln vorkommende Name Turan (Venus). Ganz allgemein gesprochen ergibt eine Zusammenstellung der etruskischen Götternamen nach ihren Endungen kein ausschließlich männliches oder weibliches Suffix.

Auf die unendlich vielen Formen von Familiennamen, wie sie sich in den verschiedenen Gegenden Süd- und Mitteletruriens herausgebildet haben, einzugehen, würde zu weit führen. Man hat die Häufigkeiten statistisch aufgenommen, um daraus Schlüsse ziehen zu können. Die Namen und deren Änderungen und Beugungen bilden ja schließlich das Sprungbrett, von dem aus man weiter vordringen will. Leider ist das Material hierfür so knapp! Immerhin hat man schon einige Bedeutungen für im Zusammenhang mit Namen Bestatteter stehende Worte bestimmt, so: at, ati, atiu, ativu für Mutter; sech, sec für Tochter; pui, puia für Gattin; hinthia für Seele; aisera, esera für Göttin; netei für Schwiegermutter; lautnitha für Freigelassene zur Familie Gehörige.

Bei den vorstehenden Worten ergibt sich durch ihren Sinn, daß er bei den zugehörigen Familiennamen eine Genitivbildung voraussetzt. Das hat wieder ein weites Feld für die Forschung gegeben. Jedenfalls hat, das scheint festzustehen, die etruskische Sprache kein grammatisches Geschlecht.

Es ist noch ein weiter dornenreicher Weg zum Ziel. Doch waren die Schwierigkeiten bei der Ergründung der Hieroglyphen ursprünglich noch größer. Wer weiß, was noch alles im Boden liegt? Denn die Grabungen in den etruskischen Nekropolen sind bei weitem noch nicht beendet. Hoffentlich kommen wir durch einen glücklichen Fund auch dahin, wo wir mit den Hieroglyphen sind. Aber hierauf verläßt sich die zumeist deutsche Forschung nicht und arbeitet jedenfalls inzwischen unverdrossen weiter.

Siegfried Raetzer

Weimars geistiger Zustand

Weimar ist mit seinen Meistern neben der benachbarten Wartburg ein heiliger Hain im Herzen Deutschlands. Immer wieder hat Friedrich Lienhard auf die schöpferischen Kräfte dieser beiden Kulturstätten hingewiesen. Neulich hielt er in Weimar vor einer geladenen Versammlung einen Vortrag über Weimars geistigen Zustand. Eigentlich hörte man aus der anregenden Plauderei eine stille Klage und Frage heraus, ob Weimar seiner geistigen Aufgabe im Zusammenhang mit der deutschen Sendung überhaupt bewußt sei. Ich habe mir selber diese ernste Frage durch den Kopf gehen lassen und möchte hier, zum Teil im Anschluß an Lienhards Vortrag, einige Gedanken und Bedenken aussprechen.

Das Hineinziehen der Politik in die heiligen Tempel aller Weimar-Pilger ist rein äußerlich das sichtbare Zeichen einer rückläufigen Bewegung. Mit der Erhebung Weimars zur Landeshauptstadt von Groß-Thüringen gelangte ein neuer Ton zur Herrschaft, der zu dem stillen Alt-Weimar nicht mehr paßt. Künstlich wird das organische Wachstum der Stadt zu beschleunigtem Tempo gesteigert mit dem fernen Ziel der Großstadt. Damit wird aber Weimar nicht mehr die vornehm-stille Kulturstätte sein, die diesen Ort allen Deutschen wert und lieb macht. Im Fürstenhaus bietet heute der Landtag ein geradezu groteskes Bild von der Mißwirtschaft der politischen Parteien.

Wer Lienhards „Wege nach Weimar" oder sein kleines, viel verbreitetes Buch „Das klassische Weimar" kennt — und wirklich versteht —, der wird sich mit tiefer Besorgnis fragen: Wo soll das hinaus? Ist das die uns Deutschen so notwendige *seelische Vertiefung*? Man stellte vor einigen Jahren dem politischen Begriff „Potsdam" den geistigen Begriff „Weimar" gegenüber: verwandelt man aber jetzt nicht das neue Weimar selber in eine Art „Potsdam"? Sind wir damit nicht des feinsten Spannungsverhältnisses beraubt?

Schon im Jahre 1903 hat Dr. Ernst Wachler eine Schrift veröffentlicht: „Wie kann Weimar zu neuer geistiger Blüte gelangen?" An dieser Rundfrage beteiligten sich bekannte Schriftsteller, z. B. Ernst von Wildenbruch, Hans von Wolzogen, Friedrich Lienhard, Richard von Kralik u. a., ohne daß die darin niedergelegten Anregungen irgendeinen sichtbaren Erfolg zeitigten. Es war jenes Jahr, in dem Wildenbruch einen offenen Brief an den Großherzog richtete, weil dieser junge Fürst der Goethe-Gesellschaft fernblieb. Im Anschluß an diese Schrift erfolgte später ein heftiger Zusammenstoß zwischen Großherzog und Dichter, so daß des treubesorgten Wildenbruch Ausklang in Weimar alles andere als erfreulich war.

Und heute? — Die Goethe-Gesellschaft und die Shakespeare-Gesellschaft tagen Jahr um Jahr in Weimar. Lienhards Plan, eine vornehme Goethe-Akademie als eine Art Ehrensenat an die Goethe-Gesellschaft anzugliedern (um das Lebendige mit der Rückschau zu verbinden), ist leider nicht einmal zur Beratung gekommen. Der Schillerbund hat alle Sommer, von Professor Scheidemantel geleitet, wertvolle Aufführungen für die deutsche Jugend. In der Schillerstiftung leistet der Generalsekretär Dr. Heinrich Lilienfein nebst den Vorsitzenden Lienhard und Donndorf eine stille, aber bedeutende Arbeit zum Wohle bedrängter Schriftsteller. Die altberühmten Kulturstätten: das Goethe-Nationalmuseum mit seinem verdienstvollen Leiter Prof. Dr. Hans Wahl, das Schiller-Haus, das Goethe-Schiller-Archiv, die Bibliothek, wo der Präsident der Shakespeare-Gesellschaft, Prof. Dr. Werner Deetjen, waltet, das Wittumspalais, sind und bleiben unantastbare Werte. Im Umkreis haben Belvedere, Tiefurt und Ettersburg ihren idyllischen Zauber behalten.

Dringt man aber zu der tieferen Frage vor, so liegen die Dinge anders. Weimar scheint nun einmal auf Rückschau eingestellt zu sein. Kann man aber im heutigen Weimar ein wirklich quellendes, schöpferisches Leben feststellen?

Gewiß wohnen und schaffen in Weimar viele Schriftsteller. Aber sie haben untereinander so gut wie gar keine Fühlung. Es fehlt ein Brennpunkt, der alle Kräfte zusammenfaßt, eine gemeinsame

große Welt- und Kunstanschauung. Außer dem Nietzsche-Archiv, wo die unermüdlich tätige und frische Frau Dr. Förster-Nietzsche über dem großen Erbe ihres genialen Bruders waltet, ist kein Mittelpunkt gegeben. Wer sollte ihn übrigens bilden, nachdem der Hof verschwunden ist? Der Kultusminister? Alle paar Jahre wird er neu gewählt. Ehe er sich in den Kreis seiner Aufgaben wahrhaft eingelebt hat, tritt ein anderer an seine Stelle, wobei es geschehen kann, daß bald einer von der politischen Linken, bald einer von der Rechten in Weimar wirkt. Immer aber bleibt er abhängig von seiner Partei oder vom Landtag und der wechselnden Stimmenmehrheit. Jedermann weiß, wie unerquicklich die Parteizerrissenheit gerade Thüringen heimsucht.

Oder sollte ein namhafter älterer Schriftsteller einen Mittelpunkt bilden? Wer Weimar beobachtet hat, der wird bald innewerden, daß auch hier nur Zersplitterung und Einspännerei herrschen. Lienhard selber ist einer der älteren Schriftsteller und hat wohl am unmittelbarsten für Weimar gewirkt. Doch steht er mit seiner idealistischen Fortführung klassisch-romantischer Ideale fast allein; und auch er hat gelegentlich geklagt, daß er in seinem Leben drei große Niederlagen erlitten habe: im Elsaß, in Berlin und — in Weimar. Er schweigt jetzt fast ganz. Der Zeitgeist unterstützt ihn nicht. Seine Stimmung gleicht jetzt oft der stillen, großen Entsagung seines Geheimrats Meister in seinem im Türmer und bald als Buch erscheinenden Roman „Meisters Vermächtnis" und schon der ernsten Stimmung des Pfarrers Arnold im Schlußkapitel des Romans „Westmark". Johannes Schlaf und Adolf Bartels sind vollkommene Eigenbrötler, jeder in seiner Art; Lienhard, Lilienfein und Herwig wohnen räumlich nicht weit voneinander, aber von einer gegenseitigen geistigen Befruchtung ist nichts wahrzunehmen. Ebenso abseits hält sich Jacob Schaffner oder Karl Linzen. Der rechtsstehende Leonhard Schrickel läßt sich manchmal in den Tageszeitungen vernehmen oder flüchtet sich in neckische kleine Skizzen aus dem alten Weimar. Wilhelm Hegeler schreibt seine Romane und berührt unsere Stadt nur peripherisch. Die schriftstellernden Damen, wie Friede H. Kraze, Juliane Karwath, Erika von Watzdorf, Elisabeth Gnade, haben ebensowenig Zusammenhalt. Aber ein besonderer Weimar-Geist, der nur möglich ist als Weiterentwicklung und Neugestaltung des einst hier mächtigen Idealismus, ist im Schaffen der meisten nicht zu spüren.

Das Deutsche Nationaltheater krankt an seiner Lebensfrage: Oper oder Schauspiel? Die materiellen Mittel entsprechen nicht den weitgesteckten Zielen, die sich der rührige Generalintendant Dr. Ulbrich gestellt hat. Wollte man in erster Linie das klassische Schauspiel pflegen, so fänden bei den anerkannten bedeutenden künstlerischen Leistungen der Darsteller die heute leider so sehr vernachlässigten Meisterdramen eine würdige und weihevolle Stätte. Das würde auch der Tradition und der Bedeutung Weimars angemessen sein. Die jährlichen Besucher Weimars betragen zahlenmäßig doppelt so viel wie die Einheimischen. Diesem Umstand müßte weitaus mehr Beachtung geschenkt werden (so sollte z. B. die Osterwoche viel stärker als bisher einen sakral-künstlerischen Festspiel-Charakter tragen). Die Meisterwerke der dramatischen Kunst aller Zeiten stehen ja zur Verfügung! Der Weimar-Pilger mag keinesfalls das moderne Schauspiel im Nationaltheater. Er kennt es zumeist schon aus größeren Städten und will hier in Weimar unbeteiligt sein am Für und Wider vielumstrittener neuer Bühnenwerke. Weimar hüte sich vor Sensationen! Gute Symphoniekonzerte und auch die kleine Spieloper wird man überall und gern hören. In musikalischer Hinsicht spielt Weimar mit seiner ausgezeichneten Musikschule eine gewisse Rolle. Auch die bildenden Künste sind in der Staatlichen Bau- und Kunsthochschule, wie auch durch das Schloß- und das Landesmuseum bedeutend vertreten. Leider allerdings erfreuen sich diese wertvollen Sammlungen keines entsprechenden Besuches. Man muß übrigens Dr. Donndorfs Mahnung in Teutenbergs Rundfrage (1920) beachten, daß sich Weimar bei seinen geringen Mitteln und bei der dünnen tragenden Mittelschicht finanziell nicht übernehmen möge. Bezeichnend für die Teilnahmlosigkeit des Publikums scheint mir die Tatsache, daß man im Winter die Museen nicht einmal heizt. Wenn man das wegen der fehlenden Besucher nicht nötig hat, so sollte man es doch um der Gemälde willen tun, die so dem Verfall gar bald erliegen. An



schaffenden Künstlern sehen wir neben anerkannten Meistern wie Bartning, Engelmann,
Huth und anderen drängende, jugendliche Talente, die um die ihnen gebührende Bea
werben, so A. von Szpinger, Schniewind, Ahner, Rocco u. a.

Auch hier aber offenbart sich der alte Übelstand: es ist kein rechtes Leben in Weimar,
künstlerische und menschliche Teilnahme; man läßt die Leute — seien es Schriftsteller,
oder Maler — ihre Sache treiben, bringt ihnen aber kein spontanes Wohlwollen entge
Vielmehr begegnet man allem Werdenden, Wachsenden und Emporstrebenden mit einigem
trauen. Man will abwarten und hören, was man da und dort dazu sagt. Es fehlt der
eignem Urteil, das auf gesundem Empfinden beruht. Wenn ein Maßstab angelegt wird,
leider vielfach der Gesichtswinkel der Partei.

Überhaupt die Parteiverhältnisse! Es fehlt auch da jede anregende Kampfstimmung
Stils. Um so besser gedeiht die Verdächtigung oder der kleine Zank. Die nationale Bürger
hat weder Kraft noch Mut zu einer eigenen Zeitung. Die einzige Zeitung „Deutschland“
infolgedessen, da sie beiden Parteien dienen muß, Generalanzeiger-Gepräge ohne feste
politische oder weltanschauliche Linie. Sie wirkt „lau“. Wäre sie „kalt“ oder „warm“, so
auch sie nicht bestehen können. Man scheint ausgeprägte Charakterköpfe in dieser lauen
sphäre Weimars nicht brauchen zu können.

Die politischen Parteien sind so unglücklich gruppiert, daß weder eine Rechts- noch eine
regierung auf die Dauer sich durchsetzen kann. Darum wird ein Zustand der Unsicherheit
heilvoll über Thüringen schweben.

Alles das wirkt manchmal wie ein trauriges Lustspiel. Ein Land mit eineinhalb
Einwohnern, also etwa so groß wie der Kreis Merseburg, hält sich ein kostspieliges Abgeordneten
haus, alle paar Jahre eine neue Serie von Staatsministern, die dann jeweils pensioniert
und so und so viele Ministerien mit ihren riesigen Verwaltungsapparaten. Das einstmals
und stille Weimar ist nicht mehr Wallfahrtsort begeisterter Musenfreunde, sondern Sch
kleinlicher politischer Zänkereien. Die natürliche Hauptstadt von Thüringen, das histori
geographisch dazu bestimmte Erfurt, gehört zum preußischen Staatsgebiet.

Da es in Weimar eben nur eine Zeitung gibt, ist auch die gesamte Kritik des öffentlichen
in „festen Händen“. Das Theater ist einem einzigen Kritiker der Linksrichtung ausgeliefert,
Frau an demselben Theater eine Hauptdarstellerin ist. Da dieser Kritiker außerdem die
Volksbühne vertritt, so hat der Bühnen-Volksbund mit seinem Versuch, rechtsstehende —
verarmte — Kreise für Bühneninteressen zu gewinnen, einen schweren Stand. Nur beide
tungen miteinander könnten, wie es auch in vielen anderen Städten der Fall ist, den
spielplan ausgleichend beeinflussen. Das Zauberwort der öffentlichen Meinung in Fragen
bildenden Künste führt eine Malerin, deren Schaffen wohl kaum Anspruch auf eigentliche
rung erheben darf. In Jena, Erfurt und Eisenach erscheinen täglich mindestens zwei Zeit
Wenn sich die Hauptstadt Weimar mit einer einzigen begnügt, so ist das kein gesunder
es fehlen die Reibungsflächen, die gegenseitig Wärme und Leben zu erzeugen vermögen.

So wenig wie die schriftstellerischen und künstlerischen Kreise, so wenig hat das Theater
ausgeprägten, stark hervortretenden Charakter. Es besteht eben in Weimar, bei aller
nenswerten Arbeitsleistung im einzelnen, keine geschlossene geistige Einheit.

Und die Goethe-Gesellschaft? Lebt sie? Strahlt sie lebendige geistige Anregung aus?
übt sie wesentlich Rückschau? Wir nehmen kritische Stimmen, wie Emil Ludwig und
Prof. Joseph Nadler, nicht so gewichtig, verzeichnen aber doch ihre Stellungnahme,
man sich in der Goethe-Gesellschaft ebenso sehr im Todesschweigen zu üben scheint,
Lienhards Plan einer Goethe-Akademie.

Warum diese Erörterungen? Sind nicht ganz allgemein die kulturellen Verhältnisse in
land krank? Warum also vom geistigen Stillstand gerade Weimars sprechen? Soll das
griff“ auf die Stadt Goethes und Schillers sein? Im Gegenteil! Diese wenigen Zeilen

nur auf eine ernste Gefahr hinweisen und zu einigem Nachdenken anregen. Weimar ist mehr als eine kleine mitteldeutsche Stadt; Weimar ist ein Programm und eine Aufgabe. Hören wir Ernst von Wildenbruch:

„Das Weimar, das mir da entsteht, ist ja wahrlich nicht das kleine Städtchen mit den stillen Gassen, mit seinen kleinbürgerlichen Bürgern, seinen bürokratischen Beamten, es ist wie ein in die Räume des Himmels hinausgestrahltes Bild von alledem, ein Weimar, wie es nach der Anschauungsweise der Eintagsmenschen nie gegeben hat noch gibt, und wie es doch im höheren, ewigen Sinne, der der wahre ist, dagewesen ist und noch immer ist." (Unveröffentlichte Briefe Ernst von Wildenbruchs an einen weimarischen Freund, Türmer 1923, Heft 10.) Und wie sagt Friedrich Lienhard in seinen „Wegen nach Weimar": „Das landschaftliche und das historische Weimar sind mit all ihrer Schönheit doch nur Ausgangspunkt und Beispiel. Es ist mir nicht um den Ort und nicht um das Wort zu tun. Das eigentlich Wertvolle und Lebendige ist Weimars Wirkung. Das Wort ‚Weimar' erhält erst— wie die Worte ‚Wartburg', ‚Sanssouci', ‚Hellas' — Leben und Sinn, wenn es in jedem von uns ähnliche Kräfte erzeugt, wie sie dort lebendig gewesen. Und so bedeutet uns denn dies magische Wort nur das Verständigungszeichen für einen feinermenschlichen Zustand: und zu diesem den Aufweg zu versuchen, ist der wahre Weg nach Weimar. Demnach ist der Weg nach Weimar ein Weg in die schöpferische Stille." (Lienhards „Wege nach Weimar", Band 1.)

Weimar ist zum Symbol des neuen Lebens erhoben worden. Darum gilt es für alle, die irgendein Verhältnis zu dieser Kulturstätte haben, daran mitzuarbeiten, daß Symbole wie Weimar und die Wartburg in ihren Geistes- und Herzenskräften lebendig und wirksam bleiben.

Zeugen Symbole nicht lebendige Kraft, so beweisen sie, daß das Volk, welches sich noch auf sie beruft, ohne sie in Leben umzusetzen, krank ist. So mag es ja auch nun mit Deutschland sein, so daß der Weimarische Stillstand nur ein Teil des allgemeinen deutschen Stillstandes ist. Aber die wahre geistige Erneuerung kommt nicht aus dem lauten Berlin, sondern aus der Stille. Von Weimar und von der Wartburg könnte sie ausgehen.

Karl August Walther

Schloß Creuzburg bei Eisenach

Es gibt Burgen und Schlösser in Deutschland, die durch dynastische und verkehrspolitische Umstellungen jahrhundertelang zu einem Dornröschenschlaf verurteilt wurden. So die Wilhelmsburg in Schmalkalden, das Urbild reinster deutscher Renaissance und Vorbild der stolzen dänischen Schlösser Kronborg, Rosenborg und Frederiksborg. So vor allem die Creuzburg an der Werra, erbaut 1165—68 von Ludwig dem Eisernen und bevorzugter Wohnsitz des thüringischen Landgrafengeschlechts. Die Creuzburg, eine Schwesterburg der Wartburg, bisher von wenigen gekannt und besucht, obwohl in einer halben Stunde von Eisenach aus mit der Bahn erreichbar, müßte neben der Wartburg wegen ihrer hohen kulturellen und historischen Bedeutung gleichfalls als ein Heiligtum der Vergangenheit des deutschen Volkes gepriesen werden.

Diese natürliche Burg ist eine uralte Ansiedlung des germanischen Heidentums, eine Opfer- und Feuerstätte des Allvaters Wotan und der allmächtigen Göttin Freia, der personifizierten Lebensfreude. Als Bonifazius das Christentum in Deutschland einführte, richtete sich der Angriff naturgemäß gegen diesen Mittelpunkt des Heidentums: er pflanzte 724 auf dem Berggipfel ein Kreuz auf und verwandelte die Volksburg in ein befestigtes Kloster, das ursprünglich „Petersburg" (wie in Erfurt), später aber „Creuzburg" genannt wurde, da das Volk in der „Creutzwoche" zu Tausenden dorthin wallfahrtete und im geräumigen Burghof lagerte. Das Bonifaziuskreuz ist 1923 auf dem Schloßhof wieder von dem neuen Schloßherrn errichtet worden. Die Namen der

Erfurter und Fritzlarer Mönche sind unserem Andenken als erste Ansiedler erhalten, ebenso die erste Inschrift des Kreuzes: „Ad illusionem Montis Crucis" von David Heinrich Monheim.

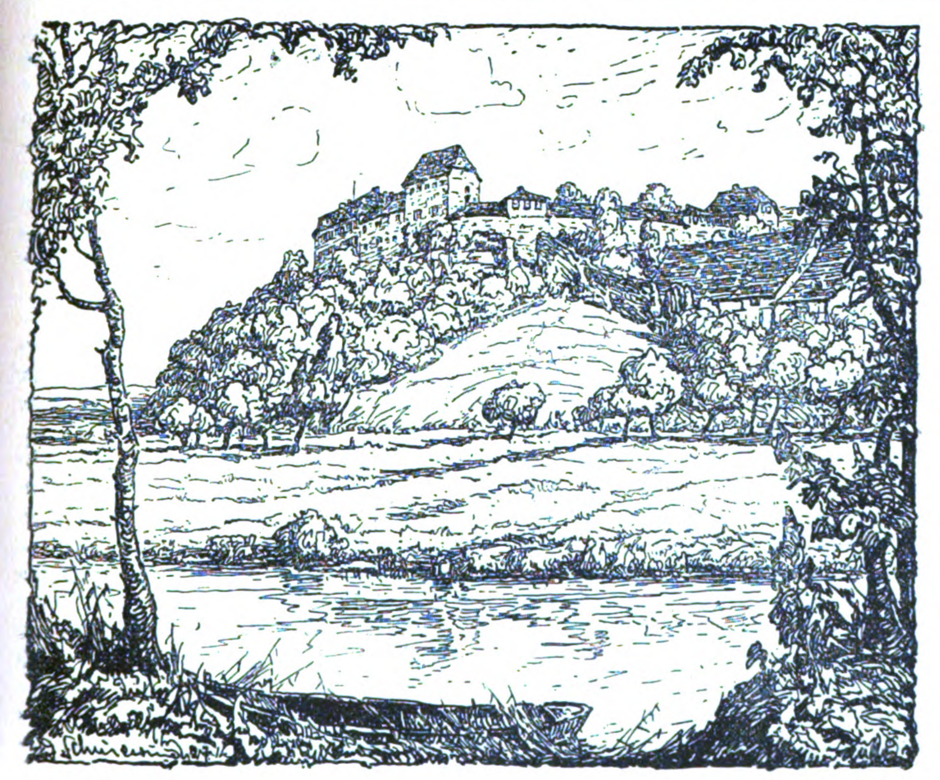
Das Kloster muß schon stark befestigt gewesen sein, denn es diente als Fundament für den Bau der Creuzburg, die im Grundriß und der Gliederung in Pallas, Mittelbau, Bergfried und Zinnenkranz der um ein Jahrhundert älteren Wartburg nachgebildet zu sein scheint. Ludwig der Eiserne erwarb das Kloster 1160 vertraglich vom Abt Burkhard zu Fulda im Austausch gegen Gudensberg und ein Kloster. Die Erbauung einer Abwehrburg an dieser Stelle erfolgte zu strategischen Zwecken und zur Sicherung des Handelsverkehrs von Ost und West, Nord und Süd. Landgraf Hermann I., der bekannte Veranstalter des Sängerkrieges auf der Wartburg, gilt als Gründer und Erbauer der Stadt Creuzburg, die er 1212 mit Mauern und Türmen umgab und mit der Creuzburg durch Befestigungen vereinigte. Er verlieh ihr Stadtrecht und Wappen (drei Türme). Die Creuzburg aber wurde Stammquartier der Minnesänger. Wolfram von Eschenbach soll hier 15—20 Jahre gewohnt und seine großen Werke, wie Parzival und Willehalm, geschrieben haben. Auch Walther von der Vogelweide, der Ofterdinger und Klingspor sollen hier aus- und eingegangen sein. Hier hatten sie ihre „Marschallstafel". Denn Schloß Creuzburg kann als Schwesterburg der Wartburg bezeichnet werden: es war das Wohnhaus der Landgrafen von Thüringen, Amtssitz der Vögte und Sammelpunkt der Heere, die in der weiten Mulde der Werra bei Wilhelmsglücksbrunn sich zu versammeln pflegten. Auf der Burg hielt auch Ludwig der Fromme, Gemahl der heiligen Elisabeth, 1227 vor seinem Aufbruch zur Kreuzfahrt, auf der er seinen frühen Tod fand, einen glänzenden thüringischen Landtag mit Fürsten, Rittern und Mannen ab. Ritter und Mannen wurden, der Gepflogenheit der Zeit gemäß, in Burghöfen um die Burg angesiedelt, darunter ein neuer Adel, „derer von Cruzeburg" und noch heute bekannte Geschlechter, wie die Adelsfamilien von Buttler, von Boynaburg, von Stein, von Eschwege, von Harstall u. a. Noch sind unterhalb der Burgmauern die Lehensgüter des Stein- und Harstallhofes erhalten.

Eine besondere Weihe erhielt die Creuzburg in ihrer Blütezeit als Lieblingsaufenthalt der heiligen Elisabeth, die hier gleich nach ihrer Verheiratung mit Ludwig dem Frommen 1221 Wohnsitz nahm. Sie gebar ihm auf der Creuzburg 1223 seinen Sohn Hermann II. und nach dem Tode ihres Gemahls in Otranto noch eine Tochter Sophia. Ludwig war erst einundzwanzig, Elisabeth erst vierzehn Jahre alt, als ihre Vermählung „mit großen, festlichen Veranstaltungen" auf der Wartburg stattfand. Sie zogen sich alsbald auf die Creuzburg zurück, wo sie eine herrliche, von Liebe und Freundschaft erfüllte Jugend verlebten. In diese Tage fällt der Höhepunkt von Glück und Glanz auf Schloß Creuzburg. Ludwig muß ein hochbegabter Jüngling gewesen sein. Der geistreiche Hohenstaufe Kaiser Friedrich der Zweite begünstigte ihn durch Landzuwachs und Ämter in jeder Weise. Ludwig dem Frommen verdankt Creuzburg die Erbauung der steinernen Brücke über die Werra, deren 700jähriges Bestehen 1925 gefeiert werden konnte. Die Brücke sicherte in weitsichtiger Erkenntnis den Verkehr auf der mitteldeutschen Land- und Heerstraße. Ihr hatte die Stadt Creuzburg zuvörderst ihr schnelles Aufblühen und ihren ehemaligen Reichtum als Ausspann- und Stapelplatz zu verdanken, so daß sie bald als „die führende Stadt Thüringens" galt und es bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein blieb. Landgraf Ludwig war bereits aussichtsreichster Anwärter auf die Kaiserkrone des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation, als ihn ein tückisches Fieber auf der Kreuzfahrt dahinraffte. Elisabeth brach völlig zusammen. Kaiser Friedrich suchte sie aufzurichten. Eine Versöhnung mit Heinrich Raspe, der sie bekanntlich von der Wartburg verjagte, wurde herbeigeführt. Sie blieb aber auf Schloß Creuzburg. Der Kaiser warb um die Hand der tief veranlagten, volkstümlichen und schönen Witwe. Doch sie folgte ihrem gestrengen Beichtvater Konrad von Marburg, schlug den „Ketzer" aus und widmete sich der „ewigen Liebe" im Kloster zu Marburg, wo sie schon 1231 den fanatischen Kasteiungen ihres geistlichen Herrn erlag. Konrad entging nicht der Rache: er wurde von Rittern im Walde erschlagen.

Kaiser Friedrich war selbst zu Elisabeths Begräbnis nach Marburg geeilt und hatte ihr eine goldene Krone mit den überlieferten Worten aufgesetzt: „Da ich sie auf Erden nicht krönen sollte als Kaiserin, so will ich sie doch ehren mit dieser Krone als eine ewige Königin in Gottes Reich."

Elisabeth erlebte nicht das furchtbare Schicksal ihres einzigen Sohnes Hermann, der Schloß Creuzburg unter dem Titel „Landgraf von Hessen" zur Residenz erhob. Eine furchtbare Tragödie spielte sich auf Creuzburg ab. Hermann war der letzte männliche Sproß des Thüringer Landgrafengeschlechts, da sein Oheim Heinrich Raspe ohne männliche Erben verblieb. Das sächsische Geschlecht der Wettiner wartete schon lange auf die Erbfolge in Thüringen. Nur Hermann II. war im Wege. Erst neunzehn Jahre alt, war er schon ein Schrecken der Raubritter und unerschrockener Vorkämpfer der sozialen Gerechtigkeit, der die nie überwundene noch zerstörte Creuzburg immer als Bollwerk gedient hatte. Sie war und blieb immer im eigentlichen Sinne eine Friedensburg. Nun aber wurde sie 1242 zum Schauplatz einer ruchlosen Mordtat: Berta von Seebach vergiftete Hermann, den Sohn der heiligen Elisabeth; und dem sächsischen Haus der Wettiner fielen die thüringischen Lande als Erbe in den Schoß.

Sophia, seine Schwester, die spätere Herzogin von Brabant, hat einen langen Erbfolgekrieg um Thüringen geführt, der Creuzburg in Mitleidenschaft zog. Aber die Wettiner blieben Sieger. Seitdem war die Vorliebe und Fürsorge der Landesherren für Schloß Creuzburg erloschen. Es blieb Sitz der Vögte, der Verwaltung und Gerichtsbarkeit. Die Möglichkeit einer neuen Blüte ging an ihm vorüber, als in Mitteldeutschland neue Universitäten errichtet wurden. Landgraf Balthasar und sein Sohn Friedrich der Friedfertige eröffneten 1389 die Hochschule in Erfurt,



Gerd Schniewind — Schloß Creuzburg

Friedrich der Streitbare, Kurfürst von Sachsen, gründete am 9. September die weltberühmte Universität Leipzig. Der Plan, Creuzburg infolge der Landesteilung als Ersatz für den Verlust der Universität Wittenberg unter Benützung des Schlosses zur Universität zu erheben, tauchte auf, nahm aber erst auf Betreiben der Söhne Friedrichs des Großmütigen feste Gestalt an. Im Wettbewerb mit Creuzburg stand Jena. Der Streit der Städte wurde erst 1558 zugunsten Jenas entschieden. Sonst wäre Creuzburg nicht dem unaufhaltsamen Rückgang und der beklagenswerten Vergessenheit verfallen.

Noch einmal hatte Wilhelm der Tapfere von Weimar, der von den Chronisten als „einer der größten, weisesten und tapfersten Fürsten" bezeichnet wird, den Versuch der Rettung durch den Bau einer Saline Wilhelmsglücksbrunn unterhalb des Schlosses Creuzburg, deren Quelle jetzt in Eisenach als „Großherzogin-Karolinen-Quelle" verwendet wird, mit weitem Blick für große wirtschaftliche Unternehmungen gemacht. Den Creuzburgern wurden bedeutende Anteile an der Salzgewinnung eingeräumt. Wilhelm von Weimar erhob um 1452 Schloß und Stadt Creuzburg auch wieder zur Residenz. Aber es hatte nicht lange Dauer. Schon 1522 wurde das Wunderwerk der Saline im Bauernkriege zerstört. Und die letzte Quelle der Wirtschaftlichkeit Creuzburgs schien verschüttet zu sein! Noch war es wohlhabend und konnte die altromanische Hauptkirche zu St. Nikolai ausbauen, sowie die berühmte gotische Liboriuskapelle am Eingang der großen Werrabrücke errichten. Sie ist auf Kosten des kunstsinnigen Wiederherstellers der Wartburg, Großherzog Karl Alexanders, in den Jahren 1840—45 erneuert worden und gereicht dem Städtebild zu malerischer Zierde. Durch ein Gemälde von Preller ist sie verherrlicht, die Nikolaikirche aber von Goethe eigenhändig gezeichnet worden.

Die Reformation Thüringens ging 1523 von der Creuzburg aus. Herzog Hans von Sachsen, später Kurfürst Johann der Beständige, und der Landgraf Philipp von Hessen hatten mit Adolf von Kempten, einem Schüler Luthers, eine dreitägige Besprechung über die neue Lehre auf dem Schlosse, deren Folge die Einführung der Reformation war. Ein Aus- und Neubau des Schlosses erfolgte 1534. Die alten romanischen Fenster im Stile der Wartburg wurden zugemauert, neue Fenster durchgebrochen und das übliche Mansardendach daraufgesetzt. Es gab damals eben noch keinen Schutz gegen Verunstaltung. Die Inneneinrichtung wurde teilweise in Gefängniszellen aufgeteilt, die der jetzige Besitzer erst wieder hat entfernen lassen! Dagegen wurde 1606 das Marschallshaus als intimste Zierde des Schlosses innerhalb der Umfassungsmauer erbaut.

Schwere Zeiten brachte der Dreißigjährige Krieg. General von Pappenheim hauste seit 1632 auf dem Schloß und brannte 1634 fast die ganze Stadt nieder. Durch seine gewaltigen Mauern geschützt, blieb das Schloß unversehrt. Auch General Tilly wütete hier, bis die schwedische Armee unter General Bannér, Melander und Glitzinger sich festsetzte. Auch Torstenson und der bekannte schwedische Staatsmann Oxenstierna wohnten vorübergehend auf dem Schloß.

In den napoleonischen Kriegen war Creuzburg andauernd den durchziehenden und plündernden Völkerscharen ausgesetzt. Napoleon rastete auf dem Schloß bei seinem Rückzug nach der Leipziger Schlacht. Blücher folgte ihm auf dem Fuß und errichtete hier das Standquartier seines Generalstabes. Beim Abmarsch ließ er einen Leuchter zurück, der unter dem Namen „der alte Blücher" noch vorhanden ist. Die Bürger Creuzburgs versuchten nach den Verheerungen des Krieges die Quelle von Wilhelmsglücksbrunn 1839 durch Errichtung eines Solbades wieder nutzbar zu machen, jedoch ohne rechten Erfolg, obwohl das Wasser dem Friedrichshaller Bitterwasser ähnelt und einen Vergleich mit Salzschlirf und Kissingen aushält. Zum Unglück wurden auch noch das Rechnungsamt und das Landgericht vom Schlosse nach Eisenach verlegt. Der größte Nachteil für Creuzburg aber war der Bau der Eisenbahn über Eisenach nach Bebra und damit die Stillegung des Verkehrs auf der uralten Heer- und Landstraße. Die Einwohner verarmten und mußten großenteils auswärts Arbeit suchen. Ihre politische Einstellung entwickelte sich dementsprechend linksradikal, bis Georg Rossenhaschen-Erfurt das Schloß von dem jetzt verstor-

benen Nikolaus v. Dreyse aus Sömmerda, dem Enkel des Erfinders des Zündnadelgewehres, erwarb, mit reichen Mitteln wieder ausbaute, ihm eine kunstvolle Innenausstattung gab und auch für die Notlage der Stadtbewohner eine offene Hand hatte. Zum Dank ernannte ihn die Stadt Creuzburg alsbald zu ihrem Ehrenbürger. Aber der neue Schloßherr ging noch weiter: anknüpfend an die geschichtliche Vergangenheit des Schlosses als „Dichterheim" eröffnete er den Mitgliedern des Deutschen Schriftsteller-Verbandes, der ihn zum Ehrensenator ernannte, einen unentgeltlichen Erholungsaufenthalt im Sommer, nachdem er sämtliche Räume neu eingerichtet, die ehemalige Kemenate der heiligen Elisabeth und den Rittersaal im Bergfried wieder hergestellt hat. Der sonnige Zwinger und der geräumige Schloßgarten, umrahmt von dem noch völlig erhaltenen Zinnenkranz der hohen Umfassungsmauer, sind reich an prächtigen Baumriesen, die als Naturdenkmäler gepflegt werden. Wer durch die allzeit gastlich geöffneten Burgtore eintritt, ist erstaunt, eine Stätte zu betreten, die so reich an Geschichte und Wert ist. Goethe weilte hier oben mit Vorliebe in Begleitung seines großen Freundes Karl August. Er begann hier auch 1781 bei Gelegenheit einer Brandschadenregulierung (!) seinen „Tasso" in Prosa. Der neue Besitzer hat die offenbar an den anwesenden wohltätigen Freund gerichteten bekannten Worte am Schloßtor einmeißeln lassen: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, die ist geweiht für alle Zeiten."

Dr. Wilhelm Wendlandt

Heimatsucher

An die obige Betrachtung fügt sich recht gut ein Brief des Dichters Julius Havemann aus Lübeck an, den wir in diesen Tagen von Schloß Creuzburg erhielten. D. T.

Seit etwa acht Tagen bin ich mit meiner Frau Gast des Herrn Kommerzienrates Kossenhaschen auf der schönen Creuzburg im Werratal, um einige Wochen sorgenfrei dichterischer Muße zu leben und neue Anregungen zu sammeln. Von den Höhen hinter dem Schloß sieht man die Wartburg auf ihrem bewaldeten Felsen leuchten. Wir fühlen uns im Herzen Deutschlands — und zwar da, wo es noch stille und heimlich ist.

Für das geistige Leben in Deutschland könnte die Verwirklichung der Idee, Dichtern und Künstlern zeitweise eine solche Freistatt zu schaffen, von Bedeutung werden. Zumal die Dichter sind heute in großer Zahl überschüssiger als je, doch gewiß nicht überflüssig im Lande. So hat sich denn auch der Deutsche Schriftsteller-Verband der Sache angenommen und empfiehlt die jeweilig für einen solchen Aufenthalt in Betracht Kommenden. Nein, sie sind wahrlich nicht überflüssig geworden, die deutschen Dichter, trotz der Nichtachtung, mit der man vielen von ihnen im Vaterlande begegnet, um einigen Modeheiligen um so selbstgefälliger huldigen zu können. Im Gegenteil! Im Geiste muß das Reich mit allen seinen Einzelheiten und Eigenheiten wiedererrichtet werden, bevor es für die in dumpfer Not Harrenden und Hoffenden oder Verzagenden in die Erscheinung treten, bevor es von Leben trächtig auferstehen und jedem — auch dem Ärmsten und Phantasielosesten im Volke, jedem einzelnen nach seiner Sinnesrichtung und seinem Geschmack— seinen Segen wieder zuströmen kann. Man reinigt und kräftigt aber die geistigen Lebensquellen, den Ursprung alles Werdens, wenn man es auch dem Dichter ermöglicht, sich auf sich und seine Kräfte zu besinnen, sich seine Aufgaben in den Tiefen zu suchen und seine Auswirkungen in jenen Weiten zu finden, wo Männer und Frauen des praktischen Lebens, der Wissenschaften und der Schule, des Handels und der Industrie und Technik Anregung und Wegweisung empfangen.

Freunde unseres Volkes sind heute von einer tiefen Trauer erfüllt über das Leben in den Großstädten, über das Leere der Unterhaltungen, die die vielen suchen, über die Verbilderung der Zeitschriften, die alleinige Wertschätzung jener technischen Errungenschaften, die es den mit



Überkultiviertheit Prunkenden ermöglichen, alles das, was man sich früher auf geistigem Gebiet mühsam erarbeiten mußte, ohne Zeitverlust und Mühe — wenigstens scheinbar anzueignen. Ich sage: scheinbar; denn in Wahrheit besitzt ein jeder auch heute nur, was er sich mühsam und nach einem Überwinden von vielen Irrtümern erarbeitet und erkämpft hat. Warum scheut das Jungvolk so sehr den Zeitverlust? Hat es weniger Zeit vor sich? Oder glaubt es wirklich mehr ausrichten zu können als seine Väter und Großväter? Meint es, heute überhaupt nur etwas zuwege zu bringen, sei schwieriger als vor fünfzig Jahren? Dieses wäre möglich. Aber was könnte dann das Hemmende sein als die gepriesenen Kulturerrungenschaften selbst! Wozu will man die durch schnellere Beförderungsmittel gewonnene Zeit verwerten? Um sich darin wertvolleren Genüssen, die eine tiefere Durchbildung des inneren Menschen ermöglichen, hingeben zu können? Glaubt man mit Erfindungen wie dem Film oder dem Radio eine solche Durchbildung schneller und gründlicher zu erzielen? Wenn man das Ergebnis, den Großstadtmenschen von heute, betrachtet, so fühlt man, daß das nicht die Absicht sein konnte oder daß das Ziel gründlich verfehlt wurde. Man versteht vielleicht unter Verfeinerung und Durchbildung etwas ganz anderes als ein aus innerer Vertiefung Hervorgegangenes. Man hat es nur abgesehen auf äußeren Firnis, auf ein Verbergen natürlichen und gesunden Wesens und Empfindens, auf jene Formen, die nicht ein Seelisches ausdrücken, sondern an sich gelten wollen. Wahrlich! der wahre Menschenfreund sieht in tiefer Niedergeschlagenheit, der Patriot mit schwerem Bedenken für unser Volk die Überheblichkeit dieser Verbildeten. Er empfindet, was die Menschen heute treiben, als sinnlos und — als Zeitvergeuden. Sie jagen dem nach, was sie nicht gebrauchen können, weil sie es sinnvoll zu gebrauchen nicht lernten. Autos, Luftschiffe und dergleichen vermindern den Verbrauch von Zeit bei etwas Nebensächlichem: der Fortbewegung von einem Ort zum andern. Volkshochschulen, Kino, Radio lassen angeblich die vielen teilnehmen an dem, was früher nur Auserwählten zufiel. Aber jene Erfindungen veranlaßten Tausende, mit den wichtigsten Mienen das Überflüssigste zu tun; und für das, was ihnen mit diesen Neuerungen geboten wurde, sind die einen nicht reif genug, die anderen sind davon durch ihre Urteilslosigkeit geradezu gefährdet. Aber man will nun einmal seine Werte nicht mehr erarbeiten. Man will nur durch andere geschaffene Resultate einheimsen. Es wird viel geschrieben von der „Ertüchtigung der Jugend", aber das Wozu läßt man außer acht — und leider nicht nur vorläufig. Man tanzt, man wandert, man treibt Körpergymnastik, man spielt Theater, drückt Seelenbewegungen symbolisch durch Körperbewegungen aus, aber man läßt sich's daran genügen. Ich habe noch von keinem Tänzer gehört, der durch seine Künste auch nur einen Menschen, geschweige denn die Menschheit gefördert, seelisch bereichert und vervollkommnet hätte. Und wer seine Jugend verwanderte und für sonst nichts Tieferes Sinn hatte, kam der wohl im Alter an die Pforten des Paradieses? Manches Gepriesene mag gut und löblich im Nebenbei sein, doch deutet es darum schon auf geistige Vervollkommnung?

Über das alles und noch manches mehr habe ich in diesen Tagen mit dem hochherzigen Schloßherrn hin und her gesprochen und manche Dinge neu gewogen. Ich kam hierher aus der Lüneburger Heide. Ich war überrascht, daß ich hier manchen Gedanken wieder anklingen hörte, der mich schon dort hatte aufhorchen lassen, in einer Gruppe von Künstlern, Lehrern und ihren Frauen nebst geistig führenden Männern. Sie nannten sich die „Heimatsucher". Irgendwo in einem Dörflein zwischen Bremen und Hamburg treffen sie sich ab und zu, um sich im Gedankenaustausch ein echteres, zukunftsträchtigeres und beglückenderes Deutschland zu finden, in dem sie freudiger arbeiten und gestalten können als in dem, das um uns prahlt und protzt. Heimatsucher sind wir heute alle, die wir in deutschen Landen frei und stolz im Geiste zu leben trachten.

Julius Havemann

Vom österreichischen Generalstreik

Augenblicksbilder aus Salzburg

1. Im Verkehrsbüro

Am Morgen der Einstellung des Verkehrs großer Ansturm der Fremden. Alles möchte fort aus Österreich. Man weiß nicht, was noch kommen wird. Die Flugzeuge sind bereits ausverkauft, ebenso sämtliche Mietautos. Noch bei grauendem Morgen ist bereits ein Autobus mit 20 Amerikanern nach der Schweiz abgefahren. Sie haben es sich noch in der Nacht — koste es was es wolle — gesichert. Eben kommt der Chauffeur des zur Abfahrt fälligen Autos einer staatlichen Linie zum Leiter ins Verkehrsbüro und meldet ihm, daß auch er den Verkehr einstellen müsse. Auf die vielen auf sie niederprasselnden Anfragen können die Beamten nur mit bedauerndem Achselzucken antworten. Sie sind ebenso von der Außenwelt abgeschnitten wie alle anderen Leute, wissen daher nichts von der Entwicklung der Dinge und können sich auch keine Auskünfte erholen, weil das Telephon gleichfalls stillgelegt ist. Telephonieren darf nur die Streikleitung. Die Lokalbahn nach Ischl fiele, weil einer bayerischen Aktiengesellschaft gehörend, eigentlich nicht unter die Jurisdiktion der österreichischen Gewerkschaften und fuhr daher morgens noch von Salzburg ab. Eine Station vor dem Zielpunkt verließ aber das Personal, dem auf ihn von der Streikleitung ausgeübten Drucke folgend, den Zug. Die Fahrgäste konnten sehen, wie sie weiter- oder mit gemieteten Autos wieder zurückkamen. Die bayerische Bahn von Berchtesgaden nach Salzburg, welche den Betrieb fortgesetzt hatte, wurde dadurch lahmgelegt, daß ihr die Streikenden auf österreichischem Boden den Strom abschnitten.

2. Auf der Straße

Vor den verschiedenen Extrablätteranschlägen mit den letzten Nachrichten Ansammlungen teils schweigender, teils disputierender Menschen. Die das Wort führen, sind fast überall Angehörige der sozialistischen Partei. Die bürgerlichen Elemente halten mit ihrer Meinung, solange sie sich nicht durch zaghaftes Umherblicken nach allen Seiten vergewissert haben, daß sie unter sich sind, tapfer zurück. Dann werden aus Empörung über den in das wirtschaftliche Leben so tief einschneidenden Generalstreik, der lediglich zur politischen Demonstration dient, Erwägungen darüber angestellt, ob das Bürgertum nicht mit einem Steuerstreik, die Bauern mit einem Lebensmittelstreik antworten sollten — denn was dem einen recht sei, sei dem andern doch billig. Mit erfreulichem Freimut hörte ich dagegen einen alten städtischen Straßenkehrer sich vor seinen offenbar auch christlich organisierten Arbeitskollegen dahin äußern: „Jetzt sieht man erst, wozu früher das Militär gut war," und „ich glaub' nicht, daß es besser wird, solange wir die Republik haben. Wir bräuchten halt wieder einen Kaiser."

Mit Befriedigung wird von den Parteigängern der Wiener „Demonstranten" die Niederbrennung des Justizpalastes erörtert. „Jetzt gibt's glei wieder a Arbeit!" Gegenüber dem Hinweis auf die wirtschaftlichen Schäden des Generalstreiks auch für die Arbeiter äußert ein ganz Unentwegter: „Das ist recht so. Jetzt können wenigstens die Industriellen eine Zeitlang keine Gewinne mehr machen ..."

Die besten Geschäfte machen die Straßenhändler mit den Münchner Zeitungen, die per Autos in großen Mengen ins Land gebracht werden. Mangels anderer Nachrichtenquellen reißt man sich förmlich um sie. Die ersten Berliner Zeitungen trafen am Sonntag mittag mit Flugzeug ein. Allmählich wird die Kenntnis der Vorgänge in Wien immer lückenloser. Die Erbitterung der bürgerlichen Kreise wächst. Die günstigen Nachrichten aus Tirol, Vorarlberg, Steiermark und Kärnten über das schneidige Auftreten der Heimatwehren stimmen sie zuversichtlicher. Manche möchten jetzt auch hier eine solche Gegenwehr organisieren. Der erst am Sonntag aus dem Urlaub zurückgekehrte Landeshauptmann Dr. Rehrl, dessen Stelle bisher auch ein sozialdemokratischer

Landeshauptmannstellvertreter (Preußler) mitversah, glaubt durch Paktieren mit den Streikenden die öffentliche Ruhe besser zu wahren, nach seiner Ansicht sonst unvermeidliche Sabotageakte zu verhindern und dadurch in der Hoffnung auf eine baldige Beendigung des Streikes besser zu fahren. Für eine Prestigepolitik wie in den Alpenländern ist er nicht zu haben. An die Wirkung einer solchen auf die roten Bonzen in Wien und das Ausland denkt er offenbar nicht.

3. Auf dem Bahnhof

Dieser und das Hauptpostamt sind vom republikanischen Schutzbund besetzt. Rote Armbinden, gespannte Stricke, Schilder mit dem Vermerk: „Zur Streikleitung“ drücken dem sonst einem Ameisenhaufen gleichenden jetzt verödeten Bahnhof ein fremdes Gepräge auf. Man muß durch ein dichtes Spalier von uniformierten Schutzbündlern. Es sind meistens Eisenbahner, was man daran erkennt, daß sie zur Windjacke mit dem Lederzeug ihre Dienstmützen tragen, nur mit der Veränderung eines hingeknöpften roten Sturmbandes statt des sonst vorgeschriebenen. Man sieht, wie schnell und billig die Verwandlung von zur Wahrung der staatlichen Interessen und Förderung des Verkehrs beruflich verpflichteter Angestellter in solche vor sich geht, die gerade das Gegenteil davon bewirken. Nicht umsonst rühmen sich die durchwegs sozialistisch organisierten Eisenbahner, ständig die Faust an der Gurgel des Staates zu haben. Gewiß haben sie den Staat an der Gurgel, und zwar so fest, daß diesem von seinen eigenen Kostgängern strangulierten armen Staat, wie man jetzt wieder sieht, fast völlig der Atem ausgeht. Jeder, der nicht mit der im Wartesaal I. Klasse installierten Streikleitung dringend zu verhandeln oder auf dem bayerischen Bahnhof zu tun hat, wird am Zugange zum Bahnhof verhindert. Während so auch den Frauen angesehener Salzburger Bürger, die ihre mit Zügen aus Deutschland erwarteten Angehörigen am Bahnsteig abholen wollen, der Zutritt verweigert wird, dürfen die Frauen von Eisenbahnern unbehindert mit ihren rotbeschlipsten Söhnchen zur Befriedigung ihrer Schausucht dort umherstolzieren und durch ihre Glossen Reisende anpöbeln. Nur die auswärts wohnenden Arbeiter und einzelne der Streikleitung unverdächtige Leute, deren Gründe zum Verreisen als dringlich anerkannt werden, dürfen mit den Lebensmittelzügen wegfahren.

Der Schnellzug Paris—Wien wurde am Samstag hier aufgehalten. Die Reisenden fuhren entweder mit Autos weiter oder quartierten sich in den hiesigen Luxushotels ein. Die leeren Abteile des auf dem ersten Geleise stehenden Zuges wurden solchen vom Streik hier überraschten Reisenden anderer Züge als Nachtquartier überlassen, die keine Mittel hatten, solches im Gasthof zu bezahlen.

In welche Bedrängnis auch sonst in wohlgeordneten Verhältnissen lebende Fremde durch einen so plötzlich eingetretenen Verkehrsstreik geraten können, dies zu beobachten ist so recht am Bahnhof und beim Hauptpostamt traurige Gelegenheit. Ganze Familien wanken und weichen nicht mit ihrem Gepäck von den harten Bänken des Bahnhofs in der steten Hoffnung, doch noch die Streikleitung erweichen und von ihr die Erlaubnis zur Benützung eines der Lebensmittelzüge erwirken zu können. Hier irrt in Verzweiflung ein Ehemann umher. Er hat das Geld bei sich, die Frau die kleinen Kinder im Alter von drei und einem Jahr. Sie wurde in Linz vom Streik überrascht und sitzt hilflos da. Er kann nicht zu ihr, sie nicht zu ihm.

Eine infolge der durchgemachten Aufregungen zum Erbarmen aussehende Frau, die im Innern des Landes ein Wirtsanwesen übernehmen sollte, konnte, auf dem Umzug begriffen, mit ihrem gesamten Mobiliar nicht weiter. In der Erregung über die steten Abweisungen ihrer beweglichen Bitten um Gestattung der Weiterreise durch die Streikleitung, machte sie mir gegenüber ihrem Herzen durch die kräftigen Worte Luft: „Diese Falloten, diese Roten, alle müßte man sie durch die Faschiermaschine laufen lassen, die wissen ja gar nicht, was sie für Unglück mit ihrem Streik über die Leute bringen.“ Ein anderer meint: „Für was zahlen wir denn das Militär, wenn man sich von den Sozis alles gefallen lassen muß?“ Welcher Naivling! Mit Vorbedacht haben diese doch unter Führung ihres Generalissimus Deutsch das Heer politisiert und durch die Soldatenräte und

Vertrauensmänner unter ihren Terror zu bringen verstanden. Wie sehr, zeigte sich erst zwei Tage vor dem blutigen Freitag, als Soldaten eines Wiener Regiments, die in einem Lokal eine Versammlung gehabt hatten, ihre eigenen Offiziere, weil diese beim Absingen des Arbeiterliedes nicht aufgestanden waren, blutig geschlagen haben.

Zwei Damen aus Breslau, durch den Streik in der Eisriesenwelt im Tennengebirge überrascht, konnten, mit Schwierigkeiten nach Salzburg gelangt, ihre dringend benötigten, schon tagelang auf dem Postamte liegenden Geldsendungen nicht erhalten. „Ja sollen wir denn hungern?“ meinen sie, die mit vielen Leidensgenossen schon den ganzen Tag das Postamt belagern. Die hier diensttuenden republikanischen Schutzbündler suchen sie damit zu trösten, daß, wenn der Seipel gehe, was er ja auf alle Fälle bald tun müsse, der Streik gleich zu Ende sein werde und sie dann ihr Geld bekommen würden ...

4. Wiener Flüchtlinge

Junges Ehepaar. Wohnte mitten im umkämpften Gebiete der inneren Stadt. Das bis in die späten Nachtstunden währende Schießen und Toben der entfesselten Volksmassen hatte die Nerven der jungen Frau nahe dem Zusammenbruche gebracht. Glücklicherweise hatten sie in ihrem Automobil dem Hexenkessel entrinnen können. Haarsträubend waren ihre Schilderungen von dem Erlebten. Wie Benzin in großen Mengen an den Justizpalast zur Anfachung des Feuers herangeschleppt wurde, wie im Nu das große Gerüst eines Hauses in der Nähe desselben abgebrochen und zum Aufbau von Barrikaden verwendet war. Wie die uniformierten städtischen Angestellten des Elektrizitätswerkes und sonstiger Betriebe mit ihren Last- und Ausrüstungswagen an der Spitze der Mordbrenner waren. Wie bewaffnete Männer mit halbnacktem Oberkörper durch die Stadt zogen. Wie besonders die Weiber sich wie Megären benahmen. Wie die große Babenbergerstraße vollständig von Blut gerötet war. Wie hier aus dem Bauch des niedergestochenen Pferdes eines berittenen Sicherheitswachmannes die Gedärme herausquollen. Hier ein Wachmann mit eingetretener Hirnschale dalag. Wie die vorbeifahrenden Autos von den „Demonstranten“ angehalten, die Insassen herausgeworfen und die Autos von ihnen fortgefahren wurden. Wie auch Fremden, die aus der Stadt flüchten wollten, die Autos weggenommen wurden. Die Aufständischen fuhren damit los. Vorne flatterten ihre roten Fetzen im Winde, hinten war noch das ganze Gepäck der Reisenden daraufgeschnallt. Milliarden hatte Österreich in den letzten Jahren zur Förderung seiner letzten und einzigen Einnahmequelle, des Fremdenverkehrs, ausgegeben. In dieser drastischen, anschaulichen Weise setzten seine eigenen Staatsangehörigen diese Propaganda durch ein über ganz Europa leuchtendes Fanal fort und bewiesen durch die Tat, daß der Marxistenweisheit letzter Schluß bei ihnen lautet: „Anzünden!“

5. Auch ein Demonstrationszug

Am gleichen Sonntag, an dem in Wien noch die Trümmer des in Brand gelegten stolzen Barockbaues rauchten und an manchen Stellen der Stadt die lieben „Genossen“ noch auf ihre nicht gefügigen Brüder im Waffenrock, die Polizisten, schossen, bewegte sich in Salzburg die alljährliche Wallfahrt zum Gnadenorte „Maria-Eich“. In langer Prozession zogen Hunderte von Männern und Frauen unter sengenden Sonnenstrahlen zu der über eine Stunde weit entfernten, auf einer Höhe gelegenen, der Gottesmutter geweihten Kirche. Fast alles „kleine Leute“, Männer und Frauen des werktätigen Volkes und christliche Arbeiter. Die schwielenharten, abgearbeiteten Hände schwangen nicht mordsengende Fackeln, nein, geweihte Rosenkränze wanden sich um sie. Sie „demonstrierten“ unbewußt, daß es in unserer glaubens- und sittenlosen Zeit doch noch Menschen gibt, die, vertrauend auf Gottes Erbarmen, Heil und Rettung für unser so schwer darniederliegendes Volk erhoffen. Wer diesen „Bittzug“ gesehen und ihn mit dem zwei Tage vorher in Wien vor sich gegangenen „Demonstrationszuge“, der so grauenvolle Folgen hatte, verglich, der hat handgreiflich schauen können, wohin wir unser Volk wieder zu bringen trachten müssen.



Die Erfahrung der letzten Zeit hat uns wieder so recht gezeigt, daß nur aus den Landstrichen und mit dem Boden verwurzelten Bevölkerungsklassen, wo, wie in den Alpenländern Österreichs, noch der Väter Glaube und Sitte treu bewahrt wird, wo das Volk noch fest in den Händen einer mit ihm verwachsenen Geistlichkeit ist, das Heil kommt, weil hier auch am ersten und kraftvollsten die gesunde Reaktion gegen die volksbetörenden und landverderbenden modernen Irrlehren sich geltend macht. Das „schwarze", angeblich noch in der „Glaubensknechtseligkeit" des „finsteren Mittelalters" erstarrte, „geistig rückständige" Tirol hat am ersten den entfesselten niederen Instinkten einer gottabgewandten Bevölkerung des mit den Segnungen des Marxismus in Reinkultur beglückten Wasserkopfes Wien ein energisches „Halt" zugerufen. Die Führer oder besser Verführer dieses armen betörten Volkes — fast von jedem dieser „Proletarier"-Führer kann man nachweisen, daß er in seiner Lebenshaltung weder „Prolet", geschweige denn seiner Rasse nach „Arier" ist! — haben denn auch, für ihre fetten Wiener Pfründen bangend, die Festigkeit des ihnen kundgegebenen Abwehrwillens der Landesteile, die ihrer systematischen Vergiftung bisher im Großteil der Bevölkerung noch standgehalten haben, erkannt und „vorläufig" abgebremst. Doch bedeutet das, wie die sozialistische Wiener „Arbeiterzeitung" offenherzig verkündet hat, nur „Aufschub". Der Kampf zwischen den zwei sich in offener Fehde gegenüberstehenden Weltanschauungen ist aber unausweichlich. Er wird und muß ausgefochten werden. Wir aber sollten uns ständig vor Augen halten und jeder an seiner Stelle kräftig dazu mithelfen, daß dieser Schlußkampf zum Heil unseres Volkes, ja der ganzen Menschheit entschieden wird: „Der Kampf zwischen Kreuz und Sowjetstern!" Dr. W. G.

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkt des Herausgebers

Von unsrer Jugend

Die Rundfrage „Wie steht's um unsre Jugend?" im Februarheft (die von den „Süddeutschen Monatsheften" ausgegangen ist, und von der wir einige Stimmen mitgeteilt haben) hat etliche Zuschriften aus jüngeren Kreisen auf den Plan gerufen. Wir geben sie hier wieder. Die erste kommt aus dem Elsaß:

„... Nehmen Sie mir's bitte nicht übel, wenn ich mir erlaube, Kritik zu üben an Menschen, denen ich mich im übrigen ganz gewiß nicht gewachsen fühle, die aber teilweise Ideen vertreten und verbreiten, die dem Wohle der Menschheit und insbesondere dem Wohle des deutschen Volkes nicht zum Segen gereichen können. Doch mag ich es zuvor nicht unterlassen, einiges über meine kleine Persönlichkeit zu bemerken. Durch eigenartige familiäre Verhältnisse bin ich ins Elsaß gekommen — seit 1920 also ein Auslandsdeutscher — gewiß nicht auf den rosigsten Boden in politischer Hinsicht. Doch habe ich mich zu der klaren Erkenntnis durchringen müssen, daß bei aller großen Liebe für seine Heimat und sein Volk die menschlichen Ziele eines jeden den nationalen vorausgehen müssen. [Die reinmenschlichen Beziehungen sind eine Sache für sich, brauchen übrigens nationale Überzeugungen nicht zu stören. D. T.] Den Krieg habe ich als Freiwilliger mitgemacht — Frontinfanterist von 1914 bis 1918 —, habe dort alle Pflichten, alle Schrecknisse über mich ergehen lassen und nebenbei auch alle Ehrungen erfahren, die einem Frontsoldaten zuteil werden konnten. Wenn aus keinem anderen Grunde, so nehme ich mir aus meinen Kriegserlebnissen das Recht, ein Wort zu sagen, das ich eben nicht zurückhalten kann.

Den Türmer schätze ich ganz außerordentlich als ein Werk, das zweifellos in hohem Grade geeignet ist, Gemüt und Geist des deutschen Volkes zu entwickeln und zu nähren — aber, daß ich doch gleich zur Sache gehe, mit Angst und Zittern suche ich mir die Frage zu beantworten: Wie wird man sich mit den Ausführungen abfinden aus dem Türmer, Februar 1927: ‚Wie steht's um unsere Jugend?' [Wir bitten nicht zu übersehen, daß jene Betrachtungen nicht aus unserem Leserkreise stammen, sondern mit deutlicher Quellenangabe aus den „Süddeutschen Monatsheften auszugsweise übernommen sind. D. T.]

Nachdem der große Psychologe P. Bovet in Genf in seiner feinen Studie „L'Instinct combatif" dargetan hat, daß die Weiterentwicklung des Menschengeschlechts auf geistigem Gebiet liegen muß und sich nur vollziehen könne durch Transformation und Sublimation des Sexual- und des Kampfinstinktes; nachdem die Naturwissenschaft endlich die Einseitigkeit der Nachfolger Darwins klargelegt hat, die alle Entwicklung nur in dem „Kampf ums Dasein" zu sehen glaubten, und heute das Wort prägte von der „gegenseitigen Hilfe", ohne die gar kein Leben und Zusammenleben aller lebendigen Kreatur zustandekommen, und die allein nur zur vollen Harmonie führen kann: ruft eine hohe Autorität der deutschen Jugend zu (S. 390 Mitte): „Der Pazifismus bedeutet eine Verengerung unseres Lebens, für dessen wissenschaftliche Erkenntnis wie praktische Betätigung. Darum sind ihm die großen Leistungen in der Wissenschaft wie im praktischen Leben versagt ... [Damit ist aber ja der verschwommene Pazifismus als Dogma gemeint, der nationalen Belangen in den Rücken fällt und den Feindbund unterstützt! D. T.]

„Hochverehrter Herr Professor, ich versichere aufs allerlebhafteste, daß es nicht eine Entfremdung von meiner Heimat ist, die mich dazu treibt, diese Worte zu schreiben, sondern vielmehr innige Liebe zu meinem deutschen Vaterlande und seinen kostbaren geistigen Schätzen. [Die wir immer wieder unseren Landsleuten empfehlen. D. T.] Aber das Blut bleibt mir vor

Erregung in den Adern stehen, wenn ich dann weiter lese (S. 390 letzte Zeile), daß man so etwas (den Krieg) hat 'miterleben dürfen'. Dürfen? Ein merkwürdiges Bild trat mir dabei vor die Augen, wie ich's habe sehen 'dürfen' auf den Craonner-Höhen im Januar 1915, als Eingeweide und Gehirn unserer Kameraden, mit denen wir zuerst gescherzt und gelacht hatten, vor uns im Drahtverhau baumelten! [Das ist ein Einzeleindruck, der in Ihrem Sehbild haftet, hat aber doch nichts mit dem Ganzen dieses Heldenkampfes zu tun?! D. T.] — Verzeihen Sie mir diese Grausamkeiten, aber ich fühle, in diesem Punkt darf ich nicht zurückhalten etwa einem besseren persönlichen Eindruck zuliebe, den ich vor Ihnen gewinnen könnte, und an dem mir an sich auch außerordentlich viel läge! — Von ganzem Herzen wünschte ich auch, daß Herr Geheimrat Kerschensteiner Recht hätte, indem er schreibt auf S. 391, Zeile 4: 'Man scheint im Auslande mehr Gefühl für unsere Größe zu haben als im deutschen Lande selbst.' Leider hörte ich immer nur das Gegenteil; ich weiß wohl, daß diese Stimmung der völlig verdrehten Schuldfrage entstammt; aber auf Generationen wird es schwerfallen, im Ausland — nicht nur in Frankreich! — die Hochachtung für das Deutschtum zu begründen. Auf jeden Fall können das ganz gewiß nicht unsere „Patrioten" und politischen Parlamentarier, wohl aber unsere Dichter und Musiker und der pflichttreue deutsche Kaufmann, dem mehr daran liegt, gute Ware zu liefern als etwa unredlich verdientes Geld aufzustapeln — kurz, unsere Männer voll Tatkraft und Charakter. [Sehen Sie, in ähnlicher Richtung — Beseelung Deutschlands — wirkt der Türmer seit langem! D. T.] Diese werden es aber auch fertigbringen, das Deutschtum (ohne Krieg) zur Großmacht in der Welt zu erheben, einer Großmacht von Dauer und nicht einer „Großmacht", deren charakteristischer Zug es ist, von reichen und daher mächtigen Wucherern und Schachern geführt zu werden. Der Krieg ist aber in jedem Fall ein ganz schandbares, menschenunwürdiges Mittel; und noch nie hat ein Mord — der auch Mord bleibt, wenn er gesetzlich zugelassen oder befohlen wird — Güter eingetragen von hohem unvergänglichem Wert. [Wir achten Ihre Auffassung, zumal in bezug auf diesen letzten furchtbaren Materialkrieg mit seinen Gasen, Stinkbomben, Tanks, Minen usw., betrachten aber den Krieg — leider — nach wie vor als eines der tragischen Übel in der Welt, gleichsam als Gewitter in den Strömungen der Völker. Predigen Sie dies dem rüstungsstarken Frankreich! D. T.]

Kämpft man aber wieder nur für einen Eintagserfolg? — Dann wolle man alle die zu schonen suchen, deren Energien nicht auf 'Schlägereien', sondern auf geistigen Kulturkampf eingestellt sind. — Verzeihen Sie mir, hochverehrter Herr Professor, daß ich meine Ideen nicht vor Ihnen zurückhalten konnte. Ich bitte Sie, ermöglichen Sie mir's, diese Gedanken zur Kenntnis derer zu bringen, die den erwähnten Aufsatz lasen! Ich weiß wohl, daß die Schreiber jener Zeilen in glühender Liebe für ihr Volk und ihr Vaterland zu handeln glaubten, doch weiß ich auch, daß ich ihnen darin nicht in Haaresbreite nachstehe!

In tiefster Ergebenheit und Hochachtung F. K.-D.

Dieser Einsender hat das Kriegserlebnis noch nicht verarbeitet und fürchtet anscheinend in Deutschland neue Kriegshetze. Wir können ihm versichern, daß kein ernst zu nehmender Deutscher daran denkt; vielmehr betonen wir ja im „Türmer", daß gerade die geistige und seelische Wiedergeburt jetzt allein unser Volk zu ruhiger Entfaltung sammeln und stärken kann. Aber der Einsender sollte nicht vergessen, daß wir uns nun einmal politisch und wirtschaftlich in einem Zustande der Versklavung und der Würdelosigkeit befinden, die auf die Dauer von keinem edleren Volke getragen werden kann — was noch lange keine Kriegshetze bedeutet. Man predige doch den Pazifismus den andern! Wir haben diese Predigt wahrlich nicht nötig.

Eine andere Zuschrift, aus dem westlichen Deutschland, läßt die deutsche Zerrissenheit deutlich durchschimmern — und auch die Unausgeglichenheit im Briefschreiber, einem stud. phil. Er schreibt u. a.:

„Möge es einem nicht korporierten oder besser gesagt: einem politischen Extrembund nicht

angegliederten Studenten gestattet sein, zu dem im Februar-‚Türmer' erschienenen Artikel über unsere Jugend nur eine kleine Bemerkung zu machen.

Die im Türmer erschienenen Aufsätze legen wieder einmal Zeugnis davon ab, wie tief (leider) die Kluft zwischen der alten und der neuen Generation geworden ist. [?] Das dürfte denn doch eine zu bequeme Einteilung sein. Mit den „Generationen" wird viel Unfug getrieben. Wenn man Unsinn oder Unfug einiger jungen Menschen nicht mitmacht, gehört man halt „der älteren Generation an." So einfach liegen die Dinge denn doch nicht! Blücher war ein „Greis" — und unter den jungen Freiwilligen der „jüngste"! D. T.] Es ist dort überhaupt nur von den Extremisten die Rede. Daß zwischen den versoffenen Farbenstudenten [Sehen Sie, nun verfallen Sie Ihrerseits ins „Extrem" und beschimpfen die Gesamtheit der Farbenstudenten! D. T.] mit den angeblichen ‚Idealen' und dem einseitigen, schlecht ernährten Pazifisten und Ästheten, der (weil er sich nicht für das Vaterland durch Stinkgase vergiften lassen will wie Ungeziefer) [! D. T.] nach Meinung unserer Lehrer ein verworfenes Subjekt ist, — daß es zwischen diesen Extremen auch noch etwas anderes gibt, was nicht mit zerhacktem Schädel seine akademische Vorbildung dokumentiert, und was nicht mit blauem Hemd und Sowjetstern herumläuft [Sie machen aus allem ein Zerrbild! D. T.] —, daß es noch etwas gibt, das Anspruch darauf macht, „der" deutsche Student zu sein, daß sich unter ihrem Wirken eine Knospe erschließt, die das junge 20. Jahrhundert heißt — das hat die ältere Generation nicht gemerkt. [Unsinn! D. T.] Der deutsche Student ist weder reaktionärer Korporierter noch uniformierter Jugendbewegter ..." [sondern ungefähr, was Sie selber sind, nicht wahr? D. T.]

Wir brechen diesen Erguß ab. Er hat leider nicht die objektive Form gefunden, die im Verkehr zwischen Kulturmenschen üblich ist; der Verfasser steckt noch in seinen subjektiven Wirbeln von Zu- und Abneigungen — und seine Stimme ist nur als augenblicklicher Reflex verzeichnenswert. Wir hoffen, jene Stillen und Ernsten, von denen wir oft im Türmer sprechen, finden sich auch in der Studentenschaft; sie sind unsre Hoffnung — nicht weil sie „jung" sind, sondern weil sie gesammelte Kraft bedeuten. D. T.

Die Wünschelrute

Ein seltsames und nachdenkliches Kapitel

Wintersturm braust um meine Harzwaldstube, in die ich mondenlang mich eingesponnen in Studien um ein seltsames Problem. Ein Wandertag hatte mich nach Bad Grund geführt, diesem lieblich idyllischen Waldort am Fuße des Iberg, in dem der Zwergenkönig Hübich nach der Sage seinen Sitz hat. Der Berg selbst soll nach dem Volksmunde einen eisernen Kopf, einen silbernen Bauch und goldene Füße haben. Grunder Stahl war einst weltberühmt, und zehn Eisenhütten von Grund bis Gittelde schmiedeten das „geschmeidigste Eisen der Welt". Der Bergbau ist hier überall zu Haus. Noch heute ist die benachbarte Clausthaler Bergakademie die Pflegstätte des bergmännischen Nachwuchses.

Da las ich einen Anschlag am Rathaus: Der bekannte Wünschelrutenforscher Edler von Graeve-Gernrode begeht auf Einladung des Magistrats das Gelände des Ibergs am Montag nachmittag um drei Uhr. Die Bürgerschaft ist zur Teilnahme eingeladen.

Ich nahm daran teil. Graeve kannte ich seit langem, vor allem auch sein in der bekannten Jungmädelstadt des Harzes, Gernrode, durch die Wünschelrute erschlossenes Ottobad, das einzige Thermalschwimmbad im Freien in Deutschland, das in diesem Sommer zu einem Modebad geworden war und noch weitere Blüte verspricht. Aber mit der Wünschelrute hatte ich mich nicht beschäftigt und wußte von ihr soviel oder sowenig, als im Konversationslexikon steht. Und das ist herzlich wenig. Und das Wenige noch dazu falsch, wie ich mich später überzeugte.

Ich nahm an diesem und an dem folgenden Tage an der Begehung im Grunder Gelände teil, sah, wie die Stahlrute, die Graeve seit nun rund zwanzig Jahren benutzt und mit der er weit über zweitausend Mutungen in allen Erdteilen angestellt, ausschlug, sah die Hände des Rutengängers sich verkrampfen, sah die Rute wie wahnsinnig wirbeln und hörte dann: Hier Süßwasser, hier Mineralwasser, hier Eisenerz, hier Silberader, hier Therme!!!" —

Ich sah die Verbrennungserscheinungen an den Händen des Mannes, hörte im kleinen Kreise seine plaudernde Erzählung, wie er seine eigentliche Begabung entdeckte, durch die Erfolge des Landrats von Uslar in Deutsch-Südwest und den Geh. Admiralitätsrat v. Franzius, den Direktor der Kieler Werft (später Begründer des wissenschaftlich arbeitenden Verbandes zur Klärung der Wünschelrutenfrage — Gründung in Hannover 1911) auf die Wünschelrute gelenkt wurde, lauschte, wie er im Wüstenbrande Sinais als türkischer Major Quellen aufschlug und den deutschen Truppen den Weg zum Suezkanal ermöglichte, sah Bilder seiner Arbeit und nahm in der Folge noch an weiteren verschiedenen Rutenforschungen im Harz teil. Neben der wirtschaftlich und wissenschaftlich-medizinisch bedeutungsvollsten, wo Graeve im Vorjahre für Bad Tölz das verloren gegangene Jod wiederfand, ist in der allerletzten Zeit die viertägige Forschung in Eisenach, die an zweiundvierzig Stellen Wasser anzeigte, das dem Kurbad zugute kommen soll, vor allem aber auf der Wartburg bedeutsam, wo Feststellungen gemacht wurden, die für die Erhaltung der bedrohten Fresken von Wert sind und daher auch viele Kreise interessieren, die nicht aus rein wirtschaftlichen Erwägungen (aus Wassernot oder zu industriellen Zwecken, wie zur Kali- und Kohle- und Erzfindung) die Rute mit Anteilnahme verfolgen.

Das Gesehene machte mich stutzig. Herr v. Graeve stellte mir liebenswürdigerweise seine reichhaltige Literatur der Wünschelrute (die im Handel längst vergriffen ist) und sein großes statistisches Material zu Studien zur Verfügung, und immer tiefer grub ich mich in die Fragen des Phänomens hinein, das nun seit rund fünfundzwanzig Jahren aus der a priori Verneinung der Wissenschaft und Technik zur Anerkennung der Tatsachenerfolge und in den Kreis ruhigen wissenschaftlichen Forschens nach dem Ursprung der Wirkung gerückt ist. Und ich stieß bei zwei der nüchternsten kühlsten wissenschaftlichen Beobachtern und Forschern auf das Bekenntnis:

„Diese Kraft habe ich in ihrer Wirkung empfunden", sagt der Wiener Ingenieur Braikowich, der den österreichischen Verband zur Klärung der Wünschelrutenfrage begründete und 1916 vor seinem Tode die sachlichste und vornehmste Schrift über das Problem hinterließ. „Und solange ich meine gesunden Sinne noch habe, darf ich an dem Vorhandensein dieser undefinierbaren Kraft nicht zweifeln. Durch die Erfahrung ist längst bewiesen, daß der Rutengänger Art und Ort einer außerhalb seines sinnlichen, jedoch im Bereich seines psychischen Wahrnehmungsvermögens liegenden Erregersubstanz zuverlässig feststellen kann. Es handelt sich hier nicht um übernatürliche, nur um übersinnliche Vorkommnisse. Wir kennen die Wirkung, aber wie aus der Ursache die Wirkung wird, das kennen wir nicht. Unsere Sinne sind eben nicht dazu angetan, den menschlichen Organismus in seinem innersten Wesen zu enträtseln. Was die rutenbewegende Kraft anbelangt, so konnten alle bisherigen Erklärungsversuche kein befriedigendes Resultat liefern, weil wir hier unmittelbar vor dem Menschenrätsel stehen, und das wird kein Mensch lösen, solange er noch in seiner Haut steckt."

Ähnlich bekennt Rothe in seiner bei Diederichs, Jena, erschienenen Schrift „Die Wünschelrute": „Die rhabdomotorischen Erscheinungen führen uns hinab zu den dunklen Verbindungen zwischen Körperlichem und Geistigem, zum tiefsten Rätsel der Natur. So stehen wir, dem Phänomen der Wünschelrute nachgehend, schließlich vor dem Urproblem der Menschheit."

Das ist das Eigentümliche. Wir kennen heute die Ursache; wir kennen die Wirkung, aber wir wissen trotzdem nichts, wie aus der Ursache die Wirkung wird. Und nun da ich nach faustisch heißem Bemühen um diese Kraft, die an den letzten Grund aller Dinge heranführt und uns ganz klein und still werden läßt, eines Abends die Bilder und Bücher zuschlage und auf meinem Bücherbord nach irgend einem anderen Buch zur Ausspannung suche, fällt mir ein schmales Heft

in die Hand, das seit sieben Jahren da oben liegt, aber noch immer unaufgeschnitten der Lektüre harrte. Denn auch Bücher haben ihre Stunden, in denen sie ihr geheimstes Wesen künden. Wir können jahrelang an ihnen vorbeigehen, ja wir können sie auch lesen (wie z. B. den Faust), aber eines Tages kommt die Stunde, da die Erkenntnis wie glühendes Feuer in unsere Seele fällt.

Es ist „das gelbe Buch", von Gleichen-Rußwurm und Wilhelm v. Scholz 1919 herausgegeben, und als Einklang steht ein Vorspruch von Erich Kurt Fischer: „Vom neuen Menschen und der Mystik", der mich zu diesen Zeilen und zu der Anpackung des Problems von dieser Seite trieb. Während ich diese Worte niederschreibe, muß ich an ein längst eingegangenes Blatt: „Monatsblätter für deutsche Literatur" denken, in dem vor mehr als zwanzig Jahren Friedrich Lienhard mit mehreren anderen sich zum Geheimnis „des geistigen Schaffens" auf Grund einer Umfrage äußerte. Es ist mir nicht mehr gegenwärtig, aber der Sinn aller jener Äußerungen steht mir noch klar vor Augen: Daß alles Wertvolle, das geschaffen, intuitiv, gleichsam getrieben vom heiligen Geiste, von unsichtbaren, nur erfühlbaren Kräften, entsteht.

„Ich sah den Menschen nächtlich und in Tränen
So ganz erlöst. Und bog sich mit den Bäumen
Und dunklen Gräsern selig tief zur Erde —"

sagt Fischer. Und weiter:

„Herr Gott, du hast uns bitter arm gemacht, auf das wir fühlen, wie reich wir sind. Wir als Iche, wir als Volk. Was Feind zerstören kann, ist Tand, aufgehäuft zwischen Gott und mir. Ein Vogellied, ein Blütenzweig, ein Abend ist mehr Brücke zu Gott, ein Blick in irre Mütteraugen, in rasende Massen verzweifelten Volkes ist mehr Brücke und Eingang als alle Herrlichkeit des alten Europa. Wohl dem Feinde, daß er den Panzer der Jahrhunderte und alles Prunkgewand von unseren Schultern löst, er macht uns frei zum Menschentum. — Es wäre dir gut, du schwiegest und ließest dich stumm vor Bilder und Bäume, vor lächelnde Mütter zu klingenden Saitenspielen führen und schautest und lauschtest und ertränkest in allem gänzlich. Wolltest du vom neuen Menschen reden? Es wäre dir gut, du führest schweigend auf den großen Schiffen durch die Lüfte, tief in die Erde. — Es gibt keine Wissenschaft der Mystik. Es gibt keine Lehre vom neuen Menschen. Es gibt nur beider Erlebnis. Es läßt sich nicht erklären, nur ausstrahlen. — Ahnung ist alles. —"

— Es läßt sich nicht erklären, nur ausstrahlen! Und da bin ich wieder bei meinem Problem. Ich habe das gelbe Buch zugeklappt und mich an diese Blätter setzen müssen, über die der Stift wie im Fieber fährt.

Denn um strahlende und strahlenlose Dinge dreht sich ja das ganze seltsame und nachdenkliche Phänomen der Wünschelrute, wie es in den letzten Jahren die an die Pforten neuer Erkenntnis pochende Strahlenforschung (Röntgen, Becquerel, Rutherford, Blondlot, Gockel, Wulf etc.) festgestellt hat.

Schon vor siebzig Jahren hat ein damals und noch bis vor kurzer Zeit viel verlachter und heute durch Blondlots Forschungen (N.-Strahlen) zur Anerkennung seiner Experimentiertatsachen gelangter Privatforscher, der Freiherr Karl von Reichenbach sich mit der Materie beschäftigt und seine Odlehre aufgestellt, vor allem sein sehr interessantes Buch „Der sensitive Mensch" geschrieben und damit den Begriff: „sensitiv" zum ersten Male in die Literatur hineingeworfen.

Das deutsche Nibelungenlied ist, abgesehen von der Bibel, wo vom Stabe Moses die Rede ist, der aus dem Stein Wasser schlägt, die erste Schriftquelle, die von der Wünschelrute redet

Der wunsch lac dar under, von golde ein ruetelin
der daz het erkennet, der möhte meister sin,
wol in al der werlte über izlichen man. —

Ein Wünschelrütlein also. Die lange Reihe philologischer Deutungen und Parallelen will ich mir hier schenken. Denn mir ist es um das Wesentliche, um das Tatsächliche zu tun, das aber wie im Kreislauf immer wieder zu dem letzten Rätsel, zu dem Unenträtselbaren, nur zu Ahnenden zurückführt. —

Ein Wünschelrütlein liegt in meiner Hand. Zehn Prozent aller Menschen sind der Gabe teilhaftig, mit ihr reden zu können. Ob sie vom Haselstrauch, von der Erle oder Eiche oder sonst einem Baume ist, ob sie zur Christnacht oder beim Morgentau gebrochen, ob sie frisch oder alt, ist gleich. Auch ob ich ein Zauberwort dabei spreche, an das man im Mittelalter, als den eigentlichen Grund des Rutenausschlags glaubte, ist gleichgültig. (Und vielleicht doch nicht. Es liegt ein Körnchen Wahrheit in jedem Volksglauben.)

Denn ich darf mich nicht innerlich dagegen einstellen. Ich muß an die Wünschelrute glauben, daß sie mir etwas zu sagen hat. So schreite ich über das Gelände, den gegabelten Zweig (der heute von den Rutengängern allermeist durch eine Stahl-, Aluminium- oder Bronzerute der Zweckmäßigkeit halber ersetzt wird, da der Holzzweig leicht bricht) mit beiden Händen wagerecht vor mir haltend. Kaum eine Ahnung ist in mir von Geolozie. Nur alle Kräfte sind gespannt, konzentriert auf das, was kommen kann, was kommen muß.

Denn überall unter mir im Boden sind Schätze vorhanden, die ans Licht drängen, die, wie die Pflanzen ihre Keime langsam beharrlich zur Erdoberfläche durch einen harten Boden, oft um steinige Umwege herum, zum Licht schicken, rufen und rufen: Hört uns, wir sind da! — Da murmeln die Wasser der Tiefe, die der Mensch zum Leben, zu seiner Wirtschaft braucht, da dehnt sich die Kohle, da harrt das Kali, da liegen Eisen und Erze aller Art. Sie alle rufen. Aber wir Menschen von heute, eingespannt in einen rasend vorwärts drängenden Entwicklungsprozeß, haben verlernt, auf die Stimmen der Tiefe, der Natur zu lauschen, wir können sie auch nicht mehr vernehmen. Einst, da der Bauer, der Schäfer, der Bergmann noch voraussetzungslos mit der Mutter Erde verknüpft war, hatte der Mensch feineres Gefühl für die Stimmen der Erde. Was sind unsere Märchen, vor allem die Naturmärchen, anderes als die Kraft völkischer und dichterischer Phantasie, diese Stimmen wieder aufzufangen? Nun, die Unterirdischen haben eine eigene Sprache: sie strahlen. Das haben die Alten schon dumpf gewußt.

Als eine der am frühesten bekannt gewordenen Fernwirkungen unterirdischer Quellen und sonstiger Bodenschätze lernen wir die sog. „Bergwitterung" kennen. Daß derartige Ausdünstungen, z. B. bei Braunkohlen, oder Ausstrahlungen aus dem Erdboden stellenweise wahrnehmbar sind, ist aus zahlreichen Berichten älterer bergsachverständiger Schriftsteller zu entnehmen. Agricola hat sie schon vor 364 Jahren richtig beschrieben. Athanasius Kirchner hatte 1631 den motorischen Einfluß in vom Wasser und von den Mineralien aufsteigenden Dünsten gesucht, Vallemont 1694 gelehrt, daß von dem unterirdischen Wasser und Erz Atomschwärme aufsteigen und die Rute durch die Kraft der Anziehung zum Ausschlag brachten. Caspar Peucer, der Schwiegersohn Melanchtons vermutet, daß die Hasel eine besonders innige geheime Sympathie mit den Metallen verbinde. Von den Ostgoten wird bei Cassiodorus berichtet, daß deren Quellenmeister das Wasser so tief unter dem Boden suchten, wie hoch die Dünste am Morgen stiegen. Auch die okkultistische Hypothese faßt die Sensitivität des Rutengängers als ein atavistisches Witterungsvermögen für bestimmte Effluvien der unterirdischen Substanzen auf, wofür Analogien aus dem Tierreich zahlreich zur Hand sind. Aber erst Röntgen, Mad. Curie mit ihrem Radium und alle die Forscher, die sich nun auf den geheimnisvollen Weg begaben, die Strahlen zu finden, sie lehrten uns, daß alles Ding auf Erden seine Strahlen hat, natürlich auch der Mensch. Reichenbach spricht von der odischen Ausstrahlung. (Man vergleiche dazu auch Goethe: Wahlverwandschaften 2, 11 und Wilhelm Meisters Wanderjahre 3, 6 und 14.)

Nun sendet, und das ist einwandfrei festgestellt, die Erde ununterbrochen Strahlen zur Erdoberfläche, ja bis dreitausend Meter in den Äther hinaus. Ununterbrochen rufen alle Teilchen der Erde mit leisen seltsamen Stimmen. Auch wie diese Stimmen entstehen, hat man gefunden. Das

hat die Lehre von den Atomen, den Elektronen und Jonen zuwege gebracht. Ununterbrochen zerfallen alle Atome, reiben sich, werden elektrisch, strahlend, durchdringen alles. Im Zeitalter des Radio braucht man diese Erscheinungen nur anzudeuten.

Lagert sich nun aber unter der Erde ein Erzgang, ein fließender Wasserbach, ein Kohlenflöz, so können hier die Alpha-, Beta-, Gammastrahlen (nach Prof. Gockel und Wulf) nicht hindurch und gehen an dem Hindernis vorbei, im Winkel zur Erdoberfläche, wo sie an einem sog. strahlenverstärkten Punkt mit den anderen Strahlen zusammentreffen ... — —

Ich gehe mit meiner Rute über den Plan. Da, jählings schlägt sie aus, unwiderstehlich, biegt sich der Zweig zur Erde oder wird — abgestoßen — mir gegen die Brust geschleudert! Ich bin an einem strahlenverstärkten Punkt angelangt. Nun wandere ich ohne Rute weiter und gehe von der anderen Seite mit dem Zweig auf den soeben gefundenen und mit einem Pflock markierten Punkt zu. Und wieder schlägt die Rute aus! Der zweite Punkt ist gefunden. Zwischen den beiden Punkten liegt das Hindernis. Diese Punkte vermag auch die Holzrute zu finden. Mit dieser primitiven Feststellung hat man früher gearbeitet. Zehn Prozent aller Menschen reagierten auf dies Rufen der unterirdischen Stimmen.

Aber wo sitzt der Urheber?

Das Echo vernahmen wir. Aber nun heißt es dem Schalle nachgehen und den Kern finden. Und das vermag nur der Meister. Nur knapp ein Dutzend Menschen auf der Erde gibt es, denen diese Meisterschaft gegeben ist. Und von diesen wieder nur zwei oder drei, die alle Rufe richtig zu deuten verstehen. Und das ist das Wesentliche, das Eigentümliche, das Geheimnisvolle und doch wieder ganz Natürliche, daß jedes Ding seine eigene Sprache hat, das Wasser, die Kohle, das Kali, Silber, Gold, Kupfer, Eisen. Die Rute in des Meisters Hand aber zeigt durch den Grad ihres Ausschlags die Art der Stimme an.

Der Meister nimmt mir die Rute aus der Hand. Er stellt zunächst die „Ufer" des unterirdischen Geleges fest, d. h. den sog. strahlenlosen Raum (so nennen ihn die Rutengänger, obwohl er sicher seine eigenen noch unbekannten Strahlungen hat), der sich unmittelbar über dem Gelege befindet. Und dann den Kernpunkt. „Hier!" — wie ein geöffnetes Ventil keuchen die Lungen, das Herz kann nicht so schnell mit, wie die Rute wirbelt, die Hände sind wie festgeschmiedet an der Zauberrute und zeigen nachher Oxidationserscheinungen, sind wie verbrannt. Kräftig, hart schlägt die Rute gegen das Schutzpolster der Brust, deren Rippen sonst brechen würden unter der Wucht des Schlages.

Du lächelst?

Hast Du einmal einer Rutenbegehung beigewohnt? Dann wirst du nicht mehr lächeln. Es kommt vor, daß der Anschlag so elementar stark ist, daß die Rute aus der Hand geschleudert wird. Die Art des Ausschlags aber deutet dem erfahrenen Meister, was unter ihm ruft.

Die Rute an sich ist nichts. Und das entkleidet sie des mystischen Mäntelchens, das Aberglauben und Zauberformeln ihr im Mittelalter beilegten. Nichts als der Manometer, der Anzeiger; der Mensch aber oder vielmehr das Nervensystem ist der A k k u m u l a t o r f ü r R a d i o a k t i v i t ä t. So sagt die Wissenschaft mit ihrem technischen Wort.

Das heißt: das Nervensystem eines Menschen, das besonders eingeschaltet erscheint für diese Stimmen der Tiefe, eine Antenne darstellt, leitet die Strahlungen der Unterirdischen zu dem Manometer der Rute. Die Deutung ist das Geheimnis der Erfahrung. Und sie geschieht bei jedem Rutengänger anders.

An der Tatsache selbst, dem maßgeblichen und unzweideutigen Rutenausschlag ist seit zwei Jahrzehnten nicht mehr zu zweifeln. Auch die Wissenschaft bestreitet sie nicht mehr. Man versucht nur die Erklärung. Man spricht von ideomotorischen Bewegungen der Handmuskeln, von Autosuggestion — und man muß b e i d e s a b l e h n e n, da beide den Experimentierergebnissen widersprechen. Die Wirtschaft hat sich die Erfolge zunutze gemacht. Der preußische Eisenbahnminister gab schon 1911 einen amtlichen Erlaß heraus, der die Direktionen anwies, bei Brunnenbauten

sich der zuverlässigen und billigeren Rute zur Feststellung des Bohrpunktes zu bedienen, die Landwirtschaft, die Industrie nutzen sie, weil sie mit ihr in geringerer Tiefe, also mit weniger Bohrkosten Wasser findet. Also ein eminent wichtiger Faktor für unsere verarmte Volkswirtschaft. Man sucht verlorene Schätze zu finden, wie kürzlich im Schönbrunner Park, und Gerüchte fabelten sogar von dem Wiederauffinden des Nibelungenschatzes! Nach dem Dreißigjährigen Kriege, als alles danieder lag, also einer Zeit, wie der heutigen, suchte man mit der Rute das in der Kriegsnot vergrabene Eigentum wieder zu finden. Schatzgräber gab es an allen Orten. Natürlich auch Schwindler. Und die letzten haben die ganze Kunst mißkreditiert.

Der Rest ist Schweigen, ist Glauben, ist staunend sich neigende Ehrfurcht vor dem Unbegreiflichen.

Weil mir die Rute ein Erlebnis wurde, weil ich im tiefsten Innern fühle und weiß, daß wir nur dann gesunden, wenn wir wieder zur Natur und zum Göttlichen zurückfinden, deshalb mußte ich diese Zeilen schreiben. Friedrich Dietert, Ballenstedt a. Harz

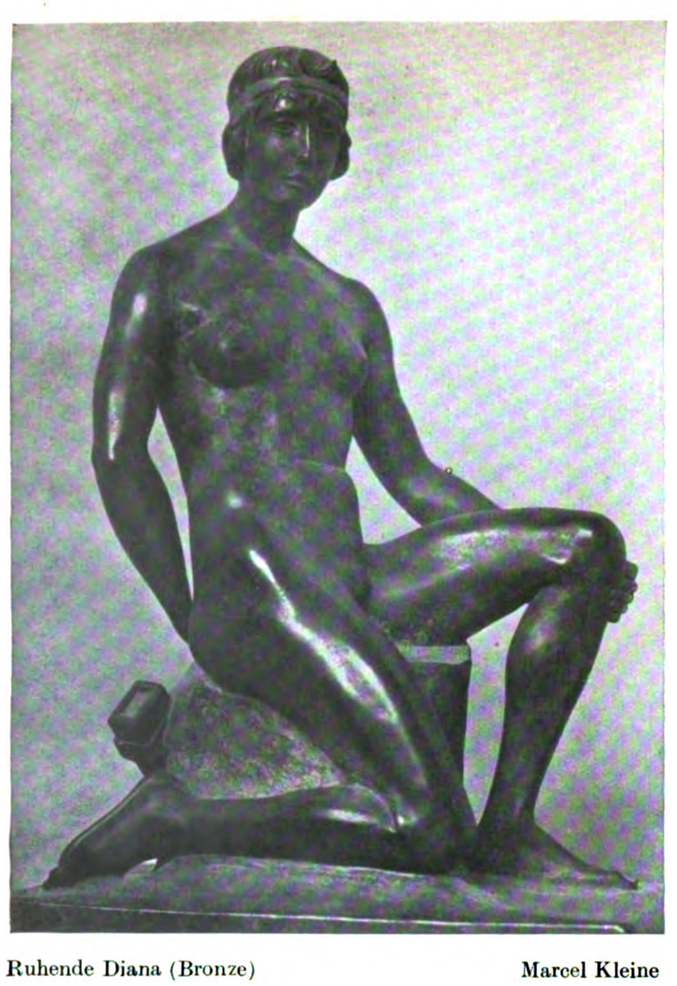
Gefahren der Parteipolitik

Wo die Uneinigkeit sich so weit steigert, daß bei jeder Äußerung stets erst gefragt wird, aus welchem Lager sie stammt, das politische Handeln vor allem in den Parlamenten lediglich darin besteht, daß man sich aneinander reibt, da kann von Objektivität keine Rede mehr sein, und das allgemeine Chaos ist nicht fern. Die am Staatsruder Befindlichen lassen sich in ihrer Tätigkeit nicht gerne stören, es ist ja auch so leicht zu sagen: wir tragen das Heil in Händen. Die Ursachen der Umstürze sind immer dieselben: Übermut, Leichtsinn in der Handhabung der Macht und schließlich Entartung bei den Herrschenden (der Gipfel des Egoismus ist so schnell erreicht).

Die jetzige Parteiwirtschaft mit ihrem Marktgeschrei um Vorrang und Postengewinn spottet jeder Beschreibung und kann nur noch an sich selbst zugrunde gehen. Vor allem verhängnisvoll ist die „Nur, weil wir so wollen"-Politik gewisser Parteien und besonders zu warnen ist auch vor den Machtworten der „Selbstverständlichkeit" und „Üblichkeit". Eine keineswegs gering anzuschlagende Gefahr für die heutige Politik besteht darin, daß sie, genau wie die Staatsverwaltung, in Bureaukratie ausarten kann, im gesamten einem zwar neuartigen, aber darum nicht weniger geringen Schreibertum verfällt.

Der Haß aber, der nur vernichten und unterdrücken möchte, was nicht genehm ist, muß schwinden, zunächst unter den Volksgenossen und dann auch unter den Völkern, denn er ist unwürdig und unnütz. Möglichst freipolitische Aussprachen freilich allein wohl vermögen hier Wandel zu schaffen, und ein weites Feld der Wirksamkeit steht da noch hauptsächlich der Presse offen, damit das Verständnis sich verbreitet und man nicht schlechthin Verachtung zu empfinden braucht, wenn die Frage entsteht, wie Politik geübt wird.

Alle Verständigen stimmen allmählich in der Verurteilung des Parteiwesens überein, so daß die Zeit fast schon gekommen sein könnte, wo der Ruf: Heraus aus den Parteien! offen ertönen darf. Vorerst jedoch herrscht noch die Parteiparole. Auf Spaltung, Abtrennung von der Staatsmacht oder Umsturz gar des Ganzen gerichtete Bestrebungen zu dulden, wird im allgemeinen keine Regierung geneigt sein. Durch die Parteien ist dieser Zustand sanktioniert, und ganz wie durch ein Dogma gebunden sind die Anhänger dieser Organisationen gegenüber ihrer Leitung. Die Menge gewiß sucht stets Schutz und Stütze für ihre Ansprüche und Interessen. Mit Aufgabe der Selbständigkeit indes zahlt jeder, soweit wenigstens als er sich dessen bewußt wird, solchen Anschluß, und was so aus Eigenwillen entstand, fällt ihm wieder zum Opfer. Gegen darum der Unabhängigkeit, selbst wenn sie nur auf äußeren Umständen beruht. Denn



Ruhende Diana (Bronze) — Marcel Kleine



Tänzerin (Plakette in Bronze) — Marcel Kleine

die Frage, ob eine einzelne Partei für sich allein nach Fundament und Inhalt einen Staat darstellen könnte, ist heute mindestens zu verneinen, und ebensowenig ist aus Parteien zusammen eine wirkliche Einheit zu schaffen. Die Tatsache vielmehr, daß die Parteien dauernd ihre Existenzberechtigung nachzuweisen bemüht sind und viele von ihnen sich kaum voneinander unterscheiden, zeigt, daß es sich hier um etwas Unnatürliches handelt. Keine Beschönigung wird darüber hinwegtäuschen, daß aller Parteien Wesensgrund Uneinigkeit ist, und der Giftkeim wirkt selbst innerhalb der eigenen Reihen fort, nur hütet man sich, diese Erkenntnis zu verallgemeinern, aus Scheu, sich selbst zu treffen. Doch weiter geht dies noch. Der Gegenstand sogar, um den man sich ursprünglich scharte, tritt schließlich zurück: der Kampf wird Selbstzweck, und auch in persönlicher Hinsicht schwindet jede Unterscheidungsfähigkeit, um alles wird gemarktet und nichts hat Wert. Dann ist man auf einmal ratlos und klagt über Führerlosigkeit, ohne freilich zu wissen, daß alle — Führer wie Geführte — vom selben Stoff sind, und anstatt das Unsinnige und Verwerfliche zu unterdrücken, läßt man es triumphieren und operiert noch gewichtig mit dem „Mechanismus" und der „Dynamik" der Fraktionen!

Das Problem der Presse hängt hiermit eng zusammen, und wo hier und da ein gewisser Widerwille gegen sie besteht, erklärt dieser sich hauptsächlich daraus, daß auch sie oft allzu sehr Parteiinteressen dient. Und doch geht vielleicht gerade von hier einmal die Läuterung aus, weil immerhin die Menschheit trotz aller Sensation und Agitation auch innerlichen Fortschritt will. Ein Ziel aber schwebt uns jetzt schon vor und sicherlich ein wertvolles: zu beginnen damit, daß wir unsere ganze Abneigung gegen alles, was Partei ist, zeigen und die Mittel erforschen, die zu erfolgreicher Bekämpfung des verderblichen Übels nötig sind, dessen Folgen mehr und mehr hervortreten und das uns gerade an dem hindert, was uns am meisten nottut, einig zu sein.

Hermann Hauck

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Der Christ in Nietzsche

Ich wüßte nicht, daß irgendein Apologet den neuesten und letzten Freund des Dionysos in Schutz genommen hätte. Etwa so wie die Kirchenväter Plato und Aristoteles. Ich wüßte nicht, daß irgendein glitzernder Schöngeist sich das essayistische Vergnügen gemacht hätte, ausgerechnet den Antichristen von Sils-Maria als homo christianus, des „Vorhimmels" würdig, zu proklamieren. Und dazu brauchte es nicht einmal einer listigen Interpretation pro domo, eines Advokaten- und Akrobatentums verdächtiger Dialektik.

Oder will man jene allzukurzen Ausführungen Max Schelers hierher rechnen — ich meine die Stellen, wo er über das Ressentiment im Aufbau der Moralen spricht und zu zeigen versucht, daß Nietzsche nur eine gewisse Abart und Unart des Christentums mit seiner Polemik trifft, ein muckerisches, sinnenfremdes, leibverachtendes, weltverneinendes, muffiges und dumpfes Konventikelchristentum, eine sentimentale Altweiberreligion, eine Angelegenheit der sublimen Rache von Schlechtweggekommenen, von lahmen Füchsen, denen die Trauben des Lebens zu hoch hängen? . . . Ich meine weiter die Stellen, wo er Askese, Nächstenliebe und ritterliches Opfer als dem starken Leben selber wesenhaft zugehörig erweist, also als grade nicht dekadent, nicht nihilistisch, als aller Entartung und Schwäche durchaus entgegen.

Aber diese Beobachtung hat Nietzsche schon selber gemacht (Scheler scheint sie wirklich überlesen zu haben), und jene erste These vom Ressentimentchristentum, so fruchtbar sie ist, sie sagt uns doch gar nichts aus darüber, ob nicht eben die echte anima christiana im dionysischen Philosophen selber noch steckt, ob nicht ihr bestverschriener Hasser und Verächter in Tat und Wahrheit ihr Anwalt gewesen ist.

Nicht in allem, gewiß nicht. Ich will nicht zugunsten einer vorerst verblüffenden These Grenzen verwischen. Aber hätte uns je die Vision einer Lebensführung von christlicher Rasse stärker gepackt, hätten uns Sprecher, Täter, Gestalter dieses erlauchtesten Wunschbildes mächtiger hingerissen, wir hätten die dionysische Liebe zum Sein niemals als bloßes Heidentum geringschätzig abgetan. Allzuviele, grade auch unter den ernsthaftesten und geistigsten Christen, scheinen Pascal noch zu nahe, und wenn es so ist, dann allerdings dürfte Nietzsche gegen sie recht behalten. Nicht nur, daß er gegen jene von Scheler gezeichnete Fälschung des Christentums seine Pfeile abschießt, sondern auch — und davon spricht Scheler nicht — gegen das enthaltungsstrenge Port-Royal. Aber mit welcher zarten und schmerzlichen Liebe spricht er von dem zerbrochenen Asketen, der in einer entsetzlich grandiosen Tortur mit messerscharf räsonnierender Logik eben diese Räson als irrend und halbblind herabzuwürdigen suchte, der das schaurige Wort geprägt und grausam befolgt hat: le moi est toujours haissable (das Ich ist immer hassenswert). Nietzsche hatte schon früh vor dieser Gefahr gestanden, darum spricht er von Pascal wie von seinem Bruder. Ach, er wußte nicht, daß die katholische Kirche selber den Jansenismus verurteilt hat, er kannte nur diese verbotene, düstere Seitengasse des Christentums. Das Pathos des Jasagens zu allem Leben und Sein, das den Christen erfüllt, erfüllen sollte, das konnte er nicht ermessen. Und so was gibt es doch. Man trifft es hie und da. Menschen, vor denen man anfängt zu ahnen, staunend zu erraten . . . Auch Nietzsche hat christliche Nähe gespürt und erinnert sich dankbar. „Der vollkommene Christ", das sei „die vornehmste Form Mensch", die er getroffen hätte; das Christentum „doch das beste Stück idealen Lebens, welches ich wirklich kennengelernt habe". Und solcher positiven Äußerungen gibt es noch mehr bei ihm.

„Hier sind Priester," spricht Zarathustra, „aber mein Blut ist dem ihren verwandt; und ich will mein Blut auch noch in dem ihren geehrt wissen." Und in welchem Grade verwandt! Und in welchem Grade ehrt seine dionysische Weisheit den Priester, die absolute Religion!

Nietzsches gewaltiger Kampf gilt dem erbärmlichen Nein, der Entartung, der Schwäche und ihrer frechen Selbstverabsolutierung, d. h. dem Ressentimentchristentum, dem Pessimismus in jedem Gewande, aller wirklichkeitsfliehenden Romantik, allem wirklichkeitsfeigen Erträumen von Über- und Hinterwelten, gilt ferner dem Gott dieser Memmen, einem süßlichen Götzen, der schließlich vor Mitleid gestorben sei, gilt aller wertblinden Gleichmacherei und Demokratie, der pazifistischen Kampfes- und Opferscheu, gilt weiter dem rachsüchtigen Pöbel, der das Edle verlästert und dem Edlen, dem Adelsmenschen nicht gehorsam sein will, gilt endlich überhaupt der Verkleinerung, Verzärtlichung, Vergutmütigung des Menschen.

Aber gegen all dies kämpfte auch Christus. Männlicher, radikaler, aristokratischer als Christus hat auch Zarathustra nicht gepredigt, größere und stolzere Überwindungen hat auch Zarathustra nicht gefordert, eine größere Kluft zwischen Mensch und Mensch hat auch Zarathustra nicht aufgerissen. Christus bringt nicht den Frieden der lämmerhaft Allzuversöhnlichen, sondern „das Schwert". Er bringt die lange Feindschaft um der großen Sache willen, ja den Haß um der göttlichen Sache willen, und wäre es innerhalb der Familie. Er wirft Feuer auf die Erde, und was will er anders, als daß es brenne! Er preist die unerschütterliche Personsouveränität, er liebt die geniale Unbekümmertheit um kleinliche Notdurft, er verachtet die Horizontlosigkeit der ewigen Spießer, ihren gottbeleidigenden Schwersinn, ihren grauen Erdenernst. Selbst den Opfernden will er noch wohlgemut sehen. So starkherzig will er den Menschen, daß er das Leid noch bejahe als den barmherzigen Hammerschlag, mit dem der göttliche Meister ein immer vollkommeneres Bild seiner selbst meißelnd erstehen läßt. Die Bejahung des Leides um eines Höheren willen, die Bejahung des Todes um eines Höheren willen! Ist dies nicht sogar noch mehr als ein „tanzender Gott", ist dieses Ja zum Sein, zum Leben nicht noch eindringlicher als das Zarathustras? Verkörpert der homo christianus, wie Christus ihn selber gelebt und gelehrt, nicht eben das „Überchristliche", von dem Nietzsche zuweilen etwas geheimnisvoll spricht? Als dieser lebensmächtige Vollmensch nämlich, rechtwinklig an Leib und Seele, von überströmender Lebenskraft, wie Gott selbst fürchterlich in seiner Güte noch, denn es ist die Güte auf lange Sicht, die strenge Liebe, die auch Not und Blut sehen kann ... Dieser Gott und sein Mensch, sein Kind — sie können auch hassen und verachten, tief, abgründig, ohne Versöhnung: nämlich das Nein zum Leben, zu sich, zu Gott, und dieses Nein ist die Sünde schlechthin. Aber ihr Ja, zu sich, zu Gott und Gottes zu sich ist so unendlich zugleich, daß es an keinem Neinsagenden, Neintuenden jemals verzweifelt. Man wartet, man hilft, man verzeiht, man versucht alles, Gott hat ein Maximum an Rettung vollbracht ... Das ist das Geheimnis des crucifixus.

Ist hier sentimentale Nächstenliebe? Mitleid als bloße Ansteckung? Lächerliche Gleichheit aller Seelen vor Gott? Ist Macht hier Sünde? Ist hier nicht grade Rangordnung, äußerster Adel und Aristokratismus der Seelen? Kann Zarathustra hier noch widersprechen?

Und nochmals: ist hier nicht ein klares und lautes Jasagen zum Leben? Ach, was sage ich, ist es nicht ein lauteres, stärkeres, jauchzenderes Jasagen, eine größere Liebe?

Hier ist keine Verdüsterung, sondern Erleuchtung der Sinne, keine Verleumdung, sondern Verklärung des Leibes, hier ist heile und gesunde Selbstliebe, hier ist die Fernstenliebe eine tägliche Übung (communio sanctorum und was daraus folgt), lauter Gemeinplätze für den echten Christen. Hier steht für das Ende der Tage nicht die faule Schafsseligkeit der grünen Weide, das Glück der meisten, das erbärmliche Behagen genüßlichen Pöbels in Aussicht, sondern, wie Zarathustra es will, die Herrschaft der Tugend, virtu, die wiederhergestellte Rangordnung, die Herrschaft des „höheren Menschen", wir sagen: der Gotteskinder.

Zarathustra hat zu Recht gehaßt und verachtet. Wir hassen und verachten mit ihm. Wir verneinen, was er verneint. Wir bejahen, was er bejaht. Seine Liebe ist unsere Liebe. Nur Gott!

Wie hält es Zarathustra mit Gott? Aber wie? sagt er denn nicht, daß der Mensch nur eine Brücke sei und ein Übergang? Daß er nur soweit Sinn habe, als er seiner Vergottung entgegenlebt und -stirbt? Der Übermensch — wer ist das? Wer allein kann das sein? Dieses letzte Ziel, dieser Sinn des Seins, dieses ewige Finale der Schöpfung. Auch wir glauben: der Mensch ist kein Tier, kein Gott, sondern der Weg von dorther dahin, eine Brücke, ein Übergang. Und eine alte Formel sagt: Christus finis mundi (das Endziel der Welt). Doch das verstünde Zarathustra nicht. Hier ist Zarathustra nicht Christ genug.

Aber die Seinsbejahung des Christen ist so stark, daß er es nicht zu fassen vermöchte, wenn diese Welt schon die ganze Wirklichkeit wäre. Seine Seinsliebe sättigt sich daran durchaus nicht; sie braucht, sie glaubt, sie weiß — das unendliche Sein. Ein überwirkliches von personaler Seinsform oder vielmehr von gesteigerter Personalität (Dreifaltigkeit), ein Geheimnis, das Geheimnis der absoluten Religion. In diese urseiende Wirklichkeit, die den Schatten des Nein nicht kennt, wird er eingehen, um ein unendlich gesteigertes Leben zu führen. Für diese Wirklichkeit lebt er schon jetzt, indem er hier leidend, opfernd, kämpfend tapferes, heiteres Ja-sagen, Ja-tun übt, und koste es Blut und Leben. Der Himmel ist also nicht die Schöpfung der Lebensmüden, Gott ist kein Krankenwärter, kein schamloses Wesen, das dich beobachtet, aushorcht und quält, kein Sadist, der sich langweilt, kein alter Papa, der die Dummen und Schwachen prämiiert.

Solche Stärke des Jasprechens hat nicht einmal Zarathustra erreicht. Nichts ist klarer zu sehen. Mit seiner Lehre von der ewigen Wiederkunft bejaht er ein ewiges Sein, gewiß. Das ist groß und tapfer gedacht. Aber daß Gott am Kreuz für uns starb (das Absurde der überschwenglichen Liebe liegt darin), dieser Zentralakt im Kosmos — das ist unendlich viel größer. Doch hier werden Worte unzulänglich. Schließlich: die Paradoxie, daß Askese, scheinbares Neinsagen, Nein-tun, das Opfern der größten Schätze (Wille, Intellekt, Gesundheit, Leben) grade höchstes Bejahen bedeutet, das konnte Nietzsche-Dionysos, das konnte ein Hellene, ein Vorchrist noch nicht begreifen.

Er ist auf dem Wege zu uns gewesen. Verleumden wir ihn deshalb nicht mehr! Und wenn er das letzte Jahrzehnt seines unbefleckt heldischen Lebens geistgebrochen bei Mutter und Schwester saß wie früher als Kind, wieder ein Kind geworden, mit gefalteten Händen, still und hilflos — verehren wir dies symbolische Schicksal!

Dr. Helmut Burgert

Paula Groggers „Grimmingtor"

Eine literarpsychologische Studie

Wohl nur selten ward ein literarisches Erstlingswerk mit so einhelliger Begeisterung begrüßt, wie der steirische Heimatroman „Das Grimmingtor" von Paula Grogger. Setzt man die Dialektschwierigkeiten ein, so ist die besonders vom deutschen Norden her bekundete Beifallsfreude um so erstaunlicher. An sich höchst erfreulich, besonders auch deshalb, weil österreichisches Schaffen ungeachtet vieler hochwertiger Gipfelleistungen von der reichsdeutschen Kritik nicht eben verwöhnt und auf eine Aschenbrödelrolle angewiesen ist. Selbst katholische Buchförderungen in Deutschland, wie der Borromäus-Verein und die Buchgemeinde in Bonn nehmen in ihrem Literaturanzeiger und in ihren Gabenverzeichnissen und sonstigen Aktionen dem österreichischen Schrifttum gegenüber eine schmerzlich indifferente Haltung ein. Die junge Dichterin Paula Grogger indessen scheint ein Glückskind zu sein — vor ihr öffneten sich die sonst hochmütig verschlossenen Herzenstüren wie auf Zauberspruch —, obzwar sie, was sonst hemmend ins Gewicht fällt, als katholische Autorin gilt. Von ihr wird rühmend gesagt, daß sie den Meister des Heimatromans, Rosegger, in den Sand geworfen und die Handel-Mazzetti übermeistert habe; seit dreißig Jahren sei kein Werk von solcher Bedeutung mehr zu verzeichnen gewesen. Das sind Sätze, die mich stutzig machen. Man kann Dinge auch zu Tode loben. Und davor möchte ich die Dichterin zu ihrem eigenen Besten bewahrt wissen.

Nun habe ich das Buch gelesen, um unabhängig von dem Marktlärm mein Urteil sachlich zu bilden, um das ich von einigen sehr geschätzten Förderern und Seelenanwälten der Dichterin, nicht zuletzt von dieser selbst, gebeten worden bin. Diesem mehrfachen Ruf konnte ich mich nicht entziehen; was mir füglich zur Pflicht wird, ist gleichzeitig für die Dichterin ein Recht, die eine heilsame Wahrheit gerne hören wird, wenn sie sich von einer Seite darbietet, die zu lange am Stabe der Erfahrung geht, um ihrer Sympathie zu gestatten, daß sie blindlings mit dem Kunstverstand durchgeht. Denn, das sei vorausgeschickt, in die maßlose Lobrednerei, die nur psychologisch zu verstehen ist, wie sich zeigen wird, kann ich nach erfolgter Lektüre keinesfalls einstimmen.

Lassen wir das Werk zunächst selbst sprechen.

Eine stimmungsvolle Sage leitet chronikenhaft die Geschehnisse ein und wird Schicksal — — Eine Steinwand im Felsenbereich des Grimming, diesem Bergkoloß über dem Ennstal, öffnet sich wie eine Schatzkammer mit Gold und Silber dem, der's wagt — — — Man ahnt dunkel, daß es ein Spiel der Dämonen ist. Ein toller Jäger hat's versucht. Er ist in Liebe zur spröd keuschen Constantia entbrannt, die sieben Jahre wartete, bis der sittenstrenge, sinnierende Stralz sie heimführt. Trotzdem gibt der Jäger sein Wild nicht preis: „Dein erstes Kind gehört mein!" In einer schwachen Stunde gibt die ehrsame junge Ehefrau seinem halsbrecherischen Drängen nach — schwül geht das erste Kapitel an. Aus Schuld wächst Not. Der Jäger, der den Schatz im Grimmingtor heben wollte, um das Weib des anderen zu entführen, kehrt nicht wieder, er ist dem Bösen verfallen. Matthäus, der Erstgeborene der herb verschlossenen Constantia — ihre vier Söhne sind nach den Evangelisten benannt — trägt den Fluch seiner sündigen Herkunft und verdirbt. Er gerät dem Jäger nach, seinem wirklichen oder vermeintlichen Vater (es wird nicht ganz klar), den er gleichwohl verflucht; von der Stimme des Blutes getrieben, will er, als letzten Ausweg, sein Glück im Grimmingtor versuchen, wo er an einem Fronleichnamstag elend zugrunde geht. Von der Kugel eines Jägers getroffen, verscheidet der Wilddieb, Militärflüchtling und Mädchenverführer in den Armen seines Dirndls, nachdem er sterbend noch versucht, die Felsenei zum Hochzeitsbett zu machen in einem sehr naturhaft gebrachten Liebesakt, angesichts des Zaubertors, das seine sagenhaften Schätze auch ihm versagt. Schwül, wie sie begonnen, endet die Geschichte, die nicht weniger als 569 Vollseiten füllt und sich, alles in allem, um den mißratenen Buben dreht.

Doch schicken wir das Gute voraus! Ein Flimmern und Flirren, ein Knospen und Drängen in dem Buche, ein triebhaftes Blühen in so quellender Fülle, daß die brünstige Mutter Erde mit ihren Spinnennestern und Mäuselöchern, mit ihrem Schmutz und Unrat über und über in Blumenlasten atmet und duftet. Ein wogiges Dickicht, das sprüht und glüht, von tausend Lichtbrechungen überspielt und unterschiedslos häßlich und schön, Schlamm und Sternenlicht ineinander verschlingt und verflicht. Erde sind auch die Menschen, rein naturhaft getrieben mit samt dem Kirchlichen, das in diese Naturmystik hineinverwoben ist, zuweilen mit humorigen Reflexen, um das Heilige dem Niedrigen anzunähern, als beliebte Würze. Und ganz köstlich die Sprache, geschöpft aus dem verschütteten Brunnen des Volkstums. Kein Papierdeutsch, auch kein Schriftdeutsch, sondern einfach Volksmund, der über einen Reichtum von Ausdrucksweisen und Gemütsschätzen verfügt, der größer ist, als die Sagenschätze des Grimmingtors. Nur ein vollkommen naiver Sinn, der tief vertraut ist mit dem bäuerlichen Leben, seinen Begriffen, Vorstellungen und Schicksalen, konnte das so unbekümmert hinbreiten. Da hört Literatur auf und beginnt Dichtung.

Aber Dichtung ist zugleich noch etwas anderes; ich verwahre mich daher, daß diese Sätze aus dem Zusammenhang mit dem Folgenden gelöst zu Reklamezwecken ausgeschlachtet werden. Es geht um Tieferes. Trotz dieser Schönheit des Details wird die Lektüre ermüdend und anstrengend. In die Natursprache mischen sich unvermeidlich Worte und Wendungen, die einem höheren Bildungskreis angehören, das gibt zuweilen ein Gemisch, das Halbgebildeten eigen ist. Doch das mag nebensächlich erscheinen. Daß die Kleinmalerei überquillt und hemmungslos in die Breite schwillt, fällt schwerer ins Gewicht, nicht nur als Ermüdungsmoment, sondern auch

als Mangel an künstlerischer Disziplin. Daß Unwichtiges, ja Winziges, weitläufig ausgepinselt, ebenso groß neben Wichtigem und Wesentlichem steht und erdrückend wirkt, verschärft diesen Zug ins Gestaltlose und Zerfließende, trotz der treffenden Charakterzeichnung im einzelnen. Dieses Fehlen der Plastik als künstlerisches Gestaltungsprinzip, das mit Bedacht über- und unterordnet, verrät, daß wir es eher mit einer Chronik als mit einem Roman im strengen Kunstsinn zu tun haben. Dafür spricht auch die Tatsache, daß sich die Dichtung über das rein Zuständliche hinaus nirgends zur Transzendenz der Anschauung, zur führenden Idee erhebt, sondern im rein Naturhaften stecken bleibt. Auch gewisse immer wiederkehrende Wendungen, wie das altertümelnde Item, unterstreichen das Chronikenhafte. Auch bei strengster Epik ist im Roman der geistige Zug zum Sinnvollen, zum Symbol, zur gestalteten Idee das Wesentliche und Bleibende. Nichts bestätigt so sehr die Richtigkeit dieser Unterscheidung, als die Tatsache, daß dieses weitläufige Buch keinen bleibenden Eindruck, keine Ideengestalt und keinen Seelengehalt als Dauerwert hinterläßt außer dieser krausen Fülle von Einzelheiten, Vorfällen und Stimmungen, die sich nirgends zur echten Tragik, zur Höhe metaphysisch bedingter Anschauung, zur idealen Bildhaftigkeit erhebt, wie es die künstlerische Grundforderung des Romans ist. Bloße Naturhaftigkeit ist blind und beziehungslos. Sie ist rein triebhaft, und ihr Motor ist die Erotik.

Aber gerade in dieser triebhaften Erotik liegt der stärkste Einwand, den ich erheben muß. Man sei versichert, daß ich weit entfernt bin, den Moralisten herauszukehren. Der Dichter hat das Recht, das Leben in seiner tausendfachen Brechung zu erfassen, wo und wie es ihm beliebt, und die treibenden Motive, auch die erotischen, bloßzulegen. Aber auch in der absichtslosesten Schilderung liegt Deutung. Wie es geschieht, das ist bezeichnend für die ethische Grundhaltung oder das künstlerische Ethos. Das letzte, geheimste Ziel aller Kunst ist, wenn auch unausgesprochen und unaussprechbar, ein Deutsames und mithin ein Mystisches. Und je höher das künstlerische Ethos und das gestaltete Kunstwerk, desto näher hin zur absoluten Wahrheit, die den konkreten Einzelfall der Handlung oder des Schicksals an ein oberstes Sittengesetz bindet.

Was ist dieses Bedeutsame in Paula Groggers Roman? Die triebhafte Erotik, die sich rein erdenhaft wie ein roter Faden durch das ganze Buch zieht und das eigentliche Agens bildet?! Die widerliche Geschlechtlichkeit des sterbenden Burschen und seiner Dirn im Schlußkapitel ist nicht nur unnötig, sondern eben auch unkünstlerisch. Und daß die im Volksbewußtsein fortlebende Idealgestalt des Erzherzogs Johann im ehebrecherischen Verhältnis zu einer feschen Bäuerin gezeigt wird, wirkt nicht nur unwahrhaft, sondern auch undelikat und abstoßend. Gerade aus zwingenden künstlerischen Gründen wäre hier die Gelegenheit nicht zu versäumen gewesen, der Welt dumpfer Triebe das hehre Bild einer idealen, opfernden Liebe entgegenzusetzen, wie es die historische Überlieferung von der Verbindung des edlen Prinzen mit der Ausseer Postmeisterstochter festhält. Diese ritterliche Gestalt in die Grobschlächtigkeit bäuerlicher Sinnlichkeit und in die gegensatzlose Eindeutigkeit stumpfen Trieblebens hinabzudrücken, entspringt einem Bedürfnis, das weder historisch noch künstlerisch begründet ist. Vollends, wenn man bedenkt, daß er hier als Ehebrecher in einer sittlichen Entartung gezeigt wird, und dies mit einer Ahnungslosigkeit, für die amoralisch das gelindeste Wort ist.

Ich werde bei diesem Buch den Gedanken nicht los, daß es von einem Mädchen geschrieben ist, das sich darauf beruft, im Salzburger Ursulinerinnenkloster erzogen worden zu sein. Die literarischen Maßstäbe versagen hier ebenso, wie gegenüber dem beifallfreudigen Publikum; psychologische Maßstäbe müssen herangezogen werden. Ich kann hier nur andeutungsweise reden. Prof. Klug spricht in seinem epochalen Werk „Tiefen der Seele" von einer „Binnenerotik", dieser seelenzerstörendsten Verirrung, der vielleicht die gehemmte und zugleich hemmungslose Frauenpsyche leichter unterliegt als das kräftigere männliche Genie. Ich habe den Verdacht, daß gerade die Triebhaftigkeit des Buches der eigentliche Grund des ungewöhnlichen Erfolges ist, der dadurch um so fragwürdiger wird. Welche Saiten zum Erklingen gebracht wurden, bezeichnet unwillkürlich am treffendsten ein Lobesartikel, dessen Verfasser immer wieder von dem

„jungen Weib“ redet. Ich sollte meinen, daß doch allein die Dichterin in Frage kommt, und nicht das Weib.

Es hieße der Dichterin einen schlechten Dienst erweisen, wollte ich das Bedenkliche verschweigen, das Ungesunde, das im Grunde so viel anscheinend harmloser Schönheit als Trieb wirkt. Die künstlerische Mahnung verbindet sich ungesucht mit einer seelenärztlichen, die auf eine höhere seelsorgliche Instanz hinweist. Es wäre schade um ein solches Talent, das zwar weder Rosegger noch Handel-Mazzetti oder sonstige Meister übertrumpft hat, aber doch zu vielen Hoffnungen berechtigt. Aber wohlgemerkt: Seelenzucht ist Voraussetzung jeder künstlerischen Zucht!

Joseph August Lux

Fritz Beckert

Sonnenschein und Mondlicht ruhen auf den duftigen Bildern Beckerts. Als echter Malerpoet und Romantiker im Sinne Moritz von Schwinds kennt er keine ausgeklügelten Probleme. Die schlichte, natürliche Formensprache und die prächtig leuchtende Farbenfülle seiner Gemälde und Aquarelle lassen seinen gesunden Sinn für alles Klare und Einfache erkennen, der die Voraussetzung für jede wirklich bedeutende künstlerische Leistung ist. Beckert ging von früh an unbeirrt seinen Weg in grader Linie. Für ihn gab es keinerlei Experimente zur Erfindung einer neuen Kunstrichtung oder eines modernen „Ismus“. Der auflösende Geist jenes Kunstbolschewismus, der noch vor wenigen Jahren Geschmack und Kultur zu vernichten drohte, vermochte ihn nicht anzukränkeln. Seine Werke blieben deshalb wertbeständig, als die Machwerke zahlreicher zeitgenössischer Maler kein kritikloses, nur auf Sensationen spekulierendes Publikum mehr fanden.

Beckert stammt aus einer Leipziger Bürgerfamilie. Er wurde 1877 geboren und verlebte seine Jugend zunächst in Leipzig, später im grünen Voigtlande, wohin sein Vater als Beamter versetzt wurde. Früh schon reifte in dem Jungen der Entschluß, Künstler zu werden, wenngleich ihn eine Großtante eindringlich auf die Gefahren dieses Berufs hinwies, da sie einmal einen Maler „von's Zerüste“ hatte stürzen sehen. Mathematik war ihm ein Buch mit sieben Siegeln, und im Zeichenunterricht galt er als der schlechteste Schüler. Sein pedantischer Lehrer vermochte nicht den genialen Schwung seiner frei hingeworfenen Skizzen zu erkennen. Der Junge aber kannte nichts Schöneres, als mit Stift und Skizzenbuch Wälder und Dörfer zu durchstreifen, unbekümmert um das Urteil anderer über die zeichnerische Ausbeute dieser Fahrten. So hat ihn auch sein späterer Lebensweg weder rechts noch links sehen lassen. Als Schüler Friedrich Prellers und Gotthards Kuehls verfügte er über ein ausgezeichnetes Rüstzeug, so daß er bald in Dresden sein eigenes Atelier errichten konnte. In freiem Schaffen entwickelten sich seine vorzüglichen Fähigkeiten zu vollendeter Meisterschaft. Mit ungewöhnlichem Fleiße schuf er Werk um Werk. Im gleichen Maße wuchs die Anerkennung, die ihm in Fach- und Laienkreisen entgegengebracht wurde. Studienfahrten nach dem Süden brachten reiche Früchte künstlerischen Erlebens. Fränkische Städte und thüringische Dörfer und Wälder übten ungemeine Reize auf sein scharf beobachtendes Auge und sein warm empfindendes Gemüt aus. Hier entstanden jene frischen lebendurchfluteten Landschafts- und Städtebilder, die in seltener Weise echt deutsches Empfinden spiegeln. Die großen Linien und Umrisse, vor allem in der Architektur, sind kräftig und eindrucksvoll angelegt, während die Einzelheiten von zarter und liebevoller Behandlung zeugen. Die Mannigfaltigkeiten fränkischer Kleinstädte fesselten ihn ebenso wie Prunk und Pracht bischöflicher Residenzen oder kaiserlicher Schlösser. Nachdem Beckert Professor an der Technischen Hochschule in Dresden geworden war, zog er in den Ferien mit Leinwand und Palette in Schlösser und Paläste, in Kirchen und Klöster, um eine Fülle kostbarster Innenbilder zu schaffen. Zahlreiche Galerien, vor allem aber die Staatlichen Sammlungen zu Dresden, Leipzig und Berlin besitzen Beckertsche Gemälde.

Beckerts Kunst wirkt aufbauend im Gegensatz zu den Werken mancher heutiger Künstler, die ihren Arbeiten die ausgesucht häßlichsten Motive zu verleihen pflegen. Das Wühlen im Großstadtschmutz ist leider so sehr zur Mode geworden. Man sieht nicht mehr das Gute, sondern in allem das Schlechte, Niederreißende. Beckerts Bilder sprühen von Lebensfreude, es wird dem Beschauer warm bei ihrem Anblick. So will der Meister auch nichts davon wissen, wenn ein Kritikus irgend eine Philosophie in seine Bilder hineingeheimnißt. Das Malen macht ihm Freude, und er will Freude damit wecken. Beckert ist eine Lynkeus-Natur:

„So seh ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr geseh'n,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön."

Karl August Walther

Marcel Kleine

Die Bildhauerkunst findet seit Jahrzehnten nicht nur in Thüringen, sondern im ganzen Reiche und weit darüber hinaus kaum noch die Aufgaben, die zu lösen ihr vorbehalten sind. Sowohl die wirtschaftliche Entwicklung, die von der Kunst überhaupt, insbesondere aber von der Bildhauerkunst, d. i. der Skulptur, ablenkt, als auch die damit zusammenhängende und leider immer deutlicher in Erscheinung tretende Vorherrschaft der materialistischen Weltanschauung sind hier als Ursachen zu nennen. So sehen sich unsere Bildhauer zumeist auf eine Kleinkunst angewiesen, die zum guten Teil auch noch irgendwelchen wirtschaftlichen Zwecken dienstbar gemacht wird. Um so erfreulicher ist es, wenn sich hie und da doch noch ein Künstler findet, der sich dem Zwange der Verhältnisse widersetzt und sich nicht ganz von seinem Wege abdrängen läßt.

Marcel Kleine darf zu den Bildhauern gerechnet werden, die trotz wirtschaftlicher Bedrängnis in ernster Hingabe ihre künstlerische Aufgabe zu erfüllen unverdrossen bemüht bleiben. Er macht weder der Mode noch der modischen Massenfabrikation und ihren wirtschaftlichen Diktatoren Konzessionen, sondern formt und bildet in stiller Zurückgezogenheit seine kleinen und großen Werke als ein treuer Mann, dem sein künstlerisches Schaffen noch immer eine Art Gottesdienst ist. So ist seine Kunst auch rein und frei, groß und keusch geblieben, wenn sie eben deshalb auch neben den lärmhaften Gebilden der Macher und Schnellfertigen nicht so zur Geltung kommen kann, wie sie es verdiente. Besonders rühmlich ist in allen Werke Kleines die eindringliche Schlichtheit der Charakteristik; nirgends ein aufdringliches Heraustreiben der Form bei inhaltlicher Dürftigkeit, wie man das sonst an anderen aufs Charakteristische zugespitzten Werken wohl findet. Seine Porträts (Statuen, Büsten und Reliefs) zeigen dabei durchaus einen frischen Realismus, ein lebendiges und starkes Gefühl für Naturwahrheit, die aber durch einen geläuterten Schönheitssinn gebändigt und veredelt ist. Seine monumentale und dekorative Plastik, seine Kleinbronzen und Porzellane zeichnen sich alle durch ein ganz eigenes Formgefühl aus und durch jene eben nur dem echten Künstler eigene, man möchte fast sagen fromme Gestaltungskraft, die das Seelische und Körperliche weniger enthüllt und entblößt, als vielmehr im Schimmer seiner Natürlichkeit und Unentweihbarkeit darstellt.

Geboren zu Weimar am 12. September 1884 als Sohn eines Vergolders, ist Marcel Kleine schon früh mit der Kunst in Berührung gekommen. Dank staatlicher und städtischer Stipendien konnte er zunächst Schüler von Hans W. Schmidt-Weimar, später der Kunstgewerbeschule in Erfurt werden. Der verstorbene Großherzog von Weimar ermöglichte ihm 1907 den Besuch der Kunstschule in Weimar, wo Adolf Brütt, Sascha Schneider und Ludwig von Hofmann Kleines Lehrer wurden. Von 1912 bis 1914 endlich war Kleine in München, wo er die beiden damals weltberühmten Tänzerinnen Rita Sacchetto und Sent Mahesa modellierte. Diese beiden Büsten mach-



ten den Künstler weiteren Kreisen bekannt, zumal sie in den großen Kunstausstellungen (München, Rom, Hamburg usw.) Aufsehen erregten. Nach dem Krieg, den M. Kleine als Landsturmmann mitmachte, ließ er sich in Weimar nieder, wo er seitdem bei seiner hochbetagten Mutter lebt.

Von größeren Werken, die er trotz zeitweilig bitterer Not geschaffen, wurden besonders anerkannt: „Zum Licht", die „Knabenfigur" und „Träumerei". Unter seinen Porträts ragt das Ihrer Königl. Hoheit der Frau Großherzogin von Weimar hervor.

Seine Plastiken sind über ganz Deutschland verstreut, teils von Stadtverwaltungen, teils von Kunstvereinen angekauft, haben aber auch im Ausland (Frankreich, Holland, Italien und England) Freunde und Käufer gefunden.

Wie allen Künstlern ist auch Marcel Kleine zu wünschen, daß ihm ein Kunstfreund endlich einmal Gelegenheit gebe, aus dem Vollen zu schaffen und zu zeigen, welch hohes Können bei tiefer Durchseelung der Werke ihm gegeben ist. Leonhard Schrickel

Musikkultur als Gewerbe

Der jahrzehntelange Kampf der führenden Musikerverbände hat mit der Einführung der staatlichen Aufsicht des Musikunterrichtswesens ein vorläufiges Ende erreicht. Ein vorläufiges, wohlgemerkt, denn jetzt rächt sich eine gewisse Einseitigkeit in der Vorbereitung der erlassenen Verordnung. Jetzt stellt sich nämlich heraus, daß gerade das eingetreten ist, was man zu vermeiden wünschte: Ein ganz ungerechtfertigtes Hinaufheben des Pfuschertums und ein Hinabziehen der gediegenen Musikpädagogen in die Niederung des Schundes.

Es ist durchaus verständlich, daß man in diesen Zeiten fürchterlicher Verelendung ganzer Berufe an den sogenannten „wohlerworbenen Rechten" gewisser privater Musiklehrender nicht hat vorbeigehen wollen und auch können. Unter den niederen Schichten der Lehrenden gibt es gar manche, die von Jugend auf, als man noch keine hohen Ansprüche an das „Musikfräulein" stellte, mehr schlecht wie recht, aber redlich ihr geringes Wissen an die Jugend weitergeben. Und denen, die wegen jahrzehntelanger einseitig eingestellter Arbeit und wegen höheren Alters sich nicht mehr umarbeiten können, denen soll und darf man auch billigerweise das Brot nicht entziehen. Daß man aber diese Altersgrenze auf 35 Jahre festsetzte, heißt, unbestritten, den Pfusch und Schund an sich anerkennen. Musikerzieher, die Träger der Musikkultur sein sollen, sind doch schließlich keine Hausierer, die den Gewerbeschein bekommen, weil sie schon vor zehn Jahren hausiert haben. Kunst und Gewerbeausübung lassen sich eben nicht planlos über einen Leisten schlagen.

Richtig ist ja, daß bei geeigneter Handhabung der Erteilung des „Unterrichtserlaubnisscheins" die schlimmsten, der Behörde bekannten Fälle ausgemerzt werden können. Aber darum dreht es sich im allgemeinen gar nicht einmal. Vielmehr sind durch das Zusammenwerfen mit jenen geduldeten Lehrern die ernst strebenden Musikpädagogen auf eine Linie gestellt. Zwar eine Oberschicht kann „staatlich anerkannt" werden. Aber das wird nur eine sehr gesiebte, verschwindende Minderheit sein. Und auch von ihnen verlangt man durchweg zuerst die Beantragung des „Unterrichtserlaubnisscheins".

Zahlreicher schon werden die sein, die ihre Prüfungen bei anerkannten Musikerverbänden abgelegt haben und sich plötzlich vor die Wahl gestellt sehen, entweder das staatliche Examen nachzuholen oder auf gleicher Stufe mit den Geduldeten zu stehen. Das ist ein hartes Ding für die, die den jahrelangen Kampf um Einführung der staatlichen Prüfung Schulter an Schulter mit ihren Verbänden gekämpft haben. Sind sie denn nicht die Bahnbrecher, die schließlich sich selbst als Stoßtrupp in die Bresche geworfen haben? Diese Pioniere haben sich, um die Notwendigkeit der Prüfungen zu erweisen, zuerst einer solchen unterzogen und sehen nun, daß diese nichtig ist und sie selbst nicht um ein Haar besser daran sind, als die geduldeten Pfuscher. Denn es ist durchaus nicht jedermanns Sache und manchmal einfach ausgeschlossen, daß jemand neben seinem

Berufe — noch dazu Musikunterricht — nochmals eine staatliche Prüfung mit allen notwendigen Sondervorbereitungen auf sich nimmt. Diese Geprüften sind, das läßt sich nicht leugnen, eine Klasse für sich. Denn nicht jedem von ihnen, zumal den jüngeren, wird die staatliche Anerkennung zuteil werden können, da eine solche Auswahl notwendig nur unter den Pädagogen mit Erfahrungen und nachweisbaren Erfolgen getroffen werden kann.

Dann aber kommen immer noch alle, die auf Hochschulen studiert haben, ohne daß sie sich einer Abschlußprüfung unterzogen, die jedoch immer noch turmhoch über den Geduldeten stehen. Und endlich diejenigen, die — wie z. B. die Gesangspädagoginnen — bei einzelnen Künstlern von Ruf ihre Ausbildung erhielten.

Wie man sieht, führt eine gerade Linie von der künstlerischen Spitze ohne Unterbrechung bis zum geduldeten Pfuschbetrieb. Nur hat man der obersten Schicht äußerlich noch den Titel „staatlich anerkannt“ angehängt. Im Grunde genommen könnte man das alles als reine Äußerlichkeit betrachten, die nur die Musiklehrenden anginge. Die Sache liegt aber tiefer. Dies Hinabziehen der Oberschichten auf die Pfuschniederung hat eine steuerliche Folge: Man versucht jetzt schon seit längerem auch auf dem Kunstgebiet alle Betätigung als Gewerbe mit Steuer zu erfassen. Was das bedeutet, wissen die wenigsten. Es heißt das außer der Steuerbelastung unter anderem das Recht der Polizei, den Betrieb und seine Einrichtungen zu überwachen, das Einspruchsrecht der Nachbarn wegen störender Geräusche und anderes mehr.

Wer erinnert sich noch der Kämpfe der Musipädagogen, als die Reichsversicherung die privaten Musiklehrenden als Angestellte ihrer Schüler bezeichnete? So wird es heute weitergehen. Mit vollem Recht werden die Steuerbehörden die Geduldeten als Gewerbetreibende betrachten, da ja bei deren Betrieb von Kunst oder Wissenschaft nicht die Rede ist. Aber es ist die Frage, ob sie bei den Geduldeten haltmachen werden, und wo dann die Grenze zu ziehen ist. Auf der anderen Seite werden sich die „staatlich Anerkannten“ ihr Recht von Fall zu Fall im Verwaltungswege erstreiten müssen, da sie ja das „rein Künstlerische“ und das „rein Wissenschaftliche“ ihrer Tätigkeit nachweisen können.

Die Pioniere aber, nämlich die von den Musikerverbänden Geprüften, und die Mittelschicht, werden der neuerlichen Belastung kaum entgehen, wenn nicht eine Ergänzung der Verordnung den Begriff des „künstlerischen Pädagogen“ klar umgrenzt. Sonst werden sie eines Tages aufwachen und im Steuerbescheid lesen, daß sie nicht mit heißem Bemühen der Kunst als Kulturgut dienen, sondern ein Gewerbe ergriffen haben. Dr. Waldemar Banke

Anmerkung des Türmers. Es kann nicht wohl geleugnet werden, daß gelegentlich in Anwendung des neuen preußischen Erlasses durch untergeordnete Organe solche Schäden an den Tag getreten sind, wie der Herr Einsender sie schildert. Trotzdem glauben wir zu wissen, daß solche Handhabung keineswegs in der Absicht des Ministeriums liegt und die möglichen Gefahren allzu verallgemeinernd und allzu pessimistisch gesehen werden. Denn z. B. die staatliche Anerkennung für alle tatsächlich geeigneten Lehrkräfte, also vor allem die vormals von Verbänden Geprüften, ohne erneute staatliche Nachprüfung, soll nach Absicht der Behörde die Regel bilden. Daß mit der Beantragung dieser Anerkennung eine gewisse Unbequemlichkeit als einmalige Übergangserscheinung verbunden ist, steht außer Frage — aber sie wird doch wohl getragen werden müssen, um andererseits die Bekämpfung des Pfuscherwesens wirksam gestalten zu können. Daß aber die alljährliche Erneuerung des Erlaubnisscheins eine vorsintflutliche Polizeirankünе bedeuten würde, und daß auch in der Herabsetzung der Altersgrenze auf 35 Jahre für „juryfreie Pfuscher“ ein schwerer Fehler begangen worden ist, haben die Berufsverbände, voran der „Reichsverband deutscher Tonkünstler und Musiklehrer“, mit anderen Bedenken dem Kultusministerium nachdrücklichst zur Kenntnis gegeben. Hoffen wir nur, daß die Behörde in diesen Punkten nun auch bald und gründlich Verbesserungen eintreten läßt. H. J. M.

Türmers Tagebuch

Unredlichkeit und kein Ende · Die gescheiterte Seekonferenz Coolidge · Englands üblicher Umfall · Der neue Friede Helfershelfer · Der blutige Freitag · Wiener Lehren · Der abgebaute Hörsing · „Zurück zum Reich" · Die Pazifisten und ihre falsche Front

Womit regierst du eigentlich deine Leute?" So fragte Papst Alexander VI. einen jener Bandenführer, die sich damals zu Herrschern italienischer Städte machten. „Mit Lüge", war die Antwort.

Das Rezept wird heute noch ebenso gehandhabt; nur will's keiner mehr Wort haben. Was allein der verflossene Monat wieder gebracht hat an politischen Ränken, Gemeinheiten und Eigensüchten, das könnte den Idealisten zweifeln machen an der Menschheit und damit an der Hoffnung, daß es doch noch einmal besser werde in dieser sublunarischen Welt.

Mit der Seekonferenz kam es, wie das Juli-Tagebuch voraussagte. Es ist kein Kunststück, in Genfer Dingen Prophet zu sein. Man braucht bloß à la baisse zu setzen.

„Ekelhafte Heuchelei." Die „Tribuna" hat recht mit diesem verachtungsvollen Urteil. Sie spielten Golf und Baseball zusammen, dann aber ging man in den Sitzungssaal, einander zu übertölpeln. Chamberlain erklärte, es sei abgeschmackt, an einen Krieg zwischen angelsächsischen Völkern auch nur zu denken. Gleichwohl wurden die Zähne gefletscht, als ob er vor der Türe stände. Weil Amerika sich nicht übers Ohr hauen ließ, schimpft die englische Presse sacksiedegrob über den anmaßenden Kriegsgewinnler dadrüben, den frechen Emporkömmling, der sich erdreistet, zur See ebensoviel sein zu wollen wie deren angestammter Selbstherrscher.

Englands guter Abrüstungswille, so heißt es, zeige sich darin, daß es die Kreuzergeschütze auf 15 Zentimeterkaliber habe zurücksetzen wollen, Amerika hingegen halte starrköpfig an den schweren Stücken fest. Es weiß wohl warum. Englands guter Wille ist nämlich von innen beschaut ein sehr übler Wille. Sind nur enge Rohre statthaft, dann kann es über Nacht seine riesige Handelsflotte in lauter Hilfskreuzer verwandeln. Die Möglichkeit dieser verschwiegenen Flottenreserve entfällt jedoch bei gröberem Geschütz. Daher der britische Vorschlag, daher der amerikanische Widerstand. Keiner sagte jedoch den wahren Grund; jeder heuchelte Menschheitsgefühle; das Wort war schön, aber ein duckmäuserischer Schalk saß hinter ihm.

Nun geht natürlich das Wettrüsten los. Die Union mit ihrem volltönigen Pazifistenmund legt für 85 Millionen Dollars Kriegsschiffe auf Stapel, worunter zwölf Zehntausend-Tonnen-Kreuzer mit lauter dicken Kanonen, vor denen jedes Holzschiff versackt. Und in 35 Training camps bildet es jährlich ebensoviele tausend junge Leute zu Reserveoffizieren aus. Das ist der Übergang zur allgemeinen Wehrpflicht. Daß ihm das Geld fehlt, ein Gleiches zu tun, das ist John Bulls stille Wut. Vorläufig frißt er sie noch in sich hinein, aber es kommt einmal der Tag, da sie

ausbricht. Die neue Freundschaft mit Japan, ist sie nicht verdächtig? Über kurz oder lang könnte in Downingstreet die Lust erwachen, wieder fechten zu lassen; wenn nötig, bis auf den letzten gelben Rudergänger.

Die Seekonferenz ist endgültig gescheitert. Sie erklärte daher mit Genfer Aufrichtigkeit, sie habe sich auf unbestimmte Zeit vertagt. Der Diplomat stirbt lächelnd und behauptet, er mache nur ein Mittagschläfchen.

Wer ist schuld an dem Mißerfolg? Jeder bezichtigt den anderen und ist doch selber der Sünde bloß.

Auch Coolidge, der Einberufer. Als er einlud, dachte er an seine Wiederwahl. Ein Genfer Erfolg, und er war glänzend heraus. Denn wer konnte dann aufkommen gegen ihn, den Abrüstungspräsidenten, den Sparer ungezählter Flottenmillionen, den Friedensengel der Welt? Das Scheitern macht seine Englandliebe nicht größer, aber auch seinen Ehrgeiz nicht kleiner. Zwar hat er seinen Verzicht auf eine neue Präsidentschaftskandidatur ausgesprochen, aber gerade das beweist, daß er nicht verzichten will. Sub specie recusationis inflagrabat. Man kennt den Schlich. Er soll die anderen Kandidaten herauslocken und sich totlaufen lassen. Dann ruft die Volksstimme nach dem einzigen, der helfen kann, und tiefbewegt erklärt er sie für die Gottesstimme, der sich zu versagen sündhaft wäre.

Die gescheiterte Seekonferenz ist zugleich das Probestück für das sichere Scheitern der allgemeinen Landabrüstung. Sie war uns zugesichert als Gegenleistung für die unsrige. Wenn man auf der anderen Seite den Vertrag nicht hält, sind wir nicht dann auch wieder frei? Nach Vernunft, nach Recht, nach Ehrbarkeit allerdings. Das sind aber für den Politiker nur Papierwährungen ohne jede Sachwertdeckung.

Wie würde Frankreich aufbegehren, wenn wir dem Versailler Vertrag nur ein Titelchen raubten! Mit jener Tollwut, die selbst Wilsons Ekel erregte, dem doch wahrlich auch wir schon Brechmittel waren. Clemenceaus Wort von den zwanzig Millionen zuviel ist auch heute noch im Schwang und Fochs „tuer du boche“ gewissermaßen nur seine Ausführungsbestimmung.

Aber England? Die Unterhauserklärung Locker Lampsons schien anzudeuten, daß das Londoner Kabinett für baldige Räumung der Rheinlande sei. Das vorige Tagebuch warnte. Es verwies darauf, daß die britische Politik stets moralisch tut, nie moralisch ist. Sie bleibt daher jederzeit im inneren Einklang mit ihrer Eigensucht, gerät jedoch immer aufs neue in Widerspruch mit ihren schönen Redensarten. Allein das macht ihr gar nichts aus; Worte sind ihr bloß Mittel, die anderen dumm zu reden.

Bei der Landkonferenz hatte Lord Robert Cecil die These aufgestellt, daß Abrüstung die Sicherheit erhöhe. Auf der Seekonferenz hingegen erklärte er, England könne nur soweit abrüsten, als seine Sicherheit gestatte. Für britische Interessen verteidigt er also denselben Grundsatz, den er für fremde mit dem Brustton des Weltweisen verwarf.

Auch Locker-Lampson schlug sich binnen 18 Tagen klatschend auf den Mund. Nun war die Rheinräumung auf einmal abhängig von Forderungen, die wir noch nicht erfüllt hätten.

Ein deutscher Staatsmann alter Schule hätte sich solcher grundsätzlichen Grund-

satzlosigkeit geschämt. Dem Briten liegt's fern; der Diplomat flunkert fürs Vaterland, wie der Soldat fürs Vaterland kämpft und stirbt.

Auch die englische Presse ist jählings gegen uns eingeschwenkt. Poincaré hat ihr wieder einmal vollkommen Recht. Weil 1927 die Seekonferenz scheiterte, deshalb haben wir 1914 in Orchies Greuel begangen; wie soll jemals Frieden am Rhein werden, wenn wir die Bezichtigung nicht schuldbewußt auf uns sitzen lassen?

Natürlich steckt die Spannung mit Amerika dahinter. Sie treibt zu erneuter Freundschaft mit Frankreich, also selbsttätig zu erneuter Spannung mit uns.

England hat zwar stets den kleinen Sklavenhandel bekämpft, ist aber selber nie etwas anderes gewesen, als ein Großhändler in Menschenfleisch. Seit acht Jahren sind die Deutschen sein ausgiebigster Lagerbestand; gegen Kasse mit all unsren schönen ewigen Menschenrechten verkäuflich. Helft ihr uns, so klingt's von London nach Paris, die Herrschaft zur See behaupten, dann helfen wir euch zur Herrschaft auf dem Festlande. Wir erklären, daß Deutschland nicht genügend erfülle, beantragen mit euch in Genf die Investigation, sind zu allem bereit, wofern nur die französische Hand die englische wäscht.

Dem widerspricht nicht, daß England sich in Paris für eine Minderung der Rheinlandtruppen einsetzt. Der erörterte Abruf von 5000 Mann, wo wir den von 20000 erwarten durften, ist ein Linsengericht und nur darauf aus, den schlechten Eindruck zu mindern, den der gänzliche Bruch des Locarno-Versprechens in der Welt machen würde. Er soll unsre Lage nicht im Rheinland verbessern, wohl aber in Genf verschlechtern. Briand hat's, wie immer, flugs erfaßt. Er ist nicht nur der Mann der schönen Stimme, sondern auch der schönen Geste. Nur seine schöne Seele, die hat noch keiner gerühmt.

Diese Entente ist wie die Jerichorose. Sie verdorrt oft und scheint für den Kehricht reif. Allein sobald das Pariser Kabinett sie mit der frischen Welle neuer Zugeständnisse netzt, blüht sie immer wieder wunderbar auf.

Auch zuverlässige Helfershelfer hat sie. Den Herrn de Brocqueville in Brüssel, die Polen, die Tschechen und —last but not least — den Professor Friedrich Wilhelm Förster in Wiesbaden.

Von jeher Querkopf, begann er sein politisches Wirken als pazifistischer Ideologe. Er kam von der Ethik, veranstaltete Kurse zur Charakterbildung und schrieb Bücher, die förmlich trieften von dem Salböl des Edelmenschentums.

Aber wenn je einem Mann die Politik den Charakter verdarb, dann ist es bei ihm. Er hält sich für einen Apostel der Liebe und hat doch selber der Liebe nicht. Er beruft sich auf die Bergpredigt und übersieht, daß sie dem höllischen Feuer schon den überantwortet, der nur zu seinem Bruder „Du Narr“ sagt. Er hingegen schilt seit zehn Jahren seine deutschen Brüder unentwegt Kriegsverbrecher, Massenmörder, Friedensstörer, Tückebolde und verpetzt sie in seiner „Menschheit“ auf Grund von Fälschungen, die seiner Enthüllungsgier in die Hände gespielt werden. Um dem deutschen Volke den Teufel Militarismus auszutreiben, verschrieb sich dieser Scheuklappenträger der militaristischen Teufeloberstten, dem französischen Beelzebub.

Dies alles nennt er gar noch positiv-christlich und ist überzeugt, der einzig echte Nachfolger Jesu zu sein, der weit und breit zu finden ist.

Wie wäre es, wenn er einmal einen Kursus zur Charakterbildung begönne, bei dem er nicht nur Leiter, sondern zugleich alleiniger Schüler wäre? Solche geistliche Übung, wofern sie nicht im Pharisäertum stecken bliebe, würde ihm die Einsicht bringen, daß er wie der Affe handelt, der, um von der Stirn seines Herrn eine Fliege zu verscheuchen, diesem durch einen Steinwurf den Schädel zerschmetterte. Vielleicht sogar die Erkenntnis, daß es kein nichtswürdigeres Schauspiel gibt, als einen Johannes der Täufer, der den Speichel des Herodes leckt, vor ihm tanzt und als Lohn auf einer Schüssel das Haupt seines eignen Volkes verlangt.

Mischmasch von Irrtum und Gewalt. Noch weit mehr als auf die Kirchengeschichte paßt auf das gesamte menschliche Welttreiben der Goethesche Spruch. Keineswegs die alten Renaissance-Tyrannen und neuen Völkerbunds-Diplomaten allein regieren ihr Volk mit Lüge. Die Parteien machen es um kein Haar besser.

Der blutige Freitag in Wien enthüllt die tiefe innere Unwahrhaftigkeit des dortigen sozialdemokratischen Tuns. Das Schattendorfer Urteil hatte den „republikanischen Schutzbund" bloßgestellt und daher empört. Es erging daher die Losung zum Protest durch einen „stummen, würdigen, vollständigen Generalstreik". Diese politischen Stümper haben also aus den Tagen des deutschen Kapp-Putsches nichts gelernt. Sie waren somit maßlos verblüfft, als sich die Kommunisten sofort der Führerschaft bemächtigten. Im Handumdrehen wurde der Generalstreik zum Aufruhr. Schon schlugen auch die Flammen aus dem Justizpalast.

Warum gerade dieser, der Sitz der bürgerlichen Gerichte? Er hatte mit dem Schattendorfer Urteil nicht das mindeste zu tun. Aber in ihm saß das Grundbuchamt. Durch dessen Einäscherung traf man das Eigentum; die verhaßte Grundlage des Gegenwartsstaates. Als in Paris die Kommune, in Petersburg der Bolschewistenaufstand ausbrach, ging es stets zuerst übers Grundbuch her.

Man erkennt also auch in Wien die fachmännische Hand der Berufsrevolutionäre. Sofort liefen Flugblätter um, die schon längst vorbereitet sein mußten. Die Moskauer Kominter empfahl den Kehraus. Das Proletariat sollte sich bewaffnen, die Macht ergreifen und Bezirkssowjets schaffen. Alle Wiener „Plattenbrüder" waren alarmiert und zeitig auf dem Plan; sowohl mit dem Schreihals wie mit dem langen Finger. Bei ihrer einem wurden nachher 51 geraubte Schmuckgegenstände beschlagnahmt.

Zu alledem hatte die Sozialdemokratie mit ihrem Aufruf zum Massenstreik das Stichwort gegeben. Dem republikanischen Schutzbund liefen, wie immer, die Leute weg; die ruhmredigen Schützer der Republik machten größtenteils gemeinsame Sache mit deren Stürzern. Genau wie am 9. November, genau wie beim Rotgardistenaufstand, genau wie es immer war und immer werden wird.

Bürgermeister Seitz, selber Sozialdemokrat, war entsetzt. Er flehte, man lachte ihn aus. Er bat, wenigstens die Feuerwehr durchzulassen, allein es fluteten ihm Schimpfworte in das leichenfahle Gesicht. Bisher hatte er die Polizei zurückgehalten. Wie kann man auch Seine Majestät, das souveräne Volk, mit dem Gummiknüppel anfallen! Allein die Gefahr wuchs riesenschnell; bereits hatten sich, weil Seitz nicht wollen konnte, Hunderte von Wachleuten wehrlos müssen verwunden lassen. So blieb nichts anderes übrig, als der Befehl zum Einhieb. Was im Entstehen ein paar Säbelhiebe erstickt hätten, das kostete jetzt 99 Tote; wurde eine Straßenschlacht,

wogegen die Revolution von 1848 ein Kinderspiel genannt wird. Das kommt davon, wenn die Stunde Spiegelfechter findet, wo sie Männer braucht.

Der Handstreich zerbrach an der Festigkeit des Bundeskanzlers Seipel und seiner Regierung. Einzig daran. Trotz ihrer Schuld und ihres Versagers tut jedoch die Wiener Sozialdemokratie, als ob sie den Staat gerettet habe. Und um ihn künftig noch besser retten zu können, verlangte sie die Aufstellung einer aus ihr geworbenen, aber natürlich von der Stadt unterhaltenen Gemeindeschutzwache. Das wäre eine große Gefahr geworden, der Anfang einer Bewaffnung des Proletariats, der von jeher der Anfang vom Ende war. Bereits hatten sich die zweideutigsten Elemente eingeschlichen. Von den 1960 Scharwächtern waren 111 höchst verdächtige Ausländer; 202 wegen Diebstahls, 20 wegen Körperverletzung, 3 wegen Raubmordes, 1 wegen Totschlags und 1 wegen Brandstiftung vorbestraft. Dieser Schäferhund hätte sich bei nächstem Anlaß als reißender Wolf entpuppt. Aber Seipel schritt ein, die Verbandskommission sprach ihr Veto, und so ging auch diese Gefahr vorüber.

Solche Ereignisse, schlimm für den Staat, haben dennoch ein Gutes. Sie sind Prüfsteine der Charaktere. Auf die ersten Meldungen hin standen Tschechen und Italiener zum Einmarsch auf dem Sprung. Der Brennerverkehr müsse aufrechterhalten, die Welt vor dem Bolschewismus geschützt werden. Unsere Linkspresse schrie auf; nicht etwa über diese feindlichen Raubgelüste, sondern weil in Tirol sofort Heimatwehren unter Waffen traten und den republikanischen Schutzbund, der den Verkehrsstreik erzwingen wollte, aus den Bahnhöfen jagten.

Die Wiener Vorgänge jedoch — wie gibt dies zu denken! — wurden von ihr erwartungsvoll begrüßt. „Man möchte ein glühendes Bravo über die Gaue rufen", jubelte das „Sächsische Volksblatt". Die „Chemnitzer Volksstimme" nannte die Wiener Vorgänge „Vorgefechte der Revolution, die sich aus dem Bauch der Demokratie heraus zu entwickeln scheint", nannte es die große Schicksalsfrage, wer den letzten Dingen mit der besten Rüstung gegenüberstehe, und rühmte dem Wiener Proletariat nach, diese Frage begriffen zu haben. Wir wollen's uns merken und den Schluß ziehen, der bei den Mitläufern in je vier Fällen auf drei sicherlich zutrifft: „Kratzt den Sozen und ihr findet den Bolschi."

Noch einen weiteren Erfolg hat der Putsch gebracht. Nicht den Österreichern, aber uns. Herr Hörsing wurde abgebaut. Auch er hatte zu den Wiener Vorgängen in die Hände geklatscht, das Schattendorfer Erkenntnis ein faschistisches Schandurteil genannt, die österreichische Regierung beschimpft und sein Reichsbanner zu einer Sympathiekundgebung für den Schutzbund aufgeboten. Da griff das Reichskabinett durch und forderte Hörsings Verschwinden aus dem Staatsdienst. Es erfolgte, allerdings mit einem Begleitschreiben des Ministers Grzesinski, das dem Kollegen von der Metallbranche in rührendsten Tönen für seine treue Hingabe und aufopfernde Mitarbeit dankt. Hörsings Verdienste als unerschrockener Vorkämpfer der Republik, seine ungewöhnliche Tatkraft und Willensstärke wurden derart gepriesen, daß man verblüfft fragt, weshalb sich denn das Kabinett eine solche Perle entgleiten läßt.

Auch hier muß man jedoch hinter das Wort blicken. Marx hatte zu Nutz und Frommen des großen Ganzen Hörsings Abkehr verlangt und war seinetwegen aus dem Reichsbanner ausgetreten. Sofort straften übelduftige Güsse sozialdemokratischer

Schimpfjauche den Mann, den man vor zwei Jahren selber einem Hindenburg als Präsidentschaftskandidaten gegenübergestellt hatte.

> Links siehst als unnahbar Schroffen,
> Rechts man dich der Liebe offen;
> Rechts steckst jeden Tritt du ein,
> Links tritt dein gepanzert Bein

sang ihm der Hausdichter des „Vorwärts" zu. Im preußischen Innenministerium fürchtete man ähnlichen Anfang und kam mit Grzesinskis Brief zuvor. Aber heimlich freut man sich doch, aufräumen zu können mit diesem Restbestand der glorreichen Revolution. Denn Hörsing war schwach an Sachkunde und noch schwächer an Leistung, nur tüchtig an Klappe und Kriegsruf, daher im Beamtenkörper ein unerträglich Element. Die Anfangsansicht, daß es keinen besseren Staatsdiener gebe als einen, der nichts gelernt hat, ist jetzt nach teurem Lehrgeld überholt. So wurde in Magdeburg der Grobschmied durch einen Nachfolger ersetzt, der zwar auch Sozialdemokrat, immerhin von Vorberuf Professor ist.

Die Wiener Unruhen haben wieder vor Augen gestellt, daß das Österreich von St. Germain weder leben noch sterben kann. „Heimkehr in unser natürliches Vaterland" rufen bis auf ein paar Eigenbrötler rechts und links alle Bürger des nunmehr reindeutschen Staates. Aber ein schroffes „Niemals" schrillt ihnen entgegen aus Rom, aus Paris, aus Prag. „Auf diesem Ohre bin ich taub", sagte Herriot kalt, als man ihm auf dem Wiener Beethoventage das heiße Volkssehnen darlegte. „Ich lasse sofort marschieren", droht Mussolini. „Die Frage ist nicht aktuell und darf es niemals werden", entscheidet Herr Benesch. Er hat vergessen, wie entrüstet er vor wenigen Jahren die ungeheure Roheit brandmarkte, die darin liege, wenn man zwei zusammengehörige Völker mit Gewalt auseinanderhalten wolle. Freilich meinte er damals die Tschechen und Slowaken. Daß doch keiner die Selbstbestimmung der anderen anerkennt, der sie als Menschenrecht für sich verlangt!

Laßt sie reden! Wir hören, verachten und gehn unsren Weg. Die Österreicher wissen, was sie wollen. Keine Lockung mit einem jugoslawischen Backhähndel-Vertrag, kein tschechischer Kaiserschmarrentarif kann sie abbringen von dem, was da kommen wird, weil es kommen muß. „Zurück ins Reich," schreiben die „Wiener Neuesten Nachrichten" — „nicht als verlorener Sohn, mit Wunden und Lumpen bedeckt, sondern aufrichtig als gesundes Glied der deutschen Stammesfamilie."

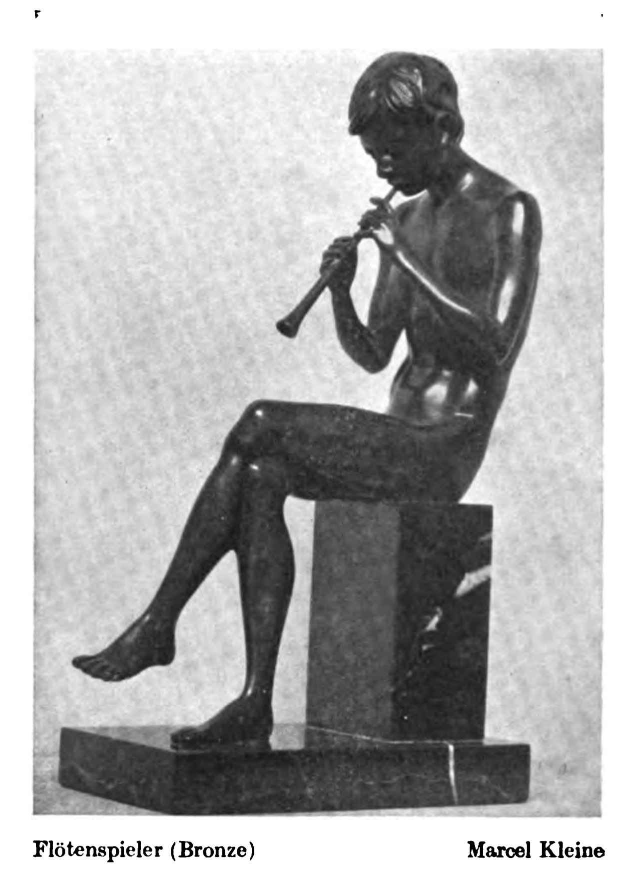
Auf dem Weltjugendtreffen zu Kreuzburg an der Sieg hielt Fritz von Unruh eine seiner gewohnten pazifistischen Reden. Wie man zugestehen muß, mit seelischem und rednerischem Schwung. Man müsse den Bruder zum Bruder heranführen. „Darum hinweg von der Phrase, heran an die innere Wahrhaftigkeit!"

Ein schönes Wort und auch ein richtiges Wort; nur leider der unrichtigen Seite zugerufen. Denn es sollte diejenigen bekehren, die aus innerer Wahrhaftigkeit heraus das „Nie wieder Krieg" als hohle Phrase verwerfen. Das sind nun gerade die Ehrlichen. Aber die anderen, die da — mel in ore fraus in corde — den ewigen Frieden feiern, derweil sie den ewigen Krieg rüsten; halten Sie denen doch Ihre Bußpredigt, Herr von Unruh! Dr. Fritz Hartmann, Hannover.

(Abgeschlossen am 18. August)



Erinnerung (Porzellan) — Marcel Kleine



Flötenspieler (Bronze) — Marcel Kleine

Auf der Warte

Der Geßlerhut

Was war Bismarck gegen Hugo Preuß? Die alte Reichsgründung gegen die neue Reichsverfassung? Das preußische Kabinett ist daher durchaus gegen den 18. Januar, aber sehr für den 11. August. Da die Reichsregierung diesen noch nicht zum Reichsfeiertag erhoben hat, macht sie ihn flugs wenigstens zum preußischen. Aus lauter Unitarismus wird sie partikularistisch.

Überhaupt gerät sie in immer häufigere Zwiste mit dem Reich; ein eilfertiger Ausschuß zur Förderung deutscher Zwietracht. Allein ihre Sorge um die Reichsfarben ist rührend. Während das Münchener Kabinett verfügte, daß alle öffentlichen Gebäude Bayerns nur in den Landesfarben zu flaggen hätten, befahl sie ihrerseits den preußischen das Schwarzrotgold. Weniger, weil ihr das Reich über alles geht — am wenigsten, wenn es einen bürgerlichen Präsidenten und ein bürgerliches Kabinett hat — als weil sie in den neuen Reichsfarben ein Bekenntnis zur Republik erblickt. Mit blutwenig geschichtlicher Schlüssigkeit. Denn die Paulskirche war das Einheitsparlament eines monarchischen Staatenbundes. Es hat nicht nur die schwarzrotgoldne Dreifarbe anerkannt, sondern auch den Erzherzog Johann zum Reichsverweser, den König von Preußen zum Kaiser der Deutschen gewählt.

Einige preußische Städte weigerten sich, den Flaggenbefehl des Ministers Grzesinski zu befolgen. Sie bestritten dessen gesetzliche Unterlage und beriefen sich auf ihr aus den Zeiten des fluchwürdigen alten Regimes stammendes freies Selbstverwaltungsrecht.

Eine Freiheit, die seiner Freiheit auftrumpft? Grzesinski klagte beim Oberverwaltungsgericht. Dies untersuchte den Fall, bestätigte aber nur, daß die widerspenstigen Städte völlig innerhalb ihrer Befugnisgrenzen geblieben.

Es hatte nach Ehre und Amtspflicht geurteilt; keinem zu Liebe, keinem zu Leide. Aber wüst auf brüllte der Lärm der roten Rasselbanden. Sie glauben ja, daß das Recht nach links schwenken müsse, sobald Links zur Macht komme. „Diese Sippschaft muß ausgeräuchert werden", las ich in einem Blatte. Das war ein Aufruf, das Gegenstück zu liefern zu dem Brande des Wiener Justizpalastes.

So hemmungslos durfte Herr Grzesinski natürlich nicht mit der Sprache heraus. Aber er war entschlossen, den Verfassungsfeiertag aus dem Boden zu stampfen. Der 11. August sollte so weihevoll werden wie der 17. Mai in Norwegen, den uns Ibsens „Bund der Jugend" leibhaftig vorführt. An Festrednern wie Steensgard wird es niemals fehlen.

Er vergaß dabei bloß, daß seine eigene Presse früher bei Kaisersgeburts- und Sedantagen immer wieder doziert hat, daß man Volksfeste nicht schaffen könne mit Hilfe von ein paar „bezipfelten Häusern, illuminierenden Hoflieferanten und illuminierten Tagedieben"; daß sie vielmehr w e r d e n müßten, frei heraus werden müßten aus dem Herzen des Volkes. Aber Konsequenzmacherei ist die schwache Seite aller Zielbewußten; sobald aus der Partei, die haben möchte, eine Partei geworden ist, die hat, dann pocht sie auf das Gottesgnadentum des Stimmzettels, und der Freiheitskünder wird zum Polizeibüttel.

Herr Grzesinski sann daher sofort, wie die von dem Oberverwaltungsgericht bloß gelegte Lücke ausgestopft werden könne. Haben wir keine Plattform, schön dann zimmern wir eine. Eilends wurde eine „Flaggennotverordnung" angefertigt und vom ständigen Ausschuß des preußischen Landtages mit Gesetzeskraft ausgestattet. Daß dies nur durch Künste möglich wurde, die ein Volksparteiler als Schiebung bezeichnete, daß die Rechtsgültigkeit daher auch jetzt noch beanstandet wird, sei nur nebenbei bemerkt.

Herr Grzesinski setzte jedoch seinem i auch noch den Tüpfel auf. Er liest die „Voss. Ztg." und wie es scheint, mit besonderer Vorliebe die Briefe aus dem Publikum. Diese klagen in diesen Urlaubswochen, daß sich in den Seebädern das Schwarzrotgold gar nicht ein-

bürgern will. Es mag die Farbe der großstädtischen Schrebergärten sein; die Seeluft aber bekommt ihm offenbar schlecht. Auf allen Strandkörben weht Schwarzweißrot. Es ist sogar vorgekommen, daß die wenigen Andersgesinnten ihre neudeutschen Bekennerfähnlein am andern Morgen geknickt fanden. Jeder einzelne erhebt ein Zetergeschrei bei der „Voss. Ztg.".

Herr Grzesinski entbrannte in Jähzorn. So was ist ja auch in der Tat verwerflich. Ein Jungenstreich; verzeihlich noch nicht einmal als Vergeltungsakt. Aber der Innenminister regte sich außer allem Verhältnis auf; weit über Rechtsgefühl und Ordnungssinn hinaus. Er bekam ordentlich den Kommandozappel. Ein Gebot ging aus an alle Regierungspräsidenten, Landräte und Polizeibehörden an den preußischen Küsten, beides, der Nord- wie der Ostsee. Sie hätten aufs sorgsamste zu wachen, daß etwaigen Reichsfähnchen auf den Strandkörben fortan kein Schaden mehr geschieht. Insonderheit zur Nachtzeit. Reicht der örtliche Strandschutz nicht aus, so ist aus dem Binnenlande weiteres Aufgebot anzufordern: Hilfspolizisten, Schupo, Kriminalbeamte, Landjägerei. Vermutlich wird auch neben jedes Strandfähnchen ein Maschinengewehr in Stellung gebracht.

Ich wringe mein Gedächtnis bis auf den letzten Erinnerungstropfen aus. Nein, so polizeistaatlich ist der verrottete alte Polizeistaat nie gewesen. Man muß schon bis auf Hermann Geßler zurückgehen, den Landvogt von Schwyz und Uri, um ein Seitenstück zu finden als Vergleichsfall. Aber selbst dieser arbeitete nur ganz bescheiden mit Frießhart und Leuthold, keineswegs mit so vielen Gemeindedienern, Hilfspolizisten, Schupo, Kriminalbeamten und Landjägerei.

Ist schwarzweißrot nicht die ehrbare Farbe des alten Reiches und heute noch die verfassungsmäßige Handels- und Kriegsflagge? Vor einigen Sommern machte der rote Frontkämpferbund einen Ausfall nach Borkum und vernichtete dort alle altfarbenen Strandfähnchen. Gleichwohl bleibt Schwarzweißrot unerwähnt und ungeschützt. Das ist jene völlige Gleichheit vor dem Gesetz, der rocher de bronze, auf den die Demokratie sich aufbaut. Wer schwarzrotgoldne Fähnchen knickt, den schlagen die Häscher in Bande, wer hingegen schwarzweißrote verbrennt und dafür gerichtlich verurteilt wird, den macht man im heutigen Preußen zum Landrat.

Die demokratische Presse schlug Freudenpurzelbäume. Kein einziges Blatt belehrte den Herrn Minister, daß er etwas sehr Undemokratisches begehe. Keins stellte ihm vor, daß er mit solchen zaristischen Ukasen weder die Republik noch die Reichsfarben beliebter mache. Niemand erinnerte ihn an die Selbsterkenntnis des monarchischen Gesanges, daß weder Roß noch Reisige (also auch nicht Landjäger, Schupowachtmeister und Kriminalbeamte) die steile Höhe der Regierenden schützen können. Schwarzrotgold ist ihnen ein Geßlerhut und aus all ihrem Trachten spricht nur Geßlergelüst und Geßlerhoffahrt:

„Ich hab ihn aufgesteckt, daß sie den Nacken
Mir lernen beugen, den sie aufrecht tragen —
Das Unbequeme hab ich hingepflanzt
Auf ihren Weg, wo sie vorbeigehn müssen,
Daß sie drauf stoßen mit dem Aug und sich
Erinnern ihres Herrn, den sie vergessen.

F. H.

Wege zur Höhe

Im Hinblick auf die in diesem Heft bekanntgegebenen „Kultur-Vorträge" vom 11. bis 25. September 1927 in Eisenach dürften die nachstehenden Ausführungen von besonderem Interesse sein. D. T.

Professor Dr. Robert Saitschick hielt mit ungewöhnlichem Erfolge kürzlich in Weimar eine längere Vortragsreihe unter dem Gesamtthema: „Wege zur Höhe über Weimar und Bayreuth". Der Ostervortrag, zu dem die Stadt Weimar und das Deutsche Nationaltheater eingeladen hatten, war eine großartige Einführung zu den folgenden Vorträgen, in deren geistigem Mittelpunkt der Sinn des genialen Kunstwerkes stand.

Alle Einsichtigen haben erkannt, daß unserem Volke die Kraft des einheitlichen Denkens fehlt. Die Vielheit der Meinungen vermag sich nicht mehr dem großen Gedanken des Ganzen unterzuordnen. Deutschland muß wieder einen einheitlichen Pulsschlag haben. Dieser aber

kann nur aus einer geistigen Erneuerung und Beseelung heraus geboren werden. Sehen wir uns im deutschen Geistesleben um, so bemerken wir auch hier Zersplitterung und Zerrissenheit. Auf der einen Seite macht sich ein Spezialistentum breit, dem der Sinn für die großen Zusammenhänge des Lebens verloren ging, und auf der anderen Seite sehen wir — von Ausnahmen abgesehen — Unklarheit und Verworrenheit in der Zielsetzung geistiger Arbeit. Hier ist also nicht der Boden, auf dem wieder neues Leben zu wachsen vermag. Es bleibt nur das Schaffen des Künstlers, welches geeignet sein könnte, die klaffenden Gegensätze zu überbrücken und Wege zur Höhe zu weisen. Unabsehbar ist jedoch hier die Zahl der Stümper und Blender, deren Machwerke Geschmack und Kultur verderben. Dennoch ragen aus der Masse der Schaffenden einige Wenige hervor, die als wahrhaft geniale Künstlerpersönlichkeiten das große Kunstwerk von Ewigkeitswert schöpferisch gestalteten.

Das geniale Kunstwerk steht mitten in der Wirklichkeit. Es ist aus Blut und Leben geboren und entschleiert den Sinn des Daseins, soweit schöpferisches Menschenwerk das überhaupt vermag. Weil das geniale Kunstwerk wiederum auf solch hoher Ebene steht, daß es von Politik und Bekenntnis unabhängig ist, kann es allein im besten Sinne den Weg zur Höhe weisen.

Saitschick sprach im ersten Zyklus der Vortragsreihe über „Shakespeare und die Menschenkenntnis". Nicht mit dem Seziermesser des Gelehrten, nicht mit Analysen und Synthesen, sondern mit dem klaren Auge des genialen Künstlers selbst erschaute er den Sinn der Werke Shakespeares. So wurde seine Deutung gleichfalls zum Kunstwerk. Das Wesentliche ist ihm die Gestaltung menschlicher Charaktere und Schicksale. Darum ist ihm die innere Persönlichkeit des Dichters wichtiger, als unfruchtbare Forschung über belanglose Daten seines äußeren Lebensganges. Das Bild dieses Menschen Shakespeare ersteht unmittelbar aus seinem Werke.

Unter den gleichen Grundgedanken stand der zweite Zyklus „Fausts Erdenwanderung". Goethe gestaltet im Faust die Tragödie des männlichen Menschen, dessen unstillbarer Erkenntnisdrang erst nach unsäglichen seelischen Erschütterungen Erfüllung findet durch den Weg zur Höhe: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan".

Den dritten Zyklus der Vortragsreihe nannte Saitschick „Richard Wagners Lebenswerk und der Sinn der Kunst". Wenn der Grundsatz „l'art pour l'art" Geltung hätte, dann könnte die Kunst nicht im vollen Leben, in der Wirklichkeit ihre Wurzeln haben. Das geniale Kunstwerk, welches nur ein wirklicher Menschenkenner geschaffen haben kann, erweist, das die Kunst aus dem vollen Leben geboren wird. Ist das Leben sinnlos, so müßte auch die Kunst sinnlos sein. Darum muß erst der Sinn des Lebens verständlich werden, um das Kunstwerk begreifen zu können. Die Erkenntnis des genialen Kunstwerks, die also eine Vertrautheit mit dem Sinn des Lebens voraussetzt, weist den Weg zur vollen Höhe. Der künstlerische Mensch wird zum religiösen Menschen. Die höchsten Werte vergänglicher Art werden durch ewige Werte ersetzt.

Saitschick wurzelt in einer tiefchristlichen Weltanschauung, zu der er sich durch Menschenkenntnis und Lebenserfahrung emporgerungen hat. Tiefste Einsicht verleiht ihm die Fähigkeit zu imponierender Schlichtheit und Bescheidenheit in Person und Werk. Seine Persönlichkeit ist es darum, die überzeugt, wenn er sagt: Die wahre Lebensbejahung ist die Bejahung des Wesens, nicht des Scheins. Wer an die letzte und tiefste Wirklichkeit des Lebens gelangt, muß notwendig eine innere Wiedergeburt durchmachen. Glaube und Liebe sind Erfahrungstatsachen, die sich jeglicher Beweisführung verschließen.

Die Zahl der Hörer wurde von Abend zu Abend größer. Saitschicks Vortragsreihe bedeutete ein Ereignis von ungewöhnlichen Auswirkungen, die weit über die Grenzen Weimars hinausgingen. Der lebhafte Wunsch aller Teilnehmer nach einer Wiederholung dieser Vorträge findet seine Erfüllung in den vom Herausgeber und von der Schriftleitung des Türmers nunmehr alljährlich veranstalteten Kultur-Vorträgen in Eisenach.

Karl August Walther

Die Diesseitigen

Die Portoerhöhung der Reichspost ist schmerzlich für den Geldbeutel. Der Sozialdemokratie geht sie dennoch sanft ein. Ein Vorzug wohnt ihr für sie inne: sie baut nämlich die Friedericus-Marke ab. Noch immer tobt gegen diese der rote Knockout. Die sozialdemokratische Landtagsfraktion Sachsens vollzog eine Mannestat. Durch Anzeige gab sie kund, daß sie alle damit beklebten Postsachen zurückweise in erbarmungsloser Gesinnungstüchtigkeit. Zwei Fünfpfennigmarken, so schreibt sie belehrend, erfüllten denselben Zweck und ehrten außerdem einen der größten Deutschen: Friedrich Schiller.

Helden und Heldenverehrung also! Da soll noch einer sagen, daß es den Marxisten an Ehrfurcht fehle! Wenn es ihnen paßt, dann artet sie sogar in Byzantinerei aus. In proletarische freilich nur, aber diese unterscheidet sich von der höfischen nicht im Wesen, nur im Gegenstand. Und wenn heute die Hand das Weihrauchfaß schwingt, dann versetzt vielleicht morgen schon der Fuß den Tritt des wildgewordenen Nagelschuhs.

Warum hat auch Schiller das Lied an die Freude gedichtet? Bei einem Schulfest sollte es hergesagt werden. Der sozialdemokratische Schulvorstand strich jedoch zuvor den rückständigen Rundreim heraus: „Bruder, überm Sternenzelt, muß ein lieber Vater wohnen". Das sei Mumpitz, erklärte der Festredner, denn es gebe keinen Gott. Und er entwickelte den Kindern eine Metaphysik, die großreinemachte mit dem alten Köhlerglauben, um dann zu gipfeln in der Erkenntnis Arnold Brechts:

Ihr sterbt mit allen Tieren
Und es kommt nichts nachher.

Das mag anmutig und erbaulich zu hören gewesen sein. Da wußten die Kinder gleich wo und wie. Was sollen sie sich aber in Neu-Kölln denken, wenn ihnen Schulrat Dr. Löwenstein vorträgt: „Gott sei als Ausfluß der sozialen Schichtung nur eine ins Undenkliche projizierte kapitalistische Gewalt?" Und was sollen Zwölfjährige schreiben, wenn in der dortigen „Aufbauschule" das Aufsatzthema gestellt wird: „Meine Stellung zum Gottesglauben?" Da werden Lehrer und Väter eifrig mitgeholfen haben. Wenn ein Schüler loslegte: „Gott ist eine Phantasie, die man nicht ausrotten kann, solange die Menschen noch Knechte sind" oder wie ein anderer verzapfte: „Die Religion ist eine Erfindung zur Verdummung der Menschen", dann hört sich das an, als ob diese zwölfjährigen Starmätze der Zehngebote-Hoffmann abgerichtet hätte.

Auch im Vogtland sind noch Stadtväter, die Ernst machen mit der Abkehr vom Mumpitz. Sie besichtigten von amtswegen die Walderholungsstätte des städtischen Erziehungshortes. Was sie sahen gefiel ihnen, aber etwas, was sie hörten, das wühlte in ihrer Galle. Die Kinder sagten nämlich: „Grüß Gott". Haste Worte? Das geht doch nicht. Flugs erließen sie daher Rüge und Weisung, der liebe Herrgott dürfe auch nicht mehr durch das Walderholungsheim gehen; sondern die Kinder hätten illusionslos zu grüßen mit „guten Tag" und „auf Wiedersehen".

Mir fällt ein Geschichtchen aus der Pariser Kommune von 1871 ein. Ein Abbé wünscht seinen Freund zu sprechen, den die Roten eingekerkert haben. Die Gewalthaber stellen ihm auch den erbetenen Passierschein aus. Die Rubrik: Beruf enthält die Worte: Angeblicher Diener eines angeblichen Herrn Gott (domestique d'un certain monsieur Dieu). Der dies schrieb, war ein Gesell von dem ätzenden Nihilismus der obigen. Allein sein schamloser Hohn kleidete sich wenigstens in Witz und Schlagfertigkeit. Kein deutscher Kommunist bringt jedoch den Geist eines solchen Wortspiels auf; er leistet bloß Plumpheit.

Leute dieses Schlages machen sich das Diesseits schön. Sich, wie auch anderen, wofern es nicht gerade verruchte Bourgeois sind. Selbst dort, wo das Leben gar nicht den Zweck hat, schön zu sein. Im Gefängnis nämlich. Es gibt schon Anstaltsleiter in Deutschland, die — von einer roten Regierung eingesetzt — glauben, zum unumgänglichsten Erfordernis eines wirksamen Strafvollzugs gehöre ein Überbrettl.

Eine Musikkapelle gibt es bei ihnen seit langem schon. Deren lustige Weisen beleben das einförmige Dasein des grauen Hauses. Aber

neuerdings verschritt man sogar zu einer Artistenvorstellung.

Da in den noch aus der Begriffsstutzigkeit des alten Regimes stammenden Bau keine Bühne eingebaut ist, war als Ersatz der erhöhte Chor der Anstaltskirche gerade recht. Ein Häftling, von Beruf Kulissenschieber, besorgte das übrige technische Drum und Dran. Für das Programm hatte man einen Tänzer, eine Vortragsmeisterin, einen Blitzdichter und einen Exzentric-Clown. Der geschlossene Kreis war dankbar durch Beifall und Blumenspenden.

Die Neuerung hat sich bewährt. Sicherlich folgen bald Tanztees, wozu der männliche Flügel des Hauses den weiblichen einlädt zu Blues und Charleston. Auf die Kriminalität kann dies nur förderlich wirken. Gibt es etwas Lockenderes als so ein fideles Gefängnis? Besonders im Winter. Warme Stube, nahrhafte Kost, zarte Behandlung, abends Musik und sonntäglich Überbrettl — wenn dies bekannt wird, wieviele Schaufenster werden da eingeschlagen werden, wieviele Schupos angerempelt, nur um die Eintrittskarte in dies Paradies zu verdienen? Hinterher tritt man dem Verein der Vorbestraften bei, der eine Vorzugsbehandlung derer, die gesessen haben, erstrebt. Es ist ja nicht, als ob sie inflationsarme Sozialrentner wären! Opfer der Zustände sind's, und die Gesellschaft hat viel an ihnen gut zu machen; ganz, wie an Schlesinger, dem Verbrecher von Leiferde; dem Massenmörder mit den Pianistenhänden und dem Beethovenkopf. F. H.

Herrenrasse

Ein tschechischer Arzt wandte sich gegen Bleibtreus Aufsatz im Märzheft; der Verfasser antwortet ihm hiemit. D. T.

Ich rügte im Märzheft, daß die Tschechen, deren Deutschenhaß ich historisch begründet fand, 4 Millionen Deutsche knechten, die durch Wilsons neues „Selbstbestimmungsrecht" mit überlebtester Kabinettspolitik dem im Vergleich zur deutschen Herrenrasse kulturell minderwertigen Völkchen als „Untertanen" ausgeliefert sind. Das erregte den Groll eines Herrn aus Leitmeritz mit dem urtschechischen Namen Heim. Freilich geht in solchen Ländern alles drunter und drüber, so trägt z. B. der alldeutsche Stauff, der beiläufig eine von Deutschbegeisterung getragene Monographie über mich verfaßte, ursprünglich einen tschechischen Namen, und der Führer deutschfressender Magyarisierung hieß — Hermann, versicherte mir aber 1883 mit Komplimenten über meine statistische Kenntnis Ungarns, seine Ahnen seien seit 300 Jahren echte Magyaren. Wir halten also Herrn Dr. Heim nicht etwa für einen deutschen Renegaten, sondern billigen seinem unbescheidenen Ton (im Brief an die Redaktion) gerne zu, daß er ein Urtscheche ist. Also: Kriminalistik und Arbeitslosigkeit seien bei uns relativ schlimmer als in Böhmen (wo trotzdem die Sozialisten sehr unzufrieden scheinen), das „Berl. Tgblt." erkläre eine tschechische Oper für die beste bisherige „Novität", ein tschechischer Satiriker werde mit Rabelais und Cervantes verglichen! O ja, stolz will ich nicht nur den Spanier, sondern alle Reklameinserate. Von tschechischer Literatur weiß ich allerdings nichts weiter, als daß mir einst ihr „Klassiker" Jaroslaw Vrichliki ein Opus mit warmer Widmung verehrte. Da ich aber zufällig gleichzeitig ein Widmungsbuch aus Brasilien von „Dranmor" erhielt, der zwar nur den bescheidenen Namen Schmidt trug, aber sicher den Klassiker mit dem unaussprechlichen Namen weit überragte, so rührte mich obige Ehrung so wenig wie ein neuerliches Anerbieten aus Prag, mein Drama „Karma" zu übersetzen. Jedenfalls zeigt dies aber, daß die Tschechen ein großes Gewicht auf deutsche Verbindungen legen, was mir einst im „Deutschen Klub" in Prag bestätigt wurde. Sogar Herr Heim versichert huldvoll: „Die Welt hat hohe Meinung von Ihrem Können". Doch er ist nicht „hoffnungsvoll", unser „Größenwahn" habe uns in den Weltkrieg gestürzt! „Gibt es einen Arzt, der die Mania der Germania kuriert?" Wie schön sagt ein Franzose: „Goethe war der größte Deutsche, weil er am wenigsten deutsch ist!", welchen Unfug wir uns übrigens gründlich verbitten. Ja, das ist bequem, den Anspruch der deutschen Herrenrasse nach ihrem heutigen Tiefstand zu beurteilen, dem obendrein ein gleicher seelischer Zusammenbruch in ganz Europa entspricht. Die Tschechen sind

das numerisch kleinste der neugebackenen Ostvölker, die heute gegen Deutsche die Herren spielen möchten; doch für die Polen gilt das nämliche: trotz Copernik, Mickiewicz, Chopin bleibt ihr Kulturverdienst verschwindend klein im Vergleich zur großen deutschen Nation, deren universale Begabung nur in der italienischen Vergangenheit ihresgleichen hat. Das Besondere der Deutschen besteht eben im gerechten Aufnehmen fremder Leistungen, völlig verschieden vom englisch-französischen Größenwahn. Die Slaven sollten sich erinnern, mit welcher übermäßigen Hingebung Deutschland dem Einzigen entgegenkam, was bisher von dort als wirklich bedeutsam herüberklang: der jungen russischen Literatur. Der Panslawismus nahm sie für sich in Beschlag, obschon die Allrussen stark mit Mongolen, Tataren und sogar Germanen durchsetzt sind. Jedenfalls herrscht auch dort toller Größenwahn des „Heiligen Rußlands". Und all diese befreiten Sklavenvölker wagen es, ein slavisches Hochgefühl dem deutschen „Größenwahn" entgegenzuspreizen. Ein als K. K. Pionierhauptmann desertierter Serbe — er soll später als Sowjetgeneral umgekommen sein — sprach mir das große Wort gelassen aus: „Hat ein Deutscher Talent, so hat er eine slavische Mutter", worauf ich mir trotz fröhlichen Lachens seinen zudringlichen Umgang verbat. Der richtige Aufstand der Vielzuvielen gegen die deutsche Herrenrasse, von den Ottonen bis zu Bismarck, vom Nibelungenlied bis zu Goethe und Wagner! Wenn die von Frankreichs Gnaden schon bei der Fehlgeburt pleite gewordenen Gernegroße sich ehrerbietig der deutschen Kultur angliedern wollen, so läßt sich für sie eine schöne Zukunft erwarten, die sie vorerst nur hinter sich haben. Aber daß ein Völkchen wie die Tschechen sich noch gar als ebenbürtig mit deutscher Größe messen will, gehört mit zum Weltfasching der Versailler „Strafbestimmungen".

Karl Bleibtreu

Hermann Sudermann

Dem Siebzigjährigen (30. September) rufen wir etwas zögernd einen Glückwunsch zu. Denn er scheint uns im Wesentlichen seines Wirkens einem zu überwindenden Zeitgeist anzugehören. Nicht des Alters wegen; denn in einem Wilhelm Raabe bis hinaus etwa zu Stifter und Jean Paul sind so viele reinmenschliche Werte, daß sie so rasch nicht vergehen. Aber Sudermann? Gewiß sind in seinen Romanen Novellen und Gesellschaftsdramen tüchtige schriftstellerische Kräfte festzustellen; er verfaßt seine Erzählungen ebenso frisch zupackend wie seine geschickten Bühnenstücke. Doch abgesehen von der gut erzählten „Frau Sorge" spürt der rückschauende Betrachter schon im „Katzensteg" wie noch im „Tollen Professor" sehr viel bewußte Kunstarbeit, oft etwas Theatralisches, doch zu wenig Gewachsenes. Es kommt nicht aus den Tiefen eines dichterischen Gemütes oder gar eines irgendwie metaphysisch verankerten Denkens. Sudermann wird man als guten Unterhalter ansprechen dürfen, nicht aber als dichterischen Gestalter, der uns Überzeitliches zu sagen hätte.

Was uns heute so not tut, die Sprengung der demokratisch-bürgerlichen oder der naturalistisch-sozialistischen Befangenheit zugunsten einer kosmischen und metaphysischen Reinmenschlichkeit, das sucht man bei diesem Nordost-Deutschen (den man albernerweise als Anreger der Heimatkunst ansprach) vergebens. Dramatisch — oder vielmehr theatralisch — ist er ein Nachkomme von Sardou und Augier, episch aber gehört er etwa zu Spielhagen und Hans Hopfen und vertritt den bürgerlichen Gesellschaftsroman, ohne sich in erschütternde Tiefen der zeitlos aufgewühlten Menschenseele zu versenken. Er ist zwar Dichter genug, um nicht als Tendenzschriftsteller zu wirken; aber philosophisch-religiöse Tiefen sind dem einstigen Parteigänger des Rickertschen Freisinns versagt.

In seinem „Bilderbuche meiner Jugend" (Stuttgart, Cotta) erzählt er unter seinen sinnlich-erotischen Erlebnissen eine für den ganzen Menschen bezeichnende Episode. Er kommt als höherer Schüler mit einem Freund auf ein Gut; zuerst küßt er dort die Magd ab, dann entfernt sich der Gutsherr mit dem Freund zur Besichtigung eines anderen Gutes, bleibt über Nacht und läßt den jungen Mann

(der übrigens schon öffentliche Häuser besucht hat) mit der jungen Gutsfrau allein. Sie schleicht nachts auf sein Zimmer — und er bricht die Ehe. Dies erzählt er ausführlich und ohne Bedenken. Und das Bezeichnende: keine Spur von erschütternder Ethik, von Tiefenschau oder Reue, sondern eben nur die Erzählung eines Abenteuers. Ebenso später die Liebe zu einer Schwindsüchtigen, die sich ihm hingeben will. Kurz, die Weltanschauung eines liberalen Bourgeois ohne letzte aufwühlende Tiefe.

Neben dem Naturalisten Hauptmann ist Sudermann Demokrat. Er hat einst als Journalist — eins seiner Bücher ist Artur Levysohn gewidmet — seine demokratischen Ansichten verfochten und später den liberalen „Goethebund" gegründet, der für bedrohte Freiheit des Schrifttums eintrat, was man halt so unter Freiheit in Berlin verstand. Jener erotische Zug ist uns schon in seinen ersten Dramen aufgefallen; ich sehe noch, wie Kainz in „Sodoms Ende" in das Nebenzimmer eindrang, wo Stühle fallen und ein Mädchen aufschreit, das der Wüstling um seine Ehre bringt. Ehre? Eines der erfolgreichsten Sudermannschen Dramen heißt so. Hat er jemals stark und stolz das edle Wort Ehre herausgearbeitet, von einem übergeordneten, etwa religiösen Standpunkt aus? Nichts von Metaphysik großen Stils! Er bleibt immer mit seinen Anschauungen in der bürgerlichen Gesellschaft.

Alfred Kerr, der kritische Sprecher des „Berliner Tageblatts", hat ihn einst wütend angegriffen. Warum denn? Gehört nicht Hermann Sudermann in den Denkbereich der Leute von Berlin W, wo man jenes Blatt liest?

Die Werke des Siebzigjährigen sind im Verlag Cotta, Stuttgart, gesammelt erschienen; ebenda schrieb über ihn Kurt Busse.

Eilhard Erich Pauls

Das Schulmeister- und Poetenleben des nunmehr 50jährigen Eilhard Erich Pauls (26. August 1927) war ein stilles, einem klaren Wegziel nachstrebendes inneres und äußeres Wachsen und Reifen. Vom traulichen Idyll einer Kleinstadtheimat aus vollzieht sich der Bau dieses Dichterlebens. Pauls' Wanderung vom akazienumstandenen Marktplatz in Groß-Salze (bei Magdeburg) bis zu dem glückdurchsonnten Eigenheim einer stillen Gartenstraße in der altberühmten Hansestadt am Ostseegestade läßt sich unschwer seinem bis jetzt vorliegenden literarischen Schaffenswerk ablauschen. Denn für dieses von innen her schöpferisch sich gestaltende Leben ist auch heute noch die geliebte Heimatscholle einer unvergeßlich schönen deutschen Kleinstadt reichgesegneter Schaffensgrund geblieben. Eine tiefbeglückende Summe von Segnungen ist in dem Dichter zu innerem Besitztum verarbeitet, in dessen vor der Außenwelt heilig umhütetes Geheimnis nur das Schaffenswerk dieses Mannes selber einen Einblick verstattet. Oder ist es etwa nicht die Ausstrahlung eines solchen tiefen Geheimnisses eigner Lebensmeisterschaft, wenn der Dichter seinem Jan Zite zuruft: „Welche Blume pflückst du, Jan Zite? Eine Biene sammelt alle Schätze aller Blumen ringsum, gierig und fleißig, aber der Blütentrank wird in ihr zum goldklaren Honig. Sammle, sammle, Jan Zite! Alle Schönheiten ringsum, pflücke sie, denn sie blühen für dich. Alle Träume unter dem Himmel, greife sie, denn sie duften für dich. Alle Erkenntnisse in der Sonne, halte sie, denn dir leuchten sie. Und Liebe, die du herzen mußt, denn sie wartete auf dich."

Der äußere Lebensgang dieses Sohnes der friesischen Landschaft vollzog sich ohne schwere Erschütterungen und Kämpfe. Ostfriesische Eltern, deren Stammbäume über mehrere Jahrhunderte rein friesisch zu verfolgen ist, umhüten treu die erste Kinderzeit. Die Schülerjahre verlebt der Kleinstadtjunge auf dem Pädagogium zum Kloster Unser Lieben Frauen in Magdeburg. Es folgt die Studienzeit (Geschichte, Germanistik) auf den Universitäten Tübingen, Berlin und Halle, die Pauls im Jahre 1900 mit dem Staatsexamen beschließt. Sein Lehrberuf führt ihn dann seit 1903 nach Lübeck, wo er bis heute wirkt.

Wies der Stammbaum väterlicherseits auf Bauern und Schiffer, in der mütterlichen Linie dagegen auf Lehrer, Pastoren und immer wie-

der Pastoren, so bedingte das für Pauls eine doppelte heimatliche Verbundenheit. Mittel-, nieder- und norddeutsche Landschaft und Menschen, die immer dem eigenen Erlebnis, d. h. also der Gegenwart entnommen werden, sind Bezirk dieses dichterischen Schaffens, das sich wesentlich in Roman und Novelle auswirkt.

Dem 50jährigen Dichter und Schulmann Eilhard Erich Pauls entbieten wir voll Dank und Verehrung unsern Gruß. Möge sein Poetentum, dem äußerlich die Stadt mit den goldenen Türmen eine treue, stark fördernde Heimat ward, immer reicher eine Erfüllung eigenen tiefen Erkennens vom Dichterberuf werden, wie er's seinen Jan Zite an einem prangenden, blütenschweren Frühlingsabend in seinem Dachkämmerlein übersinnen läßt: „Ein Dichter sein, heißt stark sein, heiß sein, wild sein, heißt immer jung sein und die Leidenschaften der Menschheit gesammelter noch, gewaltiger noch, stark genug für die ganze übrige Menschheit empfinden. Ein Dichter sein heißt jünger sein als alles andere, ein Dichter trägt eine Seele, empfindsam und voller Eindrücke. Er empfindet für alle anderen Menschen Lust und Leid, Ruhe und Begierde und saugt sich voller Leidenschaft. Wenn ein Dichter singt, singt er den Menschen, die vor Arbeit und Enge nicht empfinden können, ihre Qual und ihre Freude, singt ihre Einsamkeit und ihre Begattung. Dann erlöst er die Menschheit von Arbeit und Enge und führt sie zu seiner Höhe gewaltigen Empfindens, zu seiner Kraft reinen Wollens."

Dr. Paul Bülow

Haeckels Thronfolger?

Der Philosoph Prof. Dr. August Messer (Gießen) bringt im ersten Heft seiner neuen Zeitschrift „Philosophie und Leben" (Verlag Felix Meiner, Leipzig) über das Lebenswerk von Raoul Francé eine ausführliche Betrachtung. Er nennt ihn zwar „einen der menschlich gewinnendsten, liebenswürdigsten Vertreter dieser Richtung" (der Lebensphilosophie), kommt aber doch schließlich zu einem ablehnenden Ergebnis und belegt ihn mit dem Titel „Francé als Thronfolger Haeckels". Das ist wenig schmeichelhaft und verkennt die Sachlage; Haeckel war auf philosophischem Gebiet ein Dilettant, auf religiösem erst recht. Der Blick für die Seelengesetze der Menschheit, für die Tragik des menschlichen Daseins war ihm versagt. Francé ahnt aber hier Tiefen, die dem Naturforscher als solchem nicht zugänglich sind; er bleibt freilich bewußt neutral; es mag dabei vorkommen, daß er die Grenze nicht immer erkennt oder innehält. Messer schreibt:

„... Francé bleibt in seinem Werk nicht bei der theoretischen Erkenntnis stehen, er will uns auch Führer sein zum rechten Leben. Zu der dafür entscheidenden Frage: Was soll man tun? erklärt er: „Es gibt nur eine Antwort darauf: die Weltgesetze erkennen, um sie befolgen zu können, und dadurch in Einklang kommen mit ihnen.'

Francé ist Naturforscher, und wenn er von Weltgesetzen redet, so meint er Naturgesetze. Darin verrät sich nun aber der völlig naturalistische Charakter seiner Welt- und Lebensanschauung, daß ihm diese Naturgesetze, d. h. Gesetze des Seins, des Wirklichen, zugleich zu Normgesetzen, Gesetzen des Sollens werden, daß ihm ‚Natur und Kultur unter dieselben Gesetzmäßigkeiten fallen.'

Das Naturgesetz gilt ihm so zugleich auch als Sittengesetz, und diese Welt (d. i. die Natur) ist ihm zugleich das ‚Weltgericht', denn ‚eine unerbittliche Gerechtigkeit steckt im Sein'. Tatsächlich ruft Francé aus: ‚Ich nahm das ganze Leid der Menschheit, diesen irren Aufschrei aller Jahrhunderte, diese Kette von Wahn, Torheit, Irrtum, Verbrechen, Blut und Verzweiflung auf mich, und nun habe ich etwas gefunden als Schuld und ihre Folgen.'" ...

Hier unterbrechen wir Messer und bemerken nur, daß eigentlich hier schon Francé etwas vom tragischen Sinn des Menschendaseins andeutet, wodurch allerdings die bloß naturgesetzliche Betrachtungsweise durchbrochen wird. Und in der Tat drohen die ewig wiederkehrenden und unausrottbaren Leidenschaften und Laster der Menschen Francés Betrachtungsweise als unzulänglich erscheinen zu lassen. Hier beginnt eben das große Gebiet

der Schuld und Sünde, dadurch des Erlösungsbedürfnisses und der Religionen als der wiederherstellenden Kräfte. Das ist nicht mehr „Natur"-Wissenschaft.

Messer fährt fort:

„... Und dann noch eine Frage! Können wir mit Hilfe seines Rates, nach den Weltgesetzen, d. h. den Naturgesetzen, zu leben, auch nur in irgendeiner Lebenslage die brennende Frage, was soll ich eigentlich tun, entscheiden? Eine Frau wird von ihrem zu Jähzorn und Trunksucht neigenden Manne mißhandelt — jahrelang — was soll sie tun: das alles ruhig hinnehmen oder sich scheiden lassen? Francé rät ihr: Folge dem Weltgesetz! Lebe in Harmonie mit dem Ganzen! Hilft ihr das irgend etwas? Eine Tochter fühlt den stärksten Drang, sich für einen Beruf vorzubilden, ängstliche alte Eltern wollen sie nicht aus dem Hause lassen. Was soll sie tun? Bei allen sittlichen Konflikten und Fragen ist schon deshalb ein Hinweis auf das Naturgesetz ganz sinnlos, weil wir voraussetzen, daß schlechterdings alles: Gutes wie Böses, Richtiges wie Unrichtiges nach dem Naturgesetz geschieht; dieses, als Gesetz des Seins, kann uns eben nie auf die Frage: was soll ich tun? antworten.

Francés Buch ‚Bios' erinnert vielfach an Haeckels Welträtsel. Gewiß, Francés am wirklichen Leben orientierter Naturalismus unterscheidet sich zu seinem Vorteil von dem mechanischen eines Haeckel, aber beide haben gemeinsam die Fülle naturwissenschaftlicher Kenntnisse, die Fähigkeit, sich lebendig darzustellen, dazu Herzensgüte und ein idealistisches Streben, die Menschen aufzuklären und zu bessern; gemeinsam haben sie freilich auch eine völlige Verworrenheit und Unklarheit in den obersten Begriffen und Voraussetzungen, einen Mangel an jeglicher philosophischer Zucht des Denkens"...

Francé hat ein Buch geschrieben, das Messer anscheinend nicht kennt: „Die Wage des Lebens" (Anthropos-Verl., Prien, Ob.-Bayern). Darin schildert er seinen Besuch bei Haeckel, der dem damals jugendlichen Besucher sagt: „Ich bin Mechanist, während Sie Vitalist sind", und von dem er enttäuscht scheidet. Haeckel war sich demnach selber des Unterschieds bewußt und würde Francé schwerlich als seinen „Thronfolger" anerkannt haben.

Diplomatin und Schriftstellerin

Als junge Frau erlebte Elisabeth Heyking, Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten" und anderer fesselnder Romane aus der großen Welt, einen betrüblichen Roman. Eine Tochter des Grafen Flemming und Enkelin der Bettina von Arnim, 1861 in Karlsruhe geboren († 1925), wurde sie 1881 die Frau Stefan von Putlitz, eines Sohnes des damaligen Theaterintendanten und Lustspieldichters. Putlitz hatte Volkswirtschaft studiert, siedelte nach Berlin über, ließ sich dort als Privatdozent nieder und gab mit Hans Dellbrück die „Politische Wochenschrift" heraus. Als Mitarbeiter dieser Wochenschrift schloß ich aus dem Briefverkehr mit Putlitz, daß er ein ausnehmend gutherziger und liebenswürdiger Mann gewesen sein muß. Durch einen Sturz vom Pferde soll er sich ein nervöses Leiden zugezogen haben. Dazu kamen zwei Umstände. Einmal konnte Putlitz seiner Gattin nicht bieten, was sie sich erträumt hatte, Eingang in die große Welt. Sodann trat in den Kreis der Beiden ein baltischer Aristokrat, ein Mann, der durch Erscheinung, Wesen und Denkart sogleich alle Herzen gewann, im stillen auch das Herz der jungen Frau Elisabeth von Putlitz. Es war der Baron Edmund von Heyking aus Riga (1850—1915). Stephan von Putlitz mag den Kampf der beiden ihm Nahestehenden um Ehre und Pflicht bemerkt haben. Um das Glück der geliebten Frau herzustellen, opferte er sich, verzichtete und griff zur Pistole. Wie Grete Litzmann, die Herausgeberin der Tagebücher der Elisabeth von Heyking in ihrer Einleitung bemerkt, suchte Stephan von Putlitz mit rührender Fürsorglichkeit seiner Verzweiflungstat die Wirkung zu sichern, die er davon erwartet hatte, er fingierte ein amerikanisches Duell. Putlitz Tod erfolgte Mitte 1883. Ein Jahr später verheiratete sich die Witwe mit dem Baron Heyking.

Diese Vorgeschichte des Heykingschen Ehe-

paares scheint der Kaiserin zugebracht worden sein und Heykings diplomatische Laufbahn nicht gerade gefördert zu haben. Mit der Ernennung zum Konsul in Valparaiso 1886 beginnen die „Tagebücher" der Elisabeth Heyking „aus vier Weltteilen" (Leipzig bei Koehler & Amelang, 413 Seiten) und enden Mitte 1904 nach der Rückkehr des Ehepaares aus Mexiko. Heyking war 1895 Generalkonsul in Calcutta, 1894 in Kairo, 1896 Gesandter in Peking, 1899 in Mexiko, 1904 in Belgrad und 1906 in Hamburg.

Als Gattin eines befähigten und gewandten Diplomaten hat Elisabeth Heyking zwei Jahrzehnte hindurch in der alten und neuen Welt viel gesehen und gehört, beobachtet und erfahren und darüber ein eingehendes Tagebuch geführt für sich und die ihrigen, ohne an die Öffentlichkeit zu denken. Was eine Frau von Geist, Beobachtungsgabe und Urteilsfähigkeit in ihr Tagebuch schreibt, wird immer gern und aufmerksam gelesen werden. In den „Briefen, die ihn nicht erreichten" und in ihren Romanen gab sie schon manchen Einblick in das diplomatische Getriebe. Das Tagebuch spiegelt das wirkliche Diplomatenleben wider mit seinem äußeren Glanz und bei mittelstaatlichen Regierungen mit seiner inneren Dürftigkeit. Man findet in den Tagebüchern der Elisabeth Heyking manchen charakteristischen Zug über hervorragende Zeitgenossen, über die Reichskanzler Chlodwig Hohenlohe und Bülow, über Wilhelm II., über den Geheimrat Holstein, eine „Schattenpflanze, die nur im Dunklen leben kann", einen Politiker, der „die Macht liebt ohne Verantwortung" und sich von persönlichen Abneigungen leiten läßt.

Eine Zeit lang fand Elisabeth Heyking Gefallen an dem Verkehr in der großen Welt. Aber in den späteren Jahren erkannte sie dessen Nichtigkeit. Am 20. Januar 1900 verzeichnet sie in ihrem Tagebuch: „Abends ein langweiliges Essen bei Wildenbruchs, denen ich es übelnehme, daß sie mich so niedrig taxieren, mich zu der vornehm sein sollenden Gesellschaft einzuladen, wo sie doch gescheite Künstler- und Schriftstellerkreise haben!"

Gelegentlich läßt sie einige Schlaglichter auf die Gespräche hochgestellter Persönlichkeiten fallen. Anfang 1900 traf sie auf einem Essen mit dem damaligen Reichskanzler Fürst Chlodwig Hohenlohe zusammen. Unverblümt schildert sie ihn als kleines, unscheinbares Männchen, das wie „ein gerupftes Huhn" aussieht, und nennt ihn eine „liebenswürdige kleine Mumie". Hohenlohe war damals 81 Jahre alt. Im Gespräch mit ihm wurden die merkwürdigsten Dinge berührt: „Wiedergeburten, Buddhismus, Unsterblichkeit." Fürst Hohenlohe meinte, Unsterblichkeit tauge nicht für jedermann, sondern nur die Übermenschen verdienten das, die übrigen sollten eingestampft werden. „Ich sagte, wer in völkerreichen Ländern wie Indien und China gelebt habe, wo das Menschenleben gar keinen Wert hat, könne ihm nur recht geben. Wir sprachen über Frauenfragen, kamen über den Künstlerinnenball, auf den nur Frauen durften, zum Thema der Liebe zwischen Frauen." Dann erzählte der alte Fürst von der damals beratenen Lex Heinze. Wir sprachen über Literatur und Hohenlohe meinte, „Am Meer" von Heine sei sein Lieblingsgedicht. Mit den Ansichten Hohenlohes scheint Frau Elisabeth Heyking einverstanden gewesen zu sein. Dieses Gespräch unterschied sich wenig von den durchschnittlichen Unterhaltungen verwandter Kreise und verriet die flüchtige Denk- und Ausdrucksart durch Geburt und Amt hochgestellter Persönlichkeiten.

Mit ihrem Buch „Briefe, die ihn nicht erreichten", hatte Elisabeth Heyking einen Erfolg, der sie selbst am meisten überraschte. Für den Abdruck dieses Romans in der „Täglichen Rundschau" erhielt sie 1350 Mark und für die erste Auflage der Buchausgabe von dem Verleger 750 Mark. Erst die Buchausgabe brachte den Erfolg. Mehr als 100000 Exemplare mögen abgesetzt worden sein. Einer Aufmunterung war Elisabeth Heyking dringend bedürftig. Nach seiner Rückkehr von Mexiko wartete ihr Gatte Jahr und Tag vergeblich auf weitere Verwendung (mit ihm fühlte sich die Gattin zurückgesetzt) und fürchtete den Abschied nehmen zu müssen. Prinz Lichnowsky, damals Sekretär der deutschen Botschaft in Wien, erzählte ihr, daß der Reichskanzler einen

Aufsatz von ihr über Kiplings Roman „Kim“ aus Indien bewundert habe. Der Aufsatz sei ein Meisterwerk gewesen, niemand hätte das besser schreiben können. Wie Elisabeth Heyking in ihrem Tagebuch mitteilt, kam sie mit Bülow alsbald auf einen ganz anderen Fuß. Auf einem Essen sagte ihr der Reichskanzler die schönsten Dinge über ihre schriftstellerische Tätigkeit. Er hatte die Kritiken über ihr Buch sämtlich gelesen. Er behandelte die Schriftstellerin Elisabeth Heyking ganz anders als Jahre vorher die Gesandtin. „Wir sind jemand für ihn geworden.“ Bülow interessierte sich wirklich für literarische Dinge, und außerdem imponierte ihm immer, wie Elisabeth Heyking bemerkt, Presselob. Heyking wurde zum Gesandten in Belgrad ernannt. Dazu äußerte Varnbüler, damals württembergischer Gesandter in Berlin: „Das haben Sie erobert. Die Briefe haben Bülow erreicht. Er hat sich gesagt, daß Sie nicht jemand sind, über den man hinweggehen kann. Jetzt wo es vorüber ist, kann ich es Ihnen sagen: Sie waren diesen Winter hier ein Ereignis.“ Paul Dehn

Bayreuth 1927

Es war wieder ein ganz gewaltiger Eindruck. In Richard Wagners Kunstwerk äußert sich eine so mächtige mythenbildende Kraft, wie sie sich in Jahrhunderten nicht bekundet hat. Sein Genie ist einzigartig; wir hatten diese Art von musikalisch-dichterischem und zugleich ethisch-metaphysischem Genie in Deutschland überhaupt noch nicht. Aus allen Kulturvölkern kommen Gäste in unser Land, um die Leistungen dieses ungewöhnlichen Meisters zu bewundern. Nur in Deutschland selbst sitzen die Beckmesser, die an Einzelheiten des Werkes und seiner Aufführungen herumnörgeln. Oft möchte man ausrufen: es ist doch eine erbärmliche Nation! wenn nicht auch die Gegenkräfte der Bewunderung und der Liebe spürbar und wirksam wären.

Man braucht nur zufällig in ein Berliner Blatt zu schauen; da wird behauptet, es wären wesentlich Mägdlein mit langen Zöpfen dagewesen, die eine Art Gegendemonstration gegen den Bubikopf veranstalteten: kein Wort wahr! Es waren bei diesem Publikum aus aller Herren Länder mindestens soviel Bubiköpfe anwesend. Auch meint jener Berliner, es seien fast nur oberfränkische Autos zu verzeichnen gewesen, die Sache trage also nur noch Lokalcharakter: der Herr Kr'ttler hätte nur die Fremdenliste durchzusehen brauchen, so hätte er die Vielfältigkeit der Zuhörerschaft statistisch feststellen können; vor allem die Unmenge Amerikaner, aber auch Engländer, Schweden, Italiener, Schweizer, sogar Franzosen usw. Daß ihn die schwarzweißrote Fahne ärgerte, versteht sich von selbst. So kläglich sind die Randglossen dieser Burschen, die mit Sensatiönchen gegenüber der überwältigenden Größe des Kunstwerks zu arbeiten suchen.

Siegfried Wagner ist als Mensch nicht sehr ergiebig, aber als Regisseur und Hüter dieses außerordentlichen Erbes macht er seine Sache ganz hervorragend. Ich möchte „Parsifal“ und „Tristan“ an einem anderen Orte überhaupt nicht mehr sehen. Jeder Deutsche, dem es um edlere Bildung zu tun ist, müßte mindestens einmal im Leben nach Bayreuth pilgern. Und das Reich? Was tut es denn, um ein solches Nationalkunstwerk zu fördern? Man steht mit Ingrimm an Wagners Grab ...

Shakespeare-Woche in Bochum

Diese Festwoche gehörte zu den sommerlichen Ereignissen von künstlerischer Bedeutung. Zum ersten Male feierte die Shakespeare-Gesellschaft, sonst in Weimar tagend, auswärts eine glänzend geleitete Veranstaltung; der Intendant des Bochumer Theaters, Dr. Saladin Schmitt, führte die ganze Reihe der Shakespeareschen Königsdramen auf. Es wirkte wie große Musik. Die Teilnehmer nahmen unvergeßliche Eindrücke mit. Unterstützt durch die Bochumer Gastfreundschaft, belebt von guten Tischreden und Gesprächen, kamen sich die Gäste auch menschlich näher, wie immer bei der Überleuchtung durch große Kunst. So reihten sich jene Festtage würdig den Beethovenfesten des Jahres an.

In dieser Industriestadt trat es ganz besonders zutage und wurde auch in den Reden

hervorgehoben: daß man mit geistiger Kraft den Materialismus überwinden müsse. Ein gutes Anzeichen!

Wären wir nicht durch so maßlos zahlreiche sportliche Feste und Sensationen — Kanalschwimmer, Boxkämpfer, Ozeanüberflieger usw. — in unserem eigentlichen Wesen verwirrt, man könnte sich an solchen geistig eingestellten Festtagen ebenso freuen, wie etwa an der Hochstimmung von Bayreuth. Jene Aufführungen in Bochum waren von guten Vorträgen bedeutender Fachmänner begleitet; der Geist hatte die Führung. Wenn man dazu die vielen „Freizeiten" angeregter Jugend hinzunimmt, so stößt man auf das Gebiet, von denen Deutschlands Neubelebung ausgehen muß: auf das Gebiet der Einzelzellen. Man sollte sich gegenseitig stützen in diesen Bestrebungen, die alle auf Reichsbeseelung abzielen.

Eine Jubiläums-Ausgabe von Hegels sämtlichen Werken

Die wichtigsten Werke Hegels sind jetzt in geradezu mustergültiger Weise in der verdienstvollen „Philosophischen Bibliothek" (Verlag Felix Meiner in Leipzig) erschienen.

Aber die Original-Gesamt-Ausgabe wird nur in ganz wenigen Händen der gegenwärtigen Philosophengeneration sein. Vielleicht hat dem einen oder dem anderen noch vor dem Kriege ein glücklicher Zufall die Originalausgabe für mehrere hundert Mark in die Hand gespielt. Es kann sich aber dann nur um recht vereinzelte Glücksfälle handeln. Jetzt dürften sich ähnliche aber nicht wieder bieten. Denn heute kostet die Gesamtausgabe schon über tausend Mark, falls sie überhaupt einmal antiquarisch zu haben ist. Da bietet sich also das traurige Schauspiel, daß die, die sie aus wahrem geistigen Interesse besitzen möchten und sollten, sie nicht erschwingen können, und daß die, die sie erschwingen können, daran nicht eigentlich geistig interessiert sind, sondern sie nur um des Seltenheitswertes kaufen.

Dem soll nun ein Ende bereitet werden. Fr. Frommanns Verlag in Stuttgart feiert sein 200jähriges Bestehen damit, daß er einen Neudruck von Hegels sämtlichen Werken veranstaltet, der jetzt beginnt und zu Hegels 100. Todestage (14. November 1931) vollendet sein soll. Der Neudruck soll den vollständigen Text der Gesamtausgabe bieten, aber doch kein bloßer Nachdruck sein. Aus den verschiedenen Auflagen soll immer der beste Text ausgewählt werden. Auch soll eine bessere Anordnung der Werke getroffen werden. Zwei nicht von Hegel stammende Abhandlungen werden fortgelassen. Dafür wird die überhaupt bisher nicht mehr aufzutreibende erste Ausgabe der Enzyklopädie mitaufgenommen.

Nicht unerwähnt darf die für die heutige Wirtschaftslage gerade der geistigen Kreise wichtige Tatsache bleiben, daß der Subskriptionspreis verhältnismäßig niedrig ist (20 Pfg. für den Druckbogen).

So wird es für alle, denen wertvollstes deutsches Geistesgut am Herzen liegt, möglich sein, mit nicht zu schweren, auf vier Jahre verteilten, Opfern in den Besitz von Hegels sämtlichen Werken zu gelangen und das ist aufs lebhafteste zu begrüßen.

Prof. Dr. Bruno Bauch

Schicksal und Erlösung

Wenn man dieses Buch aus den Händen legt, fragt man sich schauernd: „Für welchen Menschen wird es ein inneres Erlebnis sein?" — Man fragt sich genau so bang, wie nach dem Erleben der darin gedeuteten Werke. Das Erschütternde dieses Werkes von Saitschick liegt darin, daß es viel mehr als ein Buch, viel mehr als ästhetische Bespiegelung der Welt und des Daseins ist, daß der Mensch, der innerlich den Weg zu Agape, zur erlösenden Liebe gefunden hat, in diesem Buch einen Teil seines geistigen Selbst, seines unerhört reinen, geläuterten Menschentums niederlegt. (Verlag Hofmann, Darmstadt.)

Wer Saitschicks frühere Bücher kennt, weiß, daß er es hier mit einem Menschen zu tun hat, der sich durch Jahrzehnte hindurch unerschütterlich treu geblieben ist, weil er einen tiefen

unerschütterlichen Glauben an Christus, einen ebenso tiefen und reinen Willen zur Selbstläuterung hat. Daraus wurde ihm die Gnade innerer Befreiung zuteil, daraus fließt seine Weisheit, die nicht ein Wissen des Intellektes, sondern ein Schauen aus Liebe und nicht von dieser zu trennen ist.

Lauscht man der Musik dieses Buches in der Stille der Seele, dann wird man gewahr, daß es sich doch durch etwas ganz Eigentümliches von allen früheren Büchern des Verfassers unterscheidet. Wie immer zeigt seine sprachliche Form die höchste, ebenmäßige Vollendung, Klarheit und Schönheit. Kein Wort zuviel, keines zuwenig. Und zwar deckt sich dieser Stil, in dem sich objektives Schauen und subjektives Erleben die Wage halten, vollständig mit der Reife des Gehaltes. Aber die merkwürdige geistige Musikalität der Sprache in diesem Buche hat ihren Grund wohl in einer letzten Auflockerung alles Gedanklichen. Saitschicks Denken ist befreit von aller Einseitigkeit des Abstrahierens, der logischen Erstarrung, des rationalen Erfassens unseres rätselvollen Daseins. Die innere Notwendigkeit, mit der sich ein Menschenschicksal abspielt, ist ja viel mehr und etwas ganz anderes als menschliche Logik; der Rhythmus des Lebens ist nicht der einer Maschine. Das menschliche Schicksal ist keine mathematische Gleichung — und die Erlösung des Menschen kann nicht im voraus berechnet werden: sie bleibt auch für den, der „strebt", ein unfaßbares, inneres Wunder, eine Gnade. Diese letzten Erfahrungen des Geistes aus dem Gebiete des Überlogischen, — die Inkarnation des Irrationalen im Leben, — sie haben diesem ganz wundervollen Buche den Stempel aufgedrückt. Die Weisheit Prosperos leuchtet durch das Buch, die klare Mystik des letzten Shakespearewerkes ist ihm eigen, das durch Saitschick auf zehn Seiten eine so geniale Deutung erfahren hat.

Das Buch ist in drei Teile gegliedert. Der erste zeigt an den genialsten Shakespearewerken (Hamlet, Lear) die Schicksalgebundenheit unseres Charakters. Er ist dazu angetan, uns die ganze Tragik schicksalsmäßiger Verbindung heterogener Kräfte zu einem unauflöslichen Ganzen ins Bewußtsein zu rufen. Und zwar strömt gerade dieser erste Teil des Buches eine so unerbittliche Lebenswahrheit aus, daß er tief überwältigt, daß man das Rauschen der Schicksalsschwingen vernehmlich zu hören vermeint und wohl auch erschauert, wenn die geistigen Lichter auf die eigene Seele fallen und zu unerbittlicher Selbsterkenntnis zwingen. Was z. B. in diesem Teil über „Hamlet" gesagt ist, ist das weitaus Tiefste und Beste, was je über dies Werk geschrieben wurde, mit dem ja sogar Goethe nichts Rechtes anzufangen wußte. Das ist Shakespeares „Hamlet" wahr geschaut.

Als zweiter Teil in der Mitte des Buches steht „Fausts Erdenwanderung". Dieser Teil gibt die Wandlung des Menschen des Mittelalters zum Menschen der Neuzeit. Er deckt die ganze komplizierte Natur des Menschen der neuen Zeit auf, seinen innern Unfrieden, seine Loslösung vom geistigen Mittelpunkt, das Überhandnehmen der Technik, die langsame Abtötung der Seelenkräfte. Mit dem Wandel des Menschen ist der Wandel der Zeiten verbunden. Bestehen bleibt nur das eine: Die Liebe. Nach all den Irrfahrten seines Lebens kehrt auch Faust zurück zum Quell, findet den Weg zur Erlösung.

Der dritte und letzte Teil des Buches ist „Der Weg zur Erlösung". Ohne das Schicksalerlebnis, das dem Menschen erst die Augen über die tragische Beschaffenheit des Lebens öffnet, ist die Erkenntnis des Weges zur innern Befreiung, zur Erlösung nicht möglich. In ergreifender innerer Steigerung führt uns Saitschick die letzte Strecke des Lebensweges an Hand der Wagnerschen Kunstwerke vom „Fliegenden Holländer" bis zu „Parsival", mit Ausnahme des „Ringes der Nibelungen", den er in einem eigenen Buch „Wotan und Brunhilde" deutete. Immer eindringlicher, immer knapper wird seine Sprache, immer mehr überwältigt der tiefe Ernst, der aus lebendigster Erfahrung kommt. Für den, der Ohren hat zu hören, ist die Deutung von Parsival eine Erleuchtung; ist in ihr doch das letzte und Entscheidende zum Ausdruck gebracht. Was uns nottut, was uns einzig rettet, was uns den innern Frieden bringt in einer Welt des Kampfes und der Friedlosigkeit, des Scheines

und des Wahnes — das uns finden zu helfen, weist uns dies Buch eines reifen Menschen den Weg.

Wer wird die Stimme dieses Mannes hören? R. B.

Das unbekannte Italien

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Buch, das vor kurzem unter einem ähnlichen Titel erschien (Alfred Philippson, Das fernste Italien, Geographische Reiseskizzen und Studien, Akademische Verlagsgesellschaft, Leipzig), den Durchschnittsleser zunächst etwas enttäuschen wird. Man hat ihm Italien anders dargestellt — als ein Land der Kunst, einer großartigen Vergangenheit, die neu zu erwecken die verrottete Gegenwart nur leider nicht mehr imstande ist. Und geduldig, verantwortungsvoll und fleißig, wie der gebildete Deutsche sich nun einmal zu sein verpflichtet fühlt, hat er sein Gedächtnis mit allerhand (sogar meist recht vielen) Daten und Kenntnissen vollgestopft, die er nun in Süditalien und Sizilien zu verwerten gedenkt oder schon einmal verwertet hat: Kirchen, Statuen, klassische Ruinen, Sarkophage, Mosaike, pompejanische Gerätschaften, Tempel und Gemälde. Denn das alles hat man ihm als sehenswert gerühmt — richtiger gesagt, als das allein Sehenswerte. Entzückt mußte man sein vom Anblick Neapels mit dem Vesuv dahinter, von der blauen Grotte von Capri, vom Blick, den das griechische Theater bei Taormina auf das Meer und den Ätna gewährt. Das war unerläßlich. Das übrige wurde als Geschmacksache angesehen und stand jedem frei.

Nun kommt da ein Bonner Geologieprofessor und versucht, uns ein anderes „fernstes Italien“ vor Augen zu stellen. Wie alle Geologen ist er ein erfreulich sachlicher Herr, und die ständige Beschäftigung mit Erdzeitaltern hat seinen Betrachtungen eine kühle Weite und Ruhe gegeben, die sich gegenüber dem Superlativstil der üblichen Italienliteratur angenehm behauptet.

Was beabsichtigt er mit seinem Buch? Er will eine Studienreise, die er im Frühling 1925 an die Küsten Siziliens, über die „Kalkplatte von Apulien“ und um die kalabrische Halbinsel herum gemacht hatte, wissenschaftlich dahin auswerten, daß er ein geologisches Bild der Landschaft entwirft. Dieses Bild ist soweit allgemein verständlich ausgefallen, daß es, besonders mit Hilfe des beigefügten Erklärungsanhanges aller vorkommenden Fachbegriffe, auch dem interessierten Nichtfachmann nutzbringend ist.

Und da wird er ein ganz anderes Bild dieser uralten Kulturstätten erhalten, als das traditionell geschichtliche, das seit den Gymnasien in unseren Köpfen wohnt. Die Herausbildung der gegenwärtigen Landschaft wird in ihre geologischen Ursachen zerlegt. Es handelt sich dabei fast ausschließlich um die Formationen des Tertiärs, also der vorletzten Erdperiode, da man annimmt, daß erst durch die Auffaltung der Zentralalpen, die etwa um diese Zeit erfolgt sein muß, die Küsten und das Inselgebiet von Süditalien ihre jetzige Gestalt erhalten haben. Wie bei der Aufnahme einer Landkarte sind nun, gewissermaßen schrittweise, die eigenen Beobachtungen zusammengetragen und mit denen anderer Geologen verglichen. Das Bild, das sich daraus ergibt, wäre, nur auf ein Beispiel angewendet, etwa folgendes.

Die Meerenge von Messina bedeckt eine Grabenbruchzone, d. h. eine natürliche Spalte zwischen zwei Erhebungen. Das bedeutete für den Geologen lange Zeit (augenblicklich zweifelt man wieder daran) die Erklärung, weshalb am Rande dieser Bruchzone sich eine vulkanische Tätigkeit entwickeln konnte, da man den verstärkten Druck, der mit einer solchen geologischen Situation zusammenhängt, für die Ursache sowohl von häufigen Erdbeben, als auch von vulkanischen Katastrophen hält. Höchst wahrscheinlich ist es aber die Ursache, warum Städte wie Messina und Reggio, die hart am Rande dieser Bruchspalte liegen, sozusagen naturgemäß immer wieder zerstört werden müssen und warum die beiden großen Vulkane innerhalb dieser Zone, Ätna und Stromboli, zu den lebhaftesten gehören. Überträgt man diese Grundlage auf die Geschichte der Menschen, so versteht man,

warum sich hier eine Religion bilden mußte, die einen Teil ihres Götterhimmels in die unterirdischen Essen verlegte und überhaupt im ganzen geneigt war, entweder als Küstenvolk an eine wässerige (Thales) oder an eine lavaglühende Weltentstehung zu glauben.

Man sieht also aus diesem einen Beispiel, daß es zwar etwas ungewohnt ist, seine Kulturbegriffe nach der Geologie eines Landes zu orientieren, aber daß diese entschieden zum Verständnis derselben beiträgt. Darüber hinaus (denn dies ist Bedürfnis und Nutzen des Lesers) bedeutet dieses Buch aber auch sonst eines der vielen Zeitsymptome, daß auch die Wissenschaft beginnt, sich auf allgemeine Brauchbarkeit einzustellen. Früher hätte man sich darauf beschränkt, eine solche höchst fleißige und ernstzunehmende Untersuchung einzig im Namen der Fachwissenschaft und nur für sie zu machen, daß man heute sich dabei an einen Leserkreis von Gebildeten und keineswegs nur an die Fachwissenschaftler allein wendet, läßt keinen Zweifel, daß man aus der engen Begrenzung in lebendige Wirksamkeit herauszutreten wünscht.

So wie dieses Buch ist, bedeutet es freilich erst einen zaghaften Schritt auf diesem Wege, und die Angleichung an die durchschnittliche Verständnisfähigkeit ist nicht überall gleichmäßig und sicher vollzogen. Aber der gute Wille ist da — und ihm wird der gute Wille des Lesers begegnen.

Annie Francé-Harrar

„Unterhaltungs"-Literatur

Nach einer neueren Statistik sind in den letzten Jahren rund 16000 Roman-Bücher in Deutschland erschienen, die lediglich als Unterhaltungsstoff anzusprechen sind. Dazu kommen mindestens noch einmal 16000 Romane, die in Zeitungen und Zeitschriften zum Abdruck gelangten, ohne dann als Buch zu erscheinen. Es kann unbeachtet bleiben, daß ein nicht unerheblicher Teil dieser „Literatur" aus fremden Sprachen ins Deutsche übersetzt worden ist, daß ein anderer, freilich nur geringer, Teil sich als Neubearbeitung und Neuauflage älterer Fabrikate ausweist. Was hier beachtenswert ist, ist die Tatsache, daß ein ungeheuerliches Übermaß an Zeit, Kraft, Material und Bargeld an Dinge gesetzt worden, die, genau besehen, fast oder ganz wertlos sind, wenn man sie nicht gar als schädlich brandmarken muß. Und diese Verschleuderung und Vergeudung von Zeit, Geld und Menschenkraft in unsern Tagen der Not! Streift es nicht fast an verbrecherischen Leichtsinn, an Volksverrat, wenn die Romanschreiber ihre Jahre vergeuden, um durchschnittlich wertloses Zeug zusammenzuschreiben, und damit nicht nur die Schriftsetzer, Drucker, Buchbinder, Buchhändler usw. verurteilen, ihre Zeit gleichfalls an ein Nichts wegzuwerfen, sondern auch ihren Lesern sozusagen die Tage stehlen? Ein Volk, das sich dazu versteht, in wenigen Jahren — und zwar in Jahren wirtschaftlicher, geistiger und sittlicher Not! — rund 32000 Unterhaltungsromane zu lesen, kann keinen Anspruch mehr darauf erheben, als führendes Kulturvolk zu gelten; es kann auch gar keine Zeit mehr haben, sich geistig und sittlich weiterzubilden, ganz abgesehen davon, daß unter und neben diesen Unterhaltungsromanen auch noch durchaus minderwertiges und verderbliches Lesefutter in die Massen geworfen wird.

Wir geben gern zu, daß der eine und andere einmal eine Ausspannung braucht und ein gewisses Bedürfnis nach leichter Unterhaltungslektüre hat, aber das rechtfertigt noch lange nicht jene furchtbaren Zahlen, neben denen die paar guten Bücher von Wert als Träger geistig-sittlicher Kräfte ja kaum in Betracht kommen.

Schr—l

Einladung

Der Wunsch zahlreicher Leser und Freunde des **Türmers**, mit den Schriftleitern und Mitarbeitern in persönliche Fühlung zu treten, veranlaßt uns, in Zukunft alljährlich in Eisenach vierzehntägige

Kultur-Vorträge

zu veranstalten.

Professor Dr. Robert Saitschick hat sich in dankenswerter Weise bereit erklärt, diese Vorträge zu übernehmen. Er wird in seinen Betrachtungen den Sinn des Lebens auf Grund der Kenntnis großer Kunstwerke genialer Künstlerpersönlichkeiten deuten. In den zwanglosen Aussprachen ist den Hörern Gelegenheit geboten, durch Fragenstellung an der weiteren Vertiefung mitzuwirken. Abendliche künstlerische Veranstaltungen, sowie ein Besuch der Wartburg und ihrer Schwesterburg, der Creuzburg an der Werra, sollen dazu beitragen, den Teilnehmern die bei der zu leistenden geistigen Arbeit notwendige Entspannung und Abwechslung zu vermitteln. Die herrliche Umgebung Eisenachs wird mit ihren stillen waldumrauschten Tälern und Höhen Erholungs- und Mußestunden gewähren.

Die diesjährige Reihe der Kultur-Vorträge findet **vom 11. bis 25. September in Eisenach** im Hause „Elisabethenruhe" im Mariental statt. Daselbst sind auch die Teilnehmer untergebracht.

Professor Dr. **Saitschick** spricht über das Gesamtthema: **Der Sinn des Daseins, gedeutet durch Dantes Göttliche Komödie.**

Professor Dr. Saitschick hat zur Einführung in die Menschen-Kenntnis und in die darauf beruhende Lebenswahrheit das geniale Werk Dantes gewählt. Er will sich dabei auf die feste Grundlage stützen, die in den inneren und äußeren Lebenserfahrungen Dantes gegeben ist. Was Dante in den von ihm geschauten drei Wirklichkeiten —

Untere Wirklichkeit (Hölle), Mittlere Wirklichkeit (Läuterungsberg — Purgatorio), Höchste Wirklichkeit (Erlösung — Paradiso) — darstellt, ist das Ringen um den Sinn des Lebens.

Das Thema wird sich in 12 **Vorträge** gliedern, die **abends**, je anderthalb Stunden mit einer Pause von zehn Minuten, stattfinden. Jeder Vortrag bildet für sich ein Ganzes.

Da die Zahl der Teilnehmer beschränkt werden muß, empfiehlt es sich, die Anmeldungen baldigst auf der beiliegenden Karte an das Städtische Verkehrsamt in Eisenach zu richten. Die Teilnehmerkarte kostet 10 Mark und berechtigt zu freiem Eintritt zu sämtlichen Veranstaltungen. Der Einheitspreis für die volle Pension im Hotel „Elisabethenruhe" beträgt 4 Mark, zuzüglich 10 Prozent Bedienungsgeld täglich. Dieser Preis gilt nur für die Teilnehmer an den Kultur-Vorträgen und nur für die Zeit vom 11. bis 25. September.

Der Oberbürgermeister der Stadt Eisenach, Dr. **Janson**, hat den Vorsitz des **Kuratoriums** der Kultur-Vorträge übernommen, dem u. a. noch die Herren Staatsminister Dr. h. c. **Leutheußer** und Oberburghauptmann **von Cranach** angehören.

Das freundliche Entgegenkommen der Stadt Eisenach versetzt uns in die Lage, unter ungewöhnlich günstigen Bedingungen diese Einladung ergehen zu lassen. Das kleine Opfer aber, das gebracht werden muß, wird niemand scheuen, dem es wirklich darum zu tun ist, an der geistigen Erneuerung Deutschlands tätigen Anteil zu nehmen.

Weimar im Juli 1927
Karl-Alexander-Allee 4

Schriftleitung des Türmers

Herausgeber: **Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard**
Verantwortliche Schriftleiter: Dr. **Gerhard Schmidt** und **Karl August Walther**; Sachverständiger für Musik: Prof. Dr. **Hans Joachim Moser**, Heidelberg, Bergheimer Straße 52. Einsendungen sind allgemein (ohne bestimmten Namen) **An die Schriftleitung des Türmers, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4**, zu richten. Für unverlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Für Rücksendung ist Postgebühr beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart





